



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

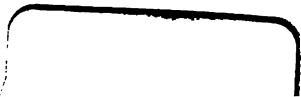
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



✓
149^B a 4 ~~1966~~





Allgemeine Geschichte

in

Einzeldarstellungen.

Unter Mitwirkung von

Alex. Brückner, Felig Dahn, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer,
Theod. Flathe, Ludw. Geiger, Richard Gosche, Gust. Herzberg, Ferd. Justi,
Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, M. Philippson, Eberh. Schrader,
Bernh. Stade, Alfred Stern, Otto Walz, Ed. Winkelmann

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Vierter Band.

Geschichte des alten Persiens

von

Ferdinand Justi.



Berlin,

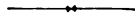
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1879.

Geschichte
des
alten Persiens

von

Dr. Ferdinand Justi,
Professor an der Universität Marburg.



Mit Illustrationen und Karten.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1879.



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Geschichte des alten Persiens.

V o r w o r t.

Die Geschichte des alten Persiens, welche der Verfasser zu dem großen von der Grote'schen Verlagsbuchhandlung unternommenen Geschichtswerke beige-steuert hat, versucht es, einem größeren Leserkreise die Schicksale eines höchst begabten, einst mächtigen, in der Folge durch vielfaches Unglück, Krieg, Zerstörung, Seuchen, Despotismus heimgesuchten und daher heute tiefgesunkenen Volkes zu erzählen. Der Verfasser war darauf bedacht, allen gelehrten Apparat fern zu halten, welcher vielleicht durch die Fremdartigkeit der Gegenstände und Schrifttypen einem oder dem andern Leser imponirt, jedenfalls aber den Genuß einer ruhigen Lectüre (wenn überhaupt ein solcher bewirkt werden dürfte) unterbrochen und beeinträchtigt haben würde. Ohnehin darf die Ausstaffirung mit gelehrten Noten nur bei Fachgenossen auf Theilnahme rechnen, ja auch für diese bleibt die ausführliche Bezugnahme auf die Quellen der Erzählung überflüssig, weil sie selbst sehr bald bemerken, wo die Steine für das Gebäude gebrochen sind. Es darf daher hier nur erwähnt werden, daß der Verfasser vermöge seiner Eigenschaft als Sprachforscher im Stande war, die Quellen für die persische Geschichte in den Ursprachen zu lesen, also sich nicht von zweiter Hand bedienen zu lassen hatte. Auch darf der Leser versichert sein, daß der Verfasser ihm bisweilen in einem anspruchlosen Sätzchen Dinge vorführt, deren endliche Feststellung erst nach Verbrauch vieler Druderschwärze und Stiftung ewiger Feindschaft zwischen den Gelehrten, welche der Eifer für die Wahrheit oft rücksichtslos macht, gelungen ist.

Der Verfasser hat für die ältesten Zeiten die Resultate der Keilschriftforschung verworther, über deren Wichtigkeit und Zuverlässigkeit er sich ein Urtheil zutrauen zu dürfen glaubt; für manche Perioden der persischen Geschichte, namentlich für solche, die anderweitig nicht beschrieben sind, auch die einheimische Ueberslieferung, mit welcher man nothwendig den Versuch einer

Verwerthung für die wirkliche, nicht nur sagenhafte, Geschichte machen muß; wir besitzen ja bereits Werke, welche die einheimischen (persischen) Quellen zu Wort haben kommen lassen, allein sie leiden an dem Fehler, die Orientalen auf Kosten der Griechen zu erheben, während das richtige Verfahren dieses zu sein scheint (abgesehen von der überall nothwendigen kritischen Betrachtungsweise), in zweifelhaften Fällen der abendländischen Ueberlieferung den Vorzug zu geben, die morgenländische da wo jene fehlt, und zwar mit großer Zurückhaltung eintreten zu lassen. Wie sehr aber selbst die abendländischen Geschichtschreiber (z. B. Herodot) von sagenhaften Quellen abhängig sind, ist allgemein bekannt und besonders von Max Duncker mit glücklichem Scharfsinn und für Jedermann verständlich geschildert worden. Der Verfasser hat besonders für die Geschichte des baktrischen Reiches und für die Schilderung der Zoroastriischen Religion aus einheimischen Quellen geschöpft und namentlich erstere in einer neuen Weise zu beleuchten versucht, welche vielleicht nicht den Beifall aller Fachkenner finden wird, aber doch wegen der Beschränkung auf allgemeine Züge und Hervorhebung nur weniger Einzelheiten als historisch beglaubigter Thatfachen die Zuverlässigkeit der Darstellung nicht beeinträchtigt und vielleicht auf Gedanken bringt, welche das Verhältniß der im Avesta und Königsbuch (dieses sind die Hauptquellen für jene dunkle Periode) enthaltenen Sagen zur wirklichen Geschichte näher zu bestimmen vermögen.

Außer den griechischen, für spätere Zeiten auch römischen Quellen, welche so werthvoll sind, daß wir ohne sie überhaupt auf eine treue Darstellung der persischen Geschichte bis zum Schluß der Partherherrschaft und theilweise noch späterer Zeiten verzichten müßten, durfte der Verfasser auch neuerdings erschienene Einzeldarstellungen benutzen. Die Werke deutscher und ausländischer Geschichtsforscher sind dem Leser bekannt; meist führen dieselben die allgemeine einschließlich der persischen Geschichte bis auf Alexander den Großen hinab; doch haben wir in jüngster Zeit auch für die Geschichte der Parther zwei fast gleichzeitig erschienene Werke, ein deutsches und ein englisches, beide mit eigenthümlichen Vorzügen ausgestattet; auch die Sajaniden sind, wenn auch weniger gut, behandelt worden; wir werden aber erst vollständig über die merkwürdige Geschichte der letztern belehrt werden, wenn das große arabische Originalwerk des Geschichtschreibers Tabari (eines gebornen Persers), dessen Herausgabe jetzt mehrere ausgezeichnete Orientalisten vorbereiten, gedruckt sein wird. Weniger umfangreiche Perioden sind kritisch bearbeitet, Schriftsteller auf ihre Zuverlässigkeit hin angesehen, ja selbst der Verlauf einzelner Schlachten ist mit kritischer Betrachtung der Nachrichten verschiedener Schriftsteller, bisweilen nach Untersuchung des Schlachtfeldes an Ort und Stelle, festgestellt, die Linie eines Rückzuges mit Erwägung aller Angaben und Erörterung der Benutzbarkeit der Wege ermittelt worden.

Wenn der Verfasser bestrebt war, den Leser mit mancherlei zu verschonen, was einem Specialforscher, einem Archäologen, einem Philologen von Wichtigkeit sein kann, so hat er in Einem Punkte geglaubt ihm einiges zumuthen zu dürfen, nämlich betreffs der orientalischen Eigennamen.*) Abgesehen davon, daß ihre Anführung in vielen Fällen unumgänglich ist, so kann auch nicht geleugnet werden, daß es doch auch für einen weitem Leserkreis zum wenigsten merkwürdig ist, wenn durch die Sorgfalt der alten Geschichtschreiber und durch die Genauigkeit der in den einheimischen Inschriften aufbewahrten Nachrichten möglich geworden ist, noch heute die viele Jahrhunderte alten Namen von Beamten und Fürsten, von Frauen und Hofdienern zu wissen; die Keilschriften des Darius nennen uns die Namen, ja geben uns in einem sie begleitenden Relief sogar die Bilder der Rebellen, welche seine Herrschaft zu stürzen trachteten, und der Feldherrn, welche neben ihrem Könige die Schlachten lenkten; Herodot führt die Heerführer und Officiere der großen Armee des Xerxes namentlich auf, und gibt im Verlauf seiner Erzählung von vielen derselben an, wo sie gefallen sind oder was sie in der Folge gethan und erlebt haben; die einheimischen Annalisten wissen uns ebenso die Kriegshauptleute und Helden zu nennen, welche namentlich in dem letzten ungeheuern Kampfe des sinkenden Reiches gegen die moslemischen Araber ihre Namen des Andenkens der Nachwelt würdig gemacht haben.

Besonderes Augenmerk hat der Verfasser auf die Stellung der Perser in der Culturentwicklung gerichtet und hat deshalb versucht, ihre und anderer im Bereich der persischen Herrschaft wohnender Nationen Religion und Sitte zu schildern, und die Kunstwerke, welche sie hinterlassen haben, vorzuführen. Er hat zur Erläuterung seiner Worte sich auch des Bildes bedienen dürfen und hat nach den Originalen in den Werken der Reisenden Zeichnungen mit der Feder angefertigt, welche vortrefflich in Holz geschnitten dem Leser nichts vorführen, was durch die vermittelnde Hand eines mit der persischen Architektur und Ornamentik nicht vertrauten Künstlers ungenau oder mißverstanden gebildet wäre. Etwas Zuthaten an Himmel, Beleuchtung und Staffage wird der Leser dem Bestreben, die Skizzen der Reisenden in Bilder zu verwandeln, zu Gut halten. Auch die Landkarten sind nach Angabe des Verfassers und mit genauer Berücksichtigung der im Text genannten Namen angefertigt, und auch sie bergen ein sehr eingehendes, oft mit trocknen und daher dem geneigten Leser vorenthaltnen Notizen operirendes Studium, welches durch neue Entdeckungen und die immer bedeutender werdenden Zuflüsse von Material aus dem Orient sehr ausgedehnt und merkwürdig ist.

*) Man lese Seite 3, Zeile 33 das (statt der), S. 16, Z. 5 des Sohnes (statt der Sohn) und S. 33, Z. 2 Tammischa.

Jeder Schriftsteller ist für das, was den Gegenstand seiner Arbeiten ausmacht, eingenommen, zuweilen begeistert; wie sollte er auch bei dem Leser Theilnahme erwecken, wo er selbst unbetheiligt bleibt? Der Verfasser hat sich gehütet, ein Panegyriker der Perser zu werden; ob ihm dies überall gelungen ist, mögen die Kenner entscheiden; gewiß ist, daß viele Leser sich aus den jetzigen traurigen Zuständen des persischen Reiches ein ungünstiges Urtheil über das Land und seine Bewohner gebildet haben, und für sie würde eine stärkere Erhöhung der Lichter in dem Gemälde die Wirkung haben, eine gerechtere Mittelstellung in der Beurtheilung eines Volkes einzunehmen, welches selbst von seinen Feinden einst hochgeachtet wurde und dessen Fürsten als Herrscherideale aufgestellt worden sind.

Marburg, den 20. October 1878.

Ferdinand Justi.

Geschichte der Perser.

Die Perser gehören derselben Völkerverfamilie an wie die Inder, Griechen, Italier, Slaven, Germanen und Kelten; als sie aus ihrem Ursitz in das iranische Land gelangten, fanden sie eine ältere Bevölkerung vor, deren Spuren man vielfach in der Geschichte verfolgen kann. Sie wurde von den arischen Einwandern Däve (Dämonen oder Riesen) genannt und, soweit sie nicht in der Masse der Sieger aufging, durch den Racenkampf vertilgt. Die Franier erscheinen nach den Schilderungen der Alten und in den Schriften, welche sie selbst hinterlassen haben, als ein Volk von auffallender Schönheit und Körpergröße und mit einem ausgebildeten Gefühl für Ehre und Sittlichkeit. Neben den egoistischen Berechnungen und gemeinen Uebervortheilungen, welche uns die Bibel aus der Patriarchenzeit überliefert, und zwar in Schriften, die aus der Zeit der ausgebildeten ebräischen Religion stammen, tritt die Superiorität der Franier in desto günstigeres Licht, je tiefer ihre Religion unter der mosaischen steht. Die heutigen Perser sind durch jahrhundertelangen Despotismus und Abgang der ehemaligen durch Menschenhand geförderten natürlichen Reichthümer ihres Landes eine verkommene Gesellschaft; die Tugend der alten Perser muß man bei den Parfi in Indien suchen, die sich dem Islam nicht gebeugt haben.

Älteste Erinnerungen und Herrschaft der Meder.

Die Geschichte der Perser beginnt mit dem von ihnen herbeigeführten Untergang des medischen Reiches. Die Perser, bisher Medien unterworfen, entwandten dem Könige dieses Landes das Scepter und fügten seinem Reiche noch weitere große Ländergebiete hinzu, so daß die uralten Culturreiche des Morgenlandes Einem Könige der Könige unterworfen waren. Medien nahm immer den ersten Rang nächst der Landschaft Persis, der Heimath des Kyros, ein, und die Geschichte des persischen Weltreiches knüpft durch die medische an die assyrische an.

Die medische Geschichte beginnt schon früh. Einen großen Theil des assyrischen und später des persischen Reiches hatten seit uralter Zeit, und ehe die Perser und Semiten ihre nachmaligen Gebiete eingenommen hatten, scythische Völker im Besiz, deren Sprache mit denjenigen der Uralo-

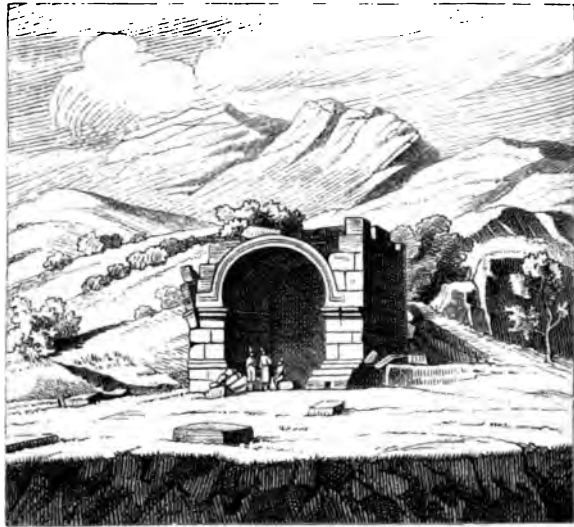
Finnen und Türken entfernte Verwandtschaft hatte. In spätern Zeiten war ihr Gebiet auf jenen weiten Landstrich beschränkt, der zwischen den Gebieten der beiden anderen Völker sich hinzog, also namentlich auf Medien und Sufiana. Der Name Medien ist scythisch und bedeutet „Land“. Berossos, ein babylonischer Priester, welcher um 330 v. Chr. geboren war, berichtet in seinen fragmentarisch von verschiedenen griechischen Schriftstellern überlieferten babylonischen Geschichten, daß nach der großen Fluth acht medische Könige, deren erster Zoroastres hieß, 224 Jahre lang über Babylonien geherrscht hätten. Man nimmt an, daß in diesen Medern, deren Herrschaft gegen die Mitte des dritten Jahrtausends begonnen haben muß, ein arischer Stamm zu sehen sei, der aus dem Innern von Iran erobernd vorgebrungen, aber nach zwei Jahrhunderten von einer einheimischen Dynastie wieder verjagt worden sei. Wenn demnach diese Eroberung von kurzer Dauer war, so gelang es den iranischen Stämmen weiter im Osten, sich dauernd neben der scythischen Bevölkerung festzusetzen, ja dieselbe auf immer zu unterjochen oder auszurotten; nur in Medien dauerten die Kämpfe um die Oberherrschaft lange Zeit. Die Wichtigkeit des scythischen Elements in der Bevölkerung ist noch unter den Achämeniden derart, daß diese Fürsten ihre persischen Inschriften nicht bloß mit einer babylonischen, sondern auch mit einer scythischen Uebersetzung versehen haben.

Herodot nennt als medische Geschlechter (Bevölkerungsclassen) die Busae, Paretaceni, Struchates, Arizanti, Budii und Magi, d. i. die Autochthonen, die Nomaden, die Hirten, die arischen Beherrscher, die Inhaber des Bodens und die Priester.

Die assyrischen Eroberungszüge in Medien hatten nur zeitweise Erfolge und gereichten dem arischen Element der Bevölkerung insofern zur Stärkung, als die Scythen in ihren arischen Beherrschern die Vorkämpfer für ihre Selbständigkeit gegenüber den Assyrern zu sehen sich gewöhnten. In sehr alte Zeit wird ein medischer König Pharnos versetzt, welcher von den Assyrern besiegt und gekreuzigt worden sein soll, eine Nachricht welche vielleicht aus der Volksüberlieferung geschöpft ist. Die Assyrer hätten dann eine Heerstraße von Assyrien über den Zagros nach Medien angelegt. Diese Straße wurde von Xenophon überschritten, als er am Fuß der Karduchenberge herzog, und sie wurde vielfach in den Kriegen der Perser mit Byzanz benutzt, sie ist noch vorhanden und durch eine Reihe von Denkmalen bezeichnet. Sie zog von Niniveh nach Arbela und stieg dann direct über die Berge nordöstlich in die atropatenischen Ebenen. Auf der Höhe des Zagrospasses, zwischen Rowandiz*) und Ushnei, in der Nähe von Sibel, steht auf einem Sockel ein 6 Fuß hoher Pfeiler von dunkelblauem Stein, welchen die Kurden Keli schin nennen; auf seiner breiten Ostseite steht eine medische Keilschrift von 41 Zeilen; fünf Stunden von ihm, über Sibel, steht ein zweiter

*) Man spreche das z der orientalischen Namen wie weiches s aus.

Keli schin. Bei Sirgan in der Nähe von Ufschnei wendet sich die Straße nach Ost und Südost und geht über Sihna nach Ekbatana. Da die Straße im Winter durch Schnee verschüttet ist, so bedient man sich noch einer anderen, welche von Arbela aus über die Raftabrunnen von Kerkut (Mennis) über Soleimania und durch die Ebene von Schahrizur, sodann über einen Jagrospañ bei Kirrind in das Thal von Kermanischah mündet, welches vom Alwand bei Hamadan (Ekbatana) ausgeht. Auch diese Straße ist durch zahlreiche Ruinenstätten aller Zeiten bezeichnet: Butchaneh oder der Gözentempel ist ein Ort mit alten Sculpturen; bei Schahrizur lag zur Zeit der arabischen Eroberung die alte Stadt Nimra, deren Name die Erinnerung an die in assyrischen Inschriften oft genannten Namiri bewahrt hat; in der Ebene Hurin liegen die Ruinen einer anscheinend babylonischen Stadt; nahe dabei in der Schlucht von Scheichan ist ein babylonisches Felsbildwerk mit Keilinschriften; alsdann geht die Straße an einem marmornen Thorbogen Tak i Girrah vorbei, der wahrscheinlich eine Zollstätte war. Die Ebene von Kermanischah ist angefüllt mit Ruinen, meist sasanischer Zeit, zum Theil in griechischem Stil erbaut; am Berge Behistan befinden sich noch später zu erwähnende Sculpturen; die Palastbauten, von welchen die Alten berichten, scheinen durch das Schloß des Chosro



Tak i Girrah.

Parvez verdrängt zu sein, der an den untern Fels des Berges angelehnt war.

Die Meder werden oft in den assyrischen Inschriften genannt, auch die Namen zahlreicher Städte sind in ihnen aufbewahrt, deren Lage jedoch, wie sich denken läßt, schwer zu bestimmen ist. Der Assyrer Tiglatpileser (ungefähr 1130—1080) berichtet zuerst von einem Feldzug in Armenien und Medien; Salmanassar (Mitte des 9. Jahrh.) hat mit Medern zu kämpfen, welche ihre Unabhängigkeit behaupteten; unter Ninurari (809—780) werden die Meder nebst einer Reihe von ostwärts wohnenden Völkern angeblüch unterworfen. In den Inschriften des zweiten Tiglatpileser (744—726) erscheinen die Sagartier in der Gegend von Sultania. Wie wenig Erfolg die Versuche einer Unterwerfung der Meder hatten, beweist

der Umstand, daß Sargon (721—704) Festungen anlegte, um Assyrien vor den Medern zu schützen, sowie eine Inschrift des Esarhaddon (680—669), worin dieser König sagt, keiner seiner Vorgänger habe jenes Volk unterjocht.

Wir ersehen aus den assyrischen Inschriften, daß Medien in zahlreiche Fürstenthümer zerfiel, und die Art, wie Herodot die Wirksamkeit des Dejokes vor seiner Thronbesteigung schildert, zeigt, daß die Fürsten ihre Macht mit den angesehenen Männern der Volksversammlung theilten. Wir finden eine solche von der Aristokratie beschränkte Fürstengewalt schon in sehr alter Zeit, bei freier lebenden Stämmen noch heute hergebracht. Das Avesta, die heilige Schrift der Zoroastrier, lehrt uns diese Verfassung noch zur Zeit der Achämeniden kennen; es nennt den Herrn des Hauses, des Stammes, des Gaus und des Landes (der Provinz), welche unbeschadet des Rechtes des Königs der Könige ihre Angelegenheiten selbst erledigen. Das auf medischem Boden wohnende Volk der Kurden hat noch heute seine alte Stammverfassung erhalten; es zerfällt in Stämme, Geschlechter und Familien, die sich zu Volksversammlungen vereinigen und über gemeinsame Angelegenheiten berathen. So zerfällt der Stamm der Mikrikurden in 20 Zweige, die Bilbas in drei Abtheilungen, deren erste 12, die zweite 5, die dritte 8 Unterabtheilungen zählt, die Duschit in etwa 20 Zweige, an deren Spitze Häuptlinge (Beg) stehen. Ein solcher Zweig oder kleinerer Stamm vermag bisweilen einige tausend bewaffnete Männer auf die Beine zu bringen. Unter den mit den Kurden verwandten Bachtiaris im südlichen Medien, nach Spahan hin, heißt ein großer Stamm Gastleng; dieser zerfällt in 5 kleinere Stämme, und einer der letzten zählt 15 Abtheilungen mit zusammen 4000 Familien. Die Bande, welche die Mitglieder des Stammes an den Häuptling binden, sind sehr fest; Cl. J. Rich kannte einen Kurden, der seinem Fürsten nicht nur freiwillig in die Gefangenschaft nach Bagdad folgte, sondern sich auch bei dessen Tod selbst das Leben nahm. Während die Kurden und Bachtiani unter einer Feudalaristokratie stehen, haben ihre Brüder, die Luren (nordwestlich von den Bachtiani bis zum obern Kercha) keine Häuptlinge, sondern eine conföderative Republik. Sehr genau kennen wir die Stammverfassung der Afghanen im östlichen Iran, der Paropamisaden der Alten. Das Familienhaupt ist verantwortlich für die Familie; zehn solcher Hausherren stehen unter einem Spir oder Weißbart, zehn oder zwölf Spir wieder unter einem Kandibaser oder Haupt einer Abtheilung; verschiedene von diesen unter dem Malik oder Muschir, und diese wählen aus den ältesten Familien ein Oberhaupt. Eine unbestimmte Zahl solcher Abtheilungen bildet ein Chail, welches ein Chan beherrscht; diesem zur Seite steht ein Rath der Abtheilungshäupter, und alle innern Angelegenheiten werden vom Chan, jedoch unter Vorbehalt der Billigung von Seiten des Rathes, erledigt. Es giebt Afghanenstämme im Osten ihres Gebietes, welche keinen Chan wählen, also die Einheit des Stammes aufgelöst haben; jedoch vereinigen sich bisweilen einige Abtheilungen des Chails zu einer Gundi oder Waffenbrüderschaft.

Bei den alten Persern nennt Herodot zehn Stämme, unter welchen die Pasargaden die Hegemonie führten; innerhalb dieses Stammes war das vornehmste Geschlecht das der Achämeniden, aus welchem die Fürsten der Persis gewählt werden, deren Bestätigung jedoch dem König der Könige, also zur Zeit des medischen Reiches dem König von Medien vorbehalten war.

Denken wir uns diesen politischen Zustand im alten Medien, so werden wir die Geschichte von der Thronbesteigung des Dejokes, welche uns Herodot erzählt, als den Verhältnissen genau entsprechend erkennen. Dejokes,*) Sohn des Phraortes, gelangte durch seine Gerechtigkeit zu großem Ansehen bei seinem eignen und andern Stämmen. Es gelang ihm, die übrigen medischen Fürstenthümer in Abhängigkeit zu bringen, was keine großen Schwierigkeiten gehabt zu haben scheint, da die Meder die Nothwendigkeit einer starken und großen Herrschaft Assyrien gegenüber erkennen mußten. Als er demnach die höchste Gewalt oder königliche Würde erlangt hatte, ließ er alsbald eine feste Stadt bauen und umgab sich nach dem Vorbild der assyrischen Könige mit Hofstaat und Leibgarben, auch führte er die Sitte ein, daß niemand ohne seine Erlaubniß vor sein Angesicht trat, denn es gehört zum Nimbus der asiatischen Könige, welche wie die ägyptischen als Götter galten, sich dem profanen Auge zu entziehen. Den Verkehr mit dem König vermittelten besondere Beamte des Hofes, welche die Anliegen des Volkes schriftlich überreichen mußten, und zur Handhabung der Polizei dienten in allen Theilen des Reiches Späher, wie später zur Zeit der Achämeniden.

Der Stamm, dessen Fürst Dejokes ursprünglich war — der König Sargon nennt sein Fürstenthum Bit Dajauku — wohnte ohne Zweifel da, wo er seine Königsstadt Ekbatana anlegte. Diese liegt in einer großen Ebene am Fuße des Alwand (Drontes). Wenn man von Teheran kommt, erblickt man nach Uebersteigung der letzten Paßhöhe eine mächtige Felswand, welche von dem massenhaften Gebirgsstock des Alwand, und deren nördliche Spitze von einem zweiten tief im Hintergrund liegenden Gebirge überragt wird. Vom Fuß des Alwand senken sich sanfte Abhänge in die reichlich bewässerte Ebene, und an diesen Abhängen baut sich die Stadt, von Baumgruppen umkränzt, terrassenförmig auf. Im südöstlichen Theile der Stadt liegt auf einem regelmäßigen von Menschenhand aufgeschütteten Hügel der Art (Burg), der heute ein Gebetsort ist und an der Stelle der medischen Königsburg steht. Ein Thurm ist der letzte Rest älterer Bauwerke; außerdem hat sich ein marmorner Löwe und ein Säulensocel gefunden, der genau den persopolitanischen gleicht und beweist, daß die Achämeniden, wahrscheinlich Darius I., der Holzburg des Dejokes



Löwe zu Ekbatana.

*) Dieser Name ist wahrscheinlich ein Titel, während Kyagares der Eigename ist.

einen Steinpalast hinzugefügt haben. Der Geograph Jakut sah zu Anfang des 13. Jahrh. noch ein mächtiges Gewölbe. Auch in den Schluchten des Utwand sind Denkmale zwar nicht des medischen, wohl aber des persischen Alterthums; Darius und Xerxes haben an einer Porphyrrwand mitten in wilder von Gebirgswässern durchrauschter Felsöde Inschriften eingraben lassen; nicht weit davon liegt auf steiler Höhe eine viereckige Plattform, eine alte Feuerstätte, zu welcher die Perser noch heute wallfahrten.

Die Mauern der Königsburg bestanden aus sieben concentrischen Ringen, deren Zinnen weiß, schwarz, scharlachroth, blau, orange gelb gefärbt waren; die beiden innersten Ringe hatten mit Silber- und Goldblechen belegte Brustwehren. Der Holzpalaß war wie auch der Tempel der Anahita mit eben solchem Metallschmuck versehen. Diese Beschreibung der Königsburg ist architektonisch von Wichtigkeit. Auch die sieben Stufen des Thurmes (Ziggurat) von Babel, des „Tempels der sieben Lichter der Erde“ waren farbig, und in den Ruinen von Chorsabad hat sich ein Thurm gefunden, dessen vier noch erhaltene Stufen von unten nach oben schwarz, weiß, roth (statt orange), blau gefärbt waren. Die Farben pflegte man auf dreierlei Weise herzustellen; man überzog die Wand mit Stucco und bemalte diesen; oder die Farbe wurde den Backsteinen aufgestrichen und im Ofen in sie eingebrannt; oder endlich man verwendete kleine bunte Thonkegel in der Art, daß man sie mit der Spitze nach innen in den Cementbrei wagrecht einbettete, so daß die bunte Grundfläche des Kegels außen sichtbar war; von der Verkleidung der Wände mit Erz, Silber und Gold hat man vielfache Nachrichten. Ferner zeigen die Mauern von Ecbatana, daß hier wie in Babylonien die sieben Planeten, denen die Mauern geweiht und mit deren heiligen Farben sie geschmückt waren, als Götter verehrt wurden. Stellt man bei Herodot die beiden ersten Farben um und vertauscht auch die dritte Farbe mit der fünften, so ergibt sich in umgekehrter Ordnung, also vom innersten Mauerringe angefangen, die Reihe: golden, silbern, scharlachroth, blau, orange gelb, weiß, schwarz; setzt man statt der Farben die Planeten, denen sie geweiht sind, so erhält man dieselbe Reihenfolge, in welcher die Wochentage nach den Planeten genannt sind: Sonne, Mond, Mars, Mercur, Jupiter, Venus, Saturn. Der Gestirncultus, die höchste Stufe des Fetischdienstes, war von den Scythen Mediens wie von den ihnen verwandten Sumir*) in Mesopotamien ausgebreitet worden, und ist in der babylonischen Religion von großer Wichtigkeit; auch die persische Religion weist Verehrung der Sterne auf und schreibt ihre Erfindung dem Tachmurasch zu, der theilweise eine Personification der scythischen Bildung zu sein scheint. Die Planeten nannten die Chaldäer von Babel Geburtssterne und hielten den Einfluß von zweien für wohlthätig, von zweien für übel, von den übrigen für schwankend zwischen beiden. Auf unzähligen babylonischen und persischen Siegelsteinen sind bald einzelne Sterne,

*) Einige Gelehrte nennen dies Volk Akkad.





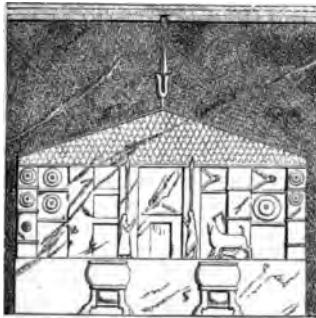
balb Sonne und Mond, bald die sieben Planeten (einschließlich der beiden Letztern) abgebildet.

Dejokes hinterließ ein großes Reich seinem Sohne Phraortes, der die Macht seines Vaters dazu gebrauchte, Medien zu vergrößern; er unterwarf zunächst Persien, dessen Fürsten die Stämme ihres Landes bereits zur Zeit des Dejokes vereinigt hatten. Sjarhaddon (680—669) berichtet die Gefangennahme zweier persischer Fürsten, Sitirparna und Sparna. Phraortes bezwang den Achämenes und machte ihn zum Vasall; ebenso erging es den Fürsten des übrigen Iran, bis Baktriana und Sogdiana hinauf. Dann wandte sich Phraortes gegen Armenien, welches bereits vielfach von den Assyrem bekriegt worden war. Armenien, dieses Alpenland mit grasreichen Weiden, herrlichen Seen, mächtigen Strömen und erhabenen Berggipfeln, in welches die heilige Ueberlieferung das Paradies verlegt, ist von Hochebenen von West nach Ost durchzogen, auf denen sich lange Gebirgsketten und isolirte Gipfel erheben. Die hauptsächlichste, das Land in zwei Hälften theilende, erstreckt sich vom Berge von Ararat (Masis) bis zur Vereinigung der beiden Euphratquellflüsse; die höchsten Gipfel erheben sich in der Nachbarschaft von Eriwan: der große und kleine Ararat und der Alagis. Der Nordrand des Hochlandes fällt in das Thal der Kura hinab, deren nördliche Zuflüsse vom Kaukasus kommen, während der Aras (Araxes), der sich kurz vor der Mündung mit der Kura vereinigt, vom Bingöldag südlich von Erzerum (Karin, Theodosiopolis) durch einen großen Theil des Hochlandes fließt und erst später in die Ebene von Karabag (Siunik und Barnes) eintritt. Zwischen beiden Strömen liegt der Alpensee Gelachuni (Sewanga). Nicht weit vom Araxes entspringen auch die beiden Quellflüsse des Euphrat, die nach ihrer Vereinigung den Südrand des Hochlandes, die Fortsetzung des kleinasiatischen Tauros, durchbrechen. Auf diesem Südrand entspringen auch die beiden Arme des Tigris, der westliche nicht weit von den Durchbrüchen des Euphrat entfernt, der östliche auf der südlich vom Wan-See gelegenen Abdachung. Ein bedeutender Fluß ist auch der Tschorroch (Atampsis), der durch das Land der Chalyber und Saspiren fließt und ins schwarze Meer fällt. Die zahlreichen Gewässer Armeniens nähren sämmtlich diese großen Flüsse, abgesehen von denen, welche sich in die Alpenseen ergießen. Zwischen dem Südrand und den Hochebenen von Ararat (dem Land der Marodier) liegen die Ketten, welche die Fortsetzung des Elburs oder des Nordrandes von Iran bilden, nördlich vom Urmia-See (bei den Alten Kapauta, d. i. der blaue) vorbeiziehen und den See von Wan (Thospitis) mit hohen Schneekuppen umgeben.

Die Straßen, welche Armenien mit dem Verkehr der alten Welt in Verbindung brachten, sind einmal die große Heerstraße von Susa nach Sardes, welche eine Strecke weit durch das südliche Land lief; ferner die Straße von Melitene über Daskusa, Eriza (Erzingan), Erzerum nach dem Mittelpunkt Armeniens, wo am oberen Araxes die alten Hauptstädte liegen,

Ervandashat (am Einfluß des Achurean), Balarschapat (in der Nähe des Patriarchensitzes Etchmiadzin), Dovin, Artagata (heute Ardasher) und Armavir, und weiter nördlich, zwischen den Felsenfern des Achurean, Ani, im Mittelalter Residenz der bagratidischen Könige, weiter stromabwärts Rayana, in dessen Nähe die Straße aus Atropatene über den Strom setzt. Von diesen Städten aus geht die Straße über hohe Pässe nach Tiflis und der alten georgischen Königsstadt Metchetha. Von hier steigt sie über die Berge in das Thal des Phasis (Rion) und geht durch Kolchis, über Kutais, den alten Sitz der imerethitischen Könige, den Geburtsort der Medea, an das schwarze Meer, und nordwärts durch die Pforte der Alanen über den Kaukasus. Die 10000 Griechen unter Xenophon gingen bereits bei Sapphe nordwärts durch das Gebiet der Karduchen (Kurden) über den Kentrites (Bohtan-tschai, östlicher Tigris), von wo die Wege nach dem Wan-See und Manavazkert abzweigen, über den Teleboas (den Fluß von Musch), kamen dann in das Thal des Phasis, d. h. des Araxes im Gau Vasean (Phasiane), und nach Uebersteigung der Gebirge in das obere Tschorochthal und endlich an die Küste von Trapezunt.

Armenien war in ältester Zeit bis etwa zum 7. Jahrh. von einem Volke bewohnt, welches man für verwandt mit den Georgiern im Kaukasus halten muß. Es hat zahlreiche Denkmale mit Keilschriften, namentlich in Wan, hinterlassen, woraus wir die Namen einer Reihe von Königen lernen. Diese alte Bevölkerung Armeniens nennt Herodot Alarodii, was eine Gräcisirung von Urartu (in den assyrischen) oder Urasu (in den achämenischen Inschriften) ist; der Name lebt noch jetzt fort im Namen der Landschaft Ararat. Im 9. Jahrh. übte das Königreich Urasu eine Oberherrschaft über die andern Fürstenthümer Armeniens aus, von welchen Musafir (im Norden des Sees von Wan), Mildisch (in der Gegend von Maku), Milibda (Melitene) und Wan genannt werden. Nicht allein damals, sondern auch später zerfiel Armenien in kleinere Bezirke, welche die natürliche



Tempel des Galdia in Musafir.

Beschaffenheit des Landes, abgesperrte Thäler, welche den Verkehr erschwerten, und nur am Araxes eine bedeutendere Ebene, zu einem einheitlichen Reiche zu verbinden sehr schwer machte; ein armenisches Königreich, welches das ganze Land beherrschte, hat daher immer nur zeitweise bestanden, wozu noch kam, daß große Nachbarreiche immer ein Interesse daran fanden, das strategisch wichtige Land, durch welches die großen Straßen von Nord nach Süd und von West nach Ost liefen, in ihren Besitz zu bringen.

Wir lernen aus den Inschriften (alarodischen und assyrischen) den Hauptgott der Alarodier, Galdia, kennen, dessen vornehmster Tempel in Musafir stand, und welcher mit dem Himmels- und Sonnengott eine

Götterdreieit bildete, also wohl der Mondgott war. Eine Abbildung des Tempels ist auf einem Relief in Chorsabad erhalten.

Herodot nennt außer den in Armenien wohnenden Kolkern und Saspiren noch das Volk der Matiener, welches in Atropatene und in andern Gegenden wohnte, und gerade da, wo wir heutzutage Kurden antreffen. Diese Matiener waren iranischer Abkunft. Die Armenier versetzt Herodot in die westlichen Striche des Landes am obern Euphrat bis in die Nähe von Phrygien; nach der Ueberlieferung der Alten kamen sie aus Phrygien, und bildeten einen Theil jener Völkermasse, welche von der Balkanhalbinsel nach Kleinasien herüberwanderte. Zur Zeit der letzten assyrischen Könige muß die Einwanderung der Armenier begonnen haben; die Meder wurden theils nach dem Norden gedrängt, theils unterworfen. Daher findet sich schon in den Inschriften des Sargon (721—704) hin und wieder ein Name arisch-armenischer Herkunft, wie der Name des Gottes Bagamaschtuv oder des Königs Bagadati von Milbisch, und vollends heißt in den Inschriften der persischen Könige das Volk nicht mehr Urartu (dieser Name findet sich nur noch in der babylonischen und scythischen Uebersetzung des persischen Textes), sondern Armina. Die Armenier selbst nannten sich Hait (die Herren), weil sie ähnlich wie die iranischen Meder die alte Bevölkerung bemeisterten. Was wir nun aus jener Zeit vor der Einwanderung der Hait Sicheres wissen, verdanken wir den assyrischen Inschriften. Die Assyrien zunächst gelegenen Theile des südlichen Armeniens waren schon früh von den Königen jenes Reiches unterworfen, wie das sehr oft genannte Land Nairi, welches am oberen Tigris zu suchen ist. Bereits der älteste König, von welchem wir ausführliche annalistische Nachrichten besitzen, Tiglatpileser I., rühmt sich den Königen von Nairi einen Tribut von 1200 Pferden und 2000 Ochsen auferlegt zu haben; er drang in das Fürstenthum Milbisch, wo er wegen der Bergschluchten seine Wagen zurücklassen mußte und nach Verbrennung mehrerer Orte angeblich einen Tribut erhob. Wie wenig solche Siege fruchteten, sieht man daran, daß spätere Könige beständig ihre Waffen gegen die Nairi ergreifen mußten. Nicht weit von der Quelle des Subeneh-Su, nahe dem Dorfe Rarkar, hat man das Bild des Tiglatpileser entdeckt, welches mit einer Inschrift versehen ist und dessen Errichtung am Supnat eine Inschrift in Kala Schergat berichtet. Assur-nasir-habal (882—857) erhob gleichfalls Tribut in den südarmenischen Gegenden, griff aber das mächtigste Land, Urartu, noch nicht an. Schon damals müssen diese Landstriche reich bevölkert gewesen sein, wie aus der Zahl der Städte hervorgeht, deren 250 von



Tiglatpileser.

Assur-nasir-habal erobert wurden. Der Nachfolger desselben, Salmanassar (857—829), drang weiter vor und kam in Krieg mit Arumi von Urartu (der in den alarodischen Inschriften von Wan Arame heißt), dessen Hauptfeste Subaniga er nebst vielen Städten zerstörte, wie er auch die Hauptstadt Arnie am Wasser Turnat eroberte. Die Hälfte der Regierungsjahre Salmanassars V. (780—770) war mit Krieg gegen Armenien erfüllt, und unter Tiglatpileser II. (744—726) erhalten wir ausführliche Schilderungen der Kriege gegen Sarbu von Urartu. Dieser verband sich mit einem Fürsten von Chummuk am Tigris, wurde aber geschlagen, auf der Flucht in der Stadt Thurus (nahe dem See von Wan) gefangen und bat um Gnade. Der König errichtete sein Bild mitten in der Stadt, dann wurden viele Armenier nach Assyrien deportirt und in Armenien eine Stadt angelegt, welche Leute aus dem Gebirg zu bewohnen gezwungen wurden. Besonders häufig ist Armenien während Sargons Regierung (721—704) genannt. Urja von Urartu (der Gratschei der armenischen Ueberlieferung) verband sich mit Bagadati von Milbisch, mit den Fürsten von Karalla, Sagartien und Wan, und Sargon benutzte die Entthronung des Aza von Wan, um als Rächer dieses legitimen Fürsten aufzutreten. Er fing den Bagadati, der geschunden wurde, und setzte Azas Bruder Ulußsun auf den Thron von Wan. Der neue Herrscher aber schlug sich sogleich auf die Seite seiner armenischen Bettern und erkannte Urjas Oberhoheit an. Sargon kam mit einem Heere 'wie eine Wolke von Heuschrecken', zerstörte die Hauptstadt der Nairi, Szirti, nöthigte dem König dieses Landes in dessen Festung Chubuskia einen Tribut ab, und die Leute der verbündeten Fürsten wurden deportirt, während Ulußsun auf dem Thron bleiben durfte gegen Verdoppelung des Tributs. Nun bekrigte Urja den Ulußsun und nahm ihm 22 feste Orte. Ulußsun selbst conspirirte mit Dajauku, dem Gouverneur von Wan, dessen Sohn er als Geißel entführte. Sargon eroberte die 22 Orte dem assyrischen Reiche zurück (er betrachtet also das Land des Ulußsun als abhängig von Assyrien), Urjana von Musafir, gleichfalls Verbündeter des Urja, entfloß 'wie ein Vogel' in die Berge, und Sargon erbeutete in Musafir die Götter Halbia und Bagamaschtuw, die Schatzkammer des Urjana, 682 Maulthiere, 125 Schafe, gewebte und leinene Stoffe, drei Minen Gold, und nahm 8160 Menschen gefangen. Der flüchtige Fürst durchbohrte sich mit dem Dolk. Urja war noch weiterhin auf die Stärkung seiner Macht gegenüber Assyrien bedacht: er zog den Mita, König der Moscher, und Chulli, König der Tibarener (Tabal), deren Gebiete sich in assyrischer Zeit weit nach Süden erstreckt haben müssen, in ein Bündniß, aber (wenn wir Sargon glauben) beide wurden besiegt und ein assyrischer Statthalter eingesetzt; auch in Milidda mußte Sargon einen Aufstand niederschlagen und war darauf bedacht, seine Eroberungen durch Anlegung von Festungen zu schützen. Urja war unbefiegt, und es hat kein Assyrer wieder einen Fuß in sein Land gesetzt. Sargons Nachfolger, Sanherib und Esarhaddon, waren anderweit beschäftigt, es wird

nur ein Krieg gegen die Minni (am Urmiassee gegen den Zagros hin) erwähnt. Die Armenier haben jetzt ihre Kräfte zusammengefaßt, und wenn wir der armenischen Ueberlieferung Glauben schenken dürfen, hat sich der König Baroir mit einem medischen Fürsten Arbakes (80 Jahre vor Dejokes) gegen die Assyrer verbündet. Phraortes, vielleicht erst dessen Nachfolger Rhagares, hat Armenien dem medischen Reiche erobert, so daß von nun an die Geschicke dieses Landes mit denen des medisch-persischen Reiches verknüpft sind.

Phraortes glaubte sich als Beherrscher eines großen Landes stark genug, die immer noch drohende Macht der Assyrer zu brechen; noch aber war deren kriegerische Tüchtigkeit nicht verloren gegangen: Phraortes wurde in einer großen Schlacht geschlagen und getödtet (635).

Er hinterließ seinem Sohne Rhagares (Suwachsata) als Vermächtniß die Rache an Niniveh, und die ersten Jahre gingen hin mit den umsichtigsten Vorbereitungen zur Ausführung derselben. Er versuchte die Tüchtigkeit der Armee in einem Kriege gegen die Parther und nach der Unterwerfung dieses streitbaren Volkes knüpfte er mit Nabopalassar von Babel Verhandlungen über einen Bund gegen Assyrien an. Dieser Chaldäer Nabopalassar war assyrischer Statthalter, denn Babylonien war nach langen Kämpfen für seine Selbständigkeit von Assyrien abhängig geworden. Die Tochter des Rhagares wurde zur Besiegelung des Bundes mit Nebukadnezar, dem Sohne Nabopalassars, verlobt. Aber ehe noch der entscheidende Angriff auf Niniveh erfolgen konnte, hatte Rhagares einen verheerenden Einfall der Scythen zu bewältigen, welche über den Kaukasus gekommen waren. Rhagares erkannte, daß die Stärke dieser mit Bogen und Streitärten bewehrten Reiter in dem unbedingten Vertrauen auf ihre Heerführer wurzelte; Madjas und die vornehmsten Männer wurden von Rhagares und den medischen Großen bei einem Gelage, als der Wein ihre Sinne berauscht hatte, erwürgt, und alsbald wurden die der Führung beraubten zügellosen Scharen, die noch in Medien hausten, umgebracht, verjagt oder zu Sklaven gemacht. Jetzt schlug die Stunde Ninivehs. Chaldäer und Meder umzingelten nach mehreren ungünstigen Schlachten die Stadt, und als ihnen der Tigris dadurch, daß seine Fluthen ein Stück der Mauer umgerissen hatten, beistand, drangen sie in die Stadt ein und zerstörten sie so, daß sie nicht wieder aufgebaut wurde (625).

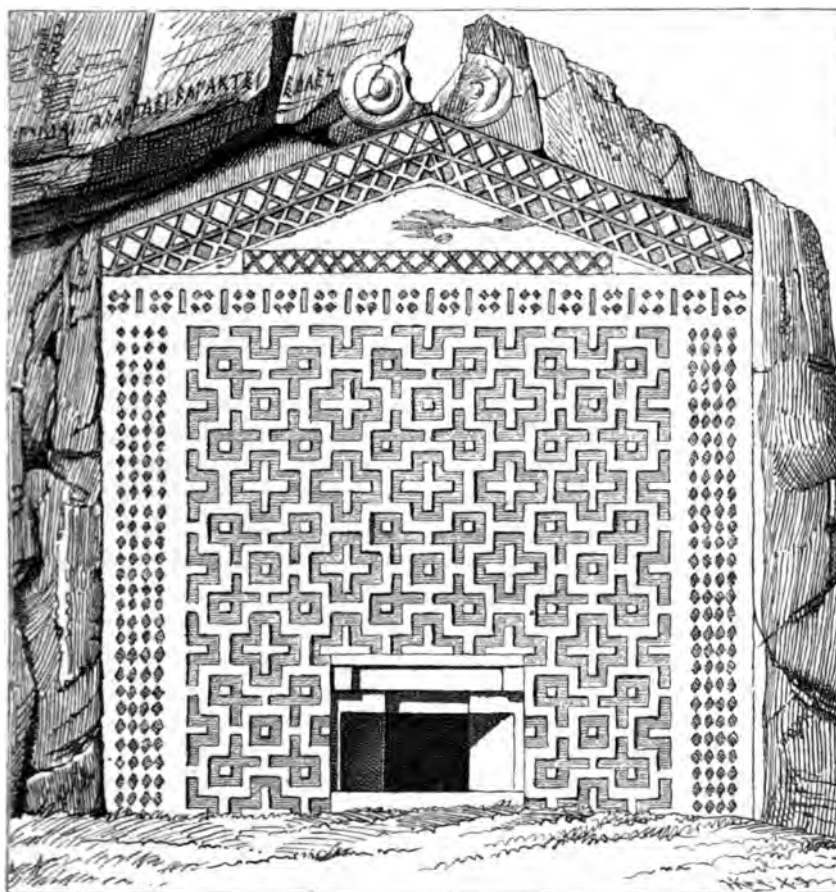
Die Scythen gaben den Vorwand zu noch einer andern Eroberung. Ein Theil derselben, von Rhagares vertrieben, fand bei Lyattes von Lydien Aufnahme, und die Verweigerung ihrer Auslieferung führte den Ausbruch eines Krieges herbei oder wurde doch der Anlaß, die Absicht auf Eroberung Lydiens ins Werk zu setzen.

Das lydische Reich hatte seinen Mittelpunkt im Thale des Hermos, wo an einem Nebenfluß die Hauptstadt Sardes lag. Die ältesten Herrscher sind sagenhaft, unter ihnen finden sich Namen, welche einzelne lydische Stämme personificiren, wie Lydos, Tyrrhenos; der letztere Stamm entsendete an-

geblich in Folge einer Hungerstoth eine Kolonie über das Meer, welche bis nach Italien gelangte, wo sie den Adel Etruriens bildete, der die italische Urbevölkerung beherrschte und asiatische Sitten und Religionsanschauungen verbreitete. Auf diese ältesten Fürsten folgte die von Agron (d. i. Flüchtling), vielleicht einem Bruder des assyrischen Königs, begründete Dynastie. Auch die Landschaft Troas stand unter dem Einfluß Assyriens, welches ein Heer unter Anführung des Kuschiten Memnon dem durch die Achäer bedrohten Könige von Ilion zu Hülfe schickte. Es wohnte in jener vom Stamandros, Simois, Thymbrios und Granikos durchflossenen und von Berg- und Hügelketten des Ida durchzogenen Landschaft bereits in vorhistorischer Zeit eine Bevölkerung, deren Beziehungen mit den östlichen Ländern, namentlich mit Syrien, aus den in Troja gefundenen Alterthümern ein merkwürdiges Licht empfangen haben. Die musikalischen Instrumente von Stein und Elfenbein scheinen thrakischen Stämmen anzugehören; den Thrakern schrieben die Hellenen die Erfindung der Dichtkunst und des Gesanges zu; und das Elfenbein ist vielleicht aus Mesopotamien eingeführt, wo nach den Angaben ägyptischer und assyrischer Inschriften im 12. Jahrhundert Elephanten hausten; das häufig gefundene Kupfer nebst Bronze deutet auf Handelsverbindungen mit der Insel Rhodos, auch das uralte trojanische Alphabet verbürgt uns Beziehungen der Troas mit dieser Insel und Syrien, welche älter als die Seefahrten der Sidonier und Tyrier sind. Nach der Zerstörung von Ilion besetzten im 12. Jahrhundert Aeolier aus dem Peloponnes, wo sie durch die Ausbreitung der dorischen Stämme verdrängt wurden, die Troas und erbauten eine neue Stadt über den Trümmern der alten.

Der letzte König jener Lydischen Dynastie, Kandaules, wurde auf Anstiften seiner Frau von Gyges umgebracht, der die Dynastie der Merminaden stiftete (687). Gyges mußte die Oberhoheit des assyrischen Reiches anerkennen. In den Annalen des Assurbanipal (669—626) heißt es: „Guggu, König von Ludbi, eines entfernten Landes auf der andern Seite des Meeres, von welchem die Könige, meine Vorfahren, nichts wußten, erfuhr die Größe meines Königreichs in einem Traum, welchen Assur, der Gott, der mich erschaffen, ihm geschickt hatte. Er ordnete Gesandte ab, welche mir dies berichteten. Als er das Joch meiner Herrschaft angenommen hatte, unterwarf er der Macht des Assur und der Istar, der Gottheiten, meiner Herren, das Volk der Gimirri (Kimmerier oder Scythen), welche sein Land verwüstet und meine Vorfahren nicht anerkannt hatten. Zwei ihrer Häuptlinge sendete er mir mit eisernen Ketten und Fesseln von Erz beladen. Obwohl die Gesandten um meine Freundschaft gebeten hatten, nahm er doch sein Wort zurück und verband sich mit dem Könige von Musuri (Psamtik von Aegypten), um meine Herrschaft abzuschütteln. Assur aber erhörte mein Gebet, und er wurde von den Gimirri, welche sein Land (aufs neue) verheerten, getödtet, und sein Sohn Ardis bestieg (652) den Thron, der sich mir unterwarf“. Hierauf richtete Lydien seine Kräfte auf die Eroberung Kleinasiens. Die

griechischen Städte an der Küste wurden unterworfen unter Sadyattes und Astyattes; dann fiel Phrygien, das alte Culturland im Herzen Kleinasiens diesseits des Halys, dessen Reichthum den griechischen Sagen von Midas ihre Entstehung gab, und von dessen eigenthümlicher alter Bildung die noch vorhandenen Königsgräber Zeugniß ablegen; sodann folgte Kappadokien, das Grenzland nach dem medischen Reiche hin. Nur die südlichen Küstenländer, Lykien, Pisidien, Kilikien, bewahrten ihre Unabhängigkeit.



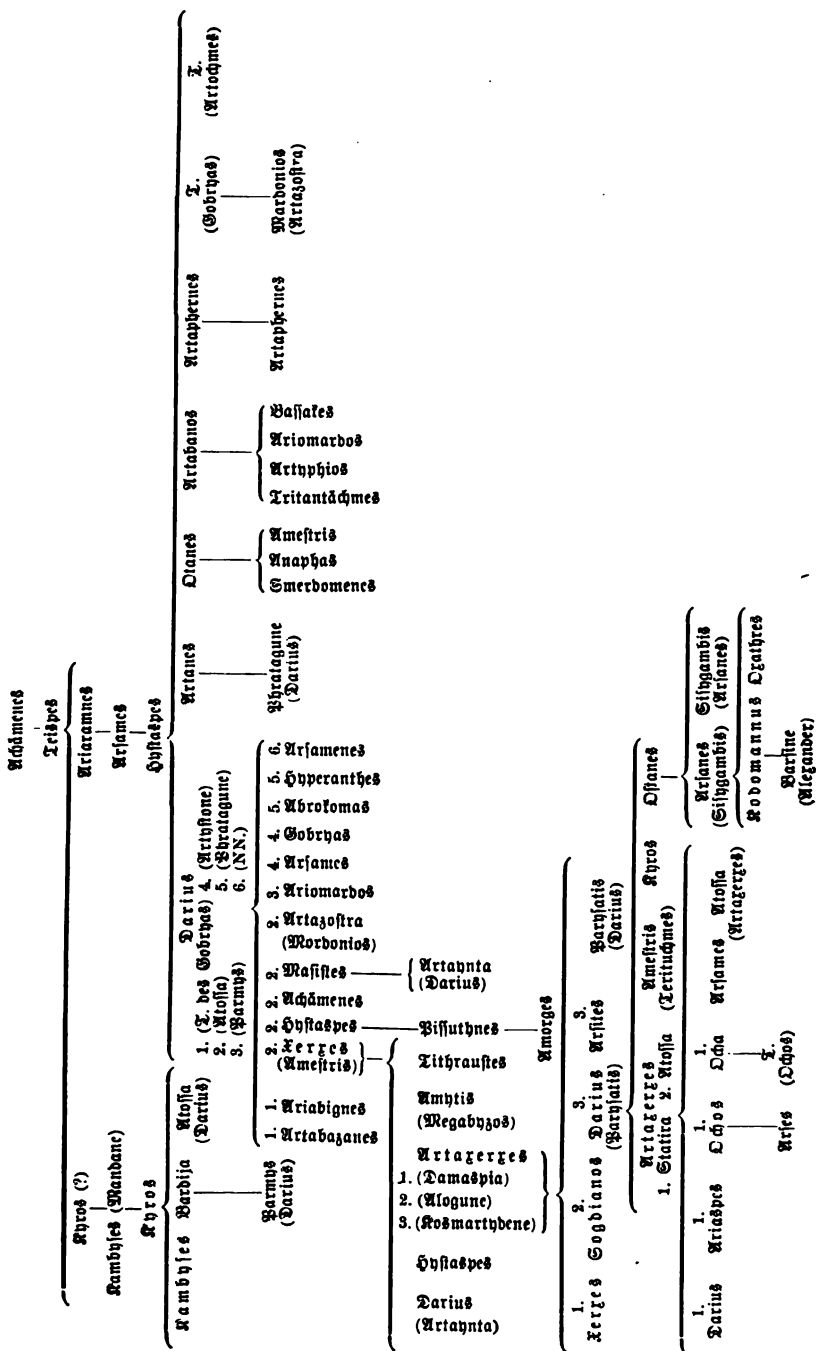
Grab des Midas.

Kyaxares marschirte gegen Lydien, aber die Tapferkeit des Feindes vereitelte den Erfolg. Inzwischen starb Kyaxares (595) und sein junger Sohn Astyages setzte den Krieg fort. Nach langen Kämpfen vermittelten der König von Babel, welcher ein Interesse haben mußte, das auch für ihn drohende Reich der Meder nicht zu mächtig werden zu lassen, und der Spen-

nesis von Kilikien einen Frieden, den man bei Gelegenheit einer Sonnenfinsterniß (am 28. Mai 585), als der Aberglaube der Soldaten hierin einen Wink der Götter zu erkennen glaubte, schloß und durch die Verheirathung der Aryenis, der Tochter des Alyattes, mit Astyages sanctionirte.

Während der Herrschaft des Astyages vergrößerten die Könige von Lydien ihre Macht durch weitere Eroberungen, Babylonien befestigte seine Grenzen nach Norden und strebte alle Völker semitischer Abkunft zu einem großen Staat zu verbinden. Astyages, anfangs ein kraftvoller Fürst, schwelgte im Reichthum der aus Assyrien entführten Schätze. Herrscher, welche den Mangel eigener Thatkraft selbst empfinden, glauben die durch Bloßstellung ihrer Laster erschütterte Autorität ihren Untergebenen gegenüber durch Grausamkeit aufrecht erhalten zu können; einige Zeit hält der Schrecken eine Empörung zurück; wenn aber ein thatkräftiger Mann die mit der Mißregierung Unzufriedenen, zu denen meist in erster Reihe die nächste Umgebung des Königs gehört, an sich zu fesseln versteht, so fällt ihm die Herrschaft leicht zu, da man in ihm den Befreier aus drückenden Verhältnissen begrüßt. Astyages wird als ein wollüstiger und grausamer Herrscher geschildert, und die Unzufriedenheit der Meder mußte den jungen Kyros, den Sohn des Vasallenfürsten der Persis, in seiner Absicht bestärken, die Oberherrschaft über die Völker des medischen Reiches auf sein Haus zu übertragen. Astyages hatte seine Tochter Amytis einem vornehmen Meder, Spitamas, zur Frau und mit ihr die Ansprüche auf die Nachfolge im Königreich gegeben, ein Vorzug, welcher gewiß den Neid manches ebenso angesehenen und ehrgeizigen Meders erregt hat. Harpagos, einer der vornehmsten Großen, in dessen Herz die Grausamkeit des Königs den Stachel des Grimms gelegt hatte, trat mit Kyros in Verbindung und versprach ihm einen leichten Sieg über den Tyrannen, dessen Sturz ihm selbst Genugthuung geben sollte.

Stammtafel der Achämeniden.



Herrschaft der Achämeniden.

Kyros 559—529.

Kyros (Kurus) war der Sohn des Kambyses; als dessen Vater wird von Herodot ein älterer Kyros genannt; dieser war der Sohn des Teispes (Tschaispis), der Sohn des Achämenes (Schamamis). Die Mutter des Kyros war nach der medischen Ueberlieferung, welche Herodot wiedergiebt, sowie noch Xenophons Zeugniß, Mandane, die Tochter des Astyages. Es ist bekannt, was Herodot von der Kindheit des Kyros erzählt; es ist aber auch einleuchtend, daß diese Erzählung von der beabsichtigten Ermordung des Onkels ungeschichtlich sein muß, weil Astyages, wenn er keine männlichen Erben hatte (was nach dem Zeugniß der armenischen Berichte und des Xenophon, der ihm einen Sohn Kyagares auf dem Thron folgen ließ, nicht einmal der Fall gewesen sein soll), den Thron naturgemäß dem Sohne seiner Tochter hinterlassen mußte. Man darf annehmen, daß die Meder, als sie von den Persern besiegt waren, ihrem Stolz dadurch Genüge thaten, daß sie den Sieger mit ihrem eignen Königshause als blutsverwandt, als Meder von Mutter's Seite ausgaben, etwa wie die persische Sage Alexander zum Sohne des Darius und einer Tochter Philipps macht.

Eine Menge kleiner Häuptlinge hatte die verschiedenen Stämme der Persis beherrscht, bis Achämenes, Fürst der Pasargaden, alle zu einem kleinen Reiche vereinigte, welches sich im Vasallenverhältniß zu Medien befand. Oft wurden die Söhne der Vasallen, die künftigen Fürsten, als Geiseln für die Aufrechthaltung des beiderseitigen Verhältnisses an den Hof des Großkönigs gezogen, und dies war wohl auch mit Kyros der Fall, der seine Jugend in Ekbatana zubrachte.

Die Landschaft Persis ist zum großen Theil eine rauhe Berggegend; der Küstenstrich hat tropisches Klima und ist dürr und sandig; dagegen haben die Thäler und Ebenen Flüsse und Seen, welche der Fleiß der alten Bewohner durch zahlreiche Wasserleitungen für die Cultivirung nutzbar gemacht hat, und einige, wie die Ebene von Shiraz, gehören zu den anmuthigsten und fruchtbarsten Trän. Die Abgeschlossenheit der Landschaft, welche von den Nachbarprovinzen durch schwer passirbare Gebirgsketten getrennt ist, hat ihre Bewohner lange auf primitiver Stufe der Cultur erhalten; die republikanische Verfassung mit ihrer Menge kleiner Gemeinden und Gaue nährte das Interesse des Einzelnen an den öffentlichen Angelegenheiten. Die nächsten Nachfolger des Kyros haben an dieser Verfassung nicht gerüttelt; Kyros legte seine Absicht, Medien zu erobern, dem versammelten Volke vor, und Darius verhandelte mit einem Rathe der Großen über den Feldzug gegen Hellas. Die Arbeit, welche der zum Theil rauhe Boden verlangte, hat dieses Volk gestählt, und das einfache Leben, welchem großer Reichthum und Luxus fremd war, hat es für die Aufgabe vorbereitet, mit Ausdauer und Tapferkeit die Eroberung Asiens zu vollführen.

Die orographische Beschaffenheit der Persis wird hauptsächlich durch

den Zusammenstoß zweier Gebirgssysteme bedingt. Das östliche Gebirgsland Iran sendet mehrere Bergketten in der Richtung nach Osten aus, zwischen welchen Gedrosien (Belutschistan) liegt, und welche in der Persis mit dem südöstlichen Theile des Zagrosystems sich verbinden, so daß viele von Bergen umschlossene Thäler und Ebenen entstehen. Die Straße, welche von Bander Abbas oder Gomrun, einer 1622 vom Schah Abbas zum Seehafen erhobenen Stadt, eine Strecke westwärts von der alten Stadt Harmozia, in das innere Land führt, geht über Tarun (Tarava), Forg (Paraga), Darabgird und Selbistan (ehemals große Städte, jetzt elende aus Lehmhütten bestehende Orte) am Salzsee Machlujä vorbei nach Schiraz; man kann auch über Lar und Faja nach Selbistan reisen, sowie über Lar, Djarun*) und Firuzabad nach Schiraz. Der letztere Weg muß sich ehemals von Lar nach der Küste fortgesetzt haben, denn am Fuße des Tscharraf-Berges, westwärts vom Cap Bostana, lag Siraf, im Mittelalter eine reiche Stadt von der Größe von Schiraz, bis die benachbarte Insel Keisch im 14. Jahrhundert den Handel an sich zog. Der am meisten von Europäern betretene Weg geht von dem Seehafen Abuschehr nach Schiraz und Persepolis, und ist wegen der Städte, welche er berührt, sowie durch mehrere furchtbare Gebirgspässe, über fünf Parallelfetten, merkwürdig. Die Stadt Razerun blühte zur Zeit der Sasaniden, und das benachbarte Thal von Schapur ist von Ruinen und Sculpturen dieser Fürsten bedeckt. Von Schiraz gelangt man über eine nicht beträchtliche Höhe in die sogenannte hohle Persis, wo Istachr und das von Darius erbaute Schloß von Persepolis liegt. Die Gewässer dieses fruchtbaren, wenn auch theilweise verödeten Thales sind der Murgab, der nach seinem Eintritt in die Ebene Pulwar genannt wird (der Medos der Alten), und der Kum-Firuz (Arages oder Kyros der Alten), welcher sich bei der Brücke Pulichan in den erstern ergießt. Der vereinigte Fluß heißt Wend-emir und ergießt sich in den See von Neiriz. Von Persepolis führt eine Straße nordwärts nach Aspadana (Isfahan) und Ekbatana einer-, Raga andrerseits; noch ehe man Fezdichast, das alte Tabae, erreicht, zweigt ein Weg nach Felat ab, der noch heute bis in die Ebene von Mal-Amir und ostwärts bis Kumische zu verfolgen ist; vor Mal-Amir, wo er von den Bergen herabsteigt, ist das Pflaster des Weges 8—9 Fuß breit. Daß diese Straße unter den Achämeniden bestand, zeigt der Umstand, daß unter den Nachfolgern Alexanders eine gepflasterte Straße hier genannt wird. Sie heißt jetzt die Straße der Atabegen, weil diese Fürsten sie im Mittelalter (12—14. Jahrhundert) ausbessern ließen.

Eine im Alterthum berühmte Stadt war Taofe, später Tawadj, am rechten Ufer des Granis (später Chubdan, heute Abi-Chisch). Der Grenzfluß der Persis gegen Sufiana war der Droatis, im Mittelalter Thab

*) Das dj der orientalischen Namen spreche man wie d mit einem sanften sch, etwa wie das j im engl. join, aus.

genannt; in dessen oberem Laufe ging die Straße bei Argan über die Brücke Zekan; die Ruinen der von Kobad, Sohn des Firuz, erbauten Stadt und der Brücke sind noch vorhanden. Von Argan konnte man auch direct nach Persepolis gelangen, ohne über Kazerun zu gehen. Nämlich von Schabbewan, einem durch seine Schönheit berühmten Thale, oder von dem benachbarten Fahljan, wo die Straße nach Kazerun abzweigt, geht auch ein Gebirgsweg über die durch Alexanders Sieg berühmten persischen Pforten, heute Kalah Sefid, und man gelangt auf ihm unmittelbar in das Thal des Araxes.

Herodot nennt zehn Stämme der Persis: Pasargaden, Maraphier, Maspiere; die vornehmsten seien die Pasargaden, und das vornehmste Geschlecht derselben die Achämeniden. Andere, wie die eben genannten landbauenden (sesshaften) Stämme seien die Panthialäer, Derusiäer, Germanier, sowie die nomadischen Daer, Marder, Dropiker, Sagarier. Wahrscheinlich bildeten nun die drei ersten Stämme den kriegerischen Adel, die drei folgenden die neben ihnen wohnenden Landbauer; die Heerführer der Perser sind Pasargaden, Maraphier, niemals aber Panthialäer, Derusiäer und Germanier; so wohnen noch heute die landbauenden Kurden oder Guren neben den kriegerischen Kurden, welche sich die Stämme nennen, und auch die Scythen zerfielen in königliche, ackerbauende und nomadische. Die Pasargaden wohnten im Osten der Persis, wo auch die Germanier (heute Kerman) zu suchen sind. Die Maraphier mögen im Norden gewohnt haben, wohin Ptolemäos die Stadt Marrhasion setzt; da ferner die ackerbauenden Panthialäer vom Meere benannt zu sein scheinen, so müssen die noch übrigen Derusiäer zu den Maraphiern, die Maspiere zu den Panthialäern gehört haben. Die Namen der nomadischen Stämme bei Herodot tauchen auch an andern Stellen Frans auf, was eben in ihrem Wanderleben seinen Grund hat.

Rhros, Vasall des Astyages, gewann die Perser durch die Schilderung ihrer damaligen untergeordneten Stellung im Gegensatz zu den Vortheilen, welche ihnen die Unterwerfung Mediens bringen würde, für seine ehrgeizigen Pläne. Gleich beim Beginn lachte ihm das Glück, indem er den König von Armenien zu seinem Verbündeten machte. Dieser König war Tigran I., Sohn des Crovant, der siebente Nachfolger der Fratschea (Urfa), der beste König, wie ihn der Geschichtschreiber Mose von Chorene nennt; man sang Lieder von ihm mit Begleitung auf dem Bambir (einem mit dem Plektron geschlagenen Saiteninstrument). Astyages fürchtete, sein Vasall Tigran werde sich unabhängig machen; er suchte ihn durch seine zweite Gemahlin, Tigranuhi, die Schwester Tigrans, unter dem Schein der Freundschaft an den Hof zu locken, um ihn zu ermorden. Die Frau entdeckte den Plan ihrem Bruder, dessen Waffen sich nun mit den persischen vereinigten. Die armenische Ueberlieferung läßt zum Ruhm ihres Helden den Astyages von Tigrans Lanze durchbohrt werden.

Wenn die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit. Astyages betraute den Harpagos, den geheimen Freund des Rhros, mit dem Ober-

befehl. Der größere Theil der Armee ging auf sein Anstiften zu den Persern über; gleichwohl schlugen sich die übrigen Meder so tapfer, daß mehrere Schlachten stattfanden. An der Stelle, wo Kyros die Meder besiegte und Asthages gefangen nahm, wurde von ihm eine Stadt erbaut, welche er nach seinem Stamme Pasargada nannte. Die persischen Frauen, welche mit in die Schlacht gezogen waren, hatten durch Anfeuerung des Muthes ihrer Männer viel zum Erfolg beigetragen, und es blieb daher lange Zeit Sitte, daß, wenn der König in Pasargada residirte, er jeder persischen Frau, die vor ihm erschien, 20 Drachmen Gold überreichte. Asthages starb nach einiger Zeit; seine erste Frau, die Lydische Aryenis, wurde nach der armenischen Ueberlieferung (welche sie Anuisch nennt) nebst ihren Söhnen und Töchtern nach Goltzen (östlich von Nachitschewan) geführt; alte Lieder der Goltzener erzählten diese Geschichten, indem sie die Nachkommen des Asthages als Drachensöhne feierten; noch im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung wird hier ein Drachentempel erwähnt (Asthages bedeutet Drache). Tigran von Armenien blieb als Vasall im Besiß seines Reiches. Die übrigen Länder Trans fielen dem Kyros, den man als Erben der medischen Krone betrachtete, zumal er die Tochter des Asthages, Amytis, nach Hinrichtung des präsumtiven Thronfolgers, ihres Mannes, in sein Harem genommen hatte, von selbst zu oder wurden wenigstens nach kurzem Kampfe bezwungen, wie die Baktrer, die Saken jenseits Baktrien, die mit ihren Weibern in die Schlacht zogen; ihr König, Amorges, wurde gefangen, worauf sein Weib, Sparethra, durch einen Sieg die Auslieferung ihres Gatten bewirkte; Amorges wurde ein Verbündeter des Kyros. Kyros hat wohl auch bereits Chorasmien (Suvarazmija) seinem Reiche einverleibt, welches wenigstens in den Inschriften des Darius als Satrapie erscheint; vielleicht darf man die beim Al-Biruni (geb. 970, schrieb 1029) aufbewahrte Notiz hierauf beziehen, daß Kai Chosru (von welchem der Kyros der Sage Züge entlehnt hat und mit dem er unschwer verwechselt werden konnte) das Land erobert und daselbst die Dynastie der Schahija gegründet habe; einer dieser Herrscher, Afrig, soll im Jahre 305 nach Chr. die Burg von Kath, der alten Hauptstadt am rechten Ufer des Oxus, erbaut haben. Die heutige Oase Chiwa ist ein äußerst fruchtbares Land, da sie von einem Netz von Canälen aus dem Oxus nach allen Richtungen durchschnitten ist; in älterer Zeit und noch im Mittelalter war ein großer Theil der jetzigen Wüste zwischen Chiwa und dem Atrek ein bevölkertes Land mit großen Städten. Die bereits vor einem Jahrtausend erfolgte Austrocknung des südlichen Arms des Oxus, welcher in den Balkan-Busen des Kaspiischen Meeres (der bei Kasnowodsk ins Land einschneidet) strömte, muß die Verödung dieser jetzt von Turkmenen durchstreiften Ebene veranlaßt haben; aber auch weiter südlich sind Spuren von hoher Cultur gefunden worden, denn man hat in neuerer Zeit die Ruinen einer Reihe von Festungen entdeckt, welche vom Kaspiischen Meer über den Brunnen Bogdaili (38° 25' Breite) bis nach dem Einfluß des Zumar in

den Artak liegen; etwa fünf und eine halbe geogr. Meile von jenem Brunnen und neun und eine halbe von der Zumbarmündung entfernt, erheben sich die großartigen Ruinen der Stadt Mestorjan, von einem Canalsystem von neun Meilen im Umkreis umgeben. Die Festungen waren zum Schutz eines Bewässerungschanals erbaut, der sich auf einem 7 Fuß hohen Wall befindet und 14 Fuß breit ist; er wurde durch das Wasser des Artak gespeist, welches man durch hydraulische Anlagen in ihm heraufpumpt. Die Ruinen von Mestorjan sowie diejenigen der Nekropolis Mesched ($1\frac{1}{2}$ Stunden entfernt) stammen erst aus den Zeiten des Islam; jedoch bestand schon zur Zeit der Achämeniden hier zwischen Hyrtanien und der Chiwa-Dase kultivirtes Land, und die in der Mitte des 15. Jahrhunderts zerstörte Stadt Mestorjan (Meschedi Misrian) war der alte Hauptort von Dabistan.

Die Provinz Sufiana scheint dem Kyros ohne weiteres zugefallen zu sein, denn nach der Eroberung des einst mächtigen Landes durch Assurbanipal kam es an Assyrien und mit dessen Untergang an das medische Reich; nach einer Nachricht, welche indessen nicht zuverlässig ist, wäre Sufiana erst durch die Besiegung des Königs von Babylonien, dessen Verbündeter der König von Sufiana, Abradates, gewesen, an die Perser gekommen, d. h. der sussische Vasallenfürst hätte sich auf die Seite der Chaldäer geschlagen. Sufiana, eine von den Achämeniden (welche im Frühling in Susa residirten) wie auch von den Sasaniden sehr bevorzugte Provinz, hat eine reiche geschichtliche Vergangenheit; die Könige von Elam waren häufig in die Kämpfe der mesopotamischen Reiche verwickelt, und die assyrischen Inschriften, namentlich des Assurbanipal, enthalten eine Menge von Nachrichten über dieses Land, welches noch heute von Ruinen aus der alt-sussischen, der achämenischen und sasanischen Zeit bedeckt ist. Wir kennen aus den alt-sussischen Inschriften von Susa, Mal-Amir und andern Orten Namen von Göttern und alten Königen, und ersehen aus ihnen, daß die Bevölkerung in mehrere nahe verwandte Stämme zerfiel, welche Mundarten der alten sussischen oder medo-elamitischen Sprache redeten. Einige Armenien benachbarte Völker, Iberer, Albaner, Libarener, Chalyber, Makronen, mußten den Kyros gleichfalls als Großkönig anerkennen, und seine Herrschaft reichte demnach bis an die lydische Grenze.

In Lydien war auf Alyattes im Jahre 561 sein Sohn Kroisos gefolgt, welcher die Eroberungen seiner Vorgänger fortsetzte. Aber auch hier war dem Kyros insofern das Glück günstig, als Kroisos, dem es allerdings gelang, die letzten der griechischen Städte zu unterwerfen, ein abergläubischer und unentschlossener Mann war, wozu vielleicht das Unglück in seiner Familie — ein Sohn verunglückte auf der Jagd, ein anderer war taubstumm — beitrug; es kam dazu, daß die Lyder bereits durch übergroßen Reichthum und Luxus (das Land hat Gold in Flüssen und Schächten, die Industrie kostbarer Webereien und ein ausgedehnter Handel, der u. a. auch zu der Prägung der ältesten Münzen der Welt Anlaß gab, brachte den Lydern die

Mittel zu allen Arten des Genusses und der Leppigkeit, selbst die Religion verdarb mit ihrem sehr eifrig betriebenen Cultus der asiatischen Aphrodite (die gute Sitte) weichliche Genußmenschen geworden waren, welche trotz ihrer vorzüglichen Reiterei und Kriegswagen den abgehärteten und siegesgewissen Kriegern des Rhos auf die Dauer keinen Widerstand leisten konnten. Wie groß der Reichthum Lydiens war, erhellt u. a. aus den Weihgeschenken, welche Krösos in verschiedene Tempel des weissagenden Apollon stiftete. Diese Stiftungen sind nicht etwa märchenhafte Uebertreibungen, erfunden, um den Lydischen Reichthum zu schildern, sondern sie sind, wie wenigstens aus jener Zeit, beglaubigt, da die Geschichtschreiber die Gegenstände selbst sehen konnten und gesehen haben. Die meisten Silbergeräthe, welche sich zu Herodots Zeit in Delphi befanden, rührten von Gyges her, den die delphische Priesterschaft durch einen Orakelspruch zu Gunsten seiner Usurpation sich verpflichtet hatte; außerdem hatte bereits Gyges außerordentlich viele goldene Gefäße geschenkt, namentlich sechs Mischkrüge, welche in der von Rhysselos gestifteten „korinthischen Schatzkammer“ standen und den Werth von 30 Talenten hatten. Krösos ließ eine große Anzahl Goldgeräthe auf einem heiligen Scheiterhaufen des Lydischen Herakles (Sandon) einschmelzen und das hierdurch geweihte Gold aufs neue zu Geschenken verarbeiten: er ließ 117 Ziegel gießen, die größeren 6, die kleineren 3 Spannen lang, und eine Spanne dick; vier unter ihnen waren von reinem Golde, $2\frac{1}{2}$ Talent von Gewicht; die übrigen bestanden aus einer Mischung von Gold und Silber im Gewicht von 2 Talenten; sodann ließ er einen Löwen von Gold anfertigen, im Gewicht von 10 Talenten. Als der Tempel von Delphi abbrannte (548), stürzte dieser Löwe von den Ziegeln herab und wurde in den korinthischen Schatz verbracht, nachdem er $3\frac{1}{2}$ Talent durch die Feuersgluth eingebrüht hatte. Ferner schickte Krösos nach Delphi einen silbernen und einen goldenen Kessel, welche links und rechts vom Portal aufgestellt waren; bei dem Brand wurde der goldene in den klazomenischen Schatz gebracht; er wog $8\frac{1}{2}$ Talent 12 Minen; der silberne, ein Werk des Theodoros von Samos, faßte 600 Amphoren und wurde in der Ecke des Vorhofs aufgestellt. Ferner sandte er 4 silberne Fässer (im korinthischen Schatz), sowie ein goldenes und silbernes Weihwasserbeden; auf das goldene hatte ein Delphier den Namen der Latēdāmonier gravirt, um glauben zu machen, diese hätten es gestiftet; ferner viele andere Weihgeschenke, runde Trankepfergefäße von Silber, sodann das 3 Ellen hohe goldene Bild einer Frau, endlich das Halsband und den Gürtel seiner Gemahlin. In den Tempel des Amphiaraios stiftete er einen massiven goldenen Schild und eine eben solche Lanze; diese Gegenstände sah Herodot im Tempel des ismenischen Apollon zu Theben. Endlich beschenkte Krösos jeden Bürger von Delphi mit zwei Goldstücken (Stateren, ein Stater galt etwas mehr als eine Guinee). Die Latēdāmonier, welche Gold für ein Standbild des Apollon in Thornag einzukaufen nach Sardes kamen, erhielten das von ihnen gewünschte zum Geschenk. Noch andere griechische Orte hatten Geschenke des Krösos aufzuweisen: in Theben befand sich im Apollotempel ein goldener Dreifuß, in

Ephesos waren die goldenen Kühe (die Thiere der Artemis) und die meisten Säulen, im Tempel der Athene pronaiä in Delphi ein großer goldener Schild von Krösos gestiftet. Die Geschenke für den Apollon von Branchidae bei Milet waren von gleichem Gewicht und Beschaffenheit wie die in Delphi.

Kyros ließ die Stimmung der noch nicht lange von den Lydern unterworfenen Jonier ausforschen, um sie vielleicht auf seine Seite zu ziehen, was aber nicht glückte. Krösos sah die persischen Heere seinem Reiche immer näher rücken und faßte den tapfern Entschluß, anzugreifen. Er wurde dazu ermutigt durch ein delphisches Orakel, welches ihm den Sieg über die Perfer verhieß: „Krösos wird den Hals überschreitend ein großes Reich zerstören“. Er ging über diesen Grenzfluß und kam in das Gebiet von Pteria. Die Ruinen der festen Hauptstadt dieses Theiles von Kappadokien, des Hauptstützpunktes der medischen Grenze, sind bei Bogaz-köi (etwa 5 Stunden von Suggat in nordwestlicher Richtung entfernt) noch vorhanden, und der Umstand, daß keine Trümmer späterer Bauwerke vorhanden sind, läßt mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Lyder sie nach Zerstörung der Stadt ebenso gelassen haben, wie wir sie jetzt sehen, abgesehen von der weitern Aufzehrung durch Naturvorgänge während eines Zeitraums von fast dritthalb Jahrtausenden. Die Mauern eines Palastes ragen nur wenige Fuß über der Erde empor; sowohl die Anordnung der etwa 30 Räumlichkeiten wie auch das Mauerwerk, dessen einzelne 5—7 Meter lange Blöcke bisweilen ähnlich wie in Persepolis wie Holzwerk ineinandergreifen, statt an einander gelegt zu sein, sowie die Spuren von Treppenanlagen hinter dem Palast verrathen assyrischen Stil. Die Lyder scheinen sich mit der Zerstörung des auf der Mauer errichteten Backsteinbaues begnügt zu haben. Benachbarte Felsgruppen waren durch Castelle befestigt, worunter namentlich die Burg mit Thor und unterirdischen Gängen bemerkbar ist. In der Nähe befinden sich in einer mehrere Säle oder Gemächer bildenden Felsmasse die berühmten Sculpturen von Fajili-kaja, eine Procession von fast 70 männlichen und weiblichen Figuren in der Tracht der kimmerischen Scythen (die Frauen tragen einen thurmkronenartigen Kopfschuß, die Männer hohe Spizhüte und kurze Gewänder), die von der kappadokischen Landesgöttin durch Ueberreichung eines eigenthümlichen Symbols bewirkte Weihe des Königs der Kimmerier, welche zu den Zeiten der letzten assyrischen Könige jene Lande besetzt hielten. Jenes Symbol in der Hand der verleihenden Göttin und des empfangenden göttlich dargestellten Königs hat man für die Kraunwurzel gehalten; andere antike Reliefs, z. B. die ähnliche assyrische Darstellung bei Malatija, zeigen statt desselben einen Ring oder Ring und Stab der königlichen Gewalt.

In der Nähe von Pteria wurde eine Schlacht geschlagen, welche unentschieden blieb, als die Nacht hereinbrach. Krösos beging nun einen großen Fehler. Er schloß, Kyros, der am folgenden Tage nicht wieder angriff, werde nach einer Schlacht, welche, obwohl unentschieden, doch insofern zu Gunsten der Lyder ausgefallen war, als diese in der Minderzahl gefochten hatten,

sich bedenken, sogleich weiter zu marschiren, zumal der Winter herannahte; er glaubte also erst im Frühling ein Vorrücken der Perser erwarten zu dürfen und entbot nach seiner Rückkehr nach Sardes seine Bundesgenossen, die Aegypter, Babylonier und Lakëdämonier, ihm zu Hülfe zu kommen. Kaum war er jedoch in Sardes angelangt, als auch die Perser ihm auf dem Fuße folgten. Auf der großen Hermosebene vor Sardes standen die Schlachtlinien sich gegenüber. Der Lydischen Reiterei fühlte sich Kyros nicht gewachsen; er gebrauchte daher die List, einen Theil seiner Soldaten auf die Kameele, welche die Bagage trugen, zu setzen. Das Roß erträgt nicht die Witterung des Kameels, und so wurde die Lydische Reiterei in Verwirrung gebracht; die tapfern Reiter saßen ab und stritten zu Fuß mit den Persern; endlich, als bereits Viele gefallen waren, warfen sie sich nach Sardes, welches nun von Kyros belagert wurde.

Die Ebene von Sardes wird vom Hermos durchflossen, welcher vom Dindymos kommt, wo ein Heiligthum der dindymenischen Mutter lag; er floß im Alterthum bei Phokäa ins Meer, heute mündet er bei Smyrna. Kurz vor Sardes nimmt er den Fluß von Philadelphia auf; ein kleines Wasser, der Paktolos, der bis in die Zeit des Augustus Gold führte, floß über den Markt von Sardes. Jenseits des Hermos liegt der künstliche ghyäische See; am Südufer desselben stand ein Tempel des Lydischen Zeus, und um den See erheben sich die Grabhügel der Könige, unter denen besonders der des Alhattes mit seiner flachen Wölbung riesige Dimensionen hat. Dieser Grabhügel ruht zum Theil auf geebnetem Felsgrund; nur an der Südseite, wo der Fels erst steil, dann allmählich abfällt, wurde eine geneigt aufsteigende Untermauerung nöthig, welche die Höhe des Felsgrundes erreichte. Auch die Grabkammer lehnt sich an den Felsen, und ihre Decke liegt in gleicher Linie mit der Höhe der Mauer und des Felsgrundes. Der Gipfel des flachen Grabhügels erhebt sich 228 Fuß über die Ebene, 142 Fuß über die Basis der Mauer. Sein Durchmesser an der Leptern beträgt 1124 Fuß, etwa 63 Fuß mehr, als Herodot angiebt, und zwar deshalb, weil der Umfang am Boden durch Abschwenmung des Erdreichs von obenher sich ausgedehnt hat. Herodot erwähnt als Bekrönung des Hügels fünf Steinzeichen; diese waren so angeordnet wie die Pyramiden auf dem Grab der Horatier und Curiatier bei Albano, nämlich das größte stand in der Mitte der vier kleineren. Es liegt noch heute umgestürzt und halb in die Erde versunken auf der Höhe des Hügels und hat die Form einer Kugel von fast 8 Fuß im Durchmesser mit niedriger Basis. In der Nähe hat man eine der übrigen Kugeln entdeckt, welche viermal kleiner als die große ist und von oben eine Strecke weit herabgerollt war. Die Zeichen haben eine Unterlage von festem Mauerwerk, der Hügel selbst besteht aus rother und schwarzer Thonerde, fettem Lehm und weißem Sand. Die Grabkammer liegt 160 Fuß südwestlich vom Mittelpunkt des Hügels, und auf ihrer Decke fand man eine Schicht von Kohlen, welche man als Reste der Todtenopfer betrachtet, die vor Aufschüttung des Hügels dargebracht worden sind. Die Kammer, über 11 Fuß lang

fast 8 Fuß breit und 7 Fuß hoch, von Marmorblöcken erbaut, die theilweise mit bleiernen Schwalbenschwänzen verbunden und nach innen polirt sind, ist leer, denn die Grabräuber, von welchen ein ganzes Netz von Schächten und Stollen in den Hügel getrieben worden ist, haben längst die Schätze fortgenommen, welche der todtte Alyattes mit ins Grab genommen hatte. Ein unter der Decke herlaufender Fries ist rauh behauen, zum Zeichen, daß er ursprünglich eine Bekleidung, wahrscheinlich von Goldblechen, getragen hat. Die Thür, nach Sardes gerichtet, wird von eingefügten Marmorplatten gebildet, welche nach innen und außen rauh gelassen sind. Zu der Thür führt ein Gang, der auf beiden Seiten mit Marmorblöcken ausgefüllt ist und der nach einer gewissen Strecke sich im Innern des Erdhügels verliert. Vortreffliche, auf der Drehscheibe gearbeitete Thongefäße, Henkelschalen, Alabastrerflaschen (wie sie die Leidtragenden an den Eingängen der Gräber nach vollbrachtem Trankopfer deponirten) und einige feingebildete Wirbel-, Hand- und andere Knochen, die ohne Zweifel dem Alyattes angehört haben, fand man bei der Untersuchung der Kammer. In andern Grabhügeln dieser sardischen Nekropole haben sich steinerne Ruhebetten für den Todten gefunden, etruskischen gleichend, lange vertiefte Steine, an der Kopf- und Fußseite auf Steinplatten ruhend, deren schmale Vorderflächen mit grün und roth bemalten Palmetten und andern Ornamenten verziert sind; und das in Stein imitirte Kissen für Haupt und Füße ist mit Voluten geschmückt.

Die einzige Ruine der Stadt Sardes ist ein ionischer Tempel aus makedonischer Zeit, von welchem im vorigen Jahrhundert noch sechs Säulen und ein Stück Cella aus dem Boden ragten, während heute nur noch zwei aufrecht stehen. Die Burg erhob sich auf einem jähem Fels des Imolos über der Stadt. Kyros lag zwei Wochen vor der Stadt, ohne etwas auszurichten. Ein Perser, Hyrbades, aus dem Stamme der bergbewohnenden Marder, entdeckte durch einen Zufall einen sonst nicht erkennbaren Aufstieg zur Burg; er erkletterte mit entschlossenen Kameraden die Mauer, die Burg fiel und mit ihr die Stadt und die Herrschaft des Krösos (547). Die Perser plünderten die Stadt und Krösos wurde gefangen genommen. Krösos hat die Züge eines tragischen Helden, selbst wenn man Vieles von der Erzählung Herodots, der ihn offenbar zu einem solchen zu stempeln beabsichtigt hat, für unhistorisch hält; es ist, als ob der Fluch, der auf seinem Ahnherrn, dem Mörder des Randaules, lastete, nach langer Zeit auf das schuldlose Haupt des Enkels fallen sollte. Trotz aller Frömmigkeit und ängstlicher Vorsicht, vor jeder Handlung die Orakel der Götter zu befragen, um einem Unglück auszuweichen, nahte dem Krösos das Schicksal, um ihn vom Throne des Glücks und der Macht herabzustößen; erst als er das Aeußerste zu thun sich entschlossen hatte: sich selbst mit seinen Schätzen den Göttern als Brandopfer darzubringen, und als bereits die Flammen am Scheiterhaufen emporzüngelten, schienen die Himmlischen besänftigt und löschten mit einem plötzlichen Regen den Brand. Kyros war ein ebenso großer Feldherr und Staatsmann, als

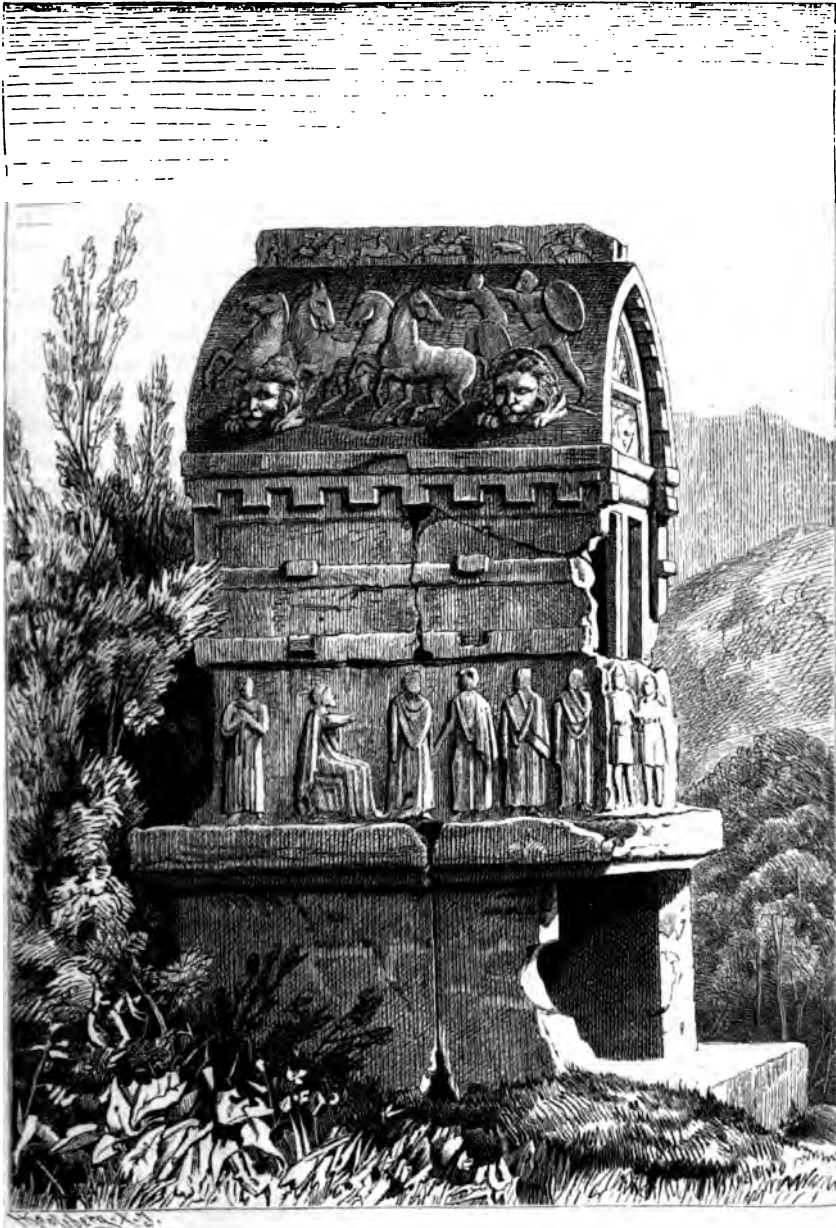
ein großer Mensch; er zeigt bei seinen unerhörten Erfolgen niemals Ueberhebung, und keinen Zug von Grausamkeit hat die Geschichte von ihm bezeichnet. Die Schicksale des Krösos waren ihm gewiß nicht unbekannt geblieben — nach Herodot hat sie ihm Krösos selbst geschildert —, und die Schonung seines Lebens war von Seiten des Kyros ein Act der Klugheit und zugleich der Menschlichkeit; vor ihm war es Sitte, die Besiegten zu martern und umzubringen; Kyros trat zu Krösos in das Verhältniß eines Freundes, dessen Rathschläge er oft mit Erfolg ausführte.

Der Sturz des Lydischen Reiches muß einen außerordentlichen Eindruck hervorgerufen haben. Lydien stand auf der Höhe des Glücks und der Macht; seine Krieger hatten die griechischen Städte, die Märkte des Welthandels, die Pflanzstätten der Künste und Wissenschaften, sowie fast ganz Kleinasien unterworfen, und nun lag es zertrümmert durch ein fernes Volk, welches soeben erst von seinem großen Führer aus halber Barbarei emporgezogen worden war. Selbst der Glaube an die Götter mußte durch die Ereignisse erschüttert werden, welche gegen die Weissagungen über den Krösos, diesen gerade durch Frömmigkeit merkwürdigen Fürsten, hereingebrochen waren.

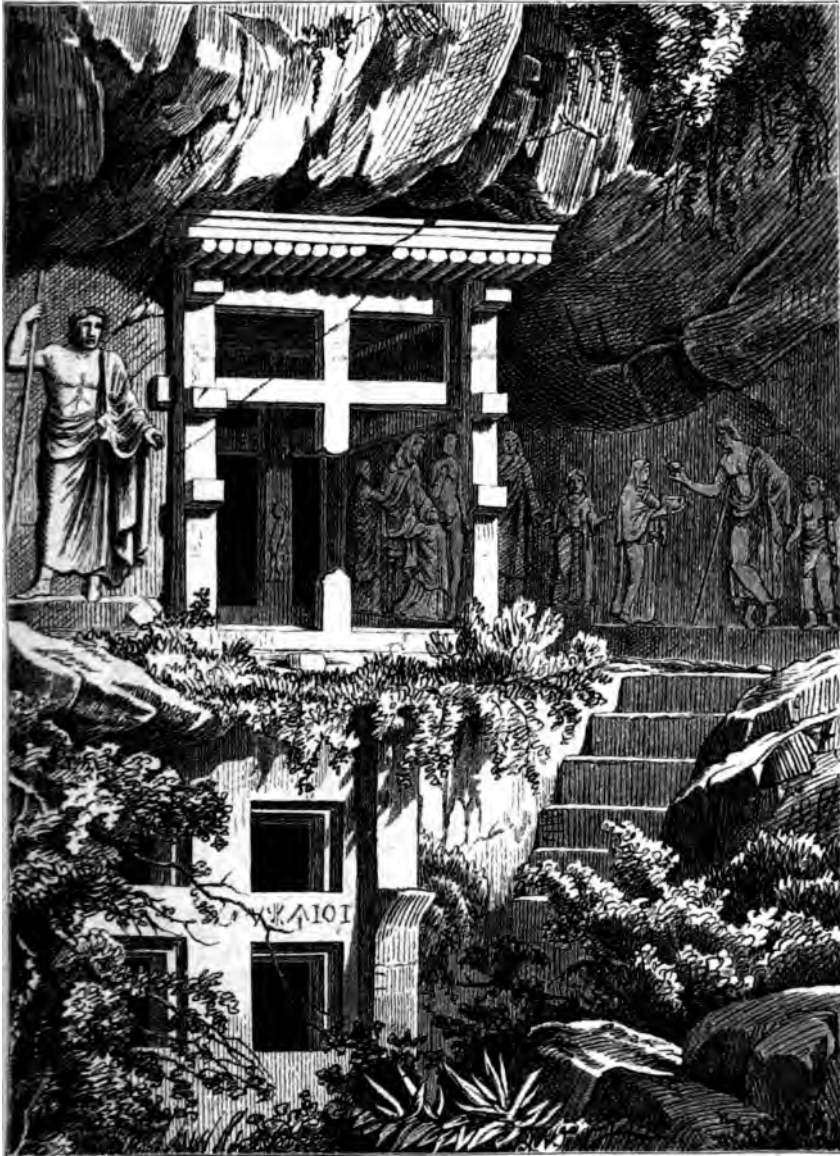
Nach Lydien kam die Reihe an die Griechenstädte der anatolischen Küste. Die mächtigste derselben, Milet, trennte Kyros durch die Maßnahme von den übrigen, daß er sie in dem Verhältnisse bleiben ließ, worin sie zu Krösos gestanden hatte: er begnügte sich, ihren Tribut anzunehmen. Die übrigen Städte rüsteten sich zur Abwehr, baten auch die Lakedaemonier um Beistand; diese aber schickten nur ein Kriegsschiff an die Küste, um Jonien und die Perser zu überwachen, zugleich kam ein Gesandter nach Sardes, um Kyros zu erklären, sie würden nicht erlauben, daß er die griechischen Städte unterwerfe. Der Sieger von Ekbatana und Sardes fragte einen Perser, wieviel Spartaner es denn gäbe, und sagte dem Gesandten, er habe nie vor Männern Angst gefühlt, welche mitten in der Stadt einen Ort dafür bestimmt hätten, an ihm zusammenzukommen und sich durch falsche Schwüre gegenseitig zu hintergehen (die Perser achteten die Kaufleute gering); wenn er gesund bleibe, sollten sie nicht von den Joniern, sondern von sich selbst Geschichten erzählen. Darauf setzte Kyros den Tabalos zum Statthalter von Sardes ein, beauftragte den Paktyas, einen Lyder, die Beute nach Persien zu schaffen und kehrte mit Krösos nach Ekbatana zurück. Paktyas stiftete eine Empörung in Lydien an und belagerte den Tabalos in der Burg von Sardes. Beim Herannahen des medischen Generals Mazares floh er nach Rhyme, dessen Bewohner ihn aber aus Angst vor den Persern nach Chios schafften, und von hier aus wurde er den Persern ausgeliefert. Mazares starb bald, nachdem er Priene erobert hatte. Die weitere Unterwerfung Kleasiens leitete Harpagos. Er begann mit richtigem Blick mit der mächtigsten Stadt nächst Milet: Phokaä wurde mit dem Belagerungswall umgeben und die Sturmböde wurden aufgeföhren. Die Phokäer aber entflohen nach Chios, und segelten, von dessen Bewohnern, welche Concurrrenz fürchteten, abgewiesen, nach

Alalia in Corsica und Massilia in Gallien. Ebenso erkaufte die Bewohner von Teos ihre Freiheit durch Verzicht auf ihre Heimath und ließen sich in Abdera nieder. Die andern Städte wurden erobert, sogar die Inseln an der Küste außer Samos, welches erst unter Polykrates zur Zeit des Kambyses die persische Hoheit anerkannte, unterwarfen sich. Karien unterlag nach kurzem Widerstand. In Lykien hatte es Harpagos mit sehr tapfern Männern zu thun; die Bewohner der Hauptstadt Xanthos sowie die von Kannos in Karien verbrannten ihre Stadt mit ihren Weibern und Kindern, und starben sämmtlich den Heldentod. Harpagos erhielt die erbliche Satrapenwürde von Lykien, und der Name seines Enkels Harpagos erscheint in einer großen lykischen Inschrift, die jedoch noch nicht entziffert ist.

Die Landschaft Lykien bestand im Alterthum aus zwei Königreichen; der König der Termilen wohnte in Arna oder Xanthos am Sirbe, derjenige der Troer in Tlos; seit dem 7. Jahrh. siedelten sich viele Griechen an der Küste an. Schon längst vorher gab es auch phönizische Einwanderer, welche Solymen genannt werden, wahrscheinlich weil die meisten derselben auf dem Gebirge Solyma (d. h. phöniz. Treppe, Klimax) wohnten; sie sprachen noch zu Xerxes' Zeit phönizisch. Das Land war von bedeutenden Städten angefüllt, deren Ruinen, meist aus Grabmonumenten bestehend, zum Theil eine eigenthümliche lykische Architektur zeigen, zum Theil mit den ausgefeiltesten griechischen Sculpturwerken geschmückt sind. Herodot beschreibt die alte Tracht der lykischen Krieger: Röcke von Ziegenwolle und Mützen mit einem Federkranz, Bogen, Wurfspere und Säbel, auf den Denkmälern ist ihre Tracht griechisch geworden. Die Grabmäler, welche für Lykien charakteristisch sind, stehen theils frei: auf einem Unterbau erhebt sich ein sarkophagähnliches hohes Gebäude, von einem Deckel oder Dach geschlossen, dessen Schmalseiten einen Spitzbogen bilden. An den beiden langen Seiten des Daches bemerkt man je zwei vorspringende Zieraten, den Handhaben des Sarges entsprechend, meist als Löwenköpfe behandelt; die Seiten des Sarges (der offenbar ein in Stein nachgebildeter Holzbehälter ist) zeigen sehr vollendete Sculpturen und Inschriften in lykischem Alphabet; zum andern Theil sind es Felsgräber, welche sich in Fenstern öffnen, die wiederum dem Holzbau nachgeahmt sind; auch die Holzbalken der Decke sind in Stein nachgebildet. Zuweilen sind auch die freistehenden Gräber nicht aufgebaut, sondern durch Entfernung des Gesteins ringsum aus dem Felsen herausgearbeitet. Ueber den Felsgrüften erhebt sich wohl auch auf einigen Stufen ein Thurm; das berühmte Harpyienmonument von Xanthos ist ein solcher Thurm, dessen oberer Theil auf seinen vier Seiten von vorzüglich gearbeiteten Marmorbildwerken in alterthümlichem Stil geschmückt ist. Auf der Westseite befindet sich die Oeffnung des Grabes, und über ihr ist eine Kuh abgebildet, das Thier der ägyptischen Hathor-Isis, das die Naturkraft symbolisirende Gegenbild der Pforte des Hades. Die Darstellungen beziehen sich auf das Schicksal der Seele nach dem Tode, und die lykischen Todesgenien, die Harpyien, sind



Marmorgrab in Xanthos.



felsgrab in Myra.

als Vögel mit Frauenköpfen und Armen dargestellt, welche die Seele in Gestalt eines Kindes emportragen. Sie reichen ihm die Brust mit der Nahrung für das neue Leben im Jenseits. In der Nähe dieses Denkmals stand der (jetzt im British Museum aufbewahrte) Obelisk mit Inschriften von mehr als 250 Zeilen; zu Ende stehen griechische Hexameter, deren erster dem Epigramm des Simonides auf die Schlacht am Eurymedon (466) entnommen ist, und dann folgt zum Schluß eine lytische Paraphrase dieser Verse. Es giebt noch eine dritte Art Gräber, welche gleichfalls aus dem Felsen gearbeitet, aber in ionischem Stil behandelt sind. Sie bestehen aus der Grabkammer und einem Felsporticus, der sich mit zwei Anten oder Giebeln und einer oder zwei ionischen Säulen öffnet. Die blinde Thür des Grabes ist einer hölzernen mit Nägeln beschlagenen Pforte nachgebildet, und am Boden befand sich der wirkliche Eingang, der überall von Grabräubern ausgebrochen ist und wahrscheinlich aus einer auf Zapfen gehenden Steinthüre bestand. — Die Lytkier haben vor der persischen Eroberung



Sarpapie.

Münzen geprägt, alsdann wurde ihnen das Recht dazu genommen, unter Xerxes war das Land in dem Grade selbständig, daß es wieder Geld prägte, und die letzten Münzen stammen aus der Zeit der Liga der 33 lytischen Städte, vom Jahre 168 vor bis 50 nach Chr., als Lykien vom römischen Senat für frei erklärt worden war. Von einer Eroberung Kilikiens schweigen die Berichte; es ist möglich, daß der Syenneß in dem Verhältniß zu Kyros blieb, in welchem er zu den letzten assyrischen und wahrscheinlich medischen Königen gestanden hatte, d. h. dem eines nahezu souveränen Fürsten; doch wird Kilikien in den späteren Tributlisten ebenso wie andere Provinzen



Münze von Eretria (Geraclia).

Münze von Myra (röm. Zeit).

aufgeführt. Die Kilikier werden bereits im 9. Jahrh. auf assyrischen Denkmälern genannt; sie waren nach ihrer Abstammung nahe verwandt mit den Phönikiern, was die ethnographische Sage dadurch andeutet, daß sie Kilix (den Repräsentanten des Landes) zum Sohn des Agenor (des Baal) macht. Sie behaupteten gegen die Lyder ihre Unabhängigkeit und nahmen auch im persischen Reich

eine bevorzugte Stellung ein. Von Kappadokien führte ein schmaler Paß, die kilikischen Pforten, heute Kulek Bogaz, nach Kilikien; er besteht aus einem schmalen Pfad, der bald auf glattem Fels am Rand von Abgründen läuft, bald so steil abfällt, daß man nicht hinabreiten könnte, wenn man nicht eine Art Treppe von Baumstämmen hergestellt hätte. Von dem Paß kommt der Rhodnos, der bei Tarsos, wo er schiffbar wird, vorbei ins Meer fließt. Die Ebene an der östlichen Küste, wo die bedeutendsten Flüsse, der Saros (Seihan) und Pyramos (Djeihan) fließen, ist fruchtbar, im Gegensatz zu dem westlichen Theile des Landes, dem sogenannten rauhen Kilikien, wo der Kalykadnos (Gök Su oder Seleuke Tschai, d. h. Fluß von Seleukia) den Tauros durchbricht. Der Charakter der Orte an den Küsten ist eigenthümlich: eine feste Burg und ringsum einige Häuser. Hier brachten von jeher Seeräuber ihre Beute in Sicherheit und leisteten der Landesregierung Widerstand. Nach Syrien gelangte man zunächst durch die syrischen Pforten, eine schmale Landenge zwischen der See und dem Gebirge nördlich von Issos, sowie durch den Paß über den Amanos in der Eintiefung zwischen dem in spitzem Winkel auf den Tauros stoßenden Amanos (Beilan-dag) und Rhosos, der in das Vorgebirge Kas al chanzir ausläuft, bei der Stadt Beilan (südlich von Iskenderun). Die älteste Ansiedelung scheint am Pyramos stattgefunden zu haben, der in Kataonien entspringt und den Tauros durchbricht. Ostwärts von Tarsos liegt eine rechtwinklige, 84 Meter lange, 46 Meter breite, nach Osten offene Umfassungsmauer von 7 Meter Höhe und fast gleicher Dicke, in deren Innerem sich zwei würfelförmige Massen erheben; parallel mit der schmalen Seite steht eine von der übrigen Anlage getrennte riesige Mauer; nur ihr aus Trümmern in sehr festem Mörtel bestehender Kern ist vorhanden, während die Bruchsteinbekleidung abgerissen ist. Man fand bei einer Ausgrabung den Finger einer Kolossalstatue von guter römischer Arbeit, sowie Marmorfragmente, welche keinen Schluß auf das Alter derselben ermöglichen. Die Bestimmung des Bauwerkes, welches sehr alt ist, bleibt verborgen; im Alterthum sagte man, es sei das Grab des Sardanapal, d. h. man hielt es für assyrisch. Im übrigen bietet Tarsos wider Erwarten wenig archäologische Ausbeute, da es oft durch Naturereignisse zu leiden hatte; der Alluvialboden hat sich seit dem Alterthum so vergrößert, daß Säulen bis zum Knäuel im Sand stehen, und die Stelle des ehemaligen Hafens und der Arsenale, Anchiale und Rhagma, weit von der jetzigen Küste entfernt liegt. Im übrigen Kilikien findet man meist nur römische, byzantinische und Ruinen aus der Zeit der Kreuzfahrer.

Während Harpagos die griechischen Freistaaten und die Küstenländer dem persischen Reiche unterwarf, zwang Kyros die Völker Franz, sein Königthum anzuerkennen. Es ist zweifelhaft, ob bereits Medien seine Macht bis zum Randgebirge des Industhales ausgedehnt hat; Arachosien (Harauvati), das Gebiet des Ethmandros (Haitumand, d. i. der überbrückte), das Land der Sarangen (Sistan) und Gedrosien wird erst Kyros unterworfen

haben. Kyros muß seine Züge noch viel weiter ausgedehnt haben: die Festung Kyropolis am Jaxartes, das heutige Chodjend, wurde von ihm angelegt, und im Bergland zwischen Kabul und Indus zerstörte er die Stadt Kapisa (heute Kaffchan nördlich von Kabul).

Leider besitzen wir über jene fernen Länder nicht streng historische Nachrichten aus der Zeit vor den Achämeniden. Da die älteste Geschichte der Völker auf mündlicher Ueberlieferung beruht, so ist sie lückenhaft und bei dem Mangel einer festen Chronologie, die sehr oft durch ein künstliches astronomisches System willkürlich bestimmt wird, unzuverlässig in den Angaben über die Zeitdauer und in der Reihenfolge der Thatfachen. Bei begabten Nationen bemächtigt sich der epische Gesang dieser Ueberlieferung und die Dichter drängen Thatfachen und Personen in den Vordergrund, welche vielleicht nur wenig in den Gang der Ereignisse eingegriffen, aber von irgend einer gemüthlichen Seite her ihre Reigung gewonnen haben; sie legen sich die Thatfachen, deren treibende Ursachen ihnen nicht bekannt sind, nach eigener Anschauung zurecht und suchen diese auch durch neu erdichtete Erlebnisse der Helden zu unterstützen. Wir wissen, daß Herodot für die ältesten Zeiträume der medisch-persischen Geschichte die Sagen der Meder und Perser benutzt hat; daß er in seinen Erzählungen gleichwohl der Wirklichkeit sehr nahe kommt, hat seinen Grund darin, daß die Perser einen lebendigen Sinn für treue Aufbewahrung geschichtlicher Ereignisse hatten, und daß der griechische Geschichtschreiber durch keinen langen Zeitraum von den älteren Herrschern getrennt war. Wir besitzen nun zwei wichtige Werke über die Geschichte der östlichen Länder Franz, das Avesta, die heiligen Schriften der Zoroastrier, und das Königsbuch, welches der berühmte Firdusi († 1020 n. Chr.) bearbeitet hat, und aus dessen Quellen auch verschiedene prosaische Geschichtswerke geschöpft wurden. Das Avesta gewährt als Religionsbuch keine zusammenhängende Geschichte, aber aus der Uebereinstimmung seiner fragmentarischen Angaben mit den betreffenden Stellen des Königsbuches geht hervor, daß auch jenes große epische Gedicht in seinen Grundzügen als geschichtliche Quelle betrachtet werden muß, zumal die Perser, wie schon angedeutet, ein verständiges Volk waren, welches der Kenntniß seiner Vergangenheit großen Werth beilegte. Wir kennen genug epische Gedichte verschiedener Völker, deren Zuverlässigkeit wir nach wirklichen historischen Nachrichten beurtheilen können; wir kennen im allgemeinen den geschichtlichen Gehalt der homerischen Gedichte, noch mehr das Verhältniß unsrer deutschen Heldensage zu den wirklichen Vorkommnissen bei Franken, Burgunden, Gothen und Hunnen; wir wissen, daß die epische Sage aus dichterischen Beweggründen Helden zusammenbringt, welche in Wirklichkeit durch weite Zeiträume getrennt waren, daß epische Dichter ihre Ideen vom Schicksal einflechten und damit zwar den wirklichen Verhältnissen oft Zwang anthun, aber auch ein wahres Gedicht schufen, welches ohne jene Ideen nur eine gereimte Chronik bleiben müßte. Die Helden, welche der Dichter zu Trägern seiner Ideen

macht, treten weit in den Vordergrund, während sie vielleicht in Wirklichkeit nur neben vielen andern die Geschicke entscheiden halfen. Dazu kommt, daß bei größeren Nationen einzelne Stämme ihre Fürsten und Helden verherrlichten, und daß diese durch ihre Beliebtheit andere aus dem Gedächtniß verdrängten, wodurch solche Stammfürsten mit der weiteren Ausbildung der Sage als Beherrscher der ganzen Nation erscheinen; der Dichter würde zudem oft die Einheit seines Werkes schädigen, wenn er den Gang der Ereignisse durch synchronistische Darstellungen unterbräche.

Wie bei den meisten Völkern ist auch bei den Persern der älteste Zeitraum der Geschichte unbekannt und daher mit Gebilden der Phantasie ausgefüllt; man versetzt den ältesten König auf den Berg Hara berezati, den Alburz oder das Randgebirge Irans am Südufer des kaspischen Meeres. Dieses Gebirge wird als ein heiliger Berg betrachtet, und wenn man wie es scheint mit Recht die Einwanderung des arischen Stammes von West oder Nordwest her stattfinden läßt, so dürfte man hier eine sehr alte geschichtliche Reminiscenz erkennen; auch mehrere folgende Könige, welche die Ueberlieferung in naiver Weise zu Beherrschern von ganz Iran macht, sind in jene nördlichen Striche dieses Landes zu versetzen, und erst später finden wir Baktrien als Sitz der Herrschaft.

Die erste Gestalt, welche in der iranischen Sage aus der Umhüllung von Schöpfungs- und andern Mythen als eine geschichtliche hervortritt, ist Hauschjanga (Huscheng), welcher über die Divs (Dämonen) herrscht, d. h. über die nicht-arische Bevölkerung Irans, welche später von den Ariern unterworfen wurde; überall werden untergegangene oder auch noch existirende, aber von der herrschenden Race unterjochte Völker zu Riesen, Zwergen, Dämonen, auch wohl Affen (wie in Indien) gemacht; wenn von Hauschjanga erzählt wird, er habe das Feuer erfunden und zuerst Metalle aus der Erde gegraben und zu Werkzeugen namentlich des Ackerbaus, den er gleichfalls aufbrachte, verarbeitet, so erkennt man hier unschwer die Fertigkeiten, wodurch sich die ältesten schthischen und finnischen Völker Mittel- und Nordasiens, die Chalyber, Tibarener (Tubal), Abchajen u. a. ausgezeichnet haben. Nach dem Avesta opfert dieser König am Fuße des Alburzgipfels Taira, der als eiserner Berg bezeichnet wird, und er fleht um Sieg über die Divs von Mazenderan und Varena (bei Sari), was uns demnach in diese Länder als älteste Sitze einer iranischen Herrschaft führt. Hier giebt es auch noch heute viele Metallgruben und die Bevölkerung mancher Dörfer besteht zum großen Theil aus Schmieden.

War Hauschjanga ein Fürst der Divs, so hat einer seiner Nachfolger, Tachmuraf (Tachma urupa) dieselben gebändigt, nach der Sprache der Mythen dürfen wir also vermuthen, daß der iranische Stamm, der Erbe der Fertigkeiten früherer Geschlechter, diese gänzlich unterjocht hat. Tachmuraf lehrte, die Felle der Thiere für Kleider zu benutzen, zähmte die Hausthiere und brachte das Jagen mit Leoparden und Falken auf; er ließ aber auch

durch die unterjochten Ditsa seinem Volke die Schreibkunst lehren, und wir wissen, daß auch diese Kunst eine Erfindung der ältesten scythischen Bevölkerung Westasiens gewesen ist. Nicht minder bezeichnend ist, daß Tachmuras zuerst große Bauwerke auführte, und die Sage schreibt ihm, natürlich irrig, die Errichtung mehrerer sehr alter Städte und Schlösser zu. Wir wissen gleichfalls, daß die alte scythische Bevölkerung im Errichten mächtiger Bauten geschickt war. Endlich soll er den Götzendienst der Gestirne eingeführt haben, eine Erinnerung an den Sterndienst der Scythen, in deren Schrift das Zeichen für Gott ein Stern war. Schließlich wurde der König durch Ahri-man, den Fürsten der Ditsa, getödtet.

Es folgte ihm Zima (Djemschid), welcher machtvoll und glänzend gebot, auch den Umfang des Landes vergrößerte (nach dem Ausdrucke des Avesta die Erde auseinander gehen ließ, um die Menge der Menschen und Thiere zu fassen). Er ist in der Sage ähnlich wie Salomo vergöttert worden, und die Erinnerung an seine Herrschaft hat aus dieser ein tausendjähriges Reich des Friedens und Glücks gemacht; seinen Herrschersth, den das Avesta ähnlich wie Babel beschreibt, mit dem Palast, mit Wasseranlagen, Brücken, Feuerstätten, verwandelte die Sage in ein Eden, von dessen Bezirke die Uebel des Ahri-man Krankheit, Tod, Dürre, Hitze, Meid und Lüge fern blieben. Zugleich haben sich in die Sage von Zima mythische Bestandtheile gemischt, wodurch er sich theils mit dem König des Elysiums, theils vermöge der Identificirung seines Königssthes mit dem Paradies mit dem ersten Menschen der semitischen (babylonisch-ebraischen) Mythe berührt; die Priesterlegende, auch hier durch babylonische Berichte vom Sündenfall beeinflusst, läßt ihn zuletzt vom Hochmuth ergriffen werden und alsdann die Strafe folgen, welche darin besteht, daß ihn Azi-dahaka (Dahak, Zohak), ein Mann aus arabischem (semitischem) Stamme, der Herrschaft und des Lebens beraubt. Das Avesta versezt den Dahak nach Bawri (Babel), womit deutlich genug auf das babylonisch-assyrische Reich und seine Suprematie über die iranischen Stämme hingewiesen ist. Die Tyrannei, welche die namentlich den Assyrern unterworfenen Völker zu erdulden hatten, ist in mythischer Weise zu einem Drachen verkörpert (Azi-dahaka bedeutet Drache), der drei Köpfe hat, oder wie die rationalistische spätere Sage erzählt, zu einem Menschen, dem zwei Schlangen aus den Schultern gewachsen sind, welche er mit Menschenhirn füttern muß. Zu der Personification der assyrischen Fremdherrschaft als Schlange scheint zugleich der Schlangendienst der medischen Scythen Veranlassung gegeben zu haben, mit welchen die Iranier um den Besiz des Landes gestritten haben, bis sie sich wirklich als Herren desselben ansehen durften. Als die Grausamkeiten den Gipfel erreicht haben, bricht eine Empörung aus; es ist ein Schmied, welcher sein Schurzfell an eine Stange bindet und sich an die Spitze seiner Landsleute stellt. Daß dieser Schmied eine historische Person ist, geht u. a. daraus hervor, daß sein ledernes Banner zu allen Zeiten die Reichsfahne war, welche erst in der Schlacht bei Kadestia (636 n. Chr.) von

den Arabern erobert wurde. Auf einer primitiven Culturstufe ist der Verrfertiger todtbringender Waffen nicht geringer geachtet als die Helden selbst, welche diese Waffen gebrauchen, ja der Schmied ist bei metallarbeitenden Nationen oft von einem religiösen Nimbus umgeben, weil anfänglich alle außergewöhnliche Fertigkeit mit der Voraussetzung magischer Geheimnisse verknüpft wird; man erinnert sich hierbei sogleich der Kabiren, der deutschen Zwerge u. dgl. Bei den Oseten im Kaukasus wohnt ein Schmied, ein Sohn der Sonne, neben dem heiligen Georg, Elias, Muhamed als Heiliger im Himmel, und bei den Aegyptern tödten Horus und seine Gefährten in der Gestalt von Schmieden die Krokodile und Nilpferde. Es findet sich noch in den Nachstellungen des Dahaka entgangener Nachkomme des Zima in der Person des Feridun (Thraitauna), und dieser zieht im Verein mit Kawe dem Schmied und dem Heer der Iranier gegen den Tyrannen (in Wirklichkeit wohl gegen einen assyrischen Feldherrn). Man weiß, wie oft die Assyrer in der Richtung nach dem Kaspiischen Meere hin Feldzüge gegen die kriegerischen Bergvölker unternommen haben. Nach dem Avesta wurde Dahaka bei Kvirinta besiegt, und diese Localität verjetzt eine spätere Schrift der Zoroastrier an den Spet-rot (heute Knyzl Uzen), in dessen Stromgebiet, an einem Nebenflusse, eine Dahaksburg gelegen ist. Er wird überwunden, gefesselt, und in der Heimath des Feridun, in dem „Dorf der Schmiede“, am Berg Demavend angeschmiedet; es mischen sich auch hier wie bei allen großen Ereignissen Sagen und Mythen in die Ueberlieferung, und es heißt, Dahaka lebe in seinen Ketten bis zum jüngsten Tag und bewirke (wie der nordische gefesselte Loki) durch das Rütteln an der Fessel die Erdbeben, welche von jenem Vulkan ausgehen. Die Sage sieht in Feridun einen König von ganz Iran, aber er war gewiß nur der Fürst jener Kaspiischen Länder, wo seine von Firdusi genannte Residenz Tamischa (eine Tagereise westlich von Asterabad) lag und wo noch heute die Sagen von ihm lebendig und an bestimmte Localitäten geknüpft sind. So befinden sich in Sari die Ueberreste des Thurms Selmi-Tur, welchen angeblich Feridun auf dem Grab seiner Söhne Selm und Tur erbauen ließ; der Reisende Gmelin fand in Sari noch 7 Thürme, welche die Namen Feridun, Tredj, Selm, Tur, Schachisi, Guschasp und Kohrasp führten; die vier ersten waren noch erhalten, die andern schon halb verfallen; natürlich rührten die Thürme nicht von jenen alten Helden her, sondern wurden, jedenfalls auf Anregung durch Firdusis Königsbuch, nach ihnen benannt, zum Zeichen, daß die Sagen von ihnen hier fortlebten. Noch frühere Reisende beschreiben den Thurm Selmi-Tur als ein rundes Gebäude von 30 Fuß Durchmesser und 100 Klaftern Höhe; es waren an ihm zwei kufische Inschriften angebracht, welche sich angeblich auf den König Chusam ed-baula (im 12. Jahrh.) bezogen. Nach einer Nachricht steht die Moschee von Sari auf der Stelle des alten Feuertempels, und unter der Pforte derselben soll Feridun begraben liegen. Der tabaristanische Geschichtschreiber Behir ed-din erklärt, daß Feridun in Rudjur geherrscht habe; dies ist ein

Ort im Bezirk gleichen Namens westlich von Amol; dagegen habe er seine Tage in Tammisa beschlossen, welches, verschieden von dem schon genannten, auf der Grenze von Gilan und Mazenderan lag; ein anderer Wohnort des Feridun war Warefe (3 Farsangen ost-südöstlich von Sari), und dies scheint das Warena des Avesta zu sein, wo Thraitauna soll geboren sein.

Wahrscheinlich hatten verschiedene iranische Stämme Ueberlieferungen über ihre Befreiung vom assyrischen Joch, und die medische haben wir bereits kennen gelernt. Feridun, der Retter seines Volkes aus der Zwingersherrschaft, wird von der Sage als König der bekannten Erde überhaupt betrachtet, und die Beziehungen des Abendlandes und der ostwärts gelegenen asiatischen Länder zu Iran stellt sie dar unter dem Bilde dreier Söhne des Feridun, unter welche dieser die Erde vertheilt hat. Zugleich muß der feindliche Charakter, den diese Beziehungen meist gehabt haben, in der persönlichen Feindschaft der drei Brüder seinen Grund gehabt haben. Während nun vom Westen wenig die Rede ist, treten die Kämpfe gegen die im Nordosten hausenden Völker Turans desto mehr in den Vordergrund. Der Geschichtsforscher ist berechtigt, aus diesen Verhältnissen die Vermuthung zu schöpfen, daß der Schwerpunkt des Reiches, dessen Könige und Helden uns Avesta und Königsbuch vorführen, im Nordosten an den Grenzen Irans, in Baktrien gelegen war, denn ohne diese Annahme würde das Schweigen der Sage über die Kämpfe Irans mit den westlich anstoßenden Reichen nicht zu erklären sein. Ob sich die Herrschaft des Feridun von Tabaristan über Chorasan und Baktrien ausgebreitet hat, oder ob die Sage dieselbe künstlich mit der Geschichte des baktrischen Reiches verknüpft hat, ist schwierig zu beurtheilen; das letztere ist wahrscheinlich, weil man anderweitige Nachrichten besitzt, welche für ein sehr hohes Alter des baktrischen Reiches sprechen, und die Herrschaft des Feridun, so sehr die Sage ihr Gebiet ausdehnt, nicht weiter gereicht haben wird, als später die Macht der Gilan-schahs und Spesjehede von Gilan und Tabaristan, welche dort noch lange nach der Eroberung Irans durch die Araber ihre Unabhängigkeit behauptet haben.

Eine Haupt Sorge der persischen Herrscher ist heute und war von Alters her die Gefährdung der nordöstlichen Grenzgebiete durch die Einfälle der räuberischen Stämme Turans; bald sind es einzelne Banden gewesen, bald auch ganze Völker, welche jenen Provinzen Verderben gebracht oder sie vom Reich losgerissen haben. Die Sage erzählt, daß Feriduns jüngster Sohn Fredj (älter: Arju, offenbar eine Personification der Iranier) von seinen Brüdern ermordet worden sei, weil sie sein besseres Erb beneidet. Den Nachkommen des Getödteten erwuchs dadurch die Pflicht der Blutrache, und es erfolgen lange Kämpfe, in welchen das Kriegsglück hin und her schwankt, aber endlich doch sich zu Gunsten Irans wendet. Indem die Sage die Geschichte Baktriens an die ältesten Sagen Tabaristans anknüpft, erzählt sie, daß ein Nachfolger des Tur, des Mörders des Fredj, bis an die Hauptstadt Tabaristans, Amol, vorgeedrungen sei und ganz Chorasan in seiner Ge-

walt gehabt habe, daß aber Minotschehr ihn hinter den Oxus zurückgebrängt habe. Dieser Sieg wurde noch zur Zeit des Islam am Tage Aban des Monats Aban (10. Tag des 8. Monats) durch ein Fest gefeiert. Der Oxus bildete die Grenze Irans und Turans, und wir befinden uns demnach auf dem Boden Baktriens. Einen mächtigen Verbündeten hatte der König von Baktrien an dem Fürsten von Babul (Gazna) und Sistan, des Landes im Stromgebiet des Hilmenid und des Hamun-Sees. Dieser Fürst nahm unter den Würdenträgern des Reiches den ersten Rang ein, etwa wie der sogenannte Kronaufseher bei den Parthern. Seine und seiner Nachfolger große Macht hat die Sage nach ihrer Gewohnheit als persönliche Leibesstärke dargestellt, und namentlich einer dieser Pehlewane, Rustom der elephantenleibige, erscheint wie ein iranischer Herakles, dessen bloßes Erscheinen den Feind in Schrecken versetzt. Die Dynastie der baktrischen Könige, welche mit Kobad (Kavata) beginnt, nennt das Avesta die der Kavi, die neuern Geschichtschreiber die kajanische; indessen sind die Namen der Könige und die Schilderungen der Kämpfe mit Turan fast das einzige Geschichtliche, was uns über sie berichtet wird, während besonders im Königsbuch vielerlei erzählt wird, was, wie wir noch sehen werden, als Reminiscenz aus der Geschichte der Achämeniden angesehen werden muß, so daß man zuweilen versucht ist, in den Kavikönigen die Nachkommen des Kyros und Darius wiederzuerkennen. Das Königsbuch versetzt u. a. die Residenz nach Istachr (Persepolis), und auch manche Begebenheiten nach dem Westen Irans, z. B. ist der Schauplatz des Gottesurtheils, wodurch Sijawusch seine Unschuld erhärtet, die Stadt Ubertuh auf dem Weg von der Persis nach Jezd; erst Dohrasp soll in Balch (Baktra) residirt haben; diese Thatsachen dürften daraus zu erklären sein, daß Istachr in der Zeit kurz vor der arabischen Eroberung wirklich den Rang einer Königsstadt einnahm, und daß in die Geschichten der kajanischen Könige viele Erzählungen verflochten sind, deren Helden westpersische und medische Fürsten und Häuptlinge sind, während seit Dohrasp, mit welchem die Verbindung der Heldensage mit der Priesterlegende beginnt, die Residenz nicht von Balch wegversetzt werden konnte, indem die Tradition von Zoroasters Leben in dieser Stadt zu bestimmt fortlebte. Es ist nun merkwürdig zu beobachten, daß die Sagen der ältern Kajanier trotz der Verlegung ihrer Residenz in die Persis wenig Kenntniß von dem verrathen, was hier vorgegangen ist, und daß im Gegentheil die Berichte von den letzten Kajaniern, die doch nach dem Königsbuch in Balch wohnen, nicht nur achämenische und alexandrinische, sondern sogar byzantinische Erzählungen in die Ueberlieferung einführen.

Die Sage verräth in der Erzählung von der Regierung des Kai Kaus (Kava Ufa), des Nachfolgers des Kobad, daß ihr Schauplatz wirklich nicht mehr Tabaristan ist. Kai Kaus unternahm einen Feldzug nach Mazenderan, das üppige Tiefland am Südufer des Kaspiischen Meeres, welches durch das Gebirgsland Tabaristan von Iran getrennt ist. Da wir gesehen

haben, daß Feridun und seine Nachkommen hier gebieten, so ist damit angedeutet, daß das baktrische Reich den Versuch machte, sein Gebiet nach dieser Seite auszudehnen. Mazenderan ist ein höchst fruchtbares, mit tropischen Gewächsen ausgestattetes Küstenland, die herrlichsten Gärten wechseln mit Hainen von Delbäumen, Granaten, Cypressen, Orangen, Citronen; die Maulbeere ermöglicht den Seidenbau, Cedern und Nußbäume beschatten die lieblichen Thäler und liefern das trefflichste Bauholz; aber was der Vegetation günstig, ist oft dem Menschen verderblich; Sumpfdickichte machen oft große Strecken unwegsam und erzeugen Fieber und dienen Tigern zum Aufenthalt, das Gebirgsland ist unwegsam, von Wölfen und Schakalen bevölkert, und fast nur ein oder zwei Flußthäler bilden einen Eingang von Iran in diesen Küstenstrich, während außerdem nur furchtbare Felspässe, unter ihnen die berühmten kaspischen Pforten, welche östlich von Eiwani Keif liegen, die Ueberschreitung des Gebirges ermöglichen. Die Sage verkörpert diese den Menschen überhaupt und einem feindlichen Heere insbesondere verderblichen Eigenschaften des Landes zu Dämonen; Kai Kaus wird besiegt und gefangen, und erst Rustam gelingt es, ihn zu befreien und den König des Landes zu züchtigen. Die Fahrt des Rustam über den Felspaß und seine sieben Abenteuer, welche er mit seinem Roß Raksch besteht, bilden eine berühmte Episode des Firdusi'schen Königsbuches, und noch heute weiß man sämtliche Vertlichkeiten jener Abenteuer zu bezeichnen. Dem Kai Kaus wird sodann ein Heereszug nach dem fernen Westen zugeschrieben, welcher offenbar eine Reminiscenz der Eroberung Aegyptens durch Ramhyses ist, wie er denn auch durch seinen ungünstigen Ausgang an das Unglück der persischen Armee auf dem Zug gegen die Amonsoase erinnert. Während dieses Feldzuges waren die Turanier unter Afrasiab (Frangrasja) in Baktrien eingefallen und bis Marw vorgeedrungen, wo sie jedoch in einer großen Schlacht von Rustam besiegt wurden. Auch der Mythos spielt hier in die Geschichte hinein: Kai Kaus, von seiner Macht aufgebläht, läßt sich von Adlern gen Himmel tragen, stürzt aber bei Amol in Mazenderan herab, wodurch er von seinem Hochmuth für immer geheilt ist. Hier taucht der alte Mythos von Nimrod und seinem Thurm, von den himmelftürmenden Giganten in persischer Umbildung auf. Kai Kaus überwarf sich mit seinem Sohne Sijawusch (Sjabarschan), welchen die Verleumdung in den Verdacht brachte, mit einem Weibe seines Vaters ein Liebesverhältniß zu unterhalten. Obwohl er seine Unschuld durch ein Gottesurtheil bewies, wurde er in die Verbannung geschickt und begab sich nach Turan. Er wurde, da zwischen beiden Reichen Friede geschlossen war, hoch geehrt und erbaute sich mitten in Turan einen im Awesta und im Königsbuch als ein Paradies geschilderten Palast und vermählte sich mit der Tochter des Königs. Seine allgemeine Beliebtheit erregte indessen den Haß des Bruders des Königs und er fiel durch Meuchelmord. Ein Söhnchen, Kai Chosru (Kava Husrava) entging den Verfolgungen und wurde von einem iranischen Helden unter großen Gefahren aus Turan geflüchtet; Chosru folgte seinem

Großvater auf dem Thron, den er durch unvergleichliche Herrschergaben zierte. Die Kindheit des Chosru, sein verborgenes Leben bei einem Hirten und die Verfolgungen seitens des Afrasiab gleichen sehr der Geschichte des Kyros bei Herodot, und aller Wahrscheinlichkeit nach hat der von diesem Geschichtschreiber aufbewahrte medische Bericht Züge aus dem Leben Chosrus auf den persischen Prinzen übertragen. Anfangs lächelt das Glück dem Könige von Turan, jedoch wird er endlich entscheidend besiegt, sein Land und die Residenz erobert, und Afrasiab irrt als Flüchtling umher. Die Erstürmung des Palastes scheint im Avesta dem Feldherrn des Kai Kau und des Kai Chosru, Tusa, zugeschrieben zu werden; dieser fleht zu Anahita, sie möge ihm vergönnen, daß er die reisigen Hunu an dem Palast von Kanga besiege. Nach längerer Zeit entdeckt man den Aufenthalt des Flüchtigen in einer Höhle bei Verda (in Arran), er wird gefangen und getödtet. Iran und Turan schließen Frieden, hier wird der Sohn des Afrasiab König, Chosru verzichtet zu Gunsten eines Urentels des Kobad, Lohrasp (Arvadaspa), und begiebt sich in das Gebirge, wo er mit wenigen Getreuen den Augen der Uebrigen entrückt wird, indem ihn ein Schneesturm nach dem Geheiß der Gottheit begräbt. Man zeigt noch im Lande der Bactiari den Gebirgspass, wo dies stattfand. Die Ueberlieferung gewährt uns für die Regierungszeit des Lohrasp insofern einen chronologischen Anhaltspunkt, als sie berichtet, dieser König habe seinem Vasallen Roham, Sohn des Gotarz, dessen Sitz in Ispahau gewesen zu sein scheint, die Unterwerfung Chaldäas, Syriens und Kleinasiens anbefohlen, und dessen Siege hätten ihm den Namen Bachtasr (Glück des Sieges) eingetragen. Die Erzählung ist historisch ohne Werth, da jedoch mit diesem Namen Nebukadnezar gemeint ist, so dürfen wir annehmen, daß Lohrasp mit diesem großen Fürsten zu gleicher Zeit gelebt hat, eine Annahme, welche mit der sichern Chronologie harmoniren dürfte, wenn wir annehmen, daß nach Lohrasp nur noch ein König von Baktra vor der Eroberung dieses Landes durch Kyros geherrscht hat, und daß Nebukadnezar nur 24 Jahre vor der Eroberung Babels gestorben ist. Auf Lohrasp folgte sein Sohn Gustasp (Vistaspa), der berühmte Herrscher, unter welchem der Prophet Zoroaster (Zarathustra) aufgetreten ist. Die Ueberlieferung hat vielfach diesen Vistaspa mit dem ersten Darius, dem Sohne des Hystaspes vermengt, und es ist bekannt, daß manche Forscher beide Fürsten geradezu identificirt haben. Hierzu schienen einige Thatfachen zu berechtigen, z. B. nennt das Avesta die Gattin des Vistaspa Putaosa, und nach Herodot und Aeschylos hieß die des Darius Atossa, und der Name des Prexaspes, der beim Regierungsantritt des Darius starb, könnte mit dem des Vaters Zarathustra, Porushaspa, identisch sein. Gleichwohl ist diese Hypothese nicht zu vertheidigen, weil die Gründe für dieselbe gegen die Anzahl und Stärke der Gegengründe fast verschwinden. Für die Art, wie die Sage sich historischer Thatfachen bemächtigt, um sie ohne allen wirklichen Zusammenhang zu benutzen, ist es merkwürdig, daß Gustasp von einem Helden Rums (des byzantinischen Reiches; Firdusi führt

die Helden im Costüm seiner Zeit auf), Heischui, nach Num geführt wird, der aus dem Segeſtratos entstanden zu sein scheint, welcher den Marbonios beim Herodot begleitet. In Num erlegt Gustasp ein Ungeheuer, halb Wolf halb Drache, in Fafekun; dies scheint Phokis zu sein, wo die Perser (nach Herodot unter Kerges, nach Ktesias, der Vieles aus der persischen Sage entlehnte, unter Darius) den Tempel des Apollon, des Tödters der Wölfe, plünderten; ebenso tödtet er einen Drachen in Sekila, d. i. in Sicilien, wo Piero und Gelo den Persern günstig gesinnt waren. Der Kaiser von Num gedenkt dann Iran zu unterwerfen und sendet den Kalus nach Susa; dies ist der Kallias des Herodot, der als Gesandter Athens zu Artaxerges I. ging.

Ueber den Umfang des Reiches Bistaspas können wir uns durch ein geographisches Fragment des Gesetzbuches (Wendidad) unterrichten. Hier sind, abgesehen von dem mythischen Ariana vaidjo, dem Stammland der Arier, dem späteren Arran im Norden und Nordosten Armeniens, fünfzehn Orte aufgezählt, welche Gott aus beste geschaffen hat, wo aber Ahriman in der Folge seine Uebel ausbreitete, nämlich Sugda (Sogdiana), Marw, Baktra, Misaja (zwischen den beiden vorigen), Parava (Herat), Baikereta (Kabul), Urwa (wahrscheinlich zwischen den beiden vorigen, da wo Meidan und Andekan liegen), Behrkana (Syrkanien), Parachwati (Arachosien), Saitumand (das Gebiet des unteren Hilment), Raga, Tschachra (die Gegend von Gazna), Barena (bei Sari), Sapta-Hindu (das Indusgebiet). Zuletzt wird noch das Stromgebiet der Rangha genannt, womit anscheinend der Jaxartes, nach Ansicht der alten Pehlewiübersetzung aber der Tigris gemeint ist. Weder bis zu dem einen noch bis zu dem anderen Strome kann sich das baktrische Reich erstreckt haben, sondern wie das erste der aufgezählten Länder, Ariana vaidjo, scheint Rangha vom Verfasser hinzugesetzt zu sein, weil dieser Fluß in den damaligen geographischen Anschauungen als äußerste Grenze der bekannten Länder eine gewisse Wichtigkeit hatte.

Der Enkel des Afrasiab, Ardjasp (Aredjadasp) entzündete aufs neue die Flamme des Krieges; anfangs von Gustasp besiegt, namentlich durch die Tapferkeit seines Sohnes Isfendiar (Spentodata), gelang es in der Folge den Turaniern, in das Reich einzubrechen, die Hauptstadt Baktra zu erstürmen und unter vielen anderen auch den Propheten Zarathustra im Tempel des Feuers zu ermorden. Die Rache bleibt nicht aus, Isfendiar überzieht Ardjasp mit Krieg, besiegt und tödtet ihn. Hier bricht die Ueberlieferung ab, um sogleich auf Ardeschir dirazdest (d. i. Artaxerges I. Langhand) überzuspringen, und in diese Lücke müssen wir ohne Zweifel die Eroberung Baktriens durch Kyros einschieben, worauf auch die ganz widersinnige Bemerkung der Sage hindeutet, daß Ardeschir den Nebukadnezar besiegt und den Kyros zum Statthalter von Babel eingesetzt habe. Es ist noch zu erwähnen, daß die Ueberlieferung eine Verfeindung des königlichen Hauses mit den Fürsten von Segeſtan erwähnt; sie erzählt, daß der Teufel das Gemüth des Rustam verfinstert habe, so daß er sich zur Religion des Zarathustra nicht bekennen

wollte. Gustasp, voll Glaubenseifer, nöthigte seinen Sohn Isfendiar, den Rustam zur Annahme zu zwingen und im Weigerungsfalle ihn gefangen nach Baktra zu führen. Der Kampf beider Helden ist von Firdusi in heldenhafter Großartigkeit beschrieben worden. Wir dürfen diesen Zug der Sage wohl dahin deuten, daß das Fürstenhaus von Segestan, bei den Griechen Ariaspen genannt, den Kyros als Großkönig anerkannte und dadurch in Feindschaft mit seinem bisherigen Lehnsherrn gerieth; nach Strabo und Diodor seien die Fürsten der Ariaspen an der Grenze Gedrosiens dem Kyros auf einem seiner Züge im östlichen Iran mit einer riesigen Proviantcolonne zu Hülfe gekommen, worauf sie den Titel Drosangen (d. i. altiranisch humwerezjanga, auf griechisch Evergetae, die Wohlthäter) erhalten hätten.

Eine Reihe von Jahren war das Heer des Kyros von Sieg zu Sieg gezogen; die „Lanze des persischen Mannes“ reichte vom Indus bis zu den blauen Wogen des ägeischen Meeres. Die Hauptstadt Asiens war aber nicht Ekbatana, nicht Sardes oder Susa, sondern Babel, jenes thurmhohe Mauerwerk, welches eine ganze Provinz mit Hauptstadt, Vorstädten, Gärten und Feldern umspannte. Hier lag die Straße des Welthandels, hier war durch menschlichen Fleiß das fruchtbarste Land geschaffen, hier war der Mittelpunkt des Reichthums, des Wissens, des verfeinerten Lebensgenusses. Wer Babel in Händen hatte, gebot damit zugleich über die weiten Länder der Semiten bis an den Bach von Aegypten. Babel war die stärkste Festung Asiens; nicht nur daß die Stadt selbst mit doppelter Ringmauer und hundert ehernen Thoren verwahrt war und keine Aushungerung zu fürchten hatte, weil kein Heer groß genug war es zu umzingeln und weil es genügende Ländereien für die Nahrung der Bewohner besaß, — es war auch ein großer Theil Mesopotamiens durch sorgfältig angelegte Canalbauten zu einem durchschnittenen Terrain umgewandelt, auf welchem sich ein Feind den größten Gefahren aussetzte; endlich war die ganze Ebene an ihrer schmälsten Stelle durch eine vom Euphrat zum Tigris laufende Riesenmauer, deren Trümmer noch heute unter dem Namen Sadd Nimrud (Nimrodswall) vorhanden sind, abgeschlossen, welche die vortrefflichste Vertheidigungslinie gegen einen von Nordwesten kommenden Feind darbot.

Kyros schreckte vor der Aufgabe, diese Festung einzunehmen, nicht zurück. Es gab von Iran aus zwei Wege nach Babel; der eine ging über Susa, und hatte schon in alter Zeit die Heere von Elam gegen die Chaldäer geführt. Susiana bildete bereits einen Theil des persischen Reiches, allein dieser Weg hatte den Nachtheil, daß er über viele Gewässer, den Tigris, den großen Euphrat-Tigris-Canal von el-Waset und große Sumpfstreden ging; im Falle einer Niederlage konnte die Verfolgung durch die Babylonier verderblich werden. Der andere Weg führte von Ekbatana über den Zagros an den Gyndes (Dijala) und brachte an der Mündung dieses Flusses nicht weit von Bagdad in die nächste Nähe von Babel. Bei einem unglücklichen Ausgang war das persische Heer sogleich wieder auf eigenem Gebiet und konnte

die Verfolger leicht von einem Uebergang über den Tigris zurückhalten. Diesen zweiten Weg wählte Kyros. Um seine Soldaten im Manövriren auf canalisirtem Terrain zu üben, ließ er sie den ganzen Sommer über am Dijala Wasserbauten und Canäle herstellen, deren Spuren noch heute sichtbar sind. Im folgenden Frühjahr (538) erschien Kyros in Babylonien. „Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit, aus fernen Landen nahen sie von des Himmels Enden; denn sieh, ich rufe gegen sie die Weber, die nichts nach Silber fragen und forschen nicht nach Golde!“ Eine siegreiche Schlacht trieb den babylonischen König Nabunahid mit seinem Heere in die Stadt zurück, und die Perfer lagerten vor Babel. Jetzt gedachte Kyros die am Gynbes gesammelten Erfahrungen zu verwerthen: er ließ oberhalb Babels die Schleusen des Euphrat gegenüber Sippara aufziehen, der nun sein Wasser in die Sümpfe von Refil und Nebjes ergoß und selbst so leicht wurde, daß die Soldaten im Bett des Stromes vorrücken konnten. Der Euphrat trat an der nordwestlichen Ecke des Mauerquadrats in die Stadt, und die Perfer kamen bei Nacht in dem Augenblick an, als die Bewohner ein Fest feierten und im Vertrauen auf ihre Mauern sich wenig um den Feind kümmerten. Noch jetzt wäre es möglich gewesen, die Perfer zu verderben, wenn man die Thore verschlossen hätte, durch welche die Straßen auf den Strom mündeten; die Perfer hätten alsdann nicht die Uferbrüstung ersteigen können und sie wären wie Fische in der Neuse zu fangen gewesen. Der König von Babel befand sich bei den Chaldäern in Borsippa; er wartete weitere Ereignisse nicht ab, sondern ergab sich dem Kyros als Gefangener und beschloß in Kirman sein Leben. Wie Kyros vorausgesehen hatte, fiel ihm das ganze babylonische Reich mit der Hauptstadt in die Hände.

Die Bibel berichtet, daß Kyros, welchen die in Babylonien im Exil lebenden Juden als Gesalbten des Herrn begrüßten, ihren Bitten willfahrt und ihnen bereits im ersten Jahre seiner Herrschaft (über Babel) — in der That wurde Babel 538 erobert, das Edict aber 536 erlassen — die Erlaubniß zur Rückkehr nach Kanaan gegeben habe. Er wurde hierzu wohl durch die Erwägung bewogen, daß er an den Juden, einem durch viel Drangsal von Seiten der Aeffyrer und Chaldäer gegen diese erbitterten Volke, das seine Unabhängigkeit mit der größten Zähigkeit gegen die Uebermacht vertheidigt hatte, einen verlässigen Verbündeten haben werde, welcher gegen ein etwaiges Wiederaufleben der babylonischen Macht sich aufs äußerste auflehnen, und auch gegen Aegypten, welches wiederholt Versuche gemacht hatte, sich in Asien festzusetzen, ein wirkames Bollwerk sein werde. Das Edict des Kyros gestattete die Wiederaufrichtung des Tempels, in welchem auch die heiligen Gefäße, von Nebukadnezar als Trophäen nach Babel entführt, wieder ihren Platz finden sollten. Einer der schönsten Psalmen leiht der Freude der Zurückkehrenden ergreifende Worte: „Als uns zurück nach Zion führt' Jehovah, da war es uns, als ob wir träumten; da ward voll Lachens unser Mund, und voll Frohlockens unsere Zunge. Da hieß es bei den

Heiden: „Jehovah thut an ihnen Großes!“ Ja, Großes thut an uns Jehovah! Desß sind wir hocherfreut. Laß, Ew'ger, unsere Beggeführten wiederkehren, wie Wasserbäch' in's Mittagsland! Die unter Thränen säen, mit Freuden ärnten sie! Mit Weinen geht der Samenträger aus, frohlockend kehret er zurück, trägt seine Garben heim.“ Großartig im Ausdruck ihres Hasses gegen die Zwingherren feiern jüdische Dichter den Fall der Chaldäer: „Wie ruht der Dränger nun, wie feiert jetzt der Golberpresser! Zerbrochen hat der Herr der Wütherriche Stab, das Scepter der Tyrannen, das Völker schlug im Grimm mit Streichen ohne Zahl, und wüthend herrschte über Nationen, verfolgend ohne Widerstand. Nun ruht und rastet alle Welt, es tönen laute Jubel. Die Fichten freu'n sich über dich, die Cedern Libanons frohlocken: ‚seitdem du liegst, klimmt Niemand mehr herauf, um uns zu fällen!‘ Hinabgestürzt zur Todtenwelt ist nun dein Stolz, dahin der Volkklang deiner Harfen; dein Lager unter dir ist Moder, und Würmer wurden deine Decke. Wer dich erblickte, sah bedeutungsvoll dich an und sprach: ‚ist das der Mann, vor dem die Welt erbebte? der Königreiche zittern ließ? der die bewohnte Welt zur Wüste machte, der ihre Städte legt' in Schutt und den Gefangenen das Kerkerthor nicht öffnete?‘ „Ja, gegen sie erheb' ich mich,‘ spricht Gott, der Weltbeherrscher, ‚ich tilge das Gedächtniß Sabels und Sohn und Enkel, spricht Jehovah! Zum Igelstich und Wassersumpfe mach' ich es, versenk' es in den tiefsten Grund,‘ so spricht der Himmelsheere Gott.“

Der Tempelbau wurde unter Kambyzes' Herrschaft unterbrochen, weil die Bewohner von Samaria, welche von den Juden von der Btheiligung am Bau ausgeschlossen waren, den Verdacht zu erregen wußten, daß man die Mauern von Jerusalem aufrichten wolle, um sich vom Reich loszusagen. Erst als eine große Zahl Juden aus Babylonien unter Zorobabel und Josua in ihre Heimath zog, wurden die Arbeiten wieder aufgenommen und am dritten Tage des Monats Nisan (Februar-März) 516 vollendet. Aus Dankbarkeit gegen den persischen König wurde dessen Residenz Susa an der Pforte der östlichen Umfassungsmauer in Relief abgebildet.

Kyros, obwohl persönlich ein einfacher Mann und der prunklosen Lebensweise der alten Perser treu geblieben, wußte doch, daß die Herrschermwürde sich mit äußerem Glanz umgeben müsse, um in den Augen der Menge das nöthige Ansehen zu behalten; im Orient, wo man im Alterthum in dem König eine Gottheit erblickte, blieb demselben nur zwischen zwei Mitteln die Wahl, um seine erhabene Stellung dauernd in Erinnerung zu bringen, unnahbare Majestät in der Umgebung eines weitläufigen glänzenden Hofstaats, oder das handgreiflichere Mittel, durch Grausamkeit Schrecken und Furcht um seine Person zu verbreiten; das Ansehen des Kaisers Julian sank, wie der Kirchenhistoriker Sokrates berichtet, in hohem Grade, als er die Eunuchen, Köche, Friseure u. dgl. aus dem Palast entfernte; eine Popularität, wie sie seit Josephs und Friedrichs Zeiten Fürsten und ihre Völker verbindet, ist im Morgenlande unbekannt. Das halb göttliche Ansehen des Königs der

Perfer gipfelte in dem Glauben, er sei von einem himmlischen Glanz umflossen, einem Symbol der Gnade Gottes, welche jedoch nur auf Personen von königlichem Blute sich niederließ. Im Schahnameh oder Königsbuch des Firdusi wird erzählt, daß man die königliche Würde auf einen Großen des Reiches zu übertragen beabsichtigte, aber wieder davon absah, „denn (läßt Firdusi sagen), obwohl der Held vom Glück begünstigt ist und einen erleuchteten Geist hat, so muß doch die Wahl auf einen Mann von königlicher Geburt fallen, welcher im Besiz der Erinnerung an die Vergangenheit ist. Es ist mit dem Heer wie mit einem Schiff, und der Thron des Königs ist für dasselbe Wind und Segel. Jeder Fürst ohne Bewußtsein von seiner Stellung ist unwürdig des Stuhles der Macht; wir müssen einen König haben, dessen Stern sieghaft ist, auf welchem die Gnade Gottes ruht, und dessen Worte von Weisheit leuchten.“ Kyros umgab sich mit dem Hofstaat der medischen Könige, er vertauschte selbst die altväterische persische Tracht, den lebernen Rock und Weinkleider, mit dem langen faltigen Gewande der Meder, und namentlich bei öffentlichen Handlungen entfaltete sich um ihn die ganze Pracht des Beherrschers eines Weltreiches. Wenn Kyros zum Opfer oder zur Anbetung schritt, so wurde ein Spalier gebildet und Geißelträger hielten Unberufene vom Eintritt in dasselbe ab; zu den Seiten des Thores waren 2000, in der Richtung vom Thore her 4000 Leibgarden aufgestellt, wie man dies an den Pforten und Treppen zu Persepolis abgebildet sieht. Verrittene mußten absteigen, wenn der König nahte, und die Hände in der Verlängerung des Arms, welche eine Art Handschuh bildete, verstecken. Die Perfer standen rechter Hand, die übrigen Großen links, ebenso waren beiderseits die Wagen aufgestellt. Wenn das Palastthor sich geöffnet hatte, erschienen zuerst je vier Stiere des Ahuramazda und der andern Götter, welchen geopfert werden sollte, sodann die dem Sonnengott geheiligten Roffe und der mit vier weißen Pferden bespannte Wagen des Ahuramazda, des Sonnengottes, und sodann ein dritter Wagen, dessen Roffe mit purpurnen Decken geschmückt waren. Alsdann trugen mehrere Männer das heilige Feuer auf einem großen Gefäß. Erst dann kam der König mit seinem Wagenlenker gefahren, mit der Tiara gekrönt, um welche eine Binde oder Diadem geschlungen war, in einem meerpurpurnen Rock mit breitem weißen Streif vom Hals bis zum Saum und von einem Gürtel umspannt, und in scharlachrothen Weinkleidern, von den Schultern wallte der Purpurmantel herab. Die 4000 Leibgarden traten sodann vor den Wagen, die andern 2000 hinter denselben, und nebenher ritten 300 Stabträger mit Wurfspeeren. Der aus etwa 200 Roffen bestehende Marstall des Kyros folgte mit goldgeschmücktem Geschirr und gestreiften Schabracken; sodann kamen 2000 Lanzenträger, 10,000 Reiter in Reihen zu 100 aufreitend, unter Anführung des Chrystantas, ebenso viele unter Anführung des Hystaspes und eine dritte ebenso große Schaar unter Datamas, eine vierte unter Gabatas; den Zug beschloffen medische armenische, hyrcanische, kadusische und scythische Reiter, sowie die Wagen-

Kämpfer unter Anführung des Artabates. Die Anordnung des Zuges ist eine andere als zur Zeit des letzten Darius. Es geht nämlich hier das Feuer mit einer großen Begleitung von Magiern voran, und die Götterwagen nebst einem Sonnenroß folgen. Im Uebrigen ist die Reihenfolge ziemlich dieselbe geblieben. Den Darius begleiteten seine Frauen ins Feld; diese befanden sich hinter dem übrigen Zug, die Mutter und die Königin fuhrn jede auf ihrem Wagen, ihr weibliches Gefolge saß zu Pferd, die Kinder mit den Erziehern und andern zum Harem gehörigen Dienern befanden sich in Harmamagen, bedeckten geräumigen Sänften, welche von Maulthieren getragen wurden, und welche man heute Tachtirawan nennt. Nach den Frauen und Kindern kam der königliche Schatz oder die Kriegskasse, und der Zug wurde von einer Bedeckung von Schützen geschlossen.

Niemals begab sich der König zu Fuß aus dem Bezirk des Palastes, sondern immer zu Wagen oder zu Roß, und wenn er zu Fuß von einem Gebäude in ein anderes ging, wurden lydische Teppiche über die Steinplatten gespreitet. Die Reliefe von Persepolis zeigen wiederholt den König auf dem Thron. Er trägt einen niedrigen cylindrischen Hut mit etwas vortretendem obern Rand, Ohrgehänge und um den Hals eine goldene Kette, und das medische Faltengewand; in der rechten Hand hält er einen langen Stab, in der linken eine Blume. Der Stab wurde vom König gesenkt, wenn er die Erlaubniß zu einer Audienz ertheilte; wer ohne Erlaubniß vor das Angesicht des Königs trat, wurde hingerichtet. Die in safrangelbe Schuhe gehüllten Füße ruhen auf einem Schemel, denn der Thron ist hochsitzig, mit einem Teppich und Polster belegt. Die gerade aufsteigende Lehne reicht bis an den Kopf des Königs und die Füße des Stuhles bestehen aus übereinanderliegenden Wulsten, welche von Löwenpranken getragen werden, die ihrerseits auf einem Wulst über einem glockenförmigen Glied ruhen. Diese gedrehte Arbeit, Holz mit Metall überzogen, erinnert u. a. an die Ornamentirung des siebenarmigen Leuchters am Titusbogen. Der Thron steht auf einer Estrade, deren vier Beine ähnlich wie die des Thrones behandelt sind; die Seiten zeigen mehrere Reihen von stützenden Menschen übereinander in der Tracht der Völker des Reiches. Ueber der Estrade erhebt sich der das Ganze überschattende Baldachin, mit gestickten Löwen und Stieren, in der Mitte das Symbol der Gottheit, der Sonnendiscus mit Flügeln; oben und unten läuft ein Band von Rosetten her und zu unterst hängen Franzen herab, wahrscheinlich alles in Goldstickerei auf Purpurgrund.

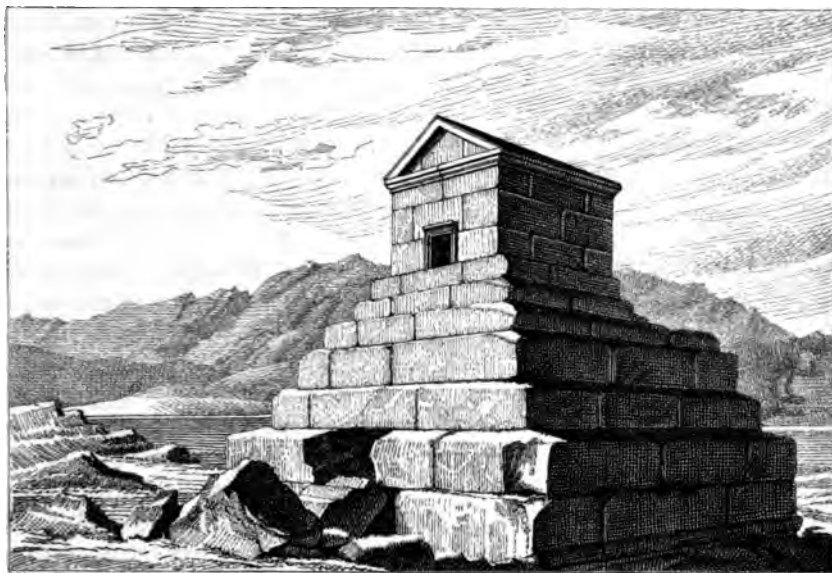
Im Palastbezirk hielt sich eine große Menge von Menschen auf; außer den gelegentlich anwesenden Großen, unter welchen die sogenannten Verwandten dem König am nächsten standen, befanden sich Beamte und Mitglieder des Adels vor den Gemächern des Königs, seiner Befehle gewärtig. Audienz Begehrende wurden von einem Pförtner oder Thürsteher eingeführt, nachdem ihr schriftliches Gesuch durch sogenannte Botschafter vorgelegt worden war. Diese letzteren waren vornehme Männer, man darf

also vermuthen, daß der König nicht selten ihr Urtheil über die Zulassung des Petenten anhörte; zuweilen wurde die Audienz nicht gestattet und der königliche Bescheid durch eben diese Botschafter mitgetheilt. Mit der Einführung in die Gegenwart des Königs war der Chiliarch oder Kanzler betraut; er trat einen Stab in der Hand den fremden Gesandten voran, wie man auf persopolitanischen Steinbildern dargestellt findet und wie es noch heute nicht nur bei den Persern, sondern auch bei türkischen Paschas Sitte ist. Man kennt mehrere dieser an Rang dem Könige zunächst stehenden Civilbeamten mit Namen, und Xenophon berichtet in seinem Kyrosromane, daß unter Astyages dessen Mundschent das Amt des Einführers zur Audienz bekleidet habe. In der nächsten Umgebung des Königs befindet sich der Schirmträger und der Diener mit dem Fliegenwedel; man findet beide an den Portalen von Persopolis dargestellt hinter dem ins Freie tretenden König; der Schirmträger fehlt selbstverständlich, wenn der König im Innern des Palastes sitzend abgebildet ist; in diesem Falle bemerkt man auf den Reliefs noch einen Diener mit einem Tuch in der einen, mit einem Salbenfläschchen in der andern Hand; er hatte das Geschäft, die Geruchsnerven des Königs von Zeit zu Zeit zu erquicken; auch war ein Diener gegenwärtig, welcher die vor dem König stehenden metallenen Räuchergefäße, eine Art von Feueraltären, mit aromatischen Pulvern zu bestreuen hatte, die er in einem Körbchen bei sich führt. Neben dem Thron steht der Bogenträger und Pfeilbewahrer des Königs, denen sich die übrigen fünf Reichsfürsten anschließen. Die höchste kriegerische Würde besaß der Kronaufseher, der später bei den Parthern aus der königlichen Nebenlinie der Suren gewählt wurde, eine Art von Feldmarschall oder Connétable des Reiches. Von sonstigen hohen Beamten werden in älterer und späterer Zeit genannt der Großvezier, der Finanzminister, der Minister des Innern, der Archimobed oder das Haupt der Priesterschaft, der als Abzeichen einen langen Stab und ein weißes Gewand trug; der geheime Sekretär, das Haupt der Schreiber und Vorleser, welche die Edicte in den verschiedenen Sprachen des Reiches verfaßten und die Duplik im Reichsarchiv niederlegten, sowie die Reichsannalen aufzeichneten, welche man in Ekbatana aufbewahrte; der Truchseß, Mundschent, der Intendant der Kornspeicher, der Kammerherr, der Director der Rechnungskammer, der Kellermeister, der Jägermeister oder Oberfalconier, der Befehlshaber der Leibgarde, der auf einem Relief in Persopolis mit einer Streitart erscheint, der Oberstallmeister; zur Zeit der Sasaniden gab es auch einen Minister der öffentlichen Arbeiten. Ein ganzes Heer von Hofbeamten, die Kämmerer des Frauenhauses, die Kammerdiener des Königs, die Verkündiger der Stunden, Besorger der Gäste, Marställer, Aufseher der Hunde u. dgl., erfüllte die Räume der Hofburg. In der Nähe des Königs befand sich auch der Leibarzt, der in älterer Zeit meist ein Ausländer war, ein Aegypter oder Grieche, denn die Heilkunde stand in Persien noch in ihren Anfängen, als sie im Westen

bereits sehr ausgebildet war. Der Unterhalt dieses zahlreichen Hofstaats — der letzte Sasanide soll 4000 Personen um sich gehabt haben — verursachte enormen Aufwand von Geld; man kann annehmen, daß die tägliche Speisung des Königshofes 40 Talente oder über 160,000 Mark kostete. Aristoteles sagt von der Pracht des persischen Hofes: „Die Pracht des Kambyses, Xerxes und Darius erreichte den Gipfelpunkt der Majestät und Erhabenheit. Der König bewohnte in Susa oder Ekbatana, wo sein Thron aufgeschlagen war, unsichtbar für profane Blicke, eine bewunderungswerthe Königsburg, von einer Ringmauer abgeschlossen, von Gold, Elektron (Mischung von Gold und Silber) und Elfenbein schimmernd, mit vielen Thorhallen und Atrien zwischen fortlaufenden Rennbahnen, mit Erzthüren und hohen Mauern verwahrt. Vor diesen hielten sich die ersten und geachtetsten Männer auf, um die Person des Königs die Leibgarben und Diener, die Schildwachen der Palastmauern, die Thürsteher und die „Augen und Ohren“, mittelst deren der König, den man Herr und Gott nennt, alles sieht und hört. Außerdem hielten sich hier auf die Aufseher der Staatseinkünfte, Kriegshauptleute, Hundeführer, die Einnehmer der Geschenke und noch andere Beamte.“ Die königliche Burg enthielt außer den in ihr aufgehäuften Reichthümern, dem Mobiliar, den Prachtrüstungen und kostbaren Stoffen auch Kunstwerke; so waren im Alterthum berühmt eine Platanen- und ein Weinstock von Gold; der letztere hatte Trauben von Smaragden und indischen Karfunkeln; sie waren ein Werk des Theodoros von Samos und ein Geschenk des Pythios, eines reichen Mannes aus Bithynien, an Darius; beide Kunstwerke waren im Schlafgemach des Königs aufgestellt.

Der letzte Zug des Kyros war nach Herodot gegen die Massageten (die Vorfahren der Alanen) gerichtet, welche die Nordostgrenze des Reiches beunruhigten, tapfere Nomaden, die wie ihre Nachbarn, die Derbikker, die Greise, welche ihre Wanderungen beschwerlich machten, schlachteten und mit Lammfleisch kochten und aßen, Bogen, Art und Lanze führend, Anbeter der Sonne, welcher sie Rösse opferten. Kyros ging über den Zagartes und vernichtete einen großen Theil des feindlichen Heeres dadurch, daß er unter dem Scheine des Rückzugs sein Lager verließ und nach einiger Zeit zurückkehrte, als die Massageten von dem zurückgelassenen Wein betrunken keiner Gegenwehr fähig waren. Eine Schlacht fiel ungünstig für die Perser aus. Nach Ktesias, welcher als Arzt des Artaxerges II. Gelegenheit hatte, die mündlichen Ueberlieferungen über alte, oft vom Schleier der Sage umhüllte Geschichten zu hören, wäre der Feldzug gegen die Derbikker in der Nähe Indiens gerichtet gewesen; nach beiden Berichten wurde Kyros in der Schlacht verwundet und starb einige Tage nachher. Xenophon erwähnt nichts von diesem Feldzug und läßt Kyros, nachdem er durch einen Traum auf sein Ende vorbereitet worden, in der Persis sterben. Er wurde in einem Marmorgrab beigesetzt. Das Grab des Kyros ist bis heute erhalten und liegt in der Ebene von Murgab nördlich von Persepolis. In neuerer Zeit hat man,

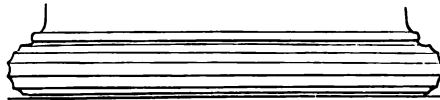
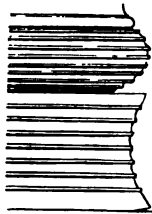
wie schon früher, bestritten, daß Pasargada hier gelegen habe, namentlich aus drei allerdings nicht leicht wiegenden Gründen: erstens sei Alexander auf seinem Wege aus Indien zuerst nach Pasargada, dann nach Persepolis gekommen; ersteres müsse also östlich von letzterem liegen. Dieser Grund fällt



Grab des Xyros.

dadurch, daß die Straße aus Gedrosien über das heutige Kerman und von da nördlich vom Wachtegan-See erst in das Thal des Murgab führte, ehe sie Persepolis erreichte, wie man aus den Itinerarien der mittelalterlichen Geographen ersieht; zweitens setzt Plinius (nach Dnesikritos, einem Flottenbefehlshaber und Biographen Alexanders) Pasargada etwa an die Stelle des heutigen Fasa (persisch Besa), indem er sagt, Pasargada (er nennt es Passagardae oder Frassargida, daher auch bei Solinus Fidasarcida) erreiche man auf dem Flusse Sitiogagus (heute Sitaregan) in sieben Tagen, und auch die Ortsbestimmung des Ptolemäos versezt die Stadt weit südöstlich von Persepolis. Der von diesen Angaben entnommene Einwurf ist schwer zu entkräften; möglich daß hier der ursprüngliche Sitz der Pasargaden gemeint war, der in der östlichen Persis lag. Drittens, so bemerkt J. Oppert, zeige das Grab von Murgab in der Construction seines Daches, welches zwei Giebelseiten hat, daß es das Grab einer weiblichen Todten sei, wie denn auch die Tradition in ihm das Grab der Mutter Salomos finde. Gerade das Grab aber scheint am lautesten für die Identität von Murgab und Pasargada zu sprechen, denn die Beschreibungen des Xyrosgrabes, welche die Geschichtschreiber Alexanders geben, sind fast vollständig zutreffend für

jenes Grabgebäude in Murgab. Auch die übrigen Ruinen der Ebene tragen mehrfach den Namen des Kyros in Keilschrift. Das Grab ist 36 Fuß hoch und besteht aus einem Sockel von sieben mächtigen Stufen weißen Marmors, und einem Haus von 21 Fuß Länge und 17½ Fuß Breite und Höhe. Die 5 Fuß dicken Mauern umschließen eine aus riesigen Blöcken bestehende Kammer von 10½ Fuß Länge und 7 Fuß Breite und Höhe. Eine nur 4 Fuß hohe Pforte führt in den Raum, wo das Sterbliche des großen Königs in einem übergoldeten Sarg beigesetzt war. Neben dem Sarg stand ein Stuhl auf goldenen Füßen, und die Wände waren mit babylonischen Teppichen behängt. Auf einem Tisch befanden sich Prachtgeräthe, persische Schwerter, Halsketten, Ohrringe und Kleider, Bogen, Schild und Schwert des Königs. Eine Colonnade von Säulen, welche heute den Bau umgiebt, scheint erst später von alten Gebäuden entnommen und hier aufgestellt zu sein, ebenso wie eine kleine Treppe vor der untersten Stufe zu einem benachbarten Feueraltar gehört hat. Das Grab erinnert lebhaft an die babylonischen Stufentempel oder Ziggurat, nach deren Muster es angelegt war. In der Nähe des Grabes liegt eine künstliche Plattform, mit den spärlichen Trümmern eines Palastes: einer 36 Fuß hohen glatten Säule ohne Knauf, deren Gefährtinnen bis auf die Sockel zerstört sind; acht Pfeilerbasen und drei Thorpfosten, von denen die letztern die gleichlautende Inschrift in persischer, scythischer und babylonischer Keilschrift tragen: „Ich Kurus der König, der Achämenide,“



Säulensockel von Pasargada und Samos.

ohne Zweifel die erhabenste aller persischen Inschriften. Nahe dabei stehen zwölf Sockel, welche mit denen des Heräons von Samos die größte Aehnlichkeit haben, so daß schon aus diesem Umstand hervorgeht, daß Kyros seine Bauten durch griechische Architekten ausführen ließ. Es ist nur zu bemerken, daß die Sockeln von Pasar-

gada älter sind als die von Samos, denn die letztern stammen von der Erneuerung des Heräons in ionischem Stil, und selbst der alte dorische Tempel wurde erst von Polykrates erbaut. Vor diesen Sockeln steht der Pfeiler mit dem Reliefbild eines geflügelten Genius mit obiger Inschrift. Dieses Relief ist die Nachbildung assyrischer Sculpturen; es unterscheidet sich von diesen nur dadurch, daß es den Kopfschmuck und die Widderhörner des ägyptischen Kneph oder Amun trägt. Außer einem 42 Fuß hohen quadratischen Feuerthurm, dessen Nachbildung man vor den Königsgrüften bei Nakschi Rostam wiederfindet, steht am meisten nordwärts eine 300 Fuß lange und fast 40 Fuß hohe Terrasse, welche mit mächtigen Marmorquadern in sogenannter Rustica, wie die Tempelterrasse zu Jerusalem, bekleidet ist. Das Volk nennt sie den Thron des Salomo. Diese Ruinen sind die einzigen Bauwerke, welche die Zeit noch nicht völlig vernichtet hat;

wir besitzen von Kyros nur noch einen Backstein aus Senterch in Chaldäa, der uns bezeugt, daß er sich um die Erhaltung des dortigen Tempels bemüht hat: „Kuras, Erbauer des Vit-Saggal und des Vit-Sibda, Sohn des Kam-buzija, der Herrscher, ich.“

Kyros verdiente das Lob und die Bewunderung, welche ihm nicht nur seine eigene Nation die ihn Vater nannte, sondern auch Fremde gezollt haben. Er hat seine Perser aus halbwillder Beschränktheit in ihren heimathlichen Thälern herausgezogen, ihren Ehrgeiz geweckt, ihre tüchtigen Anlagen entwickelt und ihren kriegerischen Geist belebt; allen seinen Volksgenossen überlegen an politischem Urtheil, Wissen und Feldherrngabe, war er nicht nur der Beherrscher, sondern auch der Erzieher der Perser, und gerade diese letzte Eigenschaft legt in das Herz der Nation das Gefühl der Ehrfurcht und Liebe gegen den Für-

sten. Ein glänzender Eroberer, ist er doch frei von Menschenverachtung und Grausamkeit; er hörte und belohnte jeden guten Rathschlag, aber mit vornehmer Nichtachtung begegnete er dem Dünkel und der Unmaßung, das Unglück des Feindes erregte sein Mitleid, da er es als eine Schickung der Gottheit betrachtete.



Basrelief von Murgab.

Kambyfes (Kambuzija) 529—522.

Ayros hinterließ zwei Söhne, Kambyfes (Kambuzija) und Smerdis (Bardija), von denen der erstere, sobald er den Thron bestiegen hatte, den Entschluß faßte, auch Aegypten zu unterwerfen, die einzige noch übrige Großmacht, welche schon längst durch ihr Bündniß mit Sydien gezeigt hatte, daß sie das Emporkommen der persischen Macht zu hindern strebte. Ehe Kambyfes den Feldzug antrat, der mit großer Umsicht eingeleitet wurde, ließ er, um während seiner vermuthlich längern Abwesenheit einer Empörung oder Usurpation seines Bruders zuvorzukommen, diesen umbringen. Nur zwei Magier wußten um den Mord, und das Verhängniß wollte, daß diese zwei Menschen die Mittel einer Usurpation gerade in diesem geheim gehaltenen Mord fanden.

Der Pharao Psammit hatte soeben nach Amasis' Tode die Regierung angetreten. Für den Zug durch die Wüste stellte der König der Palästina und Aegypten benachbarten Araber Kameele zum Transport des Gepäcks und der Mundvorräthe; es geschah dies durch Vermittlung des Phanes von Salikarnassos, der unter Amasis die griechischen Söldner befehligt hatte, wegen einer erlittenen Kränkung aber zu den Persern übergegangen war. Die erste persische Kriegsflotte, bestehend aus phönizischen und griechischen Fahrzeugen, denen sich auch die der tyrischen Fürsten, ehemaligen Verbündeten des Amasis, angeschlossen, segelte längs der Küste nach Aegypten, um Memphis von der Benutzung des Nils abzusperrern. Der Pharao rückte den Persern entgegen bis zum pelusischen Nilarm, wo er nach schwerem Kampf besiegt und nach Memphis zurückgeworfen wurde. Kambyfes ordnete einen Herold ab, um durch ihn Verhandlungen anzubieten; die Aegypter begingen die Unvorsichtigkeit, gegen das Recht der Völker den Gesandten umzubringen sammt der Besatzung des Schiffes, welches ihn den Nil heraufbrachte, was die Perser in solchen Zorn versetzte, daß sie nach Erstürmung der weißen Burg von Memphis je zehn Aegypter für den Gesandten und seine Begleitung, auch den Sohn des Pharao hinrichteten. Psammit selbst, der Anfangs von Kambyfes schonend behandelt wurde und wie es scheint als Vasall das Land regieren sollte, machte sich (wahrscheinlich nach der Rückkehr des Kambyfes von dem sogleich zu erwähnenden Feldzug nach Aethiopien) der Anstiftung einer Revolte verdächtig und wurde zum Tod durch Trinken von Stierblut verurtheilt. So war der König der Perser Herr des Pharaonenreiches geworden, nachdem dieses mehrere Jahrtausende bestanden hatte, des ältesten Culturlandes, in welchem fast alles, was menschliche Bildung ausmacht, religiöse Ideen, Wissenschaft, Gewerbe und Künste, entsprungen war. Wenn schon vor dieser Eroberung Aegypten vermöge des Weltverkehrs den größten Einfluß auf die Beschäftigungen und Gedanken der Nationen geübt, die Producte seines Gewerbefleißes nach allen Ländern ausgeführt, die Regeln der Architektur und anderer Künste mitgetheilt hatte,

so wurden diese Beziehungen des Nillandes mit Asien noch inniger, seit es seine Blicke nach der Residenz der Achämeniden richten mußte.

Ramhyses verfuhr auf kluge Art mit den Aegyptern. Er suchte ihnen den Uebergang in die neuen Verhältnisse leicht zu machen und begegnete mit Achtung ihren religiösen Einrichtungen, deren Ausübung er mit einer Connivenz beschützte, wie sie im Orient selten ist. Er unterzog sich den kirchlichen Gebräuchen, zu welchen die Pharaonen verpflichtet waren. Wir besitzen ein ägyptische Inschrift, deren Inhalt die Märchen von Ramhyses' Wüthen (Märchen, welche ohne Zweifel von den Aegyptern erfunden sind) Lügen strafen. Uza=hor=penres, ein ägyptischer Priester, der die höchsten Würden unter Ramhyses und Darius bekleidete, und dessen Statue mit der Inschrift versehen im Vatican aufbewahrt wird, berichtet nicht allein, daß auf Befehl des Ramhyses der Tempel der Neith in Saïs, welcher von den Soldaten besetzt war, gereinigt und dem Gottesdienst zurückgegeben wurde, daß auch alle Feste gefeiert werden sollten, sondern auch daß der neue persische Pharaon wie seine ägyptischen Vorgänger in die Mysterien der Neith eingeweiht worden sei (wie auch Herodot bemerkt), und die heilige Spende an Osiris, den Herrn der Ewigkeit, in der innern Tempelkammer gebracht habe.

Die Besiegung Aegyptens reizte zu weiteren Eroberungen; es konnte nunmehr keine Macht der Erde sich mit der persischen messen. Drei Heere wurden ausgerüstet, um Meroe und Abyssinien, die Dase des Amun in der Sahara und den Freistaat Karthago unter persische Herrschaft zu bringen. Karthago wurde dadurch gerettet, daß die Phönikier, welche mit Kriegsschiffen die Eroberung ausführen sollten, ihre Mitwirkung verweigerten, weil Karthago eine ihrer Pflanzstädte war, und daß Ramhyses klug genug war, sich die Freundschaft jener Seefahrer nicht zu verscherzen. Von Theben aus rückte ein Heer gegen die Amun-Dase; wäre die Tapferkeit der Soldaten das einzige Erforderniß gewesen, so würde Ramhyses seine Absicht erreicht haben; aber der Feind hatte die Wüste und die Elemente zu Verbündeten: Das Heer erreichte die von Herodot „Insel der Seligen“ genannte Dase (Charigeh), wurde aber auf dem weitem Wege, vielleicht zwischen Dakhleh und Farafra, durch einen Sandsturm verschüttet. Ramhyses wagte es, von der Straße im Nilthale abzugehen, um das von Hieraschkaminos (Korosko) nach Napata (Abu Hamed) einen nach Osten offenen Bogen beschreibende Stromthal durch einen kürzeren Weg abzuschneiden; dieser Weg ist für eine größere Karawane nur spärlich mit Wasserbrunnen versehen, und inmitten des Sandes und der Hitze muß, wie auch berichtet wird, das Heer große Drangsale ausgestanden haben; jedoch erreichte es Meroe und unterwarf Fogar südlich von dieser Stadt einige Negerstämme, welche alle drei Jahre Tribut an Gold, Elfenbein, Ebenholz und Knaben abliefern mußten. Auf dem Rückzug wurde das Heer zwischen Premnis und Pselchis von Sandwirbeln zum Theil verschüttet. Unglücklicherweise feierte man bei des Königs

Rückkunft in Memphis ein Fest, dessen Veranlassung den Kambyzes Schadenfreude über seine Verluste zu sein dächte. Im Zühorn stieß er dem heiligen Stier Apis das Schwert in den Schenkel, so daß er bald verendete. Schon vorher, auf dem Zug nach Meroe, hatte ihn der Horn zu einem Verbrechen hingerissen. Er hatte zwei seiner Schwestern im Harem, von denen die eine, Atossa, später des Darius Gemahlin wurde; die andere begleitete ihn nach Meroe. Eines Tages war ein Kampf zwischen einem Löwenwelf und einem jungen Hunde; als dieser unterlag, kam ihm ein zweiter Hund, sein Bruder, nachdem er seine Kette zerrissen, zu Hülfe, und der Löwe wurde besiegt. Kambyzes, der seine Schwester weinen sah, fragte nach der Veranlassung ihrer Thränen, und sie erwiderte, als sie den Hund seinem Bruder habe zu Hülfe eilen sehen, habe sie an ihren Bruder Smerdis gedacht, der ohne Bluträcher bleiben müsse. Kambyzes tödtete sie auf der Stelle durch einen Fußtritt und brachte sich selbst um die schönsten Vaterhoffnungen. Nach und nach gewannen die Erinnerung an das Unglück seines Heeres, die Gewissensbisse über den Mord des Bruders und der Schwester und die Sorge, daß mit ihm der Stamm des Kyros erlöschen werde, ihre Herrschaft über sein Gemüth, und zuletzt gelangte auch die Nachricht nach Aegypten, daß die Revolte, welcher er durch die Ermordung seines Bruders zuvorkommen wollte, dennoch ausgebrochen sei. Dropastes der Magier, welchem Kambyzes die Verwaltung der königlichen Besitzungen in Medien anvertraut hatte, benutzte die lange Abwesenheit des Herrschers, um das Reich in die Hände seiner Landsleute, der Meder, zurückzubringen. Sein Bruder Gaumata, welcher große Aehnlichkeit mit Bardija hatte, wurde von ihm für diesen selbst ausgegeben und in Pisijauvada am Berge Arakabris auf den Thron gehoben, zugleich die Perser aufgefordert, diesen angeblichen Bardija, Sohn des Kyros, anzuerkennen. Auf die Kunde hiervon eilte Kambyzes nach Persien, hörte aber schon in Hamath in Syrien, daß die Rebellion geglückt sei, und in Verzweiflung über das selbstverschuldete Verderben brachte er sich selbst ums Leben (522).

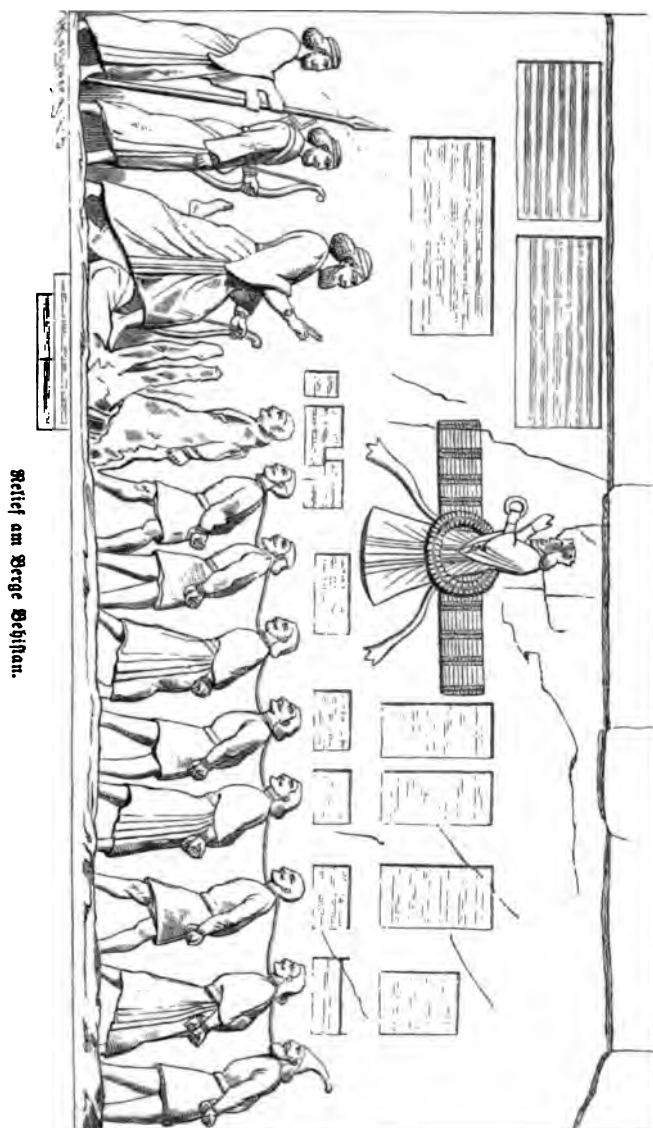
Darius I. 521—485.

Nach Kambyzes' Tod schien die Herrschaft des Magiers Gaumata, der für den Bruder des Kambyzes galt, unanfechtbar zu sein, zumal auch der Vollzieher des Mordes, Prexaspes, aus Furcht seine That leugnete; jedoch erweckte es bei den Großen Verdacht, daß sich der König durchaus den Blicken des Hofes entzog. Otanes (Putana), Satrap von Kappadokien, erfuhr durch seine Tochter Phaidime, welche sich in Gaumatas Harem befand, daß derselbe keineswegs der Sohn des Kyros sei, und auch Prexaspes, von Gewissensbissen geplagt, bekannte laut seine That und stürzte sich von einem Thurm herab. Darius (Darajabus), der als nächster Verwandter des Kambyzes das Recht der Nachfolge hatte, drang mit sechs abligen Persern,

Windafrana (Intaphernes), Sohn des Wajaspara, Utana (Dtanes), Sohn des Thuchra, Gaubaruwa (Gobryas), Sohn des Mardunija (Mardonios), Widarna (Hydarnes), Sohn des Bagabigna, Bagabuchsa (Megabyzos), Sohn des Daduhja, Ardumanis, Sohn des Wahuka (Ochos), in das Schloß Sikathauwati in der Gegend Nisaja in Medien (vielleicht in der Nähe von Kermanschah), wo sich der Magier aufhielt; Gaumata wurde nach persönlichem Kampf mit Gobryas von Darius erstochen (10. April 521). An verschiedenen Orten tödteten die Perser viele Magier, ja man setzte ein Fest ein zum Andenken an diese That, welche nach Verdrängung der Meder die persische Herrschaft unwiderruflich befestigt hatte. Darius übertrug seinen Gefährten die höchsten Aemter im Staat, nur Intaphernes, der durch seine Anmaßung der Würde des Königthums zu nahe zu treten wagte, wurde umgebracht.

Gleich zu Anfang seiner Regierung hatte Darius mit Empörungen zu kämpfen, welche an allen Enden des Reiches ausgebrochen waren. Bereits unter Kambyfes, welcher lange Zeit in weiter Ferne abwesend war, sowie unter der kurzen Herrschaft des Magiers waren Unordnungen eingerissen, wie die Inschrift am Berg Behistan sagt: „Als Kambuzija nach Mudraja (Aegypten) gezogen war, wurde das Volk aufrührerisch, darauf nahm die Lüge zu in den Provinzen, sowohl in Persien als in Medien als auch in den übrigen Provinzen.“ Zu allen Zeiten haben Vasallen, welche sich wegen der großen Entfernung vom Hofe für sicher hielten, versucht, sich unabhängig zu machen; Regierungswechsel sind aber immer mit Unruhen verbunden. Bei Darius' Regierungsantritt kam hinzu, daß das Reich noch viel zu jung war, um consolidirt zu sein, Armenien, Medien, Babylonien, noch vor kurzem in bedeutender Selbständigkeit, wollten sich nicht daran gewöhnen, dem früher wenig beachteten Fürsten der Persis zu gehorchen. Darius mußte daher einen großen Theil des Reiches neu erobern, was nicht weniger als sechs Jahre in Anspruch nahm. Den Verlauf dieser Kämpfe, worin die Perser nicht selten in äußerster Bedrängniß waren, hat uns Darius selbst in einer großen, in persischer, medo-scythischer und babylonischer Sprache verfaßten Inschrift am Berge Behistan (Bisutun) erzählt. Dieser 1500 Fuß hohe Fels fällt wie eine Wand in das Thal; die ganze Gegend ist reich an Trümmern besonders der sassanischen Zeit; Darius ließ eine große Stelle 300 Fuß über dem Thal für die Inschriften und die Sculptur poliren; die letztere stellt ihn selbst dar, wie er den Fuß auf den gestürzten Gaumata setzt; hinter ihm steht Gobryas der Lanzenträger und Aspathines (Aspathana) der Bogen- und Köcherträger; hinter Gaumata stehen, die Hände auf den Rücken gefesselt und an den Halsen mit einem Strick aneinander gebunden, die neun Rebellen, mit welchen Darius und seine Feldherrn neunzehn Schlachten geschlagen haben. Ueber der Darstellung schwebt das Symbol der Gottheit. Die Namen der abgebildeten Rebellen sind folgende: Athrina, Raditabira, Frawartis, Martija, Tschithratachma, Wahjazdata, Aracha, Frada und Sakunka.

Die Inschrift erzählt, daß sich sogleich nach der Beseitigung des Gaumata ein Mann Namens Athrina zum König von Susiana aufgeworfen



habe: „Es war ein Mann Namens Athrina, ein Sohn Upadarmas, der lehnte sich auf in Subja, er sagte so zu den Leuten: ich bin König in Subja; darauf waren die Bewohner von Subja aufrührerisch, sie gingen zu jenem

Athrina über, er war König in Subja.“ Zu gleicher Zeit empörte sich Nabitabira (Nabintabel), Sohn des Ninira, in Babel und gab sich für Nebukadnezar (Nabudratschara), Sohn des Nabunida, aus. Athrina wurde durch ein persisches Heer geschlagen, gefangen und von Darius getödtet. Sodann zog der König nach Babylonien, erzwang den Uebergang über den Tigris, welchen Nabitabira auf Schiffen vertheidigte, und verfolgte die Babylonier bis nach Bazana am Euphrat, wo er Anfangs December 521 eine Schlacht lieferte. Der Feind wurde in den Strom getrieben, die Reiterei flüchtete mit dem Rebellen nach Babel. Die Stadt wurde belagert, nach einem Jahr und sieben Monaten eingenommen, und Nabitabira getödtet (September 519). Während Darius vor Babel lag, wurde ihm der Abfall Persiens, Susianas, Mediens, Assyriens, Armeniens, Parthiens, Margianas, der Sattaghyden und der Scythen gemeldet. Besonders gefährlich war der medisch-armenische Aufstand. In Medien gab sich Frawartis (Phraortes) für Chsathrita aus der Familie des Huvachsatara (Hyarax) aus. Der persische General Widarna (Hydarnes) wurde mit einem Heer von Babel aus gegen die Aufständischen geschickt und lieferte ihnen Ende des Jahres 521 eine Schlacht bei Marus in Medien (wahrscheinlich das spätere Marg, 10 Farsangen von Holtwan entfernt in der Ebene von Kermanschah), die aber so zweifelhaften Erfolg hatte, daß die Perser sich in Kampada (heute Tschamabatan, eine Ebene zwischen Kirrind und Kongaver) verschanzten und eine Verstärkung unter Darius erwarten mußten. In Susiana erhob sich Martija, Sohn des Tschitschiris aus Kuganaka (vielleicht das spätere Djannadjan bei Kazerun), und gab sich für Zmanis, König von Susiana, aus; er wurde indessen bald von den Susianern selbst ergriffen und umgebracht. Gegen die Armenier, welche nach Tigrans Tode mit den Medern gemeinsame Sache machten, rückte Dadarsis, der selbst von armenischer Abkunft war; er wurde aber wie es scheint (die Inschrift läßt dies vermuthen) geschlagen bei Buza in Armenien; nicht besser ging es ihm kaum zwei Wochen später bei Tigra, sowie nach anderthalb Monaten bei Uhjama in Armenien, wo er sich verschanzte, um gleichfalls Verstärkungen abzuwarten. Darius sendete einen zweiten Feldherrn, Waumisa (Omisos), gegen die Armenier, der bei Atschitu in Assyrien, bis wohin also die Armenier vorgeedrungen waren, den Feind zurückwarf (December 520), sodas die zweite Schlacht wieder auf armenischem Boden, in der Landschaft Mutijara (Tijari in Kurdistan) geschlagen wurde (Ende April 519). Hier blieb das Heer stehen, um den König zu erwarten. Dieser hatte im September dieses Jahres Babel eingenommen und eine Abtheilung der nun disponibeln Truppen unter Artawardija nach der Persis abgesendet und rückte mit dem übrigen Heer selbst aus gegen die Meder, um nach deren Besiegung seinen beiden Generalen am Tigris und in Kurdistan die Hand zu reichen. Er lieferte dem Meder Frawartis eine Schlacht bei Rundurus (Kundur bei Razwin), Ende September; der Rebell wurde geschlagen, er entkam aber nach Aga;

hier wurde er eingeholt und, nachdem man ihm Nase, Ohren und Zunge abgeschnitten, in der Hauptstadt Mediens, Sangmatana (Ecbatana) gekreuzigt. Hiermit hatte auch der Aufstand der Armenier ein Ende, welche keinen eignen Präbendenten zum Führer hatten. Mit dem medisch-armenischen Aufstand in Verbindung stand derjenige der Sagartier unter Tschithratachma, der sich für einen Nachkommen der medischen Könige ausgab. Er wurde von dem medischen General Tachmaspada besiegt, gefangen und in Arbela ans Kreuz geschlagen. Auch die Parther und Hyrtanier waren mit in den medischen Aufstand gezogen worden. Der Vater des Königs, Wistaspaspa, schlug sich bei Wispauzatis in Parthien mit den Rebellen (Februar 518), aber erst mit einer Verstärkung, welche er von Naga aus erhielt, errang er bei Patigrabana (im Juli) einen entscheidenden Sieg. Zu dem medischen Reiche hatten noch einige östliche Länder gehört, in welche sich jetzt der medische Aufstand gleichfalls verzweigte: Trada suchte Margiana (Margus) sowie das angrenzende Baktrien abtrünnig zu machen. Der Perser Dadarjis, Satrap von Baktrien, besiegte jedoch den Auführer im November 518. Hiermit hatte dieser gefährliche und über fast das ganze alte medische Reich verbreitete Aufstand ein Ende. Medien wurde fortan als die vornehmste Provinz nächst der Persis betrachtet. Artawardija war, wie bemerkt, mit der Bewältigung der Rebellion in der Persis beauftragt worden. In Tarawa (Tarom), dem Hauptort der Tutija, hatte sich Wahjazdata für Bardija, Sohn des Kyros, erklärt, und suchte auch Arachosien auf seine Seite zu bringen, weshalb er ein Heer zur Vertreibung des dortigen Satrapen Wiwana abrücken ließ. Der Rebell begegnete dem königlichen Heere bei Nacha in der Persis, April 517. Hier geschlagen, wurde Wahjazdata quer durch die Persis nach Bisijahuwada (wahrscheinlich die Burg Dizi Nipischt bei Persopolis) verfolgt, eine zweite Schlacht wurde am Berge Paraga (zwischen Forg und Darabgird) geliefert (Juli 517); der Rebell wurde gefangen und in Huvadaidaja (vielleicht das Schloß Chuwadan im District von Fasa) gekreuzigt. In Arachosien kam es erst im December zu einer Schlacht bei Kapisakanis (wahrscheinlich an der südwestlichen Grenze der Provinz), deren Erfolg dem königlichen Heere möglich machte, weiter vorzudringen und nach drei Monaten in Gandutava eine zweite Schlacht zu liefern, nach welcher der fliehende Anführer der Rebellen in der Feste Arjada ergriffen und sammt seinen Gesellen getödtet wurde (Februar 516).

In demselben Jahre, wo die Generale des Darius den Aufstand in Persis und Arachosien niederwarfen, erschien der König in Aegypten. Nach des Kambyses Herrschaft war hier große Unordnung eingerissen. Der Aegypter Uza-hor-penes, dem wir schon unter Kambyses begegnet sind, sagt in der Inschrift seiner Stele, daß er im Auftrag des Darius die Namen aller Götter, ihre Tempel, ihre Opfer und die Feier ihrer Feste hergestellt habe. Es wurden alte Beamte aus der Zeit des Amasis wieder angestellt, wie der Baumeister Ra-chnum-het, welcher wahrscheinlich den von Darius befohlenen

Tempelbau in der Dase Charigeh leitete. Dieser fast völlig erhaltene Tempel in Hib, der Hauptstadt der Dase, besteht aus dem Heiligthum, an dessen Außenwand Darius dem Amon von Theben, dem Herrn von Hib, Opfergaben darbringt, aus drei ostwärts vorliegenden Sälen und drei Pylonenpaaren, deren beide äußere durch Widderalleen verbunden sind, während das dritte innere Paar den Eingang in die Tempelhallen bildet, von welchen ein Theil durch einen spätern Vorbau des Nechtarheb I. eingenommen wird. An der Südwand des mittelsten Saales ist eine Inschrift eingegraben, welche ein Hymnus mit pantheistischer Religionsanschauung ist: „Der da ist als Ra (Sonnengott) das Sein an sich selbst, dessen Gebeine wie Silber, dessen Haut wie Gold, dessen Haupthaar wie Saphir, dessen Hörner wie eitel Smaragd, — das ist der gütige Gott, der sich selber erschuf in seiner Gestalt und sich erzeugte, ohne herauszutreten aus dem Mutterleibe . . . Dieser herrliche Gott war von Anfang an; nach seinem Ermessen ward die Welt. Er ist Ptah (das Urfeuer und der Urrund aller Dinge), der größte der Götter; er wird zum Greise und verjüngt sich zum Kinde im kreisenden Laufe der ewigen Zeit . . . Du bist der Himmel, die Tiefe bist du, du bist das Wasser, die Luft bist du, und Alles was weilet inmitten von ihnen.“ Am Schluß der Inschrift (welche Brugsch übersetzt hat) findet sich eine Fürbitte für den Pharao Darius; dieser Name bezieht sich indessen an dieser Stelle nicht auf den Begründer des Tempels, sondern auf Darius II., von welchem der Schmuck des Mittel-saales herrührt: „Daß glücklich sein deinen Sohn, der da sitzt auf deinem Throne! verjünge seinen Körper auf der Oberwelt! mach ihn ähnlich dir, laß als König ihn herrschen in deinen Würden! Und wie deine Gestalt ist, Wohlthat spendend, wenn du dich erhebst als Ra: so ist das Wirken deines guten Sohnes nach diesem Wunsche. Dazu spende ihm Kraft in seinen Armen. Der König von Ober- und Unter-Aegypten, der Sohn des Ra, Darius, er lebe ewig! Er huldigt als Priester den vier Paaren der Elemente des Amon-Ra, des Herrn des Tempels von Nesta in Theben, des Herrn von Hibis, des Starkarmigen. Der Sohn des Ra, Darius, er lebe ewig! der Freund des Horus, des Sohnes der Isis, des Sohnes des Osiris. O Amon, schirm und schütze ihn, den Sohn des Ra, Darius, er lebe ewig!“

Darius setzte bei seiner Ankunft (Winter 517) eine Belohnung aus für die Auffindung eines neuen Apis, dessen Vorgänger gestorben war. Dies gewann dem Darius die Sympathien der Aegypter. Der neue Apis lebte bis zum 31. Jahre des Darius. Die weise Regierung des Perserkönigs verschaffte ihm im Rechtscode der Aegypter eine Stelle unter den sechs großen Gesetzgebern.

Während der letzten Rebellionen brach ein neuer, allerdings nicht sehr gefährlicher Aufstand in Babylonien aus; der Armenier Aracha, ein Sohn des Galbata, erklärte sich in Dubala (Debleh unweit Hillah) für Nebusadnezar, Sohn des Nabonid. Das persische Heer unter Windafra nahm Babel ein, der Auführer wurde sammt seinen vornehmsten Anhängern ge-

tödtet (Januar 516). Noch nach acht Jahren (508) zuckte zum letzten Male die Flamme des Aufruhrs in Susiana; sie wurde aber alsbald erstickt durch Gobryas; und in eben diesem Jahre befand sich Darius im Lande der Scythen in Europa, wie wir noch ausführlicher erfahren werden; ein scythischer Anführer, Sakunka, ist auf dem Relief des Berges Behistan abgebildet.

Eine Empörung hat Darius in der großen Inschrift nicht erwähnt, wohl weil sie nicht durch ehrenhafte Gewalt der Waffen, sondern durch einen Mord beschwichigt wurde. Der Satrap von Lydien Drötes suchte sich unabhängig zu machen. Er hatte schon unter Kambyses' Herrschaft den Polykrates von Samos nach Magnesia gelockt und ihn hier kreuzigen lassen, hatte jedoch damit seinen Zweck, Samos in seine Gewalt zu bringen, nicht erreicht, indem der Bruder des Polykrates, Syloson, durch Soldaten des Darius in Samos zum Herrn eingesetzt wurde, wodurch Samos vom König der Könige abhängig wurde (516). Unklug war es von Drötes, durch Ermordung des Mitrobates, Befehlshabers der persischen Truppen in Daskylion, nebst dessen Sohn Kranates eine Schuld auf sich zu laden, welche vermöge der Sitte der Blutrache nicht ungebüßt bleiben konnte, sowie, daß er einen königlichen Boten, der nicht liefsame Befehle überbrachte, tödten ließ. Darius, der seine Truppen nicht entbehren konnte, überzeugte sich, daß die Soldaten des Satrapen wegen dessen Verbrechen leicht veranlaßt werden könnten, die Sache desselben zu verlassen, und auf eine briefliche Aufforderung des Königs wurde Drötes durch seine eigene Leibwache erdolcht.

Nach der Beruhigung der Provinzen schritt Darius zum innern Ausbau des Reiches. Hier liegen seine Hauptverdienste, hier hat er gezeigt, daß er nicht bloß ein kriegerischer Despot, sondern daß er der erste asiatische Fürst war, der einen Staatshaushalt, ein geregeltes System der Verwaltung eingeführt hat, welches in seinen Grundlagen noch heute fortbauert. Es ist nicht Zufall, daß der erste Staatsmann Asiens ein Perser ist. Die Herrscher der älteren Reiche, Assyriens, Chaldäas, waren unumschränkte Despoten, Götter der Erde, von welchen alle regierende, richterliche und ausführende Gewalt ausfloß; war ihre Regierung gut, so hatte dies seinen Grund in den persönlichen Eigenschaften des Herrschers; war dieser ein Tyrann, so gab es keine gesetzlichen Mittel, seinen Ausschreitungen vorzubeugen. Die Perser, wie die ihnen stammverwandten Hellenen und Germanen, besaßen einen starken Schutz ihrer Freiheiten in den Instituten ihrer Stammeseintheilung und der mit ihr verbundenen Verfassung, welche den Willen des Königs durch den der Versammlung des Volkes oder der Häuptlinge beschränkte.

Die Umstände im Beginn seiner Regierung hatten dem Darius gezeigt, wie leicht eine Ländermasse, in welcher Nationalitäten und Interessen so sehr verschieden geartet sind, in ihre Bestandtheile auseinanderfallen kann; nur eine regelmäßige sich über alle Theile erstreckende Verwaltung durch einen ergebenen Beamtenstand, dessen Maßnahmen vom König und von seinen Räten an die Hand gegeben werden sollten und deren Erfolg durch Macht-

mittel des Staats verbürgt war, konnte das ungeheure Reich zusammenhalten. Darius, durch seine dahin zielenden Einrichtungen der zweite Schöpfer des Reichs, theilte dieses in Bezirke (Satrapien), welche von einem höchsten Beamten verwaltet wurden, dem aber zur Wahrung der königlichen Autorität andere Beamte zur Seite standen, deren Befugnisse ein Gegengewicht gegen die Macht des Satrapen bildeten. Diese Satrapen, sowie die übrigen hohen Beamten hatten von früher Jugend eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung unter den Augen des Königs genossen. Von der Vortrefflichkeit der Schulen für die Kinder vornehmer Familien, aus denen die zukünftigen Offiziere, Beamten, Richter hervorgingen, berichten verschiedene griechische Schriftsteller in den Ausdrücken höchster Bewunderung. Es wurden zum Unterhalt jener Beamten und der stehenden Heeresmacht Geldmittel nothwendig, welche durch eine regelmäßige Grundsteuer aufgebracht wurden. Diese wurde nach Vermessung der Culturflächen jeder Provinz nach Farsangen und nach Tagirung der Fruchtbarkeit des Bodens festgesetzt, während bisher die patriarchalische Sitte bestand, dem königlichen Hof einen jährlichen Tribut zu senden, der sich der Berechnung seines Werthes entzog. Allein die Landschaft Persis als Heimath des Königshauses war von Steuern frei, doch war sie verpflichtet, nach alter Sitte dem König Geschenke zu bringen, wenn er das Land durchreiste. In der Einrichtung der Satrapien zeigt Darius eine nicht genug zu bewundernde Mäßigung: er ließ den unterworfenen Ländern wirklich ihre berechtigten Eigenthümlichkeiten; die Rechtsinstitute und locale Verwaltung wurden so wenig wie die Sprache, Sitte und Religion angetastet, aber über alle dem stand die Autorität des Staats.

Die Zahl der Satrapien wechselte unter Darius und seinen Nachfolgern. Die Keilinschriften des Darius liefern drei Listen, von denen die beiden ersten fast identisch sind, indem in der ersten nur die vier letzten Satrapien fehlen. Es werden in ihnen folgende Satrapien genannt (außer Persis): Medien, Susiana, Parthien, Aria (das Gebiet von Herat), Baktrien, Sogdiana, Chorasmien, Saranien, Arachosien, die Sattagyden, die Gandaren, Indien, die Saumawarga-Saken (Scythae amyrgii), die Tigrachauda- (Spizhüte tragenden) Scythen, Babylonien, Assyrien, Arabien, Aegypten, Armenien, Kappadokien, Lydien, die Jonier des Festlandes, die Scythen jenseits des Meeres (in Rußland), die Skudra (Thrafen), die Jonier mit Diademen (auf den Inseln), die Punt (Somali), Kusch (Abyssinier), die Matschija (Maschauasch in Libyen, westwärts von Kyrene) und Karthago, wozu die eine Inschrift noch die Sagarten und Mafa (in Metran) fügt. Es sind dies (30) 32 Namen von Völkern und Stämmen, von denen die zuletzt angeführten sich gewiß nicht viel um den König der Könige gekümmert haben, wie aus etwas späterer Zeit von Xenophon in der That berichtet wird, daß die Stämme der 19. Satrapie, Chalyber, Taochen, Chaldäer, Makronen, Scythen, Kolcher, Mosynöken, Libyener, den König gar nicht als ihren Gebieter betrachteten und nur für schweres Geld Heerfolge leisteten, daß ebenso mehrere Völker Kleinasiens thatsächlich

unabhängig waren. In der älteren Inschrift am Bisutum sind nur 23 Länder aufgezählt; es fehlen Indien, Studra, Bunt, Kusch, Matschija und Karthago; die Scythien werden nur einmal ohne Zusatz genannt, die Jonier mit Diademien heißen hier „die über Meer wohnenden“, wahrscheinlich die Griechen von Samos, Imbros, Lemnos; dann erscheinen hier auch die Maka, welche in der ersten Inschrift wahrscheinlich zur Persis gerechnet sind. Diese Aufzählung scheint diejenigen Satrapien zu nennen, welche wirklich persischen Beamten unterstanden, während in den beiden anderen Listen auch die in entfernterem Tributverhältnisse stehenden aufgeführt werden. In jeder Satrapie standen Truppen und neben deren Befehlshaber war der Satrap Civilgouverneur, und hatte die Eintreibung der Steuern, die Justizverwaltung, die Oberaufsicht über die Satrapie zu besorgen; er konnte durch einen Ferman des Königs sofort aus dem Amt entfernt oder bestraft werden.

Herodot hat uns die Steuerliste, offenbar nach amtlichen Quellen aus der Zeit Artaxerxes I., aufbewahrt. Nach diesem wichtigen Document steuernten 1) die asiatischen Griechen mit Karien, Lykien und Pamphylien jährlich 400 Silbertalente, 2) Lydien, Mysien, Lasionier, Kabalier und Hygenner 500, 3) die Küste am Hellespont, Phrygien, die asiatischen Thraker, Bithynier, Paphlagonen, Mariandynier, Syrer (in Kappadokien) 360, 4) Kilikien 360, 5) Phönizien, Syrien, Palästina, Kypros 350; zu dieser Satrapie gehörten die steuerfreien Araber in der syrischen Wüste und an der Grenze von Aegypten; 6) Aegypten, Libyen und Kyrenaika 700 Talente, 7) Sattagyden, Gandaren, Dabiken und Aparthen (pers. Pouruta) 170, 8) Susiana 300, 9) Babylonien und Assyrien 1000, 10) Medien mit den Parthianern (s. Nr. 17) und Orthokorybantieren 450, 11) Kaspien, Pausen, Pantimather und Dariten 200, 12) Baktrien 360, 13) Armenien 400, 14) Sagarten, Sarangen, Thamanäer, Utier (in Kirman und Sistan), Mytler (Maka) und Inselbewohner 600, 15) Saken (Scythien) und Kaspien 250, 16) Parthien, Chorasmien, Sogdiana und Aria 300, 17) Parthianer (s. Nr. 10) und die Aethiopen Gedrosiens (Brahui) 400, 18) die Matiener, Saspiren und Marobier 200, 19) die Moscher, Tibarener, Matronen, Mosynöken und Maren 300, 20) Indien 360 Talente Goldstaub. Uebrigens gab es noch besondere Auflagen für einzelne Provinzen, welche diesen empfindlicher sein mußten als die regelmäßige Staatssteuer: Aegypten mußte für die 120,000 persischen Soldaten, welche auf seinem Gebiet standen, 700 Talente Getreide liefern, Medien 100,000 Schafe, 4000 Mäuler und 3000 Kasse, Kappadokien die halbe Zahl dieser Thierarten; Kilikien stellte jeden Tag ein weißes Roß und 140 Talente für den Unterhalt der Reiterei; Babylonien 500 verschnittene Knaben; Armenien mußte 20,000 Hengstfüllen beschaffen. In Aegypten gehörten die Fischereien im Fajum der Krone. Außerdem waren noch verschiedene Dinge mit Steuern belastet, wie Bergwerke, Wälder, die Benutzung des Flußwassers für Fischfang und zur Bewässerung; es wurde bei der Eröffnung einer Schleuse eine Abgabe erhoben.

Zusammen betrug diese Steuern nach Herodots Rechnung 14560 eubäische Talente, was einer Summe von über 660 Million Reichsmark, oder mit Berechnung des damaligen Geldwerthes etwa dem Achtsfachen dieser Summe gleich kam, und doch entfiel nach einer ungefähren Schätzung des Verhältnisses dieser Summe und der Bevölkerungszahl kaum 1 Thaler auf den Kopf.

Unter den Satrapien wurden einige von Satrapen allein regiert, so daß also Civil- und Militärverwaltung in Einer Hand lagen, nämlich Lydien, Kilikien, Aegypten, Susiana, Babylonien, Medien, Baktrien, Sagartien, Scthien, Parthien; es war dies deshalb eingerichtet, weil es nicht geeignet schien, die Macht des Satrapen zu sehr vom Centrum des Reiches abhängig zu machen und ihn bei feindseligen Bewegungen der Provinz an raschem Handeln zu hindern. Damit war zugleich gegeben, daß nur durchaus zuverlässige Männer, die mit dem königlichen Hause in naher Beziehung standen, diesen Satrapien vorgefetzt wurden. Der geringste Verdacht konnte die Absetzung und Bestrafung des Satrapen herbeiführen. Uebrigens bestand diese Einrichtung, als Alexander nach Asien kam, bereits in allen Provinzen. In Armenien und Pontus war die Satrapie erblich, d. h. die Fürsten des Landes waren Vasallen des Großkönigs; Armenien besaß diese Vergünstigung wegen der Verdienste, welche Tigran beim Sturz des Astyages sich erworben hatte, und in Pontus herrschte eine achämenische Seitenlinie. Die griechischen Städte hatten ihre griechischen Tyrannen, die phönizischen Städte, Karien und Indien eigene Könige, Lykien wurde von den Nachkommen des Harpagos beherrscht, Kilikien vom Sthenes, die Juden vom Hohenpriester, aber überall stand ein Satrap zur Seite, um von allen Vorgängen Act zu nehmen. Ueberall hatten jene Fürsten eigene Heere, aber der Satrap hielt eine Anzahl Festungen mit persischen Truppen besetzt; überall wurden Münzen geprägt, und das Bild des Großkönigs zeigten nur die Münzen der Satrapien, welche direct von königlichen Beamten verwaltet wurden. Der Satrap entfaltete gewöhnlich eine fürstliche Pracht, mit welcher bei den meisten Menschen die Vorstellung von großer Gewalt verbunden ist. Der Satrap bewohnte einen Palast mit Parkanlagen, umgab sich mit Leibwachen und hielt sich ein Harem und Hofpersonal. Er hatte die Befugniß, außer den Staatssteuern auch zum Unterhalt seiner Hofhaltung Beiträge von den Provinzialen zu erheben, was oft zu Ausschreitungen geführt hat, obwohl hier die Furcht vor Absetzung, ja Hinrichtung heilsam wirkte.

Neben den Satrapen stand, wie bemerkt, in der Regel die Militärmacht. Das Heer wurde beim Ausbruch des Krieges durch eine allgemeine Aushebung auf die Beine gebracht, aber durch das ganze Reich vertheilt lagen stehende Garnisonen iranischer Truppen (Meden, Perser und Strylianer), auf deren Ergebenheit man bei etwaigen Unruhen in den nicht-iranischen Ländern sicher rechnen konnte. Diese Garnisonen lagen in den Citadellen der großen Hauptstädte, Babel, Sardes, Memphis u. s. w.

Ein weiterer Beamter, der Schreiber oder Sekretär, führte eine Art

Aufsicht über Satrapen und Militärgouverneur; er hatte schriftliche Berichte über den Zustand der Provinz an den König zu erstatten. Diese drei Beamten hielten sich gegenseitig im Schach: der Offizier hatte kein Geld ohne den Satrapen, der Satrap ohne den erstern keine Soldaten, der Schreiber hatte überhaupt nichts, womit er eine Empörung hätte ins Werk setzen können. Es kam hinzu, daß in unbestimmten Zeitpunkten unerwartet ein Mann aus der Umgebung des Königs erschien und sich persönlich über den Zustand der Satrapie unterrichtete.

Neben diesen Beamten gab es Stadtpräfecten, zuweilen war sogar ein Präfect der Stadt neben dem Befehlshaber der Burg (Argapet) angestellt, also ein Verwaltungsbeamter neben dem Platzcommandanten. So übertrug Alexander dem Archelaos die Verwaltung der Stadt Susa, dem Xenophilos den Befehl über die Besatzung der Burg; in Babel commandirte Agathon die 700 Makedonier und 300 Söldner der Citadelle, während Menätas und Apollodoros die Stadt und ihr Gebiet verwalteten. Die Verwaltung bestand in der Beaufsichtigung der ackerbauenden und gewerbtreibenden Bevölkerung, der Thätigkeit und des Benehmens der großen Menge sowie in der Eintreibung der Steuer; der militärische Befehlshaber hatte Handel und Wandel vor Störungen durch Aufruhr und durch räuberische Einfälle in Schutz zu nehmen. In den großen Hauptstädten der Satrapien lagen diese Aemter natürlich in den Händen des Satrapen und des militärischen Gouverneurs der Provinz. In jeder Satrapie gab es einen Provinzialschatz oder Aerar (pers. Gaza), dem ein eigner Schatzmeister vorstand; so wird z. B. ein babylonischer Schatzmeister Bagophanes genannt, und für den Wiederaufbau des Tempels in Jerusalem bestimmte Darius Summen aus dem königlichen Schatz, der durch die Steuern Samariens aufgebracht worden war.

Um die Verwaltung des Reiches leichter zu handhaben, wurde von Darius ein Postdienst reitender Boten (Angari oder Astandä) eingeführt, welche nach jeder zurückgelegten Tagesreise eine Station mit gesattelten Pferden (heute Tschaparchaneh genannt) vorfanden, so daß ein königlicher Ferman in kurzer Zeit nach allen Seiten des Reiches gelangen konnte. Die Hauptstraße und Postlinie, von der nach allen Richtungen gleichsam Seitenwege ausgingen, war die Königsstraße, welche zum Theil bereits in vorpersischer Zeit bestand; sie hatte 111 Posthäuser und ging von Susa über Arbela, Niniveh und Sapphe (syrisch Gozarta de Babda, heute Djesira, die Insel) nach Misibin, von wo später eine Seitenstraße nach Tigranokerta (Tell Bejadh) führte, die mit der Hauptstraße bei Berzawe am Tigris wieder zusammentraf; hier setzte sie über den Strom, und in der Nähe von Amida (Djاربefir) ging sie über den Tigris zurück, umging den Göldjit in der Nähe der Tigrisquellen südlich von Ursamosata (Charput) und setzte bei Melitene (Malatija) über den Euphrat. Von hier zog sie nach Romana, und wo sie die Grenze Kilikiens berührte, war ein doppeltes Thorgebäude; der Uebergang über den Halys war durch besetzte

Thore geschützt; sodann ging sie nach Ankyra, Pessinuz, Synnada, Sardes.

Dieses System der Verwaltung war jedenfalls vortrefflich, es setzte aber einen energischen Fürsten voraus, in dessen Hand die Fäden, welche es in Bewegung setzten, zusammenliefen; war diese Hand träg oder schwach, so war es den Satrapen leicht, sich zu unabhängigen Fürsten aufzuschwingen, sobald sie mit den Militärgouverneuren gemeinsame Sache machten, namentlich aber, wenn sie selbst die Truppen befehligten.

Ueber die Rechtspflege zur Zeit der Achämeniden haben wir reichliche Nachrichten. Die höchste richterliche Gewalt lag beim Könige, welcher in der sogenannten Pforte des Palastes öffentlich Recht sprach. Es ist die Beschreibung des Gerichtszeltes aufbewahrt worden, dessen sich Alexander bei Baktrern, Hyrtaniern und Indern bediente, und welches jedenfalls in seiner Ausstattung der Pforte zu Persopolis glich. Dies Zelt war so groß, daß man 100 Tische in ihm aufstellen konnte. Es ruhte auf 50 vergoldeten Säulen, auch die Decke war mit Gold ornamentirt; im Innern waren 50 Leibgarden in purpurnen und gelben Gewändern aufgestellt, außerdem Schützen in feuerrothen, himmelblauen und scharlachrothen Anzügen. Vor diesen standen 50 der größten Makedonier mit silbernen Schilden. In der Mitte des Zeltes thronte, von Trabanten umgeben, Alexander. Der übrige Raum in und vor dem Zelte war mit Elephanten, makedonischen Soldaten und ausgewählten Männern des persischen Reiches besetzt. Es wird sehr gerühmt, daß die persischen Könige mit großem Bedacht ihre Urtheile abgaben. Jeder Perser konnte Klage erheben; der Verklagte wurde zunächst verhaftet und sein Verbrechen mit seinen früheren Verdiensten zusammengehalten; wenn die letzteren für groß genug befunden wurden, daß erstere aufzuwiegen, so erfolgte Begnadigung; das einmal gefällte Todesurtheil durfte der König nicht widerrufen, und der Verurtheilte wurde alsbald von den Henkern am Gürtel gepackt und zur Hinrichtung abgeführt. Neben dem König fungirte ein königliches Gericht, dessen sieben Mitglieder den Herrscher auf Reisen und Feldzügen begleitet zu haben scheinen. Das Buch Esther hat uns die Namen von sieben Richtern unter Ahasveros (Xerxes) aufbewahrt: Charšna, Schethar, Admatha, Tarschisch, Meres, Marsna und Remuchan. Es werden wiederholt Büge der Unbestechlichkeit der Richter überliefert; Kambyses ließ den Sisamnes, weil er Geld angenommen, hinstrecken und mit seiner Haut den Stuhl überziehen, auf welchem er dessen Sohn als Nachfolger des Vaters bei Gericht zu sitzen zwang. Darius ließ einen Richter aus dem gleichen Grunde kreuzigen. In späterer Zeit war die Corruption häufig, so daß Xenophon berichtet, man habe die Knaben, welche früherhin zum Erlernen der Rechtspflege bei den Verhandlungen zugegen sein sollten, nicht mehr zugelassen, weil sie beobachten könnten, daß die Partei, welche das meiste Geld gebe, den Prozeß gewinne. Dieses Gericht und der König verhängten nicht nur Strafen, sondern verliehen auch Beloh-

nungen für ausgezeichnete Thaten; wie noch heute, so war es auch im Alterthum Sitte, verdiente Männer mit einem kostbaren Kleide zu beehren; auch galt die Erlaubniß zum Tragen von goldenen Halsketten, Armbändern und goldenen Säbeln, das Anlegen goldenen Geschirres an das Roß als Gnadenbeweis des Königs; auch Werke der Goldschmiedekunst zum Bierat des Hauses, wie ein goldenes Schiff, eine goldene Mühle u. dgl. werden als Geschenke genannt; selbst ein reicher Kindersegel brachte dem glücklichen Vater einen Preis ein, und als Alexander nach der Persis kam, beschenkte er nicht nur nach der Gewohnheit der Achämeniden jede Frau mit einem Goldstück — die Frauen hatten einst die wankenden Reihen der Perser in der Schlacht gegen Astyages wieder zum Stehen gebracht —, sondern er gab noch jeder Frau, welche ein Kind erwartete, ein zweites Goldstück obendrein.

Die Strafen der Verbrecher sind im Orient stets grausam gewesen, da man nicht zu dem Grundsatz vorgeschritten ist, ein für die Gesellschaft schädliches Subject einfach unschädlich zu machen, also ihm die Möglichkeit zu weiteren Verbrechen zu nehmen und seine Besserung zu versuchen und nur im schlimmsten Falle es mit dem Tode zu bestrafen. Die Strafen bei den Persern sind zum großen Theil schon bei den Aethyern nachzuweisen, welche mit großer Raubetät die grausamsten Prozeduren auf ihren Reliefs abgebildet haben. Bei angesehenen Personen war die Hinrichtung durch Abschlagen des Kopfes mit dem Schwert oder Beil üblich; qualvoller war die Abschneidung des Kopfes mittelst eines Rasirmessers. Häufig wurde dem Geköpften noch die Hand abgehauen und beide abgeschnittene Theile an den Galgen geheftet. So geschah es bei Xyros dem jüngern und bei Crassus nach der Schlacht bei Carrhae. Staatsverbrecher und Rebellen wurden gekreuzigt, es kam auch vor, daß man zuerst den Kopf abschlug und den Körper ans Kreuz schlug, wie dies dem Histiaos von Milet widerfuhr. Andere Strafen waren die Tödtung durch Trinken von Stierblut, das Erdrosseln, das Braten in glühender Asche, das Schinden bei lebendigem Leib und Ausstellen der Haut an öffentlichem Ort, lebendig Begraben, meist mit Steinigung des aus der Erde hervorstehenden Kopfes verbunden, Zertrümmerung des Kopfes zwischen zwei Steinplatten (für Giftmischerei), Zersägung, Aufspießung. Eine raffiniert grausame Hinrichtung, die Strafe der Rippen oder Mulden, beschreibt Plutarch: Der Verurtheilte wurde zwischen zwei Mulden eingepreßt, so daß nur Kopf, Hände und Füße frei blieben. Das Gesicht wird so gedreht, daß die Sonnenstrahlen in die Augen fallen; alsdann wird er genöthigt zu essen und im Weigerungsfalle mit Nadeln in die Augen gestochen, zugleich wird ihm das Gesicht mit Honig bestrichen, worauf sich dasselbe mit Insecten bedeckt; aus den zwischen den Mulden bleibenden Excrementen entstehen Würmer, welche den Körper zernagen, und der Unglückliche wird zuweilen erst nach Wochen durch den Tod erlöst. Häufige Strafen bestehen im Blenden mit Hülfe glühender Nadeln oder siedenden Delaufgusses, im Abschneiden von Nase, Ohren, Händen, Füßen, Augenlidern und Lippen. Artaxerges II. strafte einen

Ueberläufer damit, daß dieser einen ganzen Tag lang auf öffentlichem Platz eine Buhlerin nackt am Hals tragen mußte, einem andern ließ er die Zunge dreimal mit einem Pfriem durchbohren. Um diesen schauerlichen Codez zu vervollständigen, sei es gestattet, auch aus späterer Zeit einiges anzuführen. Der christliche Feldherr der Armenier ließ dem gefangenen General der Perser einen glühenden Bratspießbogen nach Art einer Krone aufs Haupt drücken: „Da du Armenien beherrschen wolltest, so kröne ich dich Kraft meines Amtes als Kronaufseher.“ Eine ganze Serie von ausgefuchten Martern soll nach dem Bericht der Armenier der heilige Gregor durch den König Tiridates ausgehalten haben; wenn auch niemand diesen frommen Lügen Glauben schenkt, so ist doch anzunehmen, daß die einzelnen Peinigungen wirklich hier und da vorgekommen sind. Agathangelos (im 4. Jahrh.) erzählt, man habe dem Gregor einen Rappzaum in den Mund gelegt, Salz auf den Rücken gestreut und ihn mit einem Strick um die Brust am Palast aufgehängt. Dann wurde er an den Füßen aufgehängt und unter ihm trockener Mist angezündet und mit Prügeln auf ihn geschlagen. Sodann wurden Hölzer an die Beine geschraubt, so daß das Blut unter den Nägeln hervorbach; eiserne Spitzen wurden in die Füße getrieben und er wurde gezwungen hin- und herzulaufen. Dann legte man ihn auf die Erde, den Kopf in einem Schraubstock, ein Rohr in den Nasenlöchern und er wurde genöthigt, eine Mischung von Salz, Salpeter und Essig einzuziehen; er wurde darauf in einen Sack mit Asche gesteckt, so daß er zwar athmen konnte, aber so daß ihm die Aschenpartikelchen ins Gehirn stiegen. Nochmals hing man ihn an den mit Stricken gefesselten Füßen auf und goß ihm durch einen Trichter Wasser in den After. Seine Seiten wurden mit eisernen Haken gezwickt und er wurde nackt auf in den Boden befestigte eiserne Spitzen geworfen. Darauf wurden ihm Eisenringe um die Knie gelegt und auf diese so lange gehämmert, bis die Knie zerbrachen; nachdem man ihn mit Blei übergossen hatte, warf man ihn an Händen und Füßen gefesselt in das Verließ von Ardaschad. Das Christenthum hat diese wilden Sitten nicht gemildert: die christlichen Armenier zerstören die Feuertempel, braten die Priester, schinden andere Perser und hängen die ausgestopfte Haut an die Mauern; ein Unglücklicher wird nackt mit unter die Knie gebundenen Händen aufs Eis des Euphrat gesetzt, wo er am andern Tage mit dem durch die Nase ausgetretenen Gehirn todt gefunden wurde. Alles dies wird von christlichen Schriftstellern berichtet. Den Schluß möge ein Bericht des Malers Flandin bilden, welcher bei der Execution einer Anzahl Verbrecher Augenzeuge war, die bei einem Versuch des obersten Geistlichen in Ispahan, sich vom Schah zu emancipiren, die Stadt gebrandschatzt und Leute mißhandelt hatten. Einige dieser Subjecte wurden auf die Bajonette einer Soldatenabtheilung geschleudert und durchbohrt; andere wurden geblendet, der Zähne und der Nägel beraubt; andere grub man den Kopf nach unten bis zur Hälfte des Körpers lebendig in die Erde; die in die Höhe stehenden Beine wurden mit Stricken verbunden, was die

Perfer ein „Nebengeländer“ nennen. Ein Rädelsführer bekam Nase und Zunge abgeschnitten und wurde mit seinen eigenen Zähnen beschlagen, dann band man ihn mit einem Strohsack um den Hals wie einen Esel an eine Krippe, wo er nach drei Tagen starb. Weiber baten mit vor Wuth thränenenden Augen um die Günst, ihre Rache durch Abschneiden der Hände und Köpfe nehmen zu dürfen.

Die Sprache der Könige konnte nicht die persische allein sein; die nicht-iranischen Nationen durften nicht Grund haben, von den Gesetzen keine Kenntniß zu nehmen, und deshalb war für die semitischen Länder, Syrien, Mesopotamien, Palästina, einen Theil Kleinasiens das Aramäische oder Syrische, für Aegypten die einheimische Schrift und Sprache im Gebrauch, für die scythische Bevölkerung Mediens und Susianas die in den Keilschriften enthaltene scythische Sprache, für die Griechen das Griechische. Die Inschriften der Achämeniden sind fast alle in dreifachem Text (persisch, scythisch, babylonisch) verfaßt. Die Keilschrift ist eine Erfindung der scythischen Bevölkerung Mesopotamiens, der Sumir; aus ihrem Schriftsystem entstand das babylonisch-assyrische, und aus diesem das persische, dessen Urheber ohne Zweifel Khros selbst oder ein Gelehrter aus seiner Umgebung gewesen ist. Der Hauptunterschied der assyrischen und persischen Schrift besteht darin, daß erstere eine Sylbenschrift, letztere eine Buchstabenschrift ist, welche nur noch Spuren von Sylbenschrift zeigt. Der persische Name Gottes *Auramazda* wird assyrisch *a-hu-ru-ma-az-da* geschrieben, also jede Sylbe mit einem Zeichen; im Persischen haben viele Consonanten zwei oder drei Figuren, je nachdem sie vor a, einem Consonanten, oder vor i oder vor u stehen, was eben auf ehemalige Sylbenschrift zurückweist. Die Keilschrift ist noch spät für öffentliche Documente gebraucht worden, wie wir denn solche Inschriften aus der Zeit der Seleukiden und Parther besitzen. Andererseits bediente man sich bereits zur Zeit der Achämeniden einer Cursivschrift, welche aber erst in späterer Zeit auch auf Denkmälern erscheint.

Ein weiteres Verdienst des Darius ist die Einführung einer Reichsmünze, welche mit der Einbringung der Grundsteuer in Zusammenhang stand. In Kleinasien cursirte bereits gemünztes Geld, dessen Erfindung man den Lydern verdankt, das aber vermöge der verschiedenen Münzsysteme unbequem für den Handel sein mußte; im übrigen Vorderasien hatte man noch mit Gewichtangaben versehene Metallstücke, in den östlichen Provinzen bestand vielfach noch Tauschhandel mit Naturalien. Darius ließ eine für das ganze Reich geltende Münze schlagen, und zwar von Silber und Gold; der Werth des letztern wurde auf das $13\frac{1}{3}$ fache des Silbers von gleichem Gewicht festgesetzt. Die Goldmünzen oder Dareiken wogen 8,40 Gramm, enthielten 124 Gran reines Gold und hatten demnach etwa den Werth von 21 Mark, und 3000 Dareiken bildeten das persische oder eubische Talent. Der Avers der Dareiken zeigt den König mit Bogens und Lanze, der Revers das sogenannte *Quadratum incusum* oder andere Devisen. Die

Silbermünzen hatten 224—230 Gran, und kamen etwa 2 Mark gleich. Die Devisen waren wie bei den Goldmünzen. Für die syrischen Länder ließ Darius noch eine andere Silbermünze prägen, welche den König im Wagen zeigt, wie er über einen erlegten Löwen hinauffährt, auf der Rückseite eine Stadt mit Mauerthürmen oder einen Dreiruderer. Uebrigens wurde in



Persische Münzen.

jeder Provinz, theils von den Vasallenfürsten oder Städten, theils von den Satrapen Silbergeld eigener Währung geprägt, jedoch galt diese Münze nicht als Reichsmünze und wurde, wenn die Steuer mit ihr gezahlt wurde als Rohmetall abgemogen und vor der Deponirung in den Schatz eingeschmolzen und in Reichsmünze umgeprägt.

Man darf aus den Bemühungen des Darius für eine einheitliche Münze auch schließen, daß der Handel des großen Reiches gleichfalls ein Gegenstand seiner Fürsorge war. Er ließ, als er die indische Satrapie dem Reiche hinzugefügt hatte, eine Flotte unter Skylax von Parhanda von Peukelaotis (Puschkalavati) aus den Indus hinabfahren; sodann umsegelte sie Arabien und ankerte im Busen von Suez; wenn wir hiermit die Vollenbung des Canals aus dem Nil ins rothe Meer, welchen Ramses II. vom Nil bei Belbes (Pharbatos) bis zu den Krokodilseen führte, wo die Arbeiten sistirt wurden, weil man bemerkt hatte, daß einzelne Stellen tiefer als der Meerespiegel lagen; und welchen Neko bis zu den Bitterseen fortsetzte, in Zusammenhang bringen, so darf nicht bezweifelt werden, daß Darius den großen Gedanken hatte, Indien mit dem Mittelmeere durch eine Wasserstraße zu verbinden. An drei Stellen des Canals hat man Trümmer von Granitdenkmalen des Darius mit Hieroglyphen und Keilschrift gefunden, bei Schaluf el terraba, am Krokodilsee (östlich) und unweit des Südrandes der Bitterseen. Eine dieser



Darius

Stellen zeigt das Porträt des Darius. Noch unter Ptolemäos II. Philadelphos (260 vor Chr.) wurde der Canal wieder ausgebagert, nachdem er längere Zeit während politischer Wirren vernachlässigt worden war. In der

Zeit der Ptolemäer legte man neben diesem Nilcanal noch einen zweiten aus dem rothen Meere gespeisten Canal an, welcher die Kriegsschiffe bis nach den Bitterseen hinaufführte; es wurde hier Arsinoe als Binnenhafen angelegt, und da wo er sich mit dem Meere vereinigte, befand sich eine Schleuse (Rhsma), um welche ein Ort entstand, der von ihr den Namen führte (arabisch Kolzum, Suez).

Persien als eine Mittelstation des westöstlichen Handels ist von vielen Straßen durchkreuzt; die Hauptstraße lernten wir bereits als Postlinie zwischen Susa und Sardes kennen; ebenso haben wir bereits die alten Wege von Assyrien nach Medien durchwandert. Jene Königsstraße wurde bei Holwan von einem Handelswege durchkreuzt, dessen Stationen uns aus der Zeit der Parther überliefert worden sind. Er kam aus Syrien, ging beim Zeugma (heute Biredjit) über den Euphrat, wandte sich bei Harran, dem uralten Handelsort für Arabien, dessen Name in der ältesten Sprache Chalbäas „Straße“ bedeutet, südwärts nach Nikephorion oder Kallinikos (Malka), von wo er dem Euphrat folgte bis jenseits des Einflusses des Nahr Malka; von da ging er quer durch die Ebene nach Seleukia. Alsdann erstieg die Straße am Dijala die Berge und trat in das Thal von Kermanschah ein, ging über Ekbatana nach Aga (Mai), einem Stapelplatz, der noch im 9. Jahrh. n. Chr. für den Handel zwischen Hochasien und China und zwischen dem Westen die größte Bedeutung hatte; ferner nach Kumiſch, Djordjan, Neja im Atrekthal, nach Marw, von da südlich nach Herat, Farrah, Palaluk und Arachosien. Von Marw gingen die Wege nach dem Lande der Serer (China). Der eine setzte bei Attok über den Indus und führte über Benares (Waranasi) nach Tibet, der andere ging von Baktra an den Djos, den Surchab hinauf durch Karategin und führte über den steinernen Thurm (wohl an der Grenze von Karategin und der Mai-steppe), Kaschgar und Jarkand nach der Hauptstadt der Serer, Chotan. Die Waaren, welche zur See von Indien kamen, Zucker, Gewürze, Baumwolle, wurden früherhin zu Wasser bis Ahwaz gebracht, welches ein Emporium für den indischen Handel bildete; sie gingen von da theils zu Wasser, theils wegen der Klippen im Fluß zu Land nach Susa und Schuschter, von da nach Ispahan, Sawa, Kazwin und Sultania, wo im Mittelalter der große Markt Mittelperfiens war. Von Susa ging, wie sich von selbst versteht, auch eine große Straße nach Ekbatana, und zwar den Choaspes (Kerschah) hinauf bis zur Mündung des Kaschgan-rud oder des Wassers von Chorremabad; hier ging ein directer, aber wegen der Berge schwieriger Weg über die aus einem einzigen Bogen bestehende Brücke von Djaidar, welche Sapor I. erbaute, und über jene Stadt und Burugird, und ein längerer, jedoch bequemerer durch die Landschaft Mesabatike (Mahsabadan). Am südlichen Ende dieser Ebene liegt Seimarra oder Schahri Chusrau (Stadt des Chošro Parvez) mit ausgebreiteten sasanischen Ruinen; im Nordwesten der Ebene liegt Sirwan, von eben solchen Ruinen umgeben,

die deshalb nicht ohne Wichtigkeit sind, weil sie am vollständigsten die Bauart einer Stadt aus dieser Periode veranschaulichen. Die Gebäude bestehen aus massiven Steinmauern, mit einem sehr festen Cement verbunden, der von der Erde der benachbarten Hügel bereitet ist; fast überall findet man einen Grundbau von unterirdischen Rundbogengewölben, über denen sich ein um den viereckigen Hof laufender gewölbter Gang erhebt, eine Anordnung, welche die Araber nachgeahmt haben, sodaß Häuser in Sevilla genau diesen iranischen gleichen. Der Gang enthält die nach dem Hof offenen Zimmer; bisweilen besteht der Oberbau aus einem Labyrinth von untereinander verbundenen gewölbten Gängen, so daß die innersten Zimmer ganz dunkel gewesen sein müssen, wenn sie nicht Oberlicht gehabt haben. Einigemal erhebt sich noch ein zweites gewölbtes Stockwerk über dem andern, so daß man also keine Balken zur Anwendung brachte. Die Ornamentation der Wände besteht aus Blumen und geometrischen Mustern, die in den Bemurf eingepreßt sind. Ein mächtiger Ruinenhaufe heißt Palast des Anoschirwan. In einiger Entfernung von hier bricht der Kirrind mit großem Getöse aus einer furchtbaren Schlucht, Tanti Baba Girijja, wo er großartige Wasserfälle bildet. Die Straße geht dann weiter über Zarna, mit vielen Ruinen aus sasanischer Zeit und Ziegeltrümmern aus dem höchsten Alterthum, und jobann schließt sie sich an die Straße von Kermanschah nach Ekbatana an. Andererseits gingen die indischen Waaren vom persischen Meerbusen den Euphrat hinauf über Palmyra nach Syrien. Ein Weg von Babel direct durch die Wüste nach Damascus, welchen Kambyses eingeschlagen hatte, wurde in der Folge verlassen, weil er durch das Vordringen arabischer Stämme unsicher gemacht wurde. Die Palmyrener wußten die an der Straße wohnenden Araber zu gewinnen, so daß ihre Häuptlinge eine Ehre darin suchten, die Karawanen von dem Mündungsgebiet des Schatt al arab nach Palmyra sicher zu geleiten.

Die persische Ueberlieferung (bereits durch eine Notiz des Ammianus Marcellinus, der selbst im Orient war und 390 n. Chr. starb, beglaubigt) verlegt unter die Herrschaft des Darius auch die große religiöse Reform, mit welcher der Name Zoroaster (Zarathustra) verknüpft ist. Wir sahen schon bei der Erzählung der Geschichte Baktriens, daß Zarathustra nicht lange vor der Herrschaft der Achämeniden gelebt haben muß. Griechische Schriftsteller, und gerade solche, welche Zeitgenossen dieser Dynastie waren oder bald nachher lebten, setzen den Zoroaster weit früher, zum Theil mehrere Jahrhunderte vor ihrer Zeit; z. B. hält sich Ktesias, der lange Jahre am Hof Artaxerges II. lebte, für 800 Jahre jünger wie Zoroaster. Jedoch werden diese Angaben, auf den ersten Blick so wohl beglaubigt, doch einmal dadurch, daß sie durchaus nicht untereinander übereinstimmen, sodann auch dadurch an Beweisraft verlieren, daß es eine gewöhnliche Erscheinung in der Religionsgeschichte ist, den Stifter einer Lehre durch Einreihung in eine heilige Chronologie, welche sich nicht an geschichtliche Vorkommnisse bindet, so

weit als möglich ins Alterthum zurückzuschieben, die Offenbarung, welche ihm geworden, in eine Urzeit zu verlegen, in welcher die Gottheiten mit beglückteren Sterblichen verkehrten; ist ja doch das Leben Zarathustras, wie es die Schriften der Parsi beschreiben, von den Fäden der Legende so sehr umspinnen, daß man nur wenig historische Thatfachen festzuhalten vermag. Die gewichtigsten morgenländischen Schriftsteller verlegen die Geburt des Zoroaster nach Gezn (arab. Schiz), dem heutigen Tacht Suleiman in Utopatene, wo noch die Ruinen eines mächtigen Feuertempels stehen und ein See sich befindet, dessen Wasser im Bundeheesch, der Kosmographie der Parsi, für heilig gilt. Gewiß ist und besonders aus inneren Gründen zu erweisen, daß die Schriften, welche den Namen Avesta führen, nicht früher als in der Zeit der Dynastie des Darius entstanden, vielleicht in den späteren Zeiten derselben in Ein Corpus gebracht und noch weit später zu ihrem dormaligen Umfang vermehrt worden sind. Darius sagt in der Inschrift am Berge Bisutum: „Die Herrschaft, welche von unserem Stamme hinweggenommen war stellte ich wieder her, ich brachte sie wieder an ihren Ort, wie es früher gewesen, so machte ich es. Die Tempel, welche Gaumata der Magier zerstört hatte, habe ich hergestellt, des verkehrenden Volkes (des Volkes in Handel und Wandel) Besitzungen und Wohnungen, welche Gaumata der Magier genommen hatte, habe ich für die Familien (hergestellt, ihnen zurück gegeben), ich habe das Volk an seinen Ort gestellt (von der Anarchie befreit) Persien, Medien und andere Länder; wie es früher war, so habe ich das Hinweggebrachte zurückgebracht.“ Wenn diese Stelle der Inschrift richtig übersezt ist (die Ausdrücke „des verkehrenden“ bis „Familien“ sind nicht sicher zu erklären, und leider ist die scythische und babylonische Uebersetzung gerade an dieser Stelle beschädigt), so deutet Darius hier an, daß er eine religiösen, socialen und politischen Anarchie ein Ende gemacht habe. Wie kam es nun, daß ein Magier, ein Priester, Tempel (dieses Wort wird in der babylonischen Uebersetzung durch „Haus der Götter“ wiedergegeben) zerstört, die ein weltlicher Herrscher herstellt? Es muß sich um eine Differenz in dem Glauben der Perser und der medischen Magier handeln, und es ist wahrscheinlich, daß eben die Zoroastrische Religion, wie sie im Avesta offenbar ist, an die Stelle des alten medischen Magismus trat. Möglich daß Darius der Ausbreitung der bereits längere Zeit bestehenden Religion, die bis dahin auf die östlichen Länder beschränkt war, Vorschub geleistet hat, um die bis her herrschende medische der Magier zu verdrängen, weil mit der Anerkennung der letzteren zugleich dem medischen Einfluß auch in der Politik eine große Gewalt gelassen worden wäre. Im Avesta findet man mehrfach eine feindselige Stellung der Zoroastrischen Priester oder Athrava (Feuerpriester) gegen „falsche Athravas“, in denen man die Magier erkennen darf. Die Magie sind die alten medoscythischen Priester, die schon durch ihre Namen zeigen daß sie nicht iranischer Abkunft sind, denn „Magier“ stammt aus dem sumerischen (akkadischen) Wort imga (ehrwürdig).

Mit der Einführung der Zoroastrischen Religion war indessen keineswegs der Glaube der Perser und überhaupt der Bewohner der westlichen Länder durchaus zoroastrisch geworden; die Inschriften der Achämeniden nennen die Gottheit wie das Avesta Auramazda, und dieser Name stammt nicht aus der iranischen Naturreligion, sondern ist wie Jahve der Ebräer eine dogmatische Benennung (er bedeutet „der allweise Herr“), und er ist somit allein schon Beweis genug für die Einführung der Zoroastrischen Religion in Persis. Aber es zeigt die Religion der Perser viele Elemente, welche in Widerspruch mit der Lehre des Avesta stehen. Der Perser scheute sich nicht, den Zoroastrischen Auramazda, ein Gebild der Dogmatik, abzubilden, und zwar in der-



Ahuramazda.

selben allegorischen Weise, wie die Assyrer nach dem Vorgang der Ägypter ihren Gott Assur abgebildet haben. Die Sasaniden haben den Ahuramazda offenbar nach griechischem Muster in menschlicher Gestalt abgebildet. Die Namen der Monate, deren wir neun aus den Inschriften kennen, sind nicht nach Zoroastrischen Gottheiten genannt, wie die des Avesta, und in alter Zeit, wo auch diese bürgerlichen oder wissenschaftlichen Dinge zur Religion gehörten, ist es undenkbar, daß Monatsnamen bei zwei Völkern mit ganz gleicher Religion verschieden lauten sollten.

Wir haben streng genommen drei Religionen zu unterscheiden, welche in Iran Geltung hatten, den alten mesopotamischen Magismus, die Zoroastrische Lehre und die verwandte Religion der alten Perser. Die Zoroastrische Lehre hat zuerst im östlichen Iran ihre vollständige Anerkennung und Aus-



Ormazd (sasanisch).

Bildung erhalten, und ist in den westlichen Ländern mit fremden Elementen verfeßt worden. Das ächt iranische Wesen hat immer in Ostiran seinen Hauptsitz gehabt, während der Westen babylonischem und griechischem Einfluß offen stand. Das Verständniß des Avesta bietet noch so viele Schwierigkeiten, daß eine Kritik über seine Bestandtheile noch verfrüht sein möchte; es gibt in ihm Theile, deren Inhalt ein so primitives Culturleben voraussetzt, wie es in Westiran längst nicht mehr bestehen konnte; andererseits sind z. B. in dem Gesetzbuch (Wendidad) Dogmen, religiöse Vorschriften und sogar einzelne Wörter zu entdecken, welche einen Einfluß mesopotamischer Religion, Gebräuche und Sprache unabweislich darthun.

Was nun den medischen Magismus, der sich in der Folge mit dem persischen Dualismus verband, betrifft, so bestand er in der Vergötterung der Elemente, und dieser Animismus ging auch in die Zoroastrische Lehre über, ja er scheint beim niederen Volk vorzugsweise die Form der Religion geblieben zu sein. Besonders Feuer und Wasser galten als große Götter. Ebenso gehört der Sterndienst, der allerdings im Avesta sehr untergeordnet ist, der scythischen und babylonischen Religion an. Vor allen Dingen aber war die Zauberei für den Magismus wie für die Religionen mit Spiritismus und Fetischdienst überhaupt charakteristisch. Die Zauberei entsteht durch das Bestreben, die schädlichen Wirkungen der Geister (diese Religionen erheben sich selten zu dem Begriff einer Gottheit) zu beseitigen, oder, auf einer ausgebildeten Stufe der Religion, dieselben zu versöhnen, was mittelst Amuletten, Zaubersprüchen, Aussprechen geheimer Namen der Gottheit u. dgl. geschah. Das Avesta wendet sich häufig mit großem Nachdruck gegen die Zauberei als ein ahrimanisches Uebel.

Der Zoroastrische Glaube ist ein Product der iranischen nationalen Eigenthümlichkeit und der Beschaffenheit des Landes und seiner Verhältnisse, jedoch ist die aus diesen beiden Elementen hervorgegangene Religion durch das Selbstbewußtsein des Subjects hindurchgegangen und hat dadurch eine dogmatische oder philosophische Ausprägung erhalten, die indessen keineswegs hinreicht, ihren Charakter als Naturreligion abzustreifen, oder mit anderen Worten, Zoroaster hat sein System auf den Grundlagen der alten Naturreligion, welche bei den Westiranern noch mehr vorherrscht, aufgebaut. Bei allen geistig hochstehenden Völkern tritt eine Zeit ein, in welcher die Naturgottheiten zu Trägern geistiger Eigenschaften fortgebildet werden, das im Menschen erwachte Selbstbewußtsein setzt die Regungen des Gemüthes, gute und böse, aus dem Ich heraus und bildet gute und feindliche Gottheiten, und stellt den Kampf im Innern der Brust zwischen beiden Gegensätzen als einen Kampf göttlicher Wesen außerhalb des Ichs dar. An diesem Zeitpunkt der Entwicklung des religiösen Bewußtseins steht Zoroaster, eine religiös tief erregte Natur, dessen sich der Volksgeist als Organ für dasjenige bediente oder wie es in der Sprache der Religion heißt, welchem die Gottheit offenbarte, was zum neuen Glauben werden sollte.

Den Mittelpunkt der iranischen Naturreligion muß der Gegensatz des Lichts und der Finsterniß gebildet haben. Dies dürfen wir daraus schließen, daß es sich auch im Zoroastrischen System noch ebenso verhält. Eigenthümlich ist nun, daß diese beiden ausschließlich als die Ausgangspunkte aller Erscheinungen der Welt und des Geistes gefaßt werden; die zeugende Naturkraft, welche in den semitischen Religionen als Gegensatz zur vernichtenden so sehr hervortritt, ist erst später durch den Cultus der Anahita aus Mesopotamien eingeführt worden; in dem unverfälschten iranischen System ist nur das Licht die Quelle alles sinnlichen Wohles und sittlich Guten, die Finsterniß der Ursprung des Uebels in materieller und geistiger Hinsicht. Die Nacht lähmt durch den Schlaf (in der Zoroastrischen Religion als Wirkung eines bösen Dämons aufgefaßt) alle Thätigkeit des Menschen und sendet in die Hüden der patriarchalischen Niederlassungen die Thiere der Wüste, Schakal und Wolf, den Räuber und die Gespenster, und erst wenn das glorreiche Licht des Mithra und nach ihm die Sonne über die Berge steigt, ist das Betreiben des Aderbaus, das Anpflanzen der Bäume, das Bewässern der Felder möglich, wodurch der Macht der Dämonen (Divs) Abbruch geschieht, wodurch die Wüste, welche überall in Iran in die fruchtbaren Landstrecken hineinragt, eingeengt wird. Noch heutzutage erhält der, welcher ein wasserloses Grundstück bewässert, dasselbe als Erbe für fünf Generationen. In allen Religionen gestaltet sich die Bemühung um das leibliche Wohl, um die Förderung einer behaglichen Existenz, welche die Erziehung von Nachkommenschaft und die Beschaffung eines reichlicheren Lebensunterhalts ermöglicht, unwillkürlich zur religiösen Pflicht; die Reinhaltung des Leibes, welche die Gesundheit erhält, wird zur religiösen Waschung, das Vermeiden ungesunder Speisen beschränkt die Anzahl der zum Opfer geeigneten Thiere. Wenn die Wüste mit ihren Stürmen die Wege verweht, so daß bei Nacht nur die klaren Sterne der Karawane den Weg zeigen, wenn durch die Gluth des Sandes sich Dünste erheben, welche die Sonne in einen dichten Schleier verhüllen, so sind dies die Wirkungen der bösen Geister, welche dort hausen, ja der Sturm selbst ist der Div, welcher gegen die von Gott geschaffnen Bäume ankämpft. Der Gegensatz zwischen Wüste und Fruchthland wiederholt sich überall in Iran; zahlreiche Flüsse, welche weite Landschaften mit ihrem segnenden Gewässer durchströmen, verrinnen plötzlich im Sand, das fruchtbare Land grenzt oft unmittelbar an dürre Strecken, und der Vernachlässigung der Wasseranlagen folgt alsbald ein Vorrücken des Sandmeeres. Was nun aber der Nacht ihre Schrecken wenigstens zum Theil benimmt, was die wilden Thiere zurückschreckt, das Abbild des himmlischen Lichts ist das Feuer. Die Flamme auf dem Herd ist der Mittelpunkt des Hauses, der Niederlassung, von welcher die aderbauende Thätigkeit ausgeht; ihr Erlöschen bedeutet zugleich das Verlassen der Wohnstätte und die Besitznahme ihrer Stelle durch die bösen Geister der Verödung und Unfruchtbarkeit. Das Feuer, auch bei den den Iraniern stammverwandten Völkern eine hochverehrte Gottheit, bildete in der iranischen

Naturreligion den Mittelpunkt der religiösen Verehrung, und hat diese bevorzugte Stellung auch im Zoroastrischen System bewahrt. Das letztere hat nun den Anschauungen von Licht und Finsterniß eine geistige Form gegeben; jenes wird zum Urquell alles sittlich Guten, diese zur Trägerin alles Besseren, was die Macht des Bösen fördert. Der Uebergang von jener natürlichen Anschauung zu dieser geistigen ist die Vorstellung von Rein und Unrein, zwei Begriffen, welche im Avesta die ganze Sittenlehre beherrschen und nicht etwa bloß Bilder, sondern die ächt iranische Anschauung sind, wonach das geistig oder sittlich Reine ohne das Körperliche nicht zu denken ist, wie denn geistliche Vergehen durch körperliche Waschungen zu sühnen vorgeschrieben wird. Wie nun die politische Gemeinschaft ein Oberhaupt besitzt, welches ihre zerstreuten Kräfte sammelt und gegen feindliche Mächte organisiert, so hat Zoroaster auch an die Spitze der Lichtwelt als Herrn derselben den Ahuramazda (Ormazd) gestellt, dem als Haupt der feindlichen Welt Angromanju (Ahriman) gegenüber steht. Die Worte des Plutarch in seinem Buch über Isis und Osiris könnte man auch auf den persischen Dualismus anwenden, wenn man für Osiris Ahuramazda, für Typhon Angromanju setzt: „Das Entstehen und Bestehen dieser Welt ist aus zwei entgegengesetzten, aber nicht gleich starken Mächten gemischt, aber die Obergewalt bleibt bei der bessern. Die schlechtere ganz zu vernichten ist unmöglich; sie ist zu eng mit dem Körper und der Seele des Alls verwachsen, und kämpft gegen die bessere immer einen hartnäckigen Kampf. In der Seele entsprechen Vernunft und Verstand als Führer und Herren alles Guten dem Osiris; in der Erde, dem Winde, dem Wasser, dem Himmel und in den Sternen ist das Geordnete, Feststehende und Gesunde, welches in den Jahreszeiten, Luftmischungen und Umläufen zur Erscheinung kommt, ein Ausfluß des Osiris und sein sichtbares Bild; Typhon aber ist in der Seele das Leidenschaftliche, Titanische, Unvernünftige und Rohre, im Körperlichen sind das Fremdartige und Krankhafte, die Störungen durch Mißwachs und Unwetter, durch Sonnen- und Mondfinsternisse gleichsam die Eingriffe und Entfesselungen des Typhon.“

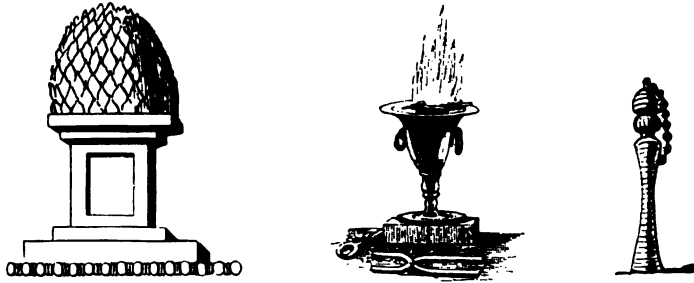
Außer jenen beiden ersten und hauptsächlichsten constituirenden Elementen Licht und Finsterniß haben die alten Iranier mehrere Naturwesen göttlich verehrt, und auch diese Verehrung, wie sie auch die Grundlage des Magismus bildete, dauerte im Zoroastrischen Glauben fort, mit dem Unterschied, daß diese Wesen im Heer des Ahuramazda dienen, daß sie als Geschöpfe Gottes angesehen werden, welche er zur Beschränkung der Einflüsse seines Gegners geschaffen hat, während sie in der Naturreligion selbständige Geister waren. Das Naturwesen, welches am meisten die wohlthuende Wirkung des Lichts zeigt, ist die Sonne, welche bei einigen Völkern den Mittelpunkt der Religion bildet, wie sich denn aus der Empfindung von der Leben bringenden Kraft des Sonnenlichtes ein Dankgefühl entwickelt, welches mit sittlichen Vorstellungen von Reinheit und Klarheit verbunden am leichtesten in göttliche Verehrung und ächte Religion übergeht; im Abendland vermittelte der

asiatische Sonnendienst das ausgehende Heidenthum mit dem Christenthum. Die Verehrung der Sonne nimmt auch bei den Persern eine hohe Stellung ein und in den letzten Zeiten der Zoroastrischen Religion, unter den Sasaniden, beginnt die Sonne mit Ormazd identificirt oder wenigstens ebenso sehr wie dieser in den Vordergrund gerückt zu werden, und so ist es nicht zu verwundern, daß die Sonnenverehrung die Zoroastrische Religion überdauert, wie in der Secte der Paulicianer oder Arevordik, die bis ins 12. Jahrhundert in Mesopotamien und Armenien ausgebreitet war, oder in der Secte der Schemsije in Mardin, welche nur äußerlich iakobitische Christen sind. Ueberhaupt gehen religiöse Ideen niemals durch das Aufkommen einer neuen Religion zu Grunde; sie werden in eine erneute Hülle gekleidet in den Zusammenhang des Systems eingefügt oder dauern, verbannt aus dem Kreise rechtgläubiger Anschauungen, als Aberglaube fort, der aber häufig stärker ist, als der Glaube.

Neben der Sonne erscheint naturgemäß der Mond, der oft geschwisterlich mit ihr verbunden ist, auch wohl in Gegensatz gegen sie tritt; mit seinem milden, Thau bringenden Lichte ist er dem Pflanzentwuchse und der Fortpflanzung der Thiere günstig, während die Sonne neben ihrer heilsamen Wirkung auch durch ihre Gluth verderbliche Dürre über die Erde bringt. Sein Cultus war in Persien nicht hervortretend, seine berühmtesten Tempel standen vielmehr in Mesopotamien, Kappadokien, Iberien, doch gewann er an Wichtigkeit in der letzten Epoche der Zoroastrischen Religion, unter den Sasaniden, die sich Brüder des Mondes nannten und einen Halbmond am Diadem trugen. In Armavir stellte Balarsakes, der erste arjacidische König von Armenien, die Bilder des Sonnen- und Mondgottes sowie die Bilder seiner Ahnen auf.

Wir haben schon gesehen, daß das Feuer das Abbild des himmlischen Lichtes ist, welches in dem Dunkel der Nacht eine ähnliche Wirkung ausübt wie die Sonne bei Tag. Es verscheucht die Dämonen und erfreut die Götter. Es gibt nach der Lehre des Avesta verschiedene Feuer, das Blickfeuer, das Feuer im menschlichen Körper (das den Verdauungsprozeß bewirkt), in den Pflanzen, in den Bergen; das Feuer vor Ahuramazda (ähnlich der „Herrlichkeit des Herrn“ in der Bibel), das Feuer welches als Nimbus um die Gestalt der Könige fließt. Da das Feuer für den täglichen Gebrauch oft der Gefahr ausgesetzt war, verunreinigt zu werden, z. B. durch Uebertreten des siedenden Wassers im Topfe, oder ganz zu verlöschen, wodurch also seine wohlthätige Wirkung aufhörte, so haben die Iranier aller Orten ewige oder Heilige Feuer eingerichtet; es wurde dies ewige Feuer in Feuerhäusern oder Tempeln (Ateschgah) mit einem Thurm (Kach) von Priestern (Athrava) unterhalten; es brannte in einem durchaus finstern Raum, den kein Sonnenstrahl treffen durfte, auf einer Unterlage von Asche in einem metallnen Gefäß, das auf einem Stein stand; es durfte nur mit ganz trockenem, am liebsten wohlriechendem Holze genährt werden; nur mit Blasbälgen wurde es angefacht,

weil das Blasen mit dem Munde es verunreinigt haben würde; die ihm gebrachten Opfer bestanden in Einstreuen von Wohlgerüchen und Recitation von Gebeten. Die verschiedenen ewigen Feuer sollten alle von einem einzigen abstammen, welches durch einen Blitz entstanden war. Nach einigen Autori-



Feueraltar, Feuergefäß, tragbarer Feueraltar.

täten befand sich dieses Feuer in Schiz in Atropatene, wohin wie wir sehen Zarathustra's Geburt verlegt wird. Die Perserkönige haben tragbare Feueraltäre auf ihren Reisen und Feldzügen mitgenommen. Die iranische Religion trifft im Feuercultus nicht allein mit der magischen, sondern mit vielen anderen, semitischen, ägyptischen, indischen, griechischen, römischen, selbst der aztekischen zusammen, und die außerordentliche Verehrung dieses Elementes ist nicht zum geringen Theil wohl dem Umstand zuzuschreiben, daß auch schon in vorzoroastrischer Zeit der Feuercultus sehr in den Vordergrund trat. Girbusi, Schahraštani und andere orientalische Gelehrte bezeichnen ihn ausdrücklich als vorzoroastrisch. Wir besitzen Denkmäler aus dem Palast des Sanherib in Niniveh und des Sargon in Chorsabad (in einer Abbildung der medischen Stadt Bagaja), auf welchen Abbildungen von Feueraltären erscheinen, die genau den altpersischen und den Gefäßen gleichen, auf welchen noch heute über der Aschenunterlage das heilige Feuer der indischen Parsi glimmt. In den assyrischen und aberbeidjanischen Gegenden quellen an vielen Orten Steinöl und Raftabrunnen, deren brennende Gase schon frühzeitig durch das Unerklärliche ihrer Erscheinung die Vorstellung einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung veranlaßten. War nun das Feuer durch den Gebrauch im Hause verunreinigt, so wurde es nach dem dritten Tage zu dem Mutterherd, zu dem ewigen Feuer, von welchem es auch entnommen wurde, zurückgebracht, wo es durch die Verbindung mit jenem wieder rein wird. Das Feuer der Mutterherde (Aderan) wurde seinerseits alle Jahre an das noch heiligere Feuer Behram gebracht, welches sich in jeder Provinz befindet, und die Asche beider Feuer diente nach einer bestimmten Zeit als Dünger der Ländereien. Die größte Verfündigung gegen das Feuer besteht darin, daß man Todtes mit ihm in Berührung bringt, und derjenige erwirbt sich ein großes Verdienst, welcher ein Feuer, das Todtes brennt, reinigt. So fragt Zarathustra den Ahuramazda: „Schöpfer! wenn die Mazdaverehrer zu Fuß gehend, laufend,

reitend oder fahrend zu einem Feuer kommen, an welchem Todtes brennt, wo man Todtes kocht oder zubereitet, wie sollen sich die Mazdaberehrer verhalten? Darauf entgegnete Ahuramazda: man soll auf dieses Todtes brennende Feuer schlagen, man soll darauf schlagen, man soll das angehäuften Holz forttragen, man soll das Gerüst wegtragen; man zünde von dem noch übrigen Feuer Holz an und zwar von solchen Pflanzen, welche Feueramen enthalten (zum Brennen geeignet sind), oder wenn die aus dem Feuer gezogenen Holzbündel bereits von solchen Pflanzen genommen waren, so trage man sie auseinander und lasse sie auseinandergehen, damit es möglichst schnell ausbrennt. Das erste Bündel soll man auf die Erde (in Löcher) niederlegen, eine Vitasti (Spanne) weg vom Feuer, an welchem das Todte gebrannt hat; man trage es fort und lasse es fortgehen, damit es möglichst schnell ausbrennt. Das zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte Bündel lege man auf die Erde nieder, eine weitere Vitasti weg vom Feuer, an welchem das Todte gebrannt hat. Wenn man in Reinheit Holz herzutragt, o Zarathustra, Urvasni (Sandel), Bohugauna (Benzoin), Bohufereta (Aloe), Gadhanaipata (Granatholz) oder irgend eine andere der wohlriechenden Holzarten (so wird das letzte Bündel wieder rein und darf zum Feuerort zurückgetragen werden). Nach welcher Seite der Wind den Geruch des Feuers verbreitet, von da kommt als ein Tödter von tausend (ahrimanischen Dingen) zurück das Feuer des Ahuramazda, (als ein Tödter) für die unsichtbaren Dämonen, die aus der Finsternis kommen, für die Bösen, noch einmal so stark (als Tödter) der Zauberer und bösen Feen. Schöpfer! wer ein Feuer, an welchem Todtes gebrannt hat, an den Reinigungsort (an den Feuertempel) bringt, was wird der Lohn dieses Mannes sein, wenn Körper und Seele sich getrennt haben werden? Darauf entgegnete Ahuramazda: gleich als ob er in der sichtbaren Welt 10,000 Feuerbrände (vom häuslichen Gebrauch) an den Reinigungsort gebracht hätte. Schöpfer! wer ein Feuer, welches unreine Flüssigkeiten gebrannt hat, wer ein Feuer vom trocknen Mist (dem häufigen Heizmaterial) hinweg, vom Töpferofen hinweg, vom Glasofen hinweg, von der Erzschnmelze hinweg, von der Gold-, Silber- und Eisenschnmelze hinweg, von der Stahlwerkstätte, vom Backofen hinweg, vom Herde hinweg, von der Waschanstalt, vom Hirtenfeuer, vom Waidmannsfeuer, vom häuslichen Feuer hinweg an den Reinigungsort bringt, was wird der Lohn eines solchen Mannes sein, wenn Leib und Seele sich getrennt haben werden? Darauf erwiderte Ahuramazda: als ob er in der sichtbaren Welt tausend, 500, 400 Feuerbrände an den Reinigungsort gebracht hätte; wie viel einzelne Gräser es giebt, so viel Feuerbrände an den Reinigungsort gebracht hätte; wie viel einzelne Pflanzen es giebt, so viel Feuerbrände an den Reinigungsort gebracht hätte; 100, 90, 80, 70, 60, 50, 40, 30, 20, 10 Feuerbrände an den Reinigungsort gebracht hätte.“

Da das Feuer bei Sonnenschein seinen Glanz verliert, so ist es verboten, es der Sonne auszufegen. Die im Freien stehenden Feueraltäre, deren man einige in Pasargada (würfelförmige Steinbauten mit hinaufführen-

den Treppen) sowie auf den Bergen über Persepolis findet, sind daher gewiß Nachts benutzt worden, und das Feuer wird man bei Tagesanbruch in das Innere eines Tempels übergeführt haben. Die Kapelle, wo das heilige Feuer brennt, liegt in den Feuertempeln der indischen Parsi derart, daß sie erst durch mehrere Vorräume erreicht wird, um das durch die Thüren einfallende Tageslicht gänzlich fern zu halten. Auch ist das Dach derart eingerichtet, daß kein Licht durch den Rauchfang eindringt. In der Mitte der Kapelle steht ein flacher quadratischer Stein und auf diesem das Metallgefäß, welches bis an den Rand mit Asche ausgefüllt ist, und auf ihm brennt das Feuer. Zwei Priestern ist die Unterhaltung desselben anvertraut; sie bedienen sich einer Feuerzange und zweier Löffel, um Wohlgerüche auszustreuen; ihre Hände müssen mit Handschuhen versehen, ihr Mund mit einem Tuche verhängt sein, damit weder die bloße Hand, noch der Athem mit dem Feuer in Berührung tritt. Das Brennholz wird in zwei Wandnischen aufbewahrt. In einem andern Theil des Gebäudes befindet sich der Raum, wo die Liturgie gelesen wird, wieder in einem andern ein Brunnen für die heiligen Waschungen, und den Hintergrund des Ganzen bildet ein Garten mit Bäumen. Der Bundeheesch, eine Poroastriische Schrift aus dem 14. Jahrhundert, die aber auf alten Quellen beruht, nennt namentlich drei berühmte Feuer, welche die Schutzfeuer der drei ursprünglichen Stände der Priester, Krieger und Landleute gewesen seien; das eine dieser Feuer habe Zima auf dem Lichtberge in Chorasmien (Chwarizm) angesiedelt, von wo es später durch König Guschasp nach Kabul gebracht worden sei; der gelehrte Schahrafsani läßt es nicht nach Kabul, sondern nach Darabgird in der Persis verlegt werden. Das Feuer Guschasp wurde von Kai Chosru auf dem Berge Asnawand angesiedelt; man erzählte, bei der Zerstörung eines Götzentempels im See von Urmia habe dieses Feuer auf der Mähne von Chosrus Kopf gefressen und habe den Schauplatz der Heldenthat erleuchtet. Da dieses Feuer Guschasp der Schutzgenius der Krieger war, so pflegten die Könige die kostbarsten Stücke der Kriegsbeute in seinen Tempel zu stiften; so wurden unter Bahram Gor (417—438) die erbeuteten Perlen und Steine des Chakan der Türken sammt der gefangenen Gattin desselben in den Tempel gebracht, die letztere höchst wahrscheinlich als Tempeldienerin. Dies heilige Feuer in Gezn (Schiz), der wahrscheinlichen Geburtsstätte Zarathustras, wurde seit der Wiederherstellung des Tempels durch Ardeschir I. (226—240) Adereesch genannt. Dieser Name bedeutet Blitz und Donner, und mehrere antike Schriftsteller behaupten, dies Feuer sei vom Himmel gefallen. Die Burg von Schiz heißt heute Tachti Suleiman (Salomons Thron), und liegt auf einem etwa 180 Fuß hohen Regelberg, dessen oberer 1330 Schritt im Umfang haltender Rand von einer mit 37 Bastionen verstärkten Mauer bekrönt ist; die 12 Fuß breite Mauer besteht aus unbehauenen Steinblöcken in Cement gebettet, und ist außen verkleidet mit sorgfältig zusammengefügtten kleinen behauenen Steinen, welche mit übereck und perpendicular gestellt

abwechseln. Der Thorbogen im Südost ist 12 Fuß hoch und hat 10 Fuß Spannung. Beim Eintritt in die Burg bemerkt man zuerst den azurblauen heiligen See, welchen der Bundehesch Ašvast nennt und an welchem man die Erscheinung bewundert, daß er stets sein Niveau behält, mag man noch so viel Wasser aus ihm ableiten; er muß demnach durch communicirende Röhren mit großen Wasserbassins im nahen Gebirge zusammenhängen. Man hat nach der Zerstörung der Stadt Schiz zwei Abzüge gemacht, und die Stellen derselben sind durch das Wasser mit einer Kalkkruste überzogen, welche das Ansehen eines erhärteten Lavastromes haben. Diese Abzüge fließen nach der Schneeschmelze sehr stark, der See aber bleibt stets gleich hoch. Die noch vorhandenen Gebäude gehören zu einem Palast des Mongolenfürsten Abekai Chan, nur der im Norden gelegene quadratische Tempel ist aus der Zeit der Sasaniden erhalten, die ihn jedenfalls an der Stelle eines älteren aufführten. Er ist noch so wohl erhalten, daß man sofort den von Firdusi beschriebenen Tempel des Ader Guschasp wieder erkennt. Er ist von Backsteinen erbaut, und diese sind so fest in Cement eingebettet, daß an einigen Stellen, wo die tragenden Bogen zerstört sind, dennoch die darüber liegende Mauer hängen geblieben ist. Die äußere Mauer ist 15 Fuß dick, und ein hoher gewölbter Gang umgiebt die Feuerkammer, welche auf jeder Seite eine gewölbte Pforte hat. Auch die Mauer dieser 10 Schritt breiten und langen Kammer ist 15 Fuß dick und ist von einer Kuppel bedeckt. Einem dritten Feuer wurde von König Gustasp auf dem Berge Raiwand ein Tempel erbaut, der nicht weit von Nischapur, in der Nähe von Sabzewar liegt. In Armenien ist die Stadt Maku, an einem Zuflusse des Aras, östlich von Bajazid, der Sitz eines der vornehmsten Feuerpriester gewesen. Nach Mose von Chorene richtete Ardeschir I. den Feuertempel des Ormazd in Bagavan ein, einem Ort am Achurean, nicht weit von Ani; nach dem Tode des Apostels der Armenier, Gregors des Erleuchteten, des einzig übrig gebliebenen Sohnes des von Anak ermordeten Königs Chosro, fielen die Armenier zum Theil ins Heidenthum zurück; die beiden Satrapen Schawasp und Went errichteten in Dovin (arabisch Dabil) am Aras einen Tempel des Ormazd und ein Haus für die Anbetung des Feuers; Went machte seinen Sohn Schirui zum Oberpriester und gab ihm ein heiliges Buch in persischer Sprache. Wardan, der Feldherr der Armenier, ließ im Krieg mit den Persern den Went im Feuerhaus verbrennen und den Schawasp mit dem Schwert tödten; Schirui wurde vor dem Bilde des Ormazd ergriffen. An der Stelle des Tempels erhob sich eine Kirche des heiligen Gregor. Sogar bis nach Iberien breitete sich durch persische Eroberung der Feuertempel aus; Ende des vierten Jahrhunderts fingen die Perser den König Mirdat, eroberten Iberien und errichteten in Mezsetha am Kur einen Feuertempel, der indessen von Mirdats Nachfolger wieder zerstört wurde. Doch dauerten die Einfälle der Perser noch bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts fort, und viele Georgier, namentlich der niederen Stände,

bekanntem sich zum Feuertempel; wir besitzen Münzen des Wachtang (Ende des 5. Jahrhunderts), welche den sasanischen Münztypus mit dem Feueraltar auf dem Revers zeigen. Baku, der äußerste Punkt der Feueranbetung, kannten die Alten unter dem Namen der sabäischen Altäre. Die Halbinsel Apsheron, auf welcher Baku liegt, enthält, wie die ganze Provinz, zahlreiche Schlammvulkane und Gas- und Naftaquellen, welche theils schwarze, zähe Nafta, theils gelbes Del (weiße Nafta) enthalten. Aus dem letztern gewinnt man, durch Behandlung mit Schwefelsäure und durch Destillation, Steinöl. Ueber dem Lehmboden der Gegend liegt Kalkstein, aus dessen zahlreichen Spalten Gas ausströmt, welches angezündet in hohen bläulichen Flammen brennt. Die Hauptquellen dieses Gases liegen nördlich von der Stadt, im Ateschgah oder Tempel des heiligen Feuers. Indem man die zahlreichen Risse vermauerte, hat man nur vier derselben offen gelassen, und die aus ihnen hervordringenden Flammen züngeln über die vier Thürme des Heiligtums hinaus. Man kann sich denken, daß dieser Ort, der zuweilen Nachts ganz von Flammen umgeben scheint, von den Zoroastriern recht eigentlich als eine heilige Stätte betrachtet wurde, wo das Feuer der Sohn des Ahuramazda sich offenbarte.

Das älteste Feuer soll nach den persischen Geschichtschreibern in Rai (Raga) gebrannt haben, was man deshalb für wahrscheinlich halten darf, weil in jener Gegend, dem Reiche des Feridun und seiner Nachfolger, eine der ältesten Niederlassungen der Arier auf dem Gebiete der medischen Scythen lag. Bei seiner Flucht vor den Arabern nahm es König Fezdegerd mit nach Marw und errichtete ihm hier einen Tempel mit Parkanlagen. In der Persis wird oft genannt der Feuertempel von Gur (Firuzabad), welcher an einem See lag und Karban oder Barin hieß; noch im 10. Jahrh. wurden hier Behälterbücher der Feueranbeter aufbewahrt. Die Ruinen dieser von Artaxerxes I. errichteten Feuerstätte sind noch vorhanden; Karses, ein Feldherr Barahrans V. (Brahm Gor), soll hier vier Feuertempel mit Gärten voll Cypressen, Delbäumen und Palmen erbaut haben. Außerdem gab es berühmte Feuertempel in Schapur (den Schapur Chaschin und den Thurm des Kaus), in und bei Kazerun (den Gasta und Keladhen), in Churra (in der Landschaft Schapur), ein Feuerhaus aus achämenischer Zeit, worin die Magier auf die Ausbreitung des Glaubens vereidigt wurden; in Schiraz (den Karnian und ein Feuerhaus des Hormuz) und in dem benachbarten Dorfe Bargan den Tempel Masuban. Ein Feuertempel Kuschid auf der Grenze der Persis und des Gebietes von Isfahan soll von Kai Chosru erbaut sein, der hier einen Drachen erlegte; nach der Ueberlieferung der Parfen war Chosru Anoshirwan der Erbauer. In Segestan und Chorasan werden mehrere berühmte Feuerhäuser genannt, ebenso in verschiedenen Städten Baktriens und Sogdianas, namentlich in Balch (Baktra), wo Firdusi den Kusch-adar nennt, in welchem Zarathustra ermordet wurde, sowie das Naubehar, was indessen ohne Zweifel nicht ein Feuertempel, sondern ein buddhistisches Kloster war,

also erst in der Zeit nach Alexander dem Großen erbaut worden sein kann, als der indische Glaube hier durch die Beziehungen des baktrischen Reiches zu Indien Eingang fand. Ja noch am oberen Tigris erwähnen die persischen Geographen des Mittelalters Feueranbeter, wie denn noch heute dortselbst iranische Bestandtheile der Bevölkerung zu erkennen sind.

Zu den Lichtwesen sind neben Mond, Sonne und deren irdischem Abbild, dem Feuer, auch die Sterne zu stellen, deren Cultus aus dem Magismus aufgenommen wurde. Der Sternhimmel wird im Avesta mit dem Gewand verglichen, womit Ahuramazda sich schmückt. Der vornehmste Stern ist der Sirius oder Hundstern (Tistria), welcher dadurch sehr wohlthätig wirkt, daß er den Dämon der Dürre besiegt und den fruchtbaren Gewitterregen über das Land bringt, so daß das Gespenst des Hungers und der Misere keine Macht gewinnt. An den Sternencultus schließt sich oft der auf einer primitiven Stufe der Naturreligion stehende Ahnencultus an. Dieser beruht auf der Furcht vor Traumercheinungen; bei fast allen Völkern, welchen die Ursachen der Träume unbekannt bleiben mußten, bildete sich der Glaube an Gespenster aus; eine Menge von diesen bestand aus den Verstorbenen, mit denen sich die Gedanken der Hinterbliebenen noch lange beschäftigten; da die Todtengespenster noch ein Interesse an ihrem irdischen Besitz hatten, so gab man den Todten ihre liebsten Habseligkeiten mit ins Grab, indem man dadurch einer Belästigung durch quälende Träume von ihrer Seite vorbeugen zu können glaubte. Diese Furcht ging später in Verehrung der Todten über. Es wird ihnen ein Raum der Wohnung geweiht, wo man zu gewissen Zeiten Gebete für ihre Seelen ausspricht oder ihnen Speisen vorsetzt; bei den Chinesen ist dieser Cult fast das einzige religiöse Element, was sich bei diesem mit einem Minimum religiöser Anlage ausgestatteten Volke erhalten hat. Kyros opferte den medischen und assyrischen Heroen. Bei den Zoroastriern kommen in den letzten zehn Tagen des Jahres die Seelen der Verstorbenen in die festlich geschmückten Häuser ihrer Angehörigen, und man opfert ihnen Blumen, Speisen und Wein. Die Zoroastrische Lehre hat ihre eigene Theorie über die Seelen ausgebildet. Die unsterblichen Geister der Menschen sind von Ormazd geschaffen und verbinden sich ihrer Zeit mit menschlichen Körpern, um den Kampf gegen das Böse zu unterstützen. Diese sogenannten Fravashi (Feuer) gehörten nicht nur Menschen, sondern auch andern Wesen an, wie dem Wasser, der Erde, den Pflanzen, dem Feuer, und man denkt sie hier bald als in diesen Wesen befindlich und sie beeelend, bald als außerhalb derselben stehend und über ihnen wachend. In ihrer weiteren Ausbildung wurden die Fravashis das geistige Vorbild, der Typus der Geschöpfe, die Idee in dem Gedanken des Schöpfers; die Sinnenwelt war ein Abbild der geistigen, sie fand in ihnen ihr eigentliches Wesen oder ihre unvergängliche Wahrheit; und es war leicht, dieses Urbild von der Seele des Menschen abzutrennen und es als einen Schutzgeist des Menschen aufzufassen. Bei den Parthern scheint neben der

Anbetung der Sonne der Ahnencultus eine Hauptform der Götterverehrung gewesen zu sein. Im Ganzen erscheinen die Parther, deren Bestreben hauptsächlich auf die Erweiterung und Organisation des Reiches, auf die Beschäftigung mit Jagd und auf militärische Ausbildung gerichtet war, als kühn und wenig religiös beanlagt; sie zollten den Ahnen, deren Bilder an einem heiligen Orte des Hauses standen, große Verehrung, und die parthischen Fürsten ließen Königsbilder in Tempeln aufstellen.

Weiterhin erscheint das Wasser als göttliches Wesen, was nach den oben angedeuteten Verhältnissen des iranischen Bodens sehr natürlich erscheint. Im Zoroastrischen Glauben tritt seine Verehrung nicht so sehr hervor wie die des Feuers; es gab auch ein ahrimanisches Wasser, nämlich das Salzwasser des Oceans, gerade wie die Gluthitze der ahrimanische Gegensatz des Feuers, der Samum derjenige des wohlthätigen Windes ist. Auch das Wasser ist, wie das Feuer, durch den täglichen Gebrauch, durch Waschen und Kochen, der Verunreinigung ausgesetzt, und der Schöpfer hat daher die Einrichtung getroffen, daß durch den Kreislauf des Wassers alle Unreinigkeit im Ocean abgeseht wird, worauf das geläuterte Wasser als Dunst emporsteigt und als fruchtbarer Regen die Flüsse bildet und die Acker befruchtet. Es heißt im Yascht (Opfergebet) der Anahit: „Preise sie, o reiner Zarathustra, die Ardvifura, die reine, die vollfließende, heilende, den Dims abgeneigte, dem Gesetze (der Religion) des Ahura zugethane, die preiswürdige für die Körperwelt, die verehrungswürdige für die Körperwelt, die reine für die das Leben, das Vieh, die Welt, den Reichthum, das Land Fördernden; welche 1000 Wasserbeden, 1000 Wasserleitungen hat; jedes dieser Wasserbeden, jede dieser Wasserleitungen ist 40 Tagereisen lang für einen wohlberittenen Mann. An jeder Wasserleitung steht ein wohlgebautes Haus mit 100 Fenstern, ein hohes, mit 1000 Säulen, schön gebaut mit 10,000 Pfosten, ein festes. In jedem Hause, dem hundertfüßigen, schönen, ist gebreitet ein wohlriechender Teppich mit schönen Borten. Es eilt herzu Ardvifura Anahita in einer Stärke von 1000 Männern. An Größe der Majestät vermag sie so viel als alle die Gewässer, die auf der Erde fließen, sie die kräftig strömende.“ Diese Stelle erläutert eine andere in den „goldnen Wiesen“ des Masudi († 956), in welcher es heißt, in einem grünen Meere glänze über vier Säulen von grünem, rothem, blauem und gelbem Edelstein eine goldene Kuppel, und das Wasser, welches von diesen Säulen herabträufele, fließe unvermischt durch das Meer und bilde den Nil, den Seihan und Djeihan (Tigris und Dsus) und den Frat. Man dachte sich demnach den Ursprung des Wassers in unterseeischen Palästen, in welchen die Göttin des Wassers wohnt und die Hervorströmung der Flüsse und Quellen veranlaßt. In der Geschichte von Firma und Chuseima (in den Erzählungen der 1001 Nacht) sitzen zwei Engel, der eine in Gestalt eines Löwen, der andere in der eines Stieres, vor einer Pforte, Wache haltend und Gott preisend. Die Pforte, welche nur der Engel Gabriel öffnen kann, führt zu einem von Rubingebirgen umschlossenen Meere, der Quelle aller Wasser auf

Erden; aus ihm schöpfen Engel die Gewässer der Welt bis zum Auferstehungstage.

Eine weitere altiranische Gottheit ist die Erde selbst, die Mutter, aus deren fruchtbarem Schoß Pflanzen und Nahrung für Mensch und Thier hervorgehen; sowie die Luft, der stärkende Wind, welcher die Dünste vertreibt und die versengende Hitze mildert.

Nicht bloß Naturwesen wie die genannten, auch Fetische sind aus einer älteren Periode des iranischen Glaubens in die Zoroastrische Religion übergegangen. Fetische sind Dinge oder Wesen, welche der Mensch mit einem göttlichen Gedanken besetzt und denen er Opfer und Gelübde verspricht, wenn sie seine Wünsche erfüllen; zuweilen hängt sich der Verehrungstrieb dauernd an gewisse Gegenstände, wie es bei der Verehrung von Steinen, Bäumen, Seen, gewissen Thieren der Fall ist; der Fetisch ist eine Art Geißel oder Pfand, welches die Gottheit verpflichtet ist auszulösen; er wird mißhandelt, wenn das Gewünschte nicht bescheert wird. Wenn die Verehrung des Fetisch sich nicht mehr auf ein Exemplar oder ein Individuum beschränkt, sondern sich auf die ganze Gattung, wozu derselbe gehört, ausdehnt, so nennt man dies Totemismus, eine höhere Stufe des religiösen Denkens, die aus der Generalisirung gewonnen ist. Ein einzelner Eichbaum kann ein Fetisch werden, die Eiche als Species göttlich verehrt, ist Totem. Hierher gehört vor allen eine jasminartige Pflanze, deren Saft ausgepreßt und bei der religiösen Feier vom Priester getrunken wird, wobei flache Brote, ähnlich der Hostie, gereicht werden. Zugleich ist die Pflanze ein Gott, im Zoroastrischen System ein guter Genius oder eine Art vorzoroastrischer Prophet, der von Gott Offenbarungen erhielt und noch bei Firduzi als heiliger Einsiedler erscheint; die Uebereinstimmung des Namens dieses Fetisches, Hauma (Hom), mit dem indischen Soma, welcher gleichfalls Pflanze und Gott ist, weist auf das hohe Alter dieses Cultus hin, und in der That begegnet man bei verschiedenen Völkern solchen Wesen, die halb Gott, halb Pflanze sind, wie der deutsche Aikraun. Merkwürdig ist, daß der Haumatrank auch bei den Scythen bereitet wurde; die Amurgii heißen in den Keilinschriften Saka haumavarga, die Haumablätter-Saken. Der Soma verfehrt den Indra in einen Kaufsch, und durch die Kraft, welche er dadurch gewinnt, vermag er die feindlichen Dämonen zu erschlagen; dem Hauma wird auch ein günstiger Einfluß auf die Fruchtbarkeit zugeschrieben, und es heißt, daß die Verehrer (Auspresser) des Hauma Kinder bekommen, welche berühmte Männer werden; von den Aerzten wurde er gegen Gliederschmerzen und Krankheiten des Harns und Blutflusses, gegen Fieber und Verschleimung angewendet. Die irdische Pflanze hat im Himmel ihr Urbild, welches statt der gelben weiße Blüten treibt, und der Genuß dieses weißen Hauma bringt die Unsterblichkeit. Dem Hauma wird beim Schlachten eines Thieres Kinnbacken, Zunge und linkes Auge geweiht; weil das Töbten eines reinen Thieres sündhaft ist, so wird, da der Mensch einmal unter dem Zwange des Hungers, eines Geschenks der bösen Dämonen,

steht, durch diese Weihe das Sündhafte des Schlachtens aufgehoben und zugleich die Lebenskraft des Thieres für die gute Schöpfung erhalten. Hauma ist also eine Art von Baum des Lebens, worin die Lebenskraft der Natur concentrirt ist, wie der ägyptische Perseabaum; und gleichwie auf assyrischen Denkmälern der Lebensbaum häufig abgebildet steht, hat auch die persische Kunst den Hauma an den Friesen der Felsgrüfte als Symbol des Lebens, welches über dem Grab erblüht, ornamental verwendet.

Die persischen Könige legten überall, wo sie längere Zeit sich aufhielten, einen Garten und Park (Paradies) an, wo alles, was das Land Schönes und Nützliches hervorbrachte, eingepflanzt wurde; Jagdthiere, wie Löwen, Eber, Bären erfüllten die von Wasser durchrauschten Dickichte, und an den Raftorten der Jäger waren Thürme angelegt. Den Park des Perseerkönigs in Sidon zerstörten die aufständigen Phönikier unter Ochos; in Kelänä (Apamea in Phrygien) hatte Kyros der Jüngere einen Park mit wilden Thieren, auf welche er zu Roß Jagd zu machen pflegte. Auch in Sardes war ein Park, worin sich dieser Prinz der Baumzucht eifrig widmete, und den er mit Stolz dem Spartaner Lysandros zeigte, so daß dieser, als er die kunstvoll im Quincunx angepflanzten, d. h. in diagonaler Richtung unter rechten Winkeln stehenden Bäume gesehen und den Duft der Blüthen eingefogen hatte, bekannte, Kyros sei ein seliger Mann, da sich persönliche Tüchtigkeit und irdische Glücksgüter bei ihm vereinigten. Auch in Babel bestand noch zur Zeit der Parther ein Wildpark hinter dem Palast. Die Armenier haben gewisse Baumgattungen göttlich verehrt; der älteste heilige Hain Armeniens soll von Aramaneak, dem Sohne des Stammheros Haik, gepflanzt worden sein; er lag am Araxes unfern der Stadt Armavir. Die Bäume dieses Haines nennt Mose von Chorene Sos (eine Art Silberpappel). Die Priester legten das Säufeln der Blätter in Drakeln aus.

Die bisher aufgeführten Wesen haben im Zoroastrismus eine wesentlich andere Stellung als in der Naturreligion; sie haben ihre Eigenschaft als Götter abgelegt und nur noch ihren kosmischen Wirkungskreis behalten; sie sind Geschöpfe und Diener des Höchsten, der die Fessel seiner Angehörigkeit an die Natur zerbrochen und die Herrschaft über sie als Schöpfer und Regent angetreten hat. Auf dieser Stufe der Religion beginnt auch die Speculation über die Entstehung des Uebels, welches von der guten Gottheit nicht ausgehen kann; Zarathustra, welcher den Gegensatz von Licht und Dunkel auf das geistige Gebiet übertrug und ihn verschärfte, gelangte zu einem Dualismus, der in dieser Religion sehr consequent ausgebildet worden ist, ja später, in der Zeit der Seleukiden und Sasaniden auf die Spitze getrieben wurde. Die spätere Speculation gab sich mit der Annahme eines obersten bösen Wesens (Ahriman) nicht zufrieden, weil wiederum dessen Entstehung eine Erklärung heischte und weil mit der Annahme einer unabhängigen Entstehung des Teufels der Satz umgestoßen wird, daß Gott der alleinige Grund alles Daseins sei. Schon Aristoteles und sein Schüler Eudemos berichten, daß die

Magier ein Urwesen, ein erstes erzeugendes, unerschaffenes intellegibeles Allannahmen, dessen Ausflüsse der gute und der böse Geist seien; eine Ansicht, welche wir aus Documenten der Sasanidenzeit kennen lernen, führte die Zeit als dieses Urwesen auf, wahrscheinlich auf eine Stelle des Avesta gestützt, welche sagt, Gott und Ahriman die beiden Geister seien in der anfangslosen Zeit entstanden. Diese Zeit ist daher ein höchstes in sich beruhendes göttliches Wesen, und der in die Welt übergehende Gott ist ein zweiter. Dieses höchste indifferente Wesen mußte nun die Emanation des Bösen dadurch herbeiführen, daß es ohne Einwirkung eines bösen Antriebes eine Handlung beging, aus welcher das Böse entstand. Die ewige Zeit, sagt die spätere, bereits durch babylonische und neuplatonische Ideen beeinflusste Lehre, opferte und sagte, ich will opfern, ob mir vielleicht gelingt, ein Wesen hervorzubringen, welches die Schöpfung bewirken kann; sie habe dann Gott durch die Wirkung des Opfers, aber daneben den Teufel durch die Wirkung des Wortes „vielleicht“, des Zweifels, geboren. Man hat sich wohl zur Unterstützung dieser Idee auf eine Strophe des Avesta (in der Gatha ahunavaiti) berufen, wo es heißt: „Jene beiden uranfänglichen Geister, die Zwillinge, stellen sich dar in Gedanken, Worten und Werken als diese Zweisheit, das Gute und das Böse“. In Wahrheit ist der Gegensatz des Lichtes mit dem Licht selbst gegeben, das Dunkel folgt aus dem Licht, nicht aus einer Intention Gottes, sondern zufällig wie der Schatten einem Gegenstand. Der Rathschluß Gottes war, die in den Sterblichen liegende Kraft des Guten im Kampf mit dem Bösen zu stärken, und nur insoweit unterstützt die Gottheit diesen Kampf, daß sie in der Fülle der Zeit einen Propheten wie eben den Zarathustra sendet, welcher den Streitern des Lichtes solchen Vorschub leistet, daß der endliche Sieg zur Gewißheit wird. So mildert die Religion den Gegensatz des Dualismus; das religiöse Gefühl verlangt, daß das Wesen, von welchem es seine Befriedigung erwartet, einen höheren Rang einnehme, als dasjenige, welches ihm nur Angst und Schrecken verursacht. Weßhalb nun der Gegensatz des Guten und Bösen fortbesteht, während doch die Superiorität des erstern nicht bezweifelt wird, ist eine Frage, welche bei dem factischen Vorhandensein des Bösen, bei den fortdauernden, die sittliche Thätigkeit hemmenden Regungen des Herzens nicht aufgeworfen wird. Der Widerstreit der beiden Urwesen zieht sich durch die ganze Schöpfung, welche gleichsam in zwei Heerlager getheilt ist. Anfangs gelang es Gott, den Ahriman für längere Zeit in das ihm angestammte Dunkel zurückzuschleudern, dann aber, als er sich aus der Betäubung des Sturzes aufgerüttelt hatte, begann er in die Welt einzubringen und seine Opposition geltend zu machen. Er gewann in den Planeten seine Kämpfer gegen die wohlthätigen Fixsterne, er bewirkte durch sein Hervorbrechen aus der Erde die Erhebung der Berge, er erfüllte das Wasser und die Erde mit schädlichen Thieren, schuf Rinde und Dornen an die Pflanzen, vermischte selbst das reine Feuer mit Rauch und brachte das Heer der Krankheiten über den Leib des Menschen. Wenn die Alten

mehrfach berichten, daß Perser dem Gott der Unterwelt (dem Hades) geopfert hätten, so muß man hierin einen Zug des medischen Magismus sehen. Nach Herodot sollte Amestris, das Weib des Xerxes, in ihrem Alter sieben Paare Knaben und Mädchen, Kinder vornehmer Perser, lebendig begraben haben, als Dankopfer für den Gott, der unter der Erde wohnend gedacht wird. Wenn man hierauf nicht Gewicht legen will, weil die Geschichte, wenn wirklich geschehen, nichts mit der Religion zu schaffen haben, sondern nur eine Aeußerung der Grausamkeit jener berüchtigten Bettel sein dürfte, so wird doch die Richtigkeit der Notiz in der dem Plutarch zugeschriebenen Schrift über Osiris und Isis nicht anzufechten sein, wonach die Magier das Kraut Omomi (Sauma) in einem Mörser zerstampften, indem sie den Hades und die Finsterniß anriefen; sodann werde dasselbe mit Wolfsblut vermischt an einen von der Sonne nicht beschienenen Ort geworfen. Dieses Opfer an den Bösen hat den Zweck, seinen Zorn abzuwenden; man bittet nicht Gott um Wohlthaten, weil er auch ohne menschliche Bitte nur wohlthun kann, sondern man dient dem Teufel, wie man einem Tyrannen schmeichelt, um Ausbrüche seiner Grausamkeit zu verhindern. Bei den scythischen Völkern von den mesopotamischen Sumir an bis auf die Lappländer mit ihren Wahrfagerpauken ist diese Anschauung verbreitet gewesen, und sie steht zugleich in Verbindung mit der von ihnen ausgebildeten Zauberei, gegen welche sich das Avesta häufig wendet. Bei den kurdischen Fezidi, welche in Sindjar und in der Umgegend von Sacho in Assyrien wohnen, hat sich diese Anbetung des bösen Principals als Nachklang uralter medischer Religionsanschauung bis auf unfre Tage erhalten, ja selbst das alte Symbol, die Schlange, findet sich an dem Tempel zu Scheich Abi in Assyrien. Diese sogenannten Teufelsanbeter werden natürlich von den Moslem bitter gehaßt, und der Kurdenhäuptling von Rowandiz hat im Anfang der vierziger Jahre einen großen Theil der Fezidis niedermeheln und erschießen lassen. Die Fezidis erkennen ein oberstes Wesen an, verehren es aber nicht; sie scheuen im höchsten Grade die Erwähnung des Teufels (des Namens Satan) oder solcher Dinge, welche mit ihm in Beziehung stehn. Wenn sie von ihm reden, so gebrauchen sie die Ehrfurchtsitel Scheich mazen (der große Häuptling) Melet Taus (Engel Pfau). Das Götzenbild desselben ist ein Hahn oder Pfau auf einem Leuchter. Sie meinen, der Satan sei das Haupt der Engel, daß er gegenwärtig für seine Rebellion gegen Gott Strafe leide, aber dereinst wieder in seine Stellung eingesetzt werden solle; man muß ihn ehren und versöhnen, da er nach seiner Rehabilitation Gutes spenden kann. Im übrigen ist die Fezidireligion eine merkwürdige Mischung altchristlicher, muhamedanischer und anderer Elemente; sie hat auch einen Heiligencultus; Kügelchen vom Staub des Heiligengraves dienen als Amulette, und wenn die Priester mit brennender Lampe vom Grab kommen, fahren die ihnen begegnenden Fezidi mit der rechten Hand durch die Flamme, reiben mit der so geläuterten Hand ihre Augenbrauen und berühren mit ihr die Lippen; sie küssen sogar die ruffigen Steine, worauf die Lampen gestanden haben, offenbar ein Rest alten Feuer-

cultus. Auch die Armenier hatten einen Cultus des bösen Principz; noch im Anfang des 4. Jahrh. beteten sie zwei schwarze Schlangen, Incarnationen der Divs, an und opferten ihnen unbefleckte Jünglinge und Jungfrauen; durch den Anblick des Blutes, der Altäre, des Feuers und der Wasserquelle erfreut bewirkten die Divs Visionen mit Lichterscheinungen, Lärm und Tanz.

Der Kampf gegen das Böse wird, wenn die Culturzustände complicirter werden, selbst schwieriger, es giebt eine Menge von Vorfällen und Lebenslagen, deren Behandlung die Erfüllung gewisser religiöser Pflichten verlangt, und die Priester, welche auf ihre Einwirkung auf das Leben der einzelnen, auf die Macht über die Gemüther bedacht sind, bilden ein Sittengesetz aus, dessen Erfüllung, je schwieriger sie fällt, um so dringender ihre Vermittlung fordert. Das Avesta enthält ein Gesetzbuch, den Vendidad, welches hauptsächlich die Pflichten der Mazdajafna oder Verehrer des Ormazd, aufs genaueste einschärft, daneben auch ursprünglich selbständige Legenden aufgenommen hat. Diese Gesetze sind zuweilen in einer für uns befremdlichen Weise detaillirt, so daß der Vorwurf der Absurdität bisweilen nicht ganz ungerechtfertigt erscheint. Das dritte Capitel des Vendidad beginnt: „Schöpfer der beförperten Welten, reiner! was ist zum ersten der Erde am angenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn ein reiner Mensch einhergeht, o reiner Zarathustra, Opferholz in der Hand, das heilige Zweigbündel (Varšom) in der Hand, die Tasse und den Mörser (für den Hauma) in der Hand, in Uebereinstimmung mit dem Gesetz diese Worte sprechend: 'den Mithra mit zweiten Tristen will ich anrufen und den Ramachwastra (den Genius, welcher den Speisen Geschmack gibt)'. Schöpfer! was ist zum zweiten der Erde am angenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn ein reiner Mann sich eine Wohnung erbaut, versehen mit Feuer, mit Vieh, mit Frau, Kindern und Herden, und in dieser Wohnung Ueberfluß ist an Vieh, Reinheit, Futter, Sunden, Frauen, Jünglingen, Feuer und allem was zum guten Leben gehört. Schöpfer! was ist zum dritten der Erde am angenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn in großer Menge durch Anbau hervorgebracht werden Getreide, Futter und Frucht tragende Pflanzen; wenn man trocknes Land bewässert oder allzu feuchtem Lande Wasser entzieht. Schöpfer! was ist zum vierten der Erde am angenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn in großer Menge Vieh und Zugthiere geboren werden. Schöpfer! was ist zum fünften der Erde am angenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn Vieh und Zugthiere in großer Menge Urin lassen. Schöpfer! was ist zum ersten der Erde am unangenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn am Rücken des Arezura (auf dem Berg Demawend, wo die Pforten der Hölle liegen), o reiner Zarathustra, die Divs mit den weiblichen Dämonen aus der Höhle zusammenkommen. Schöpfer! was ist zum zweiten der Erde am unangenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn man todte Hunde und Menschen in großer Anzahl in sie verscharrt. Schöpfer! was ist zum dritten der Erde am unangenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn

man in großer Anzahl Dachmas (Leichenthürme) aufrichtet, wo man todte Menschen beisetzt. Schöpfer! was ist zum vierten der Erde am unangenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn in großer Anzahl Höhlen ahrimanischer Thiere vorhanden sind. Schöpfer! was ist zum fünften der Erde am unangenehmsten? Darauf erwiderte Ahuramazda: wenn man, o reiner Zarathustra, eines reinen Mannes Weib oder Knaben als Beute hinwegführt auf staubigem, trockenem Wege, und sie erheben ihre weinende Stimme.“

Ein Capitel bespricht einen casuistischen Fall, eine unbewusste Sünde: „Ein Mann stirbt in den Gründen der Thäler; herbei fliegt ein Vogel von den Höhen der Berge, hin zu den Gründen der Thäler, hin zu dem Körper des todten Menschen und frisst von ihm; dann fliegt der Vogel wieder auf, von den Gründen der Thäler zu den Höhen der Berge, hin zu einem Baume fliegt er von hartem oder weichem Holz; er hat nun diesen Baum bespicien, bekothet oder (mit Resten des Fleisches) beworfen. Ein Mann kommt von den Gründen der Thäler hin zu den Höhen der Berge, er geht zu dem Baume, wo der Vogel saß, Brennholz suchend für das Feuer; er schlägt den Baum um, zerschneidet ihn, spaltet ihn, er läßt ihn anbrennen im Feuer dem Sohn des Ahuramazda; was ist dafür die Strafe? Darauf erwiderte Ahuramazda: kein Stück todtes Fleisch, das von Hunden, Vögeln, Wölfen, Winden oder Fliegen fortgetragen wird, verunreinigt einen Menschen; würden solche Stücke todten Fleisches, welche von Hunden, Vögeln, Wölfen, Winden oder Fliegen fortgetragen werden, die Menschen verunreinigen, so würde bald meine ganze bekörperte Welt den Wunsch nach Reinheit verlieren, im Zustand fortwährender Verübung und ein Gefäß schwerer Sünde sein, wegen der Menge der Leichname, die auf der Erde gestorben sind.“

Eine sorgfältige Behandlung erfordert die Geburt eines todten Kindes, denn der Leib der Mutter wird als durch Todes verunreinigt betrachtet: „Schöpfer! wenn in der mazdajasnischen Wohnung eine Frau guter Hoffnung wird, einen Monat, zwei Monate, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun und zehn Monate, und dann niedertommt mit einem todten Kind, wie sollen die Mazdajasnas sich verhalten? Darauf erwiderte Ahuramazda: sie sollen sie bringen an den Platz, welcher in der mazdajasnischen Wohnung der reinste und trockenste ist, wo am wenigsten vorüberwandeln Vieh und Zugthiere, das Feuer des Ahuramazda (Sohn), das heilige Zweigbündel und der reine Mann. Schöpfer! wie weit vom Feuer, wie weit vom Wasser, wie weit von dem heiligen Zweigbündel, wie weit von den reinen Menschen? Darauf erwiderte Ahuramazda: dreißig Schritte vom Feuer, vom Wasser, vom heiligen Zweigbündel, drei Schritte von den reinen Menschen. Dann sollen die Mazdajasnas auf der Erde eine Umfriedigung machen, und dahin Speisen und Kleider bringen. Schöpfer! was für Speise soll die Frau zuerst essen? Darauf erwiderte Ahuramazda: Asche mit Urin einer Kuh, drei Tropfen oder sechs oder neun. Sie besprengt damit die Dachmas (Leichenstätten), welche im Mutterleibe sich befinden; sie genieße dann die heiße Milch von Pferden,

Kühen, Schafen und Ziegen, große und kleine Früchte, gekochtes Fleisch ohne Wasser, reines Getreide ohne Wasser, Wein ohne Wasser. Schöpfer! wie lange soll man warten, wie lange ist zu warten, bis sie Fleisch, Getreide und Wein genießen darf? Darauf erwiderte Ahuramazda: drei Nächte soll man warten, drei Nächte ist zu warten, bis sie Fleisch, Getreide und Wein genießen darf; nach drei Nächten wasche die Frau ihren Leib und ihre Kleidungsstücke mit Urin einer Kuh und Wasser an den neun Löchern (Steinen, welche am Reinigungsort über Löchern liegen); dann ist sie gereinigt.“

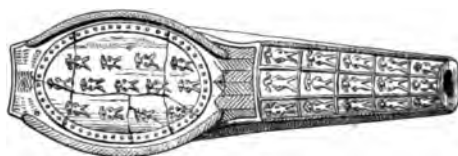
Ueber die Ausübung der Heilkunde sagt das Gesetzbuch: „Schöpfer! wenn die Mazdajafnas sich zu Aerzten ausbilden wollen, an wem sollen sie sich zuerst versuchen, an den Daivajafnas (Ungläubigen) oder den Mazdajafnas? Darauf erwiderte Ahuramazda: an den Daivajafnas sollen sie sich früher versuchen als an den Mazdajafnas. Wenn einer zum ersten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser stirbt, wenn er zum zweiten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser stirbt, wenn er zum dritten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser stirbt, so ist er unfähig zur Heilkunde für immerdar; nicht sollen die Mazdajafnas weitere Versuche zum Erlernen der Heilkunde machen, nicht soll einer an Mazdajafnas schneiden und sie schneidend verwunden; wenn sie (gleichwohl) nachher an Mazdajafnas Versuche zur Erlernung der Heilkunde machen und an Mazdajafnas schneiden und sie schneidend verwunden, so sollen sie die Wunde des Verwundeten büßen mit der Strafe des Baodhvarsta (der wirklich begangenen Sünde). Wenn einer zum ersten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser kommt davon, wenn er zum zweiten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser kommt davon, wenn er zum dritten Male an einem Daivajafna schneidet, und dieser kommt davon, so ist er fähig für immerdar; nach Belieben soll er an den Mazdajafnas Versuche ärztlicher Behandlung machen, nach Belieben schneide er an Mazdajafnas, nach Belieben heile er durch Schneiden. Einen Priester heile er für ein frommes Gebet, den Hausherrn für den Preis eines kleinen Zugthieres, den Herrn des Geschlechtes für den Preis eines mittleren Zugthieres, den Herrn des Stammes für den Preis eines vorzüglichen Zugthieres, den Herrn der Provinz heile er für den Preis eines vierspännigen Wagens; wenn er zum ersten Mal die Frau des Hauses heilt, so ist eine Eselin sein Lohn, wenn er die Frau des Herrn des Geschlechtes heilt, so ist eine Kuh sein Lohn, wenn er die Frau des Herrn des Stammes heilt, so ist eine Stute sein Lohn, wenn er die Frau des Herrn der Provinz heilt, so ist eine Kameelin sein Lohn; einen Knaben aus dem Geschlechte heile er für den Preis eines großen Zugthieres, ein großes Zugthier heile er für den Preis eines mittleren Zugthieres, ein mittleres Zugthier heile er für den Preis eines kleinen Zugthieres, ein kleines Zugthier heile er für den Preis eines Stückes Kleinvieh, ein Stück Kleinvieh um den Preis von Futter. Wenn viele Aerzte concurriren, o reiner Zarathustra, Messerärzte (Chirurgen), Kräuterärzte und Wortärzte (welche durch Recitation des Avesta heilen), so

möge man zu dem gehen, welcher mit dem heiligen Worte heilt, denn der mit dem heiligen Worte heilende ist der Aerzte bester Arzt, weil er zum Wachsthum des reinen Menschen heilt (auch die Seele gesund macht).“

Ein Capitel enthält eine genaue Beschreibung der Reinigungszeremonie für Menschen, welche mit etwas Todtem in Berührung gekommen sind; es wird dabei bezweckt, das Leichengespenst, die Fliege, von dem Verunreinigten wegzubannen, der an einem ganz trockenen, pflanzenlosen Ort stehen muß und noch durch gezogene Furchen symbolisch von der übrigen Welt abgeschlossen wird. Mehrere Capitel befassen sich mit der Behandlung der Hunde und einiger zum Hundegeschlecht gehöriger Thiere; so wird u. A. der Igel, den der Unverstand als schädliches Thier auffaßt, als ein so nützlich (heiliges) Thier bezeichnet, daß der, welcher ihn tödtet, seine Seligkeit gefährdet.

Eine sehr umständliche Behandlung wird einem Sterbefall zu Theil. Da man die Ansicht hegt, daß der Tod ein Sieg des Bösen über die gute Schöpfung ist, so wird durch einen Leichnam Alles, was mit ihm in Berührung kommt, besleckt; folgerichtig schloß man dagegen, daß die Tödtung eines Bösen, also namentlich die Erlegung wilder Thiere — die Tödtung andersgläubiger Menschen hat die Zoroastrische Religion nicht geboten — verdienstlich sei und keine Befleckung verursache. In der Fliege, welche sich nach dem Geruch todten Fleisches zieht, sah man das Leichengespenst, einen weiblichen Dämon, der im Namen Ahrimans von der Leiche Besitz nimmt; durch sorgfältige Recitation von Gebeten wird die Fliege verscheucht, und der Leichnam den Geiern, den Vögeln des Ahuramazda, vorgefetzt. Herodot erzählt, daß Darius durch ein Thor von Babel nicht gefahren sei, weil über dem Thor die Leiche der Königin Nitokris in einem von ihr selbst errichteten Grabmal gelegen habe. Es kam darauf an, die Befleckung durch einen Leichnam möglichst aufzuheben, namentlich von der heiligen Erde fernzuhalten. Entfernt von menschlichen Wohnungen, an einem trockenen pflanzenleeren Ort, wird ein rundes, thurmähnliches Gebäude errichtet, dessen Name Dachma auf eine uralte Feuerbestattung der alten Iranier hinweist (die Wurzel dieses Wortes bedeutet brennen). Es wird mit einer Schnur umwickelt, welche andeutet, daß das Gebäude in der Luft schweben soll; auf diesem Thurm sind Vertiefungen eingerichtet, die man mit harziger Substanz ausfüllt, weil diese die Feuchtigkeit nicht in das Innere eindringen läßt, und in welche die Leichen gelegt werden, um den Geiern und reißenden Thieren als Nahrung zu dienen. Der Weg, über welchen die Leiche getragen wurde, gewinnt dadurch seine Reinheit wieder, daß man einen gelben oder weißen Hund mit zwei Flecken über den Augen einherführt; der Hund, nächst dem Vieh das wichtigste und darum heilige Thier eines Hirtenhaushaltes, vertreibt die Dämonen, d. h. die Vögel und Insecten, welche einen Leichnam gewittert haben. Der Hund übernimmt auch in andern Religionen die Rolle eines Begleiters der Todten, weil man den Wind, der die Schatten der Abgeschiedenen auf seinen Fittichen ins Jenseits entführt, in der mythologischen Bildersprache als Hund bezeichnet;

auch der ägyptische Mumiengott Anubis hat ein hundartiges Thier, den Schafal, oder wird mit einem Schafalkopf abgebildet, ja der Schafal oder Hund hält die sitzende Mumie zwischen den Vorderpranken. Die Armenier kennen eine Art Genien, welche von Hunden abstammen und welche eine Leiche durch Beleden ins Leben zurückbringen können. Auch der griechische Hermeias ist ursprünglich ein Windgott und führt die Seele zum Hades. Die Aussetzung der Todten, welche das Avesta vorschreibt, war keineswegs überall in Iran gebräuchlich; in Arachosien wurden die Leichen begraben, in Tschachra (Ghazna) verbrannt; in der Persis war von alten Zeiten her die ursprünglich hamitische Beisetzung der in Wachs oder Mumie gebetteten Leiche in Felsgrüften oder steinernen Grabgebäuden in Uebung. Die Parther hatten eine mit der persischen insofern ähnliche Sitte der Bestattung, als auch sie Särge in Anwendung brachten, welche ganz eigenthümlicher Art sind und an die Mumienlisten erinnern. Die Leiche wurde in den außen grün, innen blauglasirten irdenen Sarg hineingeschoben und sodann der ovale Deckel mit feinem Cement befestigt; am untern Ende haben diese Särge eine Oeffnung für das Entweichen der Gase. Solche irdene Särge hat man in großer Menge in Barka (dem alten Erch in Chaldäa) entdeckt, wo sie theils in Gewölben,



Sartophage von Barka.

theils frei auf der Erde stehen, und zwar viele übereinander, nur durch eine Lage Sand getrennt. Zuweilen hat man Goldplättchen am Gesicht befestigt oder die Seiten des Kopfes mit Goldborten verziert; in den Gewölben finden sich Schmucksachen, irdene Lampen, Trinkgefäße. Auf der Spitze eines Sarges fand der Engländer Loftus sieben verschieden gefärbte Glasgefäße, knöcherne Dolche, eine verglaste Terracottalampe, Vogelknochen, Reste eines Blumenstraußes, einen Korb mit zwei Stücken Kohl oder schwarzer Augenschminke. Auch Hausgötter von gebranntem Thon und die Statue eines liegenden parthischen Kriegers fand Loftus. Die Entdeckung dieser parthischen Gräber lehrt einmal, daß die babylonischen Todtenstädte auch zur Zeit der Parther ihre Heiligkeit bewahrten, wie denn noch heute bemittelte Perser ihre Todten nach Perbela, westlich von Babel, transportiren; ferner aber, daß die Parther sich in der Bestattungsweise nach dem Vorgang der Babylonier richteten, denn auch diese haben ihre Leichen in Thongefäßen beigesetzt, welche allerdings von anderer Gestalt als die parthischen sind; in ihrer Heimath haben jedoch die Parther ihre Todten nach Zoroastrischem Ritus auf Dachmas ausgelegt, später auch nach griechischer Sitte verbrannt; endlich, daß auch die Parther eine Art von Fortexistenz des Leibes nach dem Tod glaubten; denn die Lampen sollten dem Verstorbenen den Weg ins Jenseits erhellen,

die mitgegebenen Speisen und Getränke keine Nahrung bilden. Es ist der alte Glaube der hamitischen Völker, dem hier die Iranier gleichfalls huldbigen, daß der Verstorbene schattenhaft fortexistire und daß die Auferstehung oder wenigstens das Gelangen in ein seliges Jenseits von der Erhaltung des Leichnam's abhängig sei. Bei den roheren Stämmen Irans giebt es noch andere Arten, Todte aus dem Wege zu räumen; die Derbikker schlachteten nach Strabos Bericht Greise, welche das 70. Jahr zurückgelegt hatten, und die nächsten Verwandten aßen deren Fleisch; zu alten Weibern hatten sie keinen Appetit, denn diese wurden aufgehängt und dann begraben; auch wer vor dem 70. Jahre starb, wurde nicht verspeist, sondern bestattet. Auch die Massageten hielten es für ein Glück, zugleich mit Hammelfleisch zerhackt aufgeessen zu werden, und Firdusi nennt den Kasur von Bidab (nördlich von Sogd) einen Menschenfresser. Daß wirklich Cannibalismus hier und da in Schwung war, scheint auch das Avesta zu bestätigen, denn es heißt im Wendidad: „Schöpfer! können die Menschen rein werden, o reiner Ahuramazda, welche von der Leiche eines Hundes oder eines gestorbenen Menschen gegessen haben? Darauf erwiderte Ahuramazda: sie können nicht wieder rein werden, o reiner Zarathustra; diese Menschen soll man lebendig begraben (?) und ihnen das Herz ausschneiden (?), diese Menschen soll man blenden (?); auf ihre Nägel springt das Leichengespent, und sie sind fürderhin unrein immer und ewig.“ Die Kaspirer hatten die Zoroastrische Sitte, die Todten auszusetzen, jedoch hungerten sie Greise von 70 Jahren vorher zu Tode. Gewiß gab das nomadische Leben Veranlassung zu dieser unmenschlichen Sitte, die wegen ihrer Schwachheit das Fortschreiten des Wanderstammes hemmenden Menschen zu beseitigen; daß man sie noch obendrein aß, wird aus dem meistentheils mit der Menschenfresserei in Verbindung stehenden religiösen Wahne zusammenhängen, daß man mit dem Fleisch und Blut auch die Seele und die moralischen Eigenschaften des Todten in sich aufnehme. Nach dem Bericht eines arabischen Reisenden des 12. Jahrhunderts übergaben die Kubätschi bei Derhend den Todten Männern in unterirdischen Häusern; diese zerschnitten die Glieder, reinigten die Gebeine vom Fleisch und überlieferten das letztere den Raben zum Fraß; sie stellten sich mit Bogen dabei, um andere Vögel abzuwehren; ist der Leichnam ein weiblicher, so besorgen Frauen in den unterirdischen Häusern das Geschäft und überliefern das Fleisch den Geiern, indem sie dabeistehn und andere Vögel mit Messern abwehren.

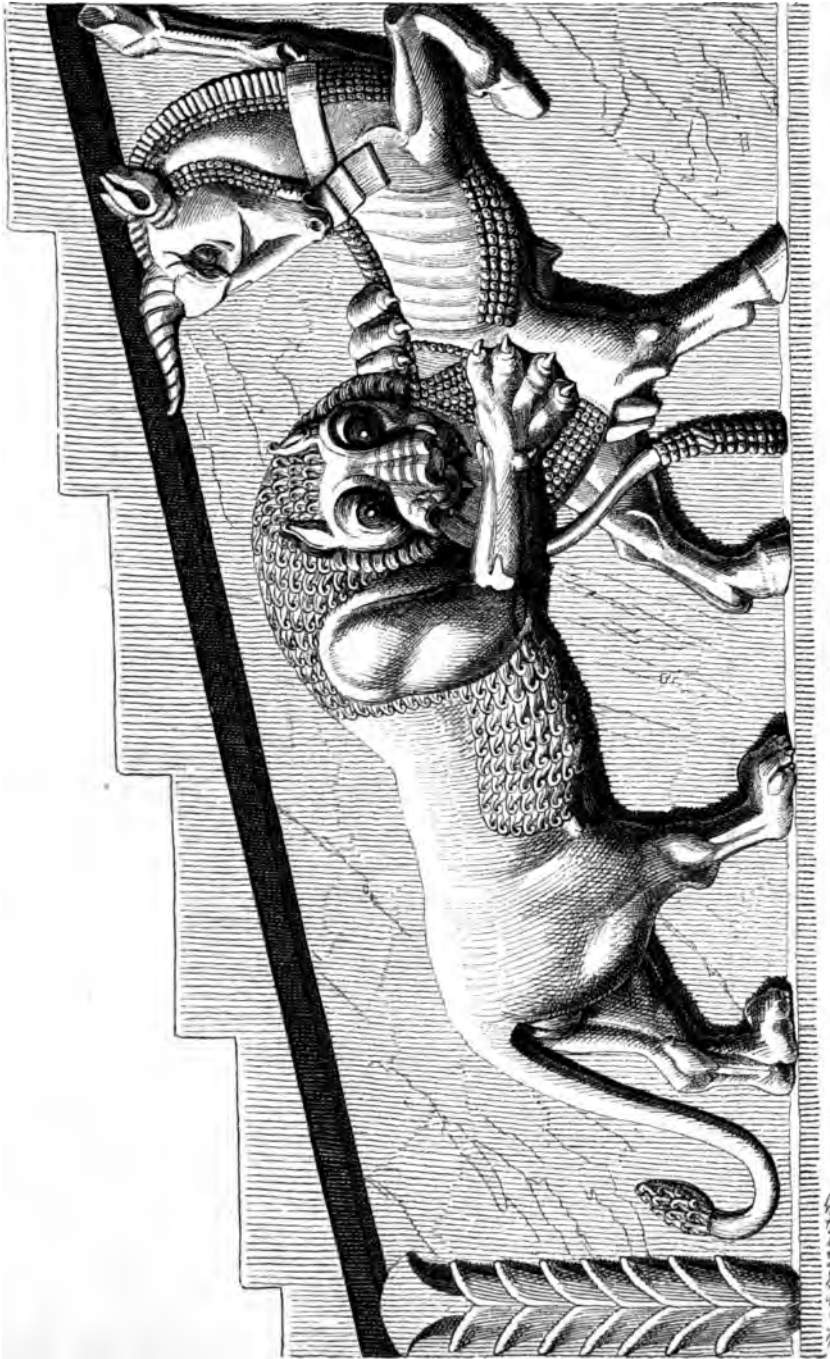
Ueber das Schicksal der Seele nach dem Tode lehrt das Avesta (auch die muhammedanische Lehre stimmt damit überein), daß dieselbe drei Nächte lang in der Nähe des Kopfes sich aufhält, wie das ägyptische Ba in Gestalt eines Vogels mit Menschenhaupt über der Mumie schwebt. Sie betet, und die Thaten, welche sie vermittelst des jetzt leblosen Körpers verrichtet hat, erscheinen ihr, und verursachen ihr Angst, wenn sie böse, aber frohe Hoffnung, wenn sie fromm gewesen sind. Alsdann naht sie sich der Scheidungsbrücke zwischen Zeit und Ewigkeit, welche scharf wie ein Schwert ist, über

welche die gottlose Seele in den Abgrund gleitet, die fromme aber, nachdem sie von den Richtern des Jenseits würdig befunden ist, leicht hinschwebend an den Ort der Seligkeit gelangt. Da man Gewißheit über den Spruch der Richter zu erlangen wünschte, so befragte man ein Orakel, dessen Vorkommen zwar im Alterthum nicht bezeugt ist, welches aber die Kennzeichen Zoroastriischer Herkunft an sich trägt. Ein Reisender des 17. Jahrhunderts erzählt, daß man in Gebrabad (d. i. Wohnsitz von Zoroastriern), einer Vorstadt von Spahan, den Todten im Leichenschmuck an der Mauer des Begräbnißplatzes mittelst einer unter das Kinn angelegten gabelförmigen Stange aufrichtet und dann beobachtet, ob ein Rabe oder ein Raubvogel zuerst nach dem rechten oder nach dem linken Auge pickt; im erstern Falle wird angenommen, daß die Seele ins Paradies gelangt, im andern, daß sie verdammt sei; der Körper wird demgemäß entweder mit Pomp bestattet oder mit dem Kopf voran in die Grube geschleudert. Auch der Leib ist nicht auf ewig der Vernichtung anheimgefallen; wie Gott das Saamentorn hervorkommen und wachsen läßt, so wird er auch die Bestandtheile des Leibes von den Geistern der Erde, des Wassers, der Pflanzen und des Feuers zurückfordern und die Leiber werden da auferstehen, wo ihre Seele einst von ihnen gegangen ist. Ein Prophet aus dem Stamme des Zarathustra, ein Heiland, den eine Jungfrau auf übernatürliche Weise gebiert, wird erscheinen und die Auferstehung bewirken helfen. Ein zweites Gericht ergeht dann auch über die Leiber, aber wenn die der Gottlosen für ihre Sünden eine kurze Zeit, die ihnen allerdings lang wie die Ewigkeit erscheint, gestraft worden sind, wird Gott alle Leiber mit ihren Seelen vereinigen; alles was auf Erden gelebt hat, erhebt seine Stimme zu einem Lobgesang, und Gott selbst wird als Priester mit einem Opfer die Herstellung einer heiligen Welt besiegeln, in welcher keine Hölle und kein Tod sein wird.

In der Religionsgeschichte bemerkt man oft eine rückläufige Bewegung der Vorstellungen von der Gottheit. Es giebt eine Periode, wo durch die Bemühungen der Gottesgelehrten der Begriff der Gottheit sehr geläutert erscheint, wo die Ueberreste des ältern Polytheismus durch Umbildung der Götter in Herven oder in Attribute des alleinigen Gottes beseitigt werden; wenn dieser Höhepunkt erreicht ist, so verkörpern sich nach und nach wieder die abstracten Eigenschaften oder Thätigkeiten der Gottheit zu Heiligen, zu Engeln, zu Göttern, und es bevölkern wieder Gestalten der Mythologie den Himmel, der bis dahin in erhabener Leere nur von dem Hauch des Allmächtigen erfüllt war. Das Volk, dem die ausgebildete Lehre der persischen Priester so gut fremd war, wie den christlichen Völkern die theologische Dogmatik, ja in noch höherem Grade, da man Religionsunterricht nicht konnte, wendet seine Verehrung von der in ihrer Unendlichkeit unfaßbaren Gottheit ab und den mehr untergeordneten Geistern zu, so daß dem Außenstehenden gerade solche Götter, wie der persische Mithra, die Anahita, die Sonne als die größten des Pantheons erscheinen. Die ältesten Theile des

Avesta, die Gathas oder Lieder, befunden eine sehr vorgerückte religiöse Anschauung; Ahuramazda, in ewigem Licht thronend, durch das heilige Wort, den Erstling alles Geschaffenen, die Welt ins Dasein rufend, hat keine andern Götter neben sich; die religiöse Sprache indeß, noch intuitiv, nicht abstract, spricht anthropomorphisch von seinen Eigenschaften und Thätigkeiten als von Söhnen, Töchtern oder Dienern, und hier knüpft die weitere, dem alten Polytheismus wieder Raum gebende Entwicklung an, um die höchste Gottheit mit wesensgleichen, wenn auch untergeordneten Gestalten der Mythologie zu umgeben. So stehen um Ahuramazda die sechs obersten Engel oder Amshaspand, und diesen folgen die als Ized (Zazata) bezeichneten Genien (den hebräischen Elohim entsprechend) des Feuers, Wassers, Windes, die Sonne, der Siriusstern, der Srauscha oder die Verkörperung des heiligen Wortes, noch bei Firdusi der Ueberbringer göttlicher Botschaften, Raschnu, der Genius der Wahrheit, welcher mit Srauscha und Mithra die Seelen der Todten richtet, die gute Reinheit, die Aufrichtigkeit, Werethragna der Genius des Sieges. Der letztere muß bei einem kriegerischen Volke, wie die Perser, große Verehrung genossen haben. Im Avesta ist ihm ein längeres Opfergebet gewidmet; er wird darin als Stier, Roß, Kameel, Eber, fünfzehnjähriger Jüngling, heiliger Vogel, Widder, Bock und gerüsteter Mann dargestellt. Im Schahnameh vollzieht Rostam einen Zauber mit einer Feder des Vogels Simurg, um den Sieg über Isfendiar zu erhalten, und auf diese Art Federzauber ist bereits in jenem Opfergebet angespielt. Tacitus erzählt, daß Gotarzes († 51 nach Chr.) am Berge Sanbulos (heute Sunbulah südlich von Holwan) den Gottheiten des Ortes geopfert habe. Die Priester rüsteten zu bestimmten von Herkules angedeuteten Zeitpunkten neben dem Tempel Jagdroffe mit Pfeiltöchern aus; die Rosse liefen dann durch den Wald und kehrten mit leeren Köchern zurück; nach des Gottes Andeutungen fanden die Priester das von ihm mit den Pfeilen erlegte Wildbret im Walde zerstreut. Dieser von den Parthern angebetete Jagdgott war wohl Werethragna, bei den Armeniern Wahagn, oder sein assyrischer Vorfahr Udar-Samban, und die babylonischen Ziegelsteine, welche man an jener Stelle findet, deuten auf ein hohes Alter dieses Cultus.

Ein Ized ist auch Mithra, das Licht, welches schon vor Aufgang der Sonne die Welt aufhellt, welches bis in die entferntesten Winkel der Erde leuchtet und das verborgene Böse ans Licht bringt. Mithra, der wie Helios alles sieht und hört, ist der Genius der Verträge und Schwüre, er wird zum Beaufsichtiger und Herrscher der Welt. Mithra heißt der Vermittler, er vermittelt das geschaffene Licht mit dem ewigen Licht des Ormazd, den Verkehr der Menschen mit der Gottheit. Wie nun Mithra als Lichtgott der Sonne nahe steht, so wird er später mit dieser selbst identificirt; auf den indoscythischen Münzen (aus den beiden Jahrhunderten vor und nach Chr. Geb.) erscheint er bereits mit dem aus der griechischen Bildnerei entlehnten Nimbus der Sonne, und vollends unter den Sasaniden sehen wir



Löwe den Stier würgend.

ihn mit einem großen Strahlenkranz abgebildet. In der römischen Kaiserzeit scheint der Mithradienst durch eine halbäiische Umbildung verändert und mit ägyptischen Ideen versetzt in das Abendland gedrungen zu sein. In jener Zeit glaubte man in der Sonne eine höchste göttliche Macht der geistigen, natürlichen und sittlichen Ordnung der Dinge zu erblicken. Der römische Kaiser wurde in orientalischer Weise mit dem Sonnengott identificirt, und es wurde in Rom ein Cultus des Sol invictus, des über Winter und Dunkel siegenden Sonnengottes, gestiftet, dessen Fest nach persischem Vorgang auf den kürzesten Tag, den 25. December, fiel, an welchem auch die Phönizier das Erwachen des Melkart feierten. Die populäre Form dieses Cultus waren die Mithramysterien, die zwar altpersischen Ursprung haben, aber durch Elemente aus den verschiedensten Religionen des römischen Reiches, durch Mäcetik und Symbolik einen ganz besondern Charakter annahmen. Als sieghafter Genius des Lichts tödtet Mithra in der Höhle (der Welt) den Stier, die der Sonne und dem Licht widerstrebende irdische Natur mit ihrer fruchtbringenden Kraft, ähnlich wie die Siegesgöttin der Griechen den Stier tödtet, oder wie der Sonnenlöwe in Persepolis den Stier erwürgt; und mit diesem Stier schmilzt der Urstier des Avesta zusammen, mit dessen Sterben das organische Leben der Pflanzen und Thierwelt sich entfaltete. Mithra ist der Fürst der Seelen, welche er durch die zwei Umläufe am Himmel, den der Fixsterne und den der Planeten, zur Unsterblichkeit führt. Noch in den letzten Zeiten des Heidenthums war der Mithradienst, der bereits christliche Mysterien, wie Taufe, Abendmahl und Auferstehung sich angeeignet hatte, das letzte Asyl des absterbenden Glaubens der antiken Welt.

Schon Mithra, eine uralte ariische Gottheit, hat im Avesta ganz das Ansehen eines Bewohners eines heidnischen Olymps; seine Erscheinung, weit entfernt ein abstracter Schemen nach Art der Amshaspand in den Gathas zu sein, wird wie die eines Lichthelden auf goldenem mit Rossen bespannten Wagen beschrieben. Man merkt hier den Einfluß der assyrischen Götterbilder auf die Vorstellungen der ursprünglich bilderfeindlichen Perser. Vollennds bei der Göttin Anahita ist die Menschenähnlichkeit so handgreiflich, daß fogleich die Vermuthung auftritt, diese Göttin könne nicht echt persisch sein. In der That ist Anahita eine Gestalt des persischen Pantheons, welche erst spät in die Zoroastrische Religion aufgenommen wurde, als diese bereits auch die Religion der westlichen Iranier geworden war. Sie ist die von den syrischen Völkern mit ausschweifendem Cultus verehrte Naturgöttin, mit deren Dienst Tempel und Bilder nach Iran kamen, wo vorher nur Kammern für das heilige Feuer errichtet wurden. Anahita ist nach dem Avesta eine Gottheit der Wasser, und zwar hauptsächlich der Genius der himmlischen Wasserquelle Ardvishura, welcher die Wasser der Erde entströmen. Durch das heilbringende Wasser, welches sie in die Flüssigkeiten der Welt entsendet, befördert sie die Fruchtbarkeit nicht nur der Erde, sondern auch der Menschen, oder wie das Avesta sich ausdrückt, sie reinigt die Frucht und gibt gesunde

Misch. Den Dienst der Anahita versahen nicht die zoroastrischen Feuerpriester, sondern den Persern ursprünglich fremde Priesterinnen und Tempeldienerinnen. Das Opfergebet der Anahita gibt eine Beschreibung der Göttin, welche zweifellos den Tempelbildern entlehnt ist: sie trägt einen golddurchwirkten Schleier, in der Hand hält sie ein Bündel Zweige (wie die ägyptische Ken Lotostengel), sie trägt Ohrgehänge, Halsgeschmeide und Diadem; die Mitte



Anahita.

ihrer Leibes ist gegürtet unter den starken Brüsten; ihre Kleider sind von Fellen der am höchsten geachteten Wasserthiere, der Biber, verfertigt, ihr Wagen ist mit weißen Zugthieren (wahrscheinlich Kühen) bespannt. Ihr Cultus bestand in einem großartigen Tempel- und Silberdienst, wobei Hierodulen und Orgien, Kennzeichen semitischer Religion, eine Rolle spielten; doch haben die Perser den Priesterinnen der Anahita ein reines Leben zur Pflicht gemacht. Herodot kennt ihren Cultus bereits im persischen Reich als einen aus der Fremde eingeführten; er bestand demnach schon in Medien und Armenien; nach Berosos wurde er erst von Artaxerxes II. (404—361) eingeführt; namentlich in Armenien wurde die Göttin eifrig verehrt, wo eine ganze Landschaft wegen der Menge ihrer Tempel von ihr den Namen Anaitis hatte. Eine Inschrift des Artaxerxes II. in Susa berichtet, daß dieser König in einem Tempel, der von Darius erbaut und von seinem Großvater Artaxerxes I. erweitert worden sei, die Silber der Anahita und des Mithra aufgestellt habe. Es ist dies ohne Zweifel die Nachricht von der ersten Einführung und königlichen Sanctionirung ihres Cultus in Iran. Wir besitzen von mehreren Anahitatempeln in Iran theils Nachrichten, theils auch noch vorhandene Ruinen; Artaxerxes errichtete der Anahita außer in Susa auch in Ekbatana und Baktra Tempel. Den erstern, in welchem Aspasia, die Geliebte des jüngern Kyros, als Priesterin angestellt war, beschreibt Polybios und berichtet, daß Antiochos den kostbaren Schmuck dieses Tempels an Gold und Silber geraubt und zu Geld gemacht habe. Ein anderer Tempel in Elymais, d. h. nach Rawlinsons Vermuthung die Ruine im Thale von Beitawend, reizte die Habgier des Antiochos Epiphanes; er wurde aber von den Eingeborenen zurückgehalten und wurde für den beabsichtigten Tempelraub von der Gottheit mit Wahnsinn bestraft und starb zu Tabae. Der Tempel von Konkobar ist noch heute als großartige Ruine vorhanden. Er steht auf einer Terrasse, die 640 Fuß lang und 544 Fuß breit ist; er war von einer Säulengallerie von 44 Fuß Breite umgeben; es stehen nur noch 7 Säulen an der nordwestlichen Ecke; der Tempel war ein Dipteros zu 10 Säulen an den Schmalseiten, und mit einem Porticus von 4 Säulenreihen. Der Stil ist griechisch-persisch; der Zahnschnitt des Architravs ist derselbe wie an den Gräften zu Persepolis. Der Tempel scheint dem großen Tempel zu Palmyra nachgebildet zu sein.

Herodot kennt ihren Cultus bereits im persischen Reich als einen aus der Fremde eingeführten; er bestand demnach schon in Medien und Armenien; nach Berosos wurde er erst von Artaxerxes II. (404—361) eingeführt; namentlich in Armenien wurde die Göttin eifrig verehrt, wo eine ganze Landschaft wegen der Menge ihrer Tempel von ihr den Namen Anaitis hatte. Eine Inschrift des Artaxerxes II. in Susa berichtet, daß dieser König in einem Tempel, der von Darius erbaut und von seinem Großvater Artaxerxes I. erweitert worden sei, die Silber der Anahita und des Mithra aufgestellt habe. Es ist dies ohne Zweifel die Nachricht von der ersten Einführung und königlichen Sanctionirung ihres Cultus in Iran. Wir besitzen von mehreren Anahitatempeln in Iran theils Nachrichten, theils auch noch vorhandene Ruinen; Artaxerxes errichtete der Anahita außer in Susa auch in Ekbatana und Baktra Tempel. Den erstern, in welchem Aspasia, die Geliebte des jüngern Kyros, als Priesterin angestellt war, beschreibt Polybios und berichtet, daß Antiochos den kostbaren Schmuck dieses Tempels an Gold und Silber geraubt und zu Geld gemacht habe. Ein anderer Tempel in Elymais, d. h. nach Rawlinsons Vermuthung die Ruine im Thale von Beitawend, reizte die Habgier des Antiochos Epiphanes; er wurde aber von den Eingeborenen zurückgehalten und wurde für den beabsichtigten Tempelraub von der Gottheit mit Wahnsinn bestraft und starb zu Tabae. Der Tempel von Konkobar ist noch heute als großartige Ruine vorhanden. Er steht auf einer Terrasse, die 640 Fuß lang und 544 Fuß breit ist; er war von einer Säulengallerie von 44 Fuß Breite umgeben; es stehen nur noch 7 Säulen an der nordwestlichen Ecke; der Tempel war ein Dipteros zu 10 Säulen an den Schmalseiten, und mit einem Porticus von 4 Säulenreihen. Der Stil ist griechisch-persisch; der Zahnschnitt des Architravs ist derselbe wie an den Gräften zu Persepolis. Der Tempel scheint dem großen Tempel zu Palmyra nachgebildet zu sein.

Wir sahen schon, daß die Zoroastrische Religion auch in Armenien sich ausbreitete, allerdings nicht schon unter Darius oder den Achämeniden, sondern erst unter den Parthern, welche hier eine arfacidische Dynastie stifteten. Die Anahit war schon früh von Syrien und Kleinasien aus eingewandert. Wir haben aber Nachrichten von einer Reihe göttlicher Wesen, welche nicht persisch, sondern echt armenisch waren, jedoch nicht aus der alten alarodischen Religion stammten, über die wir früher einiges erfahren haben. Neben der Anahit hatten die Armenier noch die Sterngöttin Astlik, welche der assyrischen Istar und der griechischen Aphrodite entspricht, sowie die Naue, welche die Schriftsteller mit der Athene vergleichen, bisweilen auch nur als eine Form der Astlik auffassen, wie auch die Nanaca in Babylonien und Susiana mit der Anahita identificirt worden zu sein scheint. Assyrisch sind die Götter Barscham, ein Kriegsgott, und Tir, der als Gott der Dratel und Priesterweisheit dem babylonischen Nebo und griechischen Hermes gleicht. Das Licht offenbarte sich in zwei Formen, Aregakn (Auge der Sonne), der in unmittelbarer Beziehung zu Arev, dem Sonnengott stand, und dem Lusfin (Mond), welche vereinigt in einem großen Tempel in Armavir verehrt wurden. Der Gott Amanor (neues Jahr) war der Beschützer der Früchte und wurde in Bagavan in der Provinz Ararat verehrt, wo auch ein berühmter Tempel des ewigen Feuers stand. Unter Balarsaf (150 vor Chr.) kamen mit einer indischen Kolonie zwei indische Götter nach Armenien, welche in Taron kupferne Bilder hatten und die Götterbrüder genannt wurden. Ihr Cultus bestand bis zum Beginn des 4. Jahrh. Nicht lange nachher (114 vor Chr.) kamen auch griechische Gottheiten sammt griechischen Priestern aus Kleinasien nach der Residenz der Könige.

Außer den großen Göttern werden noch Dämonen oder Geister namhaft gemacht, die Parik, Zuschkaparik, Pai, Hambaru, Aralez und Katsch; von den erstern weiß man nicht mehr als die Namen, die beiden letzten sind deutlicher; die Aralez sind die Hundsgötter, welche wir bereits erwähnt haben, die Katsch oder Tapfern sind eine Art von guten Geistern, welche im Gegensatz zu den Divs stehn. Unter den Halbgöttern nimmt der armenische Herakles Wahagn (persisch Werethragna) den ersten Rang ein; er war nach der Sage ein Sohn Tigrans I., des Verbündeten des Kyros. Man sang zum Gumbir Lieder auf ihn, von denen Mose von Chorene einige Verse aufbewahrt hat: „Himmel und Erde waren in Geburtswehen, das purpurne Meer war im Kreißern, das Meer gebar ein kleines rothes Rohr, aus dem Stengel des Rohres stieg ein Rauch auf, aus dem Stengel des Rohres brach eine Flamme aus, aus der Flamme erhob sich ein Kind, das Kind hatte feuriges Haar, einen Bart von Feuer, und seine Augen waren zwei Sonnen.“ Dieser vergötterte Heros hatte seinen Haupttempel in Aschtischat am Euphrat in der Provinz Taron. Das Heiligthum war angefüllt von Gold, Silber und Weihgeschenken, und die Könige pfl egten hier zu opfern.

Nachdem Darius eine Reihe von Jahren dem Reich den Genuß des Friedens gegönnt hatte, füllte er die letzte Zeit seiner Regierung (von 508 an) mit kriegerischen Unternehmungen aus, theils um auf dem Wege, auf welchem seine Vorfahren Lorbeeren erworben hatten, fortzuschreiten, theils, weil er bedachte, daß für eine Nation wie die Perser der Krieg und die Eroberung zur Erhaltung der Spannkraft und zur Fernhaltung von Erschlaffung im Genuß der erstritten Reichthümer nothwendig seien. Die Blicke des Darius richteten sich nach den westlichen und östlichen Grenzen, nach Indien und Europa. In Indien hatte bereits Kyros die Gandarier südlich vom Kabulfluß unterworfen, Darius machte auch die der Stadt Kaspa-pyros (Torbela) benachbarten hoch im Gebirge wohnenden Darada tributpflichtig, welche nördlich von den Indusquellen auf der wüsten Hochfläche von Mari Chorjum das von den Murmelthieren ausgescharrte Gold holten; ferner die Paktier im Industhal, die Vorfahren der Pachtu oder Afghanen.

Am andern Ende des Reiches, in Kyrenaika, einer von dorischen Kolonisten besetzten Landschaft, welche bereits dem Kambyses Geschenke übersandt hatte, wurde der König Arkesilaos in Folge von Unruhen verjagt, durch eine Flotte von Samos aber zurückgeführt; die Hinrichtung und Verbannung, welche er über die Aufrührer verhängte, kostete ihm selbst das Leben, und seine Mutter Pheretime veranlaßte den Satrapen von Aegypten, Arhandes, unter dem Vorgeben, ihr Sohn sei wegen Begünstigung der Perser gefallen, sie mit einer Armee zu unterstützen. Die Perser nahmen die Stadt ein, die Feinde des Arkesilaos wurden umgebracht und die Bewohner nach Baktrien deportirt. Das Land unterwarf sich den Persern, und auch Karthago, dessen Mutterland Phönicien dem Darius bereits gehorchte, übersendete zur Abwehr eines Angriffs Tribut, den es eine Reihe von Jahren entrichtete. Jener Arhandes wurde später der Rebellion verdächtig, indem er ohne Erlaubniß des Königs Silbermünzen mit seinem Namen prägen ließ, was als Streben nach Souveränität galt und mit dem Tode bestraft wurde.

In Europa war die Bezwingung der Scythen geplant. Wenn wir uns erinnern, daß Darius durch ein sidonisches Schiff unter der Führung des Demokedes von Kroton (des Leibarztes des Polykrates, der bei dessen unglücklichem Ende in die Hände der Perser gefallen und durch die Heilung einer Fußverrenkung des Darius und eines Brustgeschwürs der Atossa zu großen Ehren gelangt war) die griechischen Küsten erforschen ließ, daß er später wirklich Griechenland angriff, so liegt die Vermuthung nahe, daß der Feldzug gegen die Scythen nur eine Vorbereitung für den gegen das griechische Festland war. Zunächst mußte man Thrakien in der Gewalt haben, weil dieses Land das Verbindungsglied Asiens und Griechenlands war; um aber Thrakien für die Perser frei zu halten, war eine Besiegung und dauernde Fernhaltung der Scythen nothwendig, welche von jeher durch ihre Einbrüche gefährlich waren. Mit der Besiegung der Völker an der Nordküste des

schwarzen Meeres fielen zugleich die griechischen Kolonien daselbst in die Hände der Perser, wodurch es möglich wurde, den Griechen die Zufuhr von Getreide aus den russischen Ebenen abzuschneiden, sowie die Handelswege zu beherrschen, die von da in das innere Asien führten.

Unter dem Namen Scythen (Saka) begriff man alle die nomadischen Völker nördlich vom schwarzen Meer, vom Kaukasus und in Turkistan; viele derselben sind sogenannter turanischer Abkunft, d. h. Türken und Finnen; viele aber, namentlich im europäischen Rußland, waren nahe verwandt mit den Iranern, wie u. a. die zahlreichen Eigennamen ihrer Fürsten beweisen, welche oft ganz persisch sind. Die Religion dieser Scythen ist eine alte arische Naturreligion; sie verehrten das heilige Feuer (Taviti), die Erde (Apia), den Sonnengott Ditoshros, den Himmelsgott Papaios, die Aphrodite Artimpasa und den Meergott Thamimasadas. Sie opferten ihnen, aber Tempel errichteten sie nur dem Kriegsgott, und zwar bestand ein solcher aus Holzseiten, die einen Haufen von 3 Stadien Länge und Breite bildeten; auf diesem Haufen war eine Terrasse angebracht mit einer geneigten Seite zum Erstiegen, und oben auf der Terrasse war der Gott in Gestalt eines Schwertes aufgepflanzt, wie dies bei den Alanen und den deutschen Quaden der Fall war. Das Schwert erhielt Opfer von Schafen und Rossen, sowie von Kriegsgefangenen, deren Blut in einem Gefäß aufgefangen und an das Schwert gespritzt wurde. Die Sitten der Scythen waren wild; wer nach der Schlacht nicht den Kopf eines Feindes dem König vorlegen konnte, hatte keinen Antheil an der Beute; sie tranken das Blut des ersten von ihnen erlegten Menschen; sie skalpirten den getödteten und verzierten mit der geglätteten Kopfhaut die Bügel des Rosses; viele hatten Röcke und Pferdebeden aus Menschenhäuten und überzogen ihre Köcher mit Häuten menschlicher Hände; die Schädel schweiften sie in Silber und tranken daraus, und erzählten beim Gelage die Geschichte des Feindes, der diesen Schädel bei Lebzeiten getragen hatte. Ihre Eide bekräftigten sie durch einen Trunk Wein, in welchen sie ihr eignes Blut hatten träufeln lassen und nachdem sie Schwert, Pfeile, Art und Spieß in die Mischung eingetaucht hatten. Die Leichen der Könige wurden mit Wohlgerüchen angefüllt und auf ein Gerüst von Zweigen gelegt; ringsum stellten sie 50 ausgestopfte Rösse auf und setzten auf jedes einen erdrosselten Jüngling, indem sie Ross und Reiter mit Stangen zum Stehen brachten.

Im Innern des Scythenlandes wohnten sekhafte Stämme wie die slavischen Budini in der Gegend von Woroneß, die in Holzstädten lebten, und welchen Herodot blonde Haare und blaue Augen beilegt, und die vielleicht keltischen Neuren im Flußgebiet des oberen Bug (Hypanis) und Dniepr (Dorysthenes); weiter nach Süden die aderbauenden Scythen, welche eigentlich Slaven waren, aber von den Scythen als Leibeigene zur Bestellung des Landes gebraucht wurden. Die Kimmerier, welche schon früher erwähnt worden sind, wohnten an der Nordküste des schwarzen Meeres, wo sie bereits in der Odyssee erwähnt werden; sie setzten nach Kleinasien über und haben längere

Zeit in Kappadokien geherrscht. Der vornehmste Stamm der Scythen, welcher die übrigen unter seiner Hegemonie vereinigte, waren die königlichen Scythen oder Skoloten zwischen dem Nordufer des Asow'schen Meeres und dem Dniepr, in dessen oberem Gebiete Gerrhos (an den Stromschnellen des Flusses) die Gräber der Könige lagen. Jenseits des Don (Tanais) dehnte sich nördlich vom Kaukasus das Gebiet der mit den Scythen verwandten Sauromaten aus, deren Weiber in der Schlacht mit kämpften, und welche sich später (um 100 v. Chr.) westwärts in das Gebiet der Scythen verzogen, so daß die Römer das Scythenland überhaupt Sarmatia nannten; mit ihnen verwandt waren die in römischer Zeit bekannt gewordenen Völker der Alanen (in der Gegend von Wladikavkas), Roxolanen (am unteren Dniepr und Bug) und Fazygen (zwischen dem unteren Dniepr und Bug). Auf dem taurischen Chersones wohnten die mit den Kimmeriern verwandten Taurier, die aber in der Ebene mit Scythen vermischt lebten und sich nur in den Bergen rein erhielten, und welche die schiffbrüchigen Fremden der Artemis opferten; ebenso vermischt mit griechischen Kolonisten war der Stamm der Kalipiden oder Karpiden über Olbia, die Alazonen, welche an der Mündung des Dniepr sesshaft waren und mit den Griechen Handel trieben. Weiter westlich und südlich begannen thrakische Stämme wie die Geten an der unteren Donau, die Agathyrser in Siebenbürgen. Zur Zeit des Darius waren die scythischen Küsten bereits von zahlreichen griechischen, meist jonischen Pflanzstädten besetzt: Olbia (seit 650), Pantikapeion (heute Kertsch, seit 600), Chersonesos oder Herakleia, seit Augustus Sebastopolis genannt; letztere Stadt wurde von Dorern aus Megara angelegt. Die weiter nordöstlich wohnenden Aorsen (später Awaren genannt) in der Gegend des Bolschoi-Sees, Thyssageten an der mittleren Wolga, Thyren (nördlich von ihnen), die Schwarzmäntel (Morduinen), Menschenfresser und die weit im Osten wohnenden Issedonen in Kaschggar scheinen sämtlich finnischer Abkunft, nur die letzten, welche das Goldgebirge, den Altai, bewohnten und welche das Fleisch ihrer verstorbenen Väter mit Rindfleisch vermischt aßen, dürften Türken sein; mongolischer Abkunft waren die Argippäer am südlichen Ural, deren Schilderung bei Herodot an die Kalmüken und Baschkiren erinnert; aus ihnen gingen die Priester oder Schamanen hervor; bis in ihr Gebiet reisten die griechischen Kaufleute von Pantikapeion, um das Gold zu holen, welches weiter nördlich die einäugigen Arimaspen, ein türkisches Reitervolk, welches seinen Namen (Besitzer gezähmter Rosse) von iranischen Scythen erhielt, gewannen. Die nomadischen Scythenstämme lebten im Alterthum wie heute, ohne Landbau, auf ihren Wagen oder Arabas die Steppen durchziehend.

Bevor Darius den Feldzug antrat, ließ er Ariaramnes, Satrapen von Kappadokien, mit einer Flotte von 30 Schiffen nach der scythischen Küste segeln, um einige Scythen zu fangen. Ariaramnes fing den Bruder eines Hauptlings, von dem man die besten Erkundigungen einziehen konnte. Darius

brach nun mit 700,000 Mann von Susa auf, und eine Flotte von 600 Schiffen mußten die Jonier ausrüsten. Bei Chalkedon am Bosporus ließ er zwei Pfeiler aufrichten, auf welchen die Namen der am Zug theilnehmenden Völker in assyrischer (d. h. in Keilschrift) und griechischer Schrift eingemeißelt waren. Die Schiffbrücke, über welche das Heer nach Thracien ging, reichte vom heutigen Anadoli Hissari nach Rumili Hissari (etwa 1½ deutsche Meilen von Konstantinopel), und war von Mandrokles von Samos erbaut. Mehrere thrakische Stämme unterwarfen sich, die Geten, welche sich vertheidigten, wurden besiegt und als Sklaven verkauft. Die Donau wurde dicht am Beginn des Deltas auf einer gleichfalls von Joniern geschlagenen Schiffbrücke überschritten, zu deren Bewachung die Flotte unter Histiäos von Milet vor Anker ging. Die Scythen beschloßen, die Perser durch Zurückweichen auf das Gebiet anderer Völker zu locken, welche dadurch gleichfalls in den Kampf gezogen werden sollten. Sie führten diesen Plan meisterhaft aus, zerstörten während des Zurückweichens die Felber, verschütteten die Brunnen und lockten den Darius in das innere Land. Um ihre Bewegungen leichter auszuführen, ließen sie die fahrende Habe sammt Weibern und Kindern auf den Karren oder Araba in einer nordöstlichen Richtung in Sicherheit bringen. Der Weg, welchen die Skoloten oder königlichen Scythen einschlugen, lag in der Richtung nach Norden; Darius scheint am Pruth hinauf bis in die Nähe des oberen Dniestr vorgebrungen zu sein; obgleich er wiederholt den Feind zu einer Schlacht zu nöthigen suchte, stellte sich dieser ihm nicht, sondern beschäftigte die Perser durch flüchtige Reiterangriffe und brachte es dahin, daß Darius aus Besorgniß vor Mangel an Lebensmitteln sich zum Rückzug entschloß. Als dies ausgeführt wurde, brachen die Scythen mit aller Macht auf die Perser los, so daß diesen nichts übrig blieb, als das schwere Gepäck und die Kranken und Wunden dem Feind preiszugeben und in Eilmärschen nach der Donau zu ziehen. Der Fehler, welchen Darius beging, war, daß er sich auf die Verfolgung der Scythen einließ und nicht vielmehr, wie gewiß anfangs beabsichtigt war, erobernd längs der Küste zog. In diesem Falle hätte er die geflüchteten Familien und die Habe des Feindes einholen und diesen zur Vertheidigung herbeinöthigen können. Er würde zugleich in Verbindung mit der Flotte haben bleiben können, welche die Zufuhr vermittelte. Als Darius an die Donau kam, stand zum Glück die Brücke noch, denn die Griechen waren auf Bitten der Scythen zwar geneigt, dieselbe abzubrechen, allein Histiäos hatte mehr Interesse daran, daß seine und seiner Mittyrannen kleine Herrschaften unter Protection des Königs bestehen blieben, als daran, daß die nach Abbruch der Brücke möglich gewordene Vernichtung der Perser durch die nachrückenden Scythen den Griechen die Freiheit und demokratische Verfassung wiederbrachte. Patriotischer scheinen die Städte an der Propontis gedacht zu haben; die Chalkedonier versuchten die Bosporusbrücke zu zerstören und mehrere Städte scheinen sich auf die Kunde von dem Mißgeschick

des persischen Heeres für unabhängig erklärt zu haben. Man darf dies daraus schließen, daß Darius Chalkedon und Abydos niederbrennen ließ, und daß Megabazos Perinth, Byzanz, Antandros, Lamponion und ganz Thrakien bis zum Strymon eroberte, auch Amyntas von Makedonien durch eine Armee unter seinem Sohne Bubares zur Unterwerfung zwang. So war Thrakien und der Uebergang von Asien nach Hellas in den Händen der Perser, und es war wenigstens eine mit dem Scythenzuge verbundene Absicht erreicht worden. Den Befehl über jene höchst wichtigen Städte und Küsten erhielt Otanes, der auch Lemnos und Imbros eroberte, und Darius begab sich in das innere Asien zurück.

Die letzte Unternehmung des Königs war ein Feldzug gegen Griechenland. Er schien fürs erste dessen Ausführung vertagt zu haben, indem er sich vor der Hand damit begnügte, durch die Eroberung von Thrakien einen festen Angriffspunkt gegen jenes Land gewonnen zu haben. Da wurde die Wiederaufnahme des Planes durch die Griechen selbst herbeigeführt. Die ionischen Städte wurden von kleinen Tyrannen beherrscht, und die Perser unterstützten diese, theils weil sie die Tyrannis als die für die damalige politische Bildungsstufe der Hellenen geeignete Regierungsform ansehen mochten, theils weil sie durch Vermittelung der Tyrannen am bequemsten der Jonier Herr bleiben konnten. Die Tyrannen, durch den persischen Rückhalt sicher, erlaubten sich Eingriffe in die Freiheit der Städte, und diese erblickten in ihnen Helfershelfer ihrer Unterdrücker. Zugleich hatte ihnen die Ueberlegung, daß die griechische Flotte von 600 Funzigrudern dem Heer des Darius eine wichtige Unterstützung gewährt hatte, ein bisher nicht zum Bewußtsein gekommenes Machtgefühl erregt. Eine persönliche Differenz zwischen Aristagoras, Tyrann zu Milet, und dem Perser Megabates gab Veranlassung zu einem allgemeinen Aufstand der ionischen und äolischen Städte. Die Jonier, von Athen und Eretria mit Schiffen unterstützt, griffen Sardes an. Der Satrap Artaphernes vermochte nur die Burg zu halten. Die Stadt wurde geplündert und in der Verwirrung brach Feuer aus und zerstörte die leichten Holzhäuser, aus denen die Stadt bestand. Die Jonier zogen zurück, wurden aber von den inmittelst zusammengezogenen persischen Truppen der Provinz überholt und gänzlich geschlagen. Gleichwohl brachte die Eroberung von Sardes alle Griechen in Aufregung. Die Scythen waren sogleich mit einem Raubzug in Thrakien bei der Hand, Kypros rebellierte, die Karer sagten sich von Persien los, die Griechen am Hellespont schüttelten ihr Joch ab. Hätten die Athener diese Bewegung unterstützt, oder hätte sich ein fähiger Mann an ihre Spitze gestellt, so wären die Perser zum wenigsten in die größte Bedrängniß gerathen, während in Wirklichkeit bei großer Umsicht und Energie auf Seiten der persischen Generale ein Staat nach dem andern wieder unterworfen wurde. Der Herd der Verschwörung, Milet, wurde, nachdem die ihm zu Hülfe gekommene ionische Flotte bei Lade besiegt worden war, belagert, eingenommen, und seine Bewohner an den per-

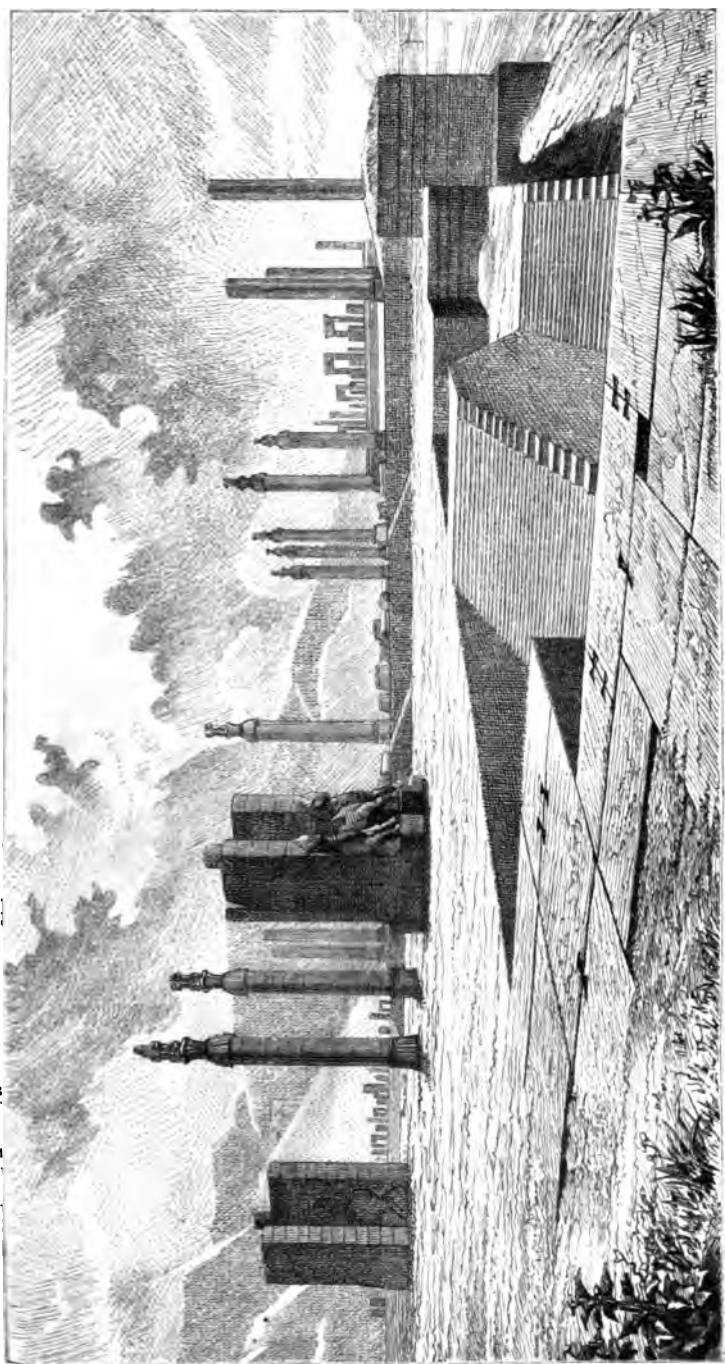
rischen Golf deportirt; die schönsten Mädchen der ionischen Küste wanderten in die persischen Harems, die Knaben wurden verstümmelt und als Sklaven verkauft; die Städte am Hellespont wurden verbrannt, und die Macht des Königs war fester begründet als zuvor. Jetzt glaubte Darius seinen lange gehegten Plan, das europäische Griechenland zu unterwerfen, ausführen zu müssen. Athen war der mächtigste Staat des Festlandes, und es hatte durch seine Unterstützung mit Eretria im Bunde möglich gemacht, daß Sardes verwüstet worden war. Mardonios, Sohn des Gobryas, ein Sidam und Neffe des Königs, wurde an die Spitze einer Armee gestellt (492). Bevor er den Boden von Thracien betrat, erklärte er die sämmtlichen griechischen Tyrannen in Asien für abgesetzt und die Städte für frei. Diese kluge Maßregel gewann das bewegliche Volk für den König und zugleich gab die demokratische Verfassung den unruhigen Elementen Gelegenheit, innerhalb ihrer Mauern Politik zu treiben und das Interesse an der gemeinsamen Sache der Hellenen außer Augen zu lassen. Die persische Flotte unterwarf Thasos, das Landheer Makedonien, welches bisher ein Vasallenstaat war, jetzt aber Tribut und Heeresfolge leisten mußte. Bald aber kam Unglück über die Perser. Ein furchtbarer Sturm zerscheiterte die Flotte am Athos, und das Landheer wurde von den Brygen zwischen Strymon und Axios überfallen, und obwohl die Brygen bald darauf zur Unterwerfung gezwungen wurden, so fühlte Mardonios sich doch zu weiterem Vorrücken nicht mehr stark genug und zog nach Asien zurück. Zwei Jahre später segelte eine neue persische Flotte unter Datis direct über das ägeische Meer und eroberte Eretria, welches grausam bestraft wurde. Athen wurde durch Miltiades gerettet, der gegen die Uebermacht einen glänzenden Sieg bei Marathon errocht (29 Sept. 490). Die Perser hatten parischen Marmor für die Errichtung eines Siegesdenkmals mitgebracht; die Athener verwendeten denselben zu Bildsäulen der Nemesis von Rhannus. Darius befahl neue Rüstungen. Noch während derselben brach in Aegypten ein Aufstand aus, und über diesen Ereignissen ereilte der Tod den großen König (485).

Darius, ein tapftrer, wohl überlegender Feldherr, der erste Staatsmann in Asien, hat auch den Künsten des Friedens seine Fürsorge zugewandt und der Nachwelt die großartigsten Monumente der Kunst hinterlassen.

Die Felsengebirge, welche den Pulvar zu beiden Seiten begleiten, treten bei Istach nach Ost und West zurück, und es breitet sich die Ebene Merdash, westlich von der Schneekette von Arbekan umschlossen, nach dem See von Keiriz aus. Nahe an der östlichen Ecke des Gebirges springt am Berge Rachmed eine Felsplatte vor, welche Darius zur Erbauung seiner Residenz ausersehen hat. Ihre Fläche war nicht horizontal und ist deshalb vor der Anlegung der Gebäude in drei Flächen bearbeitet worden, deren eine immer höher als die andere liegt. Die Seiten der Terrasse wurden gleichfalls regulirt und mit einer gewaltigen Mauer in sogenannter kyklopischer Steinarbeit bekleidet. Die Marmorblöcke erreichen zuweilen eine Länge von 50 Fuß

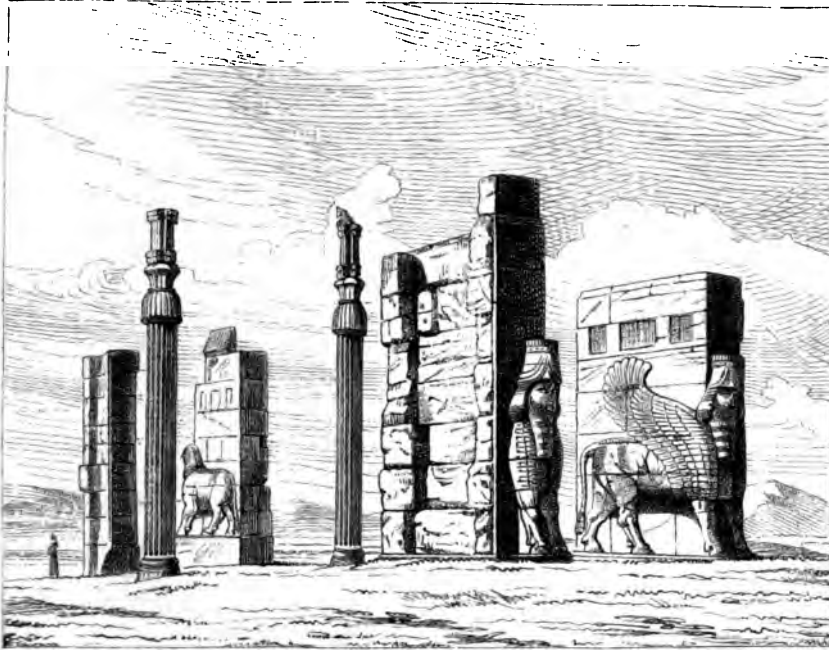
und sind vorzüglich aneinandergefügt. An der südlichen Wand hat Darius vier Tafeln mit Inschriften, gleichsam die Bauurkunde eingelassen, zwei in persischer, eine in assyrischer und eine in medoscythischer Sprache, und zwar sind die letztern nicht wie gewöhnlich Uebersetzungen der persischen. Die erste persische Inschrift lautet: „Der große Auramazda, welcher der größte der Götter ist, hat den Darajavus zum Könige gemacht, er hat ihm das Reich verliehen, durch die Gnade des Auramazda ist Darajavus König. Es spricht Darajavus der König: dieses Land Parfa, welches mir Auramazda verlieh, welches schön, reich an Rassen und wohlbevölkert ist, fürchtet sich durch die Gnade des Auramazda und durch die meine, des Königs Darajavus, vor keinem Feinde. Es spricht Darajavus der König: Auramazda möge mir beistehen sammt den Stammesgöttern, und dieses Land möge Auramazda schützen vor feindlichen Kriegsheeren, vor Mißwachs und Lüge. Ein Feind möge in dieses Land nicht kommen, nicht feindliche Heere, nicht Mißwachs, nicht Lüge. Um diese Gunst bitte ich Auramazda sammt den Stammesgöttern, dies möge mir Auramazda gewähren sammt den Stammesgöttern.“ Die zweite persische Inschrift beginnt: „Ich bin Darajavus der Großkönig, der König der Könige, der König dieser zahlreichen Länder, der Sohn des Bistaspas, der Achämenide.“ Alsdann werden die Länder aufgezählt, die wir bereits früher kennen gelernt haben, und die Inschrift schließt: „Es spricht Darajavus der König: wenn du so denkst: „vor keinem Feinde möchte ich zittern“, so schütze dieses Parfa-volk; denn wenn das Parsavolk geschützt ist, so wird das Glück für lange Zeit unversehrt bleiben; es möge, o Herr, zu diesem Hause kommen.“ Die scythische Inschrift übersezt den Eingang der zweiten persischen und fährt dann fort: „Darius der König spricht: diese großen Paläste sind auf dieser Stätte erbaut, auf welcher vorher kein Palast errichtet worden war. Ich habe sie durch die Gnade des Auramazda erbaut, und Auramazda sammt allen Göttern hat mit Wohlgefallen die von mir erbauten Paläste gesehen; ich habe sie erbaut zum Zeichen seines Wohlgefallens an mir.“ Die assyrische Inschrift enthält eine Paraphrase der beiden persischen.

Nabe ihrer Nordwestecke ersteigt man die Terrasse auf einer in die Mauer einspringenden Doppeltreppe von ausnehmend schönen Verhältnissen; jede Treppenflucht ist 22 Fuß breit und so flach, daß 10 Reiter neben einander hinaufreiten können. Auch sie besteht aus so großen Blöcken, daß zuweilen mehrere Stufen von einem einzigen Stein gebildet sind, wie denn überhaupt alle Marmorquadern dieser Ruinen von riesiger Größe sind (die kleinsten sind 8 Fuß hoch), dabei haben sie eine so vollendete Politur, daß sie noch jetzt die Gegenstände im Spiegel reflectiren, wo sie nicht durch Menschenhand zerstört oder mit Namen von reisenden Laffen beschmizt sind. Nach Ersteigung der Treppe befindet man sich auf der am niedrigsten liegenden Fläche der Terrasse. Gleich vorn liegt eine von Xerxes erbaute quadratische Thorhalle (in der Inschrift duvarthi genannt), von welcher das westliche und östliche Thor, mit einem Paar von Stieren und einem solchen von



Persepolis.

Sphingen geschmückt, noch aufrecht stehen, während von dem südlichen Thore nur die Fundamente sichtbar geblieben sind; zwei von den vier Säulen, welche einst das Holzdach trugen, stehen noch aufrecht, sie sind am Torus



Thorhalle des Ferges.

13 Fuß dick und mit 39 Canneluren geschmückt. Der Boden der Halle ist mit riesenhaften Platten polirten Marmors belegt. Die Stiere an den Pforten entstammen der babylonisch-assyrischen Kunst und sind die heiligen Thiere des Abar-Samdan, ja es sind selbst Götter oder Genien. Auf einem assyrischen Amulet hat man den Namen dieses Stiergottes, Kirub (d. i. Cherub) gelesen, und vor dem Namen steht ein Zeichen, welches stets andeutet, daß der Name eines Gottes folgt. Die Ebräer, welche ihre Cherubim als Wächter vor das Paradies und auf die Bundeslade, die Wohnung Gottes, gelagert haben, wie die mesopotamischen und persischen vor den Palasthoren stehen, haben die Vorstellung sammt dem Namen entlehnt und ihrer Religion gemäß umgestaltet. Die Arbeit an den persopolitanischen Stieren und Sphingen ist von vollendeter Meisterchaft. Die Stellung der Thiere ist von größter Energie, und das krause Haar auf der Brust, am Rücken und in den Weichen ist mit überlegnem Geschick gemeißelt. Die Größe der Thiere (fast 20 Fuß) vermehrt noch den Eindruck von imposanter Kraft.

Wenn man über die Stelle des südlichen Thores geschritten ist, erblickt man eine zweite Treppe, welche auf die nächst höhere Fläche des Felsens

führt. Diese Treppe ist so angeordnet, daß vier Fluchten, jede mit 31 flachen, 16 Fuß breiten Stufen an den beiden Enden und in der Mitte liegen. Die ganze Anlage ist von Sculpturen bedeckt; die vier Winkel, welche durch den Aufstieg der Treppen gebildet werden, zeigen einen Löwen, der einen Stier erwürgt. In dem übrigen Raum der Mittel-

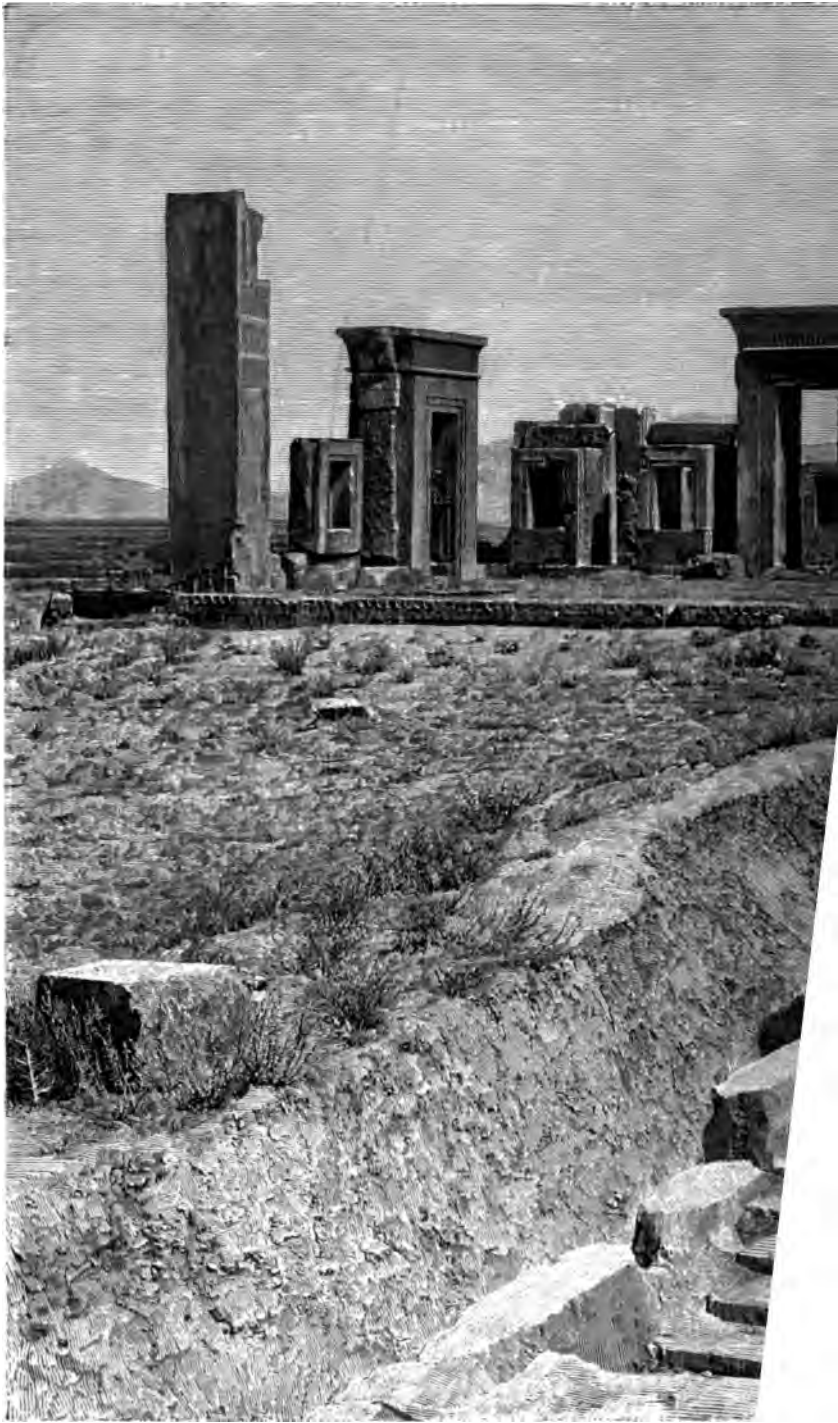


Palastwache.

treppe sind Palastwachen abgebildet. An der innern Wange der Treppen stehen über jeder Stufe Palastwachen in medischer Tracht, an den gegenüberliegenden Wangen dagegen Cypressenbäume, und über den letztern zieht sich ein Fries von Rosetten hin. Diese ganze Vertheilung des Schmuckes wiederholt sich mit wenig Abweichungen an allen übrigen Palasttreppen. Diese Kergestreppe zeigt dagegen noch einen besondern Schmuck, der ihre ganze 212 Fuß breite Ausdehnung einnimmt; nämlich die Wand, soweit sie nicht von der vordern Treppe verdeckt wird, ist in drei Horizontalstreifen getheilt; links von der Bordertreppe erscheinen medische und persische Männer in Procession, und rechts Repräsentanten der dem Kerges gehorchenden Völker mit den Producten ihrer Länder; leider sind die Völker nicht benannt, und man kann nur Vermuthungen in dieser Beziehung aufstellen. Die Figuren sind vollkommener als die assyrischen; die outrirte Markirung der Muskeln ist verschwunden, auch die der

assyrischen und ägyptischen Reliefsulptur eigenthümliche Gewohnheit, den Oberkörper en face, die Beine und das Haupt im Profil darzustellen, ist nicht beibehalten, auch die Einführung des Faltenwurfes ist ein großer Fortschritt; der Fehler, welcher sogleich in die Augen springt, ist das Verhältniß der Köpfe, welche zu groß sind, so daß die menschliche Gestalt zu klein erscheint. Die Gruppe des Löwen und Stieres ist vorzüglich gearbeitet. Von drei Tafeln für Inschriften, welche neben den Löwengruppen der hintern Treppe und in der Mitte der vordern angebracht sind, ist nur die westlichste beschrieben: „Ein großer Gott ist Auramazda, welcher diese Erde schuf, welcher jenen Himmel schuf, welcher den Menschen schuf, welcher Annehmlichkeiten für den Menschen schuf, welcher den Chsajarfa zum König machte, zum alleinigen König Vieler, zum alleinigen Gebieter Vieler. Ich bin Chsajarfa der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder der reichbevölkerten, der König dieser großen Erde, auch in weite Ferne hin, Sohn des Königs Darajavus, der Achämenide (Hachamanistja). Es spricht Chsajarfa der Großkönig: dies was ich hier gemacht und das was ich außerdem gemacht habe, das habe ich alles durch die Gnade des Auramazda gemacht; Auramazda sammt den Göttern möge schützen mich und mein Reich und das was ich gemacht habe.“

1



Palast des



1 Stolze - Andreae, Persepolis.)

Auch das Gebäude, welches über dieser prachtvollen Treppe liegt, ist von dem Sohn des Darius errichtet. Es war eine große Halle mit 36 Marmorsäulen von 67 Fuß Höhe. Der Sockel dieser Säulen besteht aus zwei quadratischen Plinthen, von denen der obere kleiner als der untere und durch einen attischen Torus mit dem Schaft vermittelt ist. Aus dem mit 36 Canneluren dorischer Art versehenen Schaft entspringt oben ein Glied, welches aus einem umgedrehten Kelch und einem darüber liegenden durch eine Perlschnur vermittelten aufrechten Kelch besteht. Ueber diesem Glied erheben sich auf einem Saum von übergeschlagenen Blättern senkrecht Doppelvoluten auf allen vier Seiten, und auf ihnen zwei Vordertheile von Stieren, zwischen welchen einst die Dachbalken lagerten. Auf der nördlichen, westlichen und südlichen Seite liegen in einem Abstand von 70 Fuß Säulengänge von je sechs Paar Säulen. Die Säulen dieser Colonnaden haben einen glockenförmigen, mit Lotusblättern ornamentirten Sockel, den ein attischer Wulst mit dem Schaft vermittelt. Der Knäuel des nördlichen Säulenganges gleicht dem der Mittelhalle, der des westlichen besteht nur aus den beiden Halbfriese, welche unmittelbar über dem Schaft liegen, während in der östlichen Halle halbe Greife oder Löwen mit Hörnern die Balken tragen. Zwischen der nördlichen Vorhalle und dem mittleren Hexastyl befinden sich Spuren von massiven Thorwegen, während sonst überall keine Mauerreste vorhanden sind. Man hat daher angenommen, daß der Mittelsaal von Backsteinmauern umgeben war, die leichter als die großen Marmorblöcke der Zerföhrung anheimfielen. Die Colonnaden waren nach Nord, Ost und West offen. Das Dach war wahrscheinlich von Cebernbalcken construirt, an welchen Vorrichtungen zum Aufhängen von Teppichen angebracht waren, wie dies das Buch Esther bei der Beschreibung der Halle in Susa erwähnt. Wenige der 72 Säulen stehen noch aufrecht; die meisten sind gewaltsam umgestürzt.

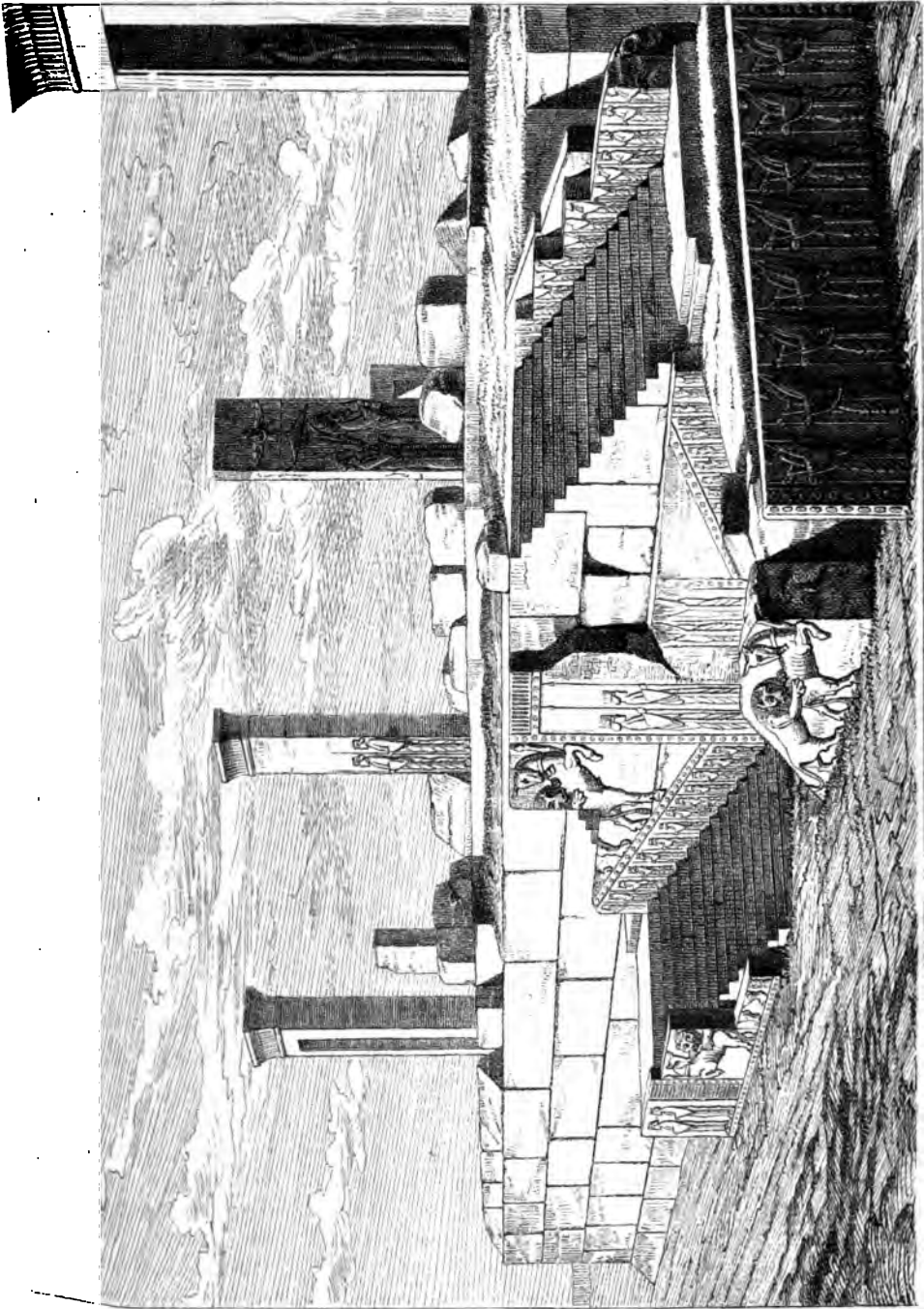
Ein weiteres südwärts gelegenes Gebäude ist der Palaß des Darius, bestehend aus einer großen Mittelhalle mit acht Seitengemächern, einem Hintergebäude und einer von zwei Räumen flankirten offenen Vorhalle. Die Säulensöckel, welche allein erhalten sind, haben höchst wahrscheinlich Holzsäulen getragen. Die Mittelhalle hat nach den beiden mittleren Seitenzimmern Thüren, und zu beiden Seiten derselben Nischen in Fensterform; nach hinten öffnen sich zwei Pforten, wieder mit drei Nischen zu beiden Seiten und in der Mitte; nach der Vorhalle öffnen sich außer der großen Thür vier Fenster; in Innern der nördlichen Thür ist das Bild des Königs mit dem Schirmträger und Fliegenwedler, sowie über demselben eine Inschrift gemeißelt; hier trat der König in das offene Hintergebäude, welches wahrscheinlich als Garten benutzt wurde. Diese dreisprachige Inschrift lautet: „Darajavus der Großkönig, König der Könige, König der Länder, Sohn des Vistaspa, hat diesen Palaß errichtet.“ Sämmtliche Fenster und Nischen tragen am oberen Sturz eine persische und auf beiden Pfosten eine gleichlautende medische und babylonische Inschrift: „Steinpfosten errichtet im Hause des Königs Darajavus.“

Auf der Westseite hat Artaxerxes III. Dchos eine Treppe angelegt und das hinterste der Seitengewächer in eine Durchgangshalle umgeschaffen. Die Inschrift (nur in persischer Sprache) lautet: „Ein großer Gott ist Auramazda, der diese Erde schuf, der jenen Himmel schuf, der den Menschen schuf, der die Annehmlichkeit für den Menschen schuf, der mich Artachsatra zum König machte, zum alleinigen König Vieler, zum alleinigen Gebieter Vieler. Es spricht Artachsatra der Großkönig, der König der Könige, König der Länder, König dieser Erde: Ich bin der Sohn des Königs Artachsatra, Artachsatra ist des Königs Darajavus Sohn, Darajavus des Königs Artachsatra Sohn, Artachsatra des Königs Chsajarsa Sohn, Chsajarsa des Königs Darajavus Sohn, Darajavus des Vistaspas Sohn, Vistaspas Sohn des Arfama, ein Achämenide. Es spricht Artachsatra der König: diese Treppenanlage von Stein habe ich für mich gemacht. Es spricht Artachsatra der König: Auramazda und der Gott Mithra möge mich schützen und mein Land und was ich gemacht habe.“

Dieser Dariuspalast, dessen größter Theil aus riesigen Marmorquadern besteht, befindet sich auf der höchsten Stelle der Terrasse und hat daher im Süden eine große Treppe, deren Vorderwand in der Mitte eine Inschrift, zu beiden Seiten derselben je neun Palastgarden, sodann wieder beiderseits Inschriften und in den Ecken den Kampf des Löwen und Stieres zeigt. Die Inschriften sind erst von Kexes eingegraben worden. Nur wenig niedriger liegt der Palast des Kexes, der sehr zerstört ist; er bestand aus einer Halle von 36 Säulen, einer Vorhalle mit 12 Säulen und aus je 4 Gemächern zu beiden Seiten. Auch hier erhöhen Treppenanlagen an vier Stellen den malerischen Eindruck der Ruine; die Wände sind mit Sculpturen geschmückt. Da man sich denken muß, daß da wo Figuren abgebildet sind, zur Zeit der Achämeniden die lebendigen Vorbilder derselben sich befanden, daß also da, wo wir Palastwachen abgebildet sehen, auch wirklich Wachen aufgestellt waren, daß da, wo tributbringende Gesandte mit ihrem Gefolge in Stein gehauen sind, sich wirklich jene Processionen zu bestimmten Zeiten bewegten, so darf man schließen, daß hier im Palast des Kexes im Zimmer auf der Südostecke die Bilder der Diener, welche Schüsseln mit Speisen und einen Weinschlauch tragen oder einen zum Schlachten bestimmten Steinbock führen, verathen, daß sie einst die Wände des Speisesaales geschmückt haben. Die Thorpfosten zeigen das Bild des Königs mit der Inschrift: „Chsajarsa der Großkönig, König der Könige, des Königs Darajavus Sohn, der Achämenide.“

Sehr wenig erhalten ist von der westlich an diesen Palast sich anschließenden Wohnung des Dchos. Nördlich vom Kexespalast, östlich von dem des Darius liegt ein großer Schutthügel; östlich von diesem ein Thorgebäude, dessen Pfosten den König auf dem Thron, sowie vom Schirmträger und Fliegenwedler begleitet zeigen. Auch eine Strecke weit östlich vom Kexespalast liegt eine Ruine, von welcher mehrere Pforten, Nischen und Eckpfosten aufrecht stehen.

Am weitesten nach Osten, auf demselben Niveau wie die Kexespforte vor der großen Mauertreppe, und ziemlich in der Mitte der ganzen Anlage



Palast des Xerxes.

Liegt die von Darius errichtete sogenannte Hundertsäulenhalle. Man hat durch Nachgrabungen festgestellt, daß die Decke dieser von über 10 Fuß dicken Marmorauern umschlossenen quadratischen Halle einst von 100 Säulenschäften getragen wurde. Jede Seite ist 227 Fuß lang und hat zwei Eingänge und im Innern neun Nischen; die Nordseite hat nur in den beiden innersten Ecken je eine Nische, und Fenster statt der übrigen sieben. Diese 7 Fenster nebst den beiden Eingängen öffnen sich in eine Vorhalle, deren Seitenmauern da sich anlehnen, wo im Innern die Nischen sich befinden. Die Seitenmauern sind beiderseits von Thüren durchbrochen, an welchen Doryphoren abgebildet sind. Der vordere Theil der Mauern ist mit geflügelten Stieren geschmückt. Auch von diesem Gebäude stehen nur noch die Nischen und Thürverkleidungen, während die Füllmauern, wahrscheinlich von hinfalligerem Material, verschwunden sind. Die inneren Flächen der Eingänge sind sämmtlich mit reichen Sculpturen geschmückt, welche den Darius umgeben von Hofleuten auf dem Thron zeigen, von vier Reihen unterworfenen Völker getragen. An den westlichen Thoren sowie an dem nach Norden gelegenen östlichen Thore ist der König abgebildet, wie er als guter Genius ein ahrimanisches Thier tödtet: den Löwen, das Sinnbild der Gluthitze, den Stier, in diesem Zusammenhange das Symbol des Terrestrischen im Gegensatz zum Himmlischen, sowie ein Ungeheuer des Ahriman, einen Div mit Wolfsrachen, Adlernacken und Flügeln, Vorderpranken des Löwen und Hinterfüßen eines Geiers und einem knöchernen Schwanz, eine Darstellung, welche aus Assyrien her stammt und welche lebhaft an Albrecht Dürers Abbildungen des Teufels erinnert; es ist der Kampf des guten Gottes, im König sichtbar erscheinend, gegen das Böse, das Chaos, den Versucher, von dem altchaldäische Legenden erzählen und der durch die Apokalypse des Johannes auch in der christlichen Mythologie Eingang gefunden hat.

Die Ruinen von Persopolis, von welchen die Brandstiftung Alexanders und die zerstörende Gewalt der Natur und der Menschen während 24 Jahrhunderten noch soviel übrig gelassen haben, daß wir die Erbauer der ehemals glänzenden Paläste bestimmen, ja noch viele unschätzbare Kenntnisse von der Kunstthätigkeit der alten Perser, ihrer religiösen Bildersprache, ihrer äußern Erscheinung aus der Betrachtung dieser grausam zertrümmerten Marmorwände gewinnen können, haben bei verschiedenen Reisenden, welche das Glück hatten, sie zu sehen, durchgehends die größte Bewunderung erweckt. Die ersten von ihnen, französische, portugiesische und italienische Mönche und Missionäre, brachten bereits im 16. Jahrhundert die Kunde von prachtvollen Ruinen nach Europa. Der italienische Architect Sebastian Serlio versuchte nach diesen Berichten einen Plan und Aufriß der Ruinen anzufertigen, der freilich von der Wirklichkeit unendlich weit entfernt ist. Wie mangelhaft überhaupt damals die Vorstellungen von dem Schauplatz einer der ruhmvollsten Perioden morgenländischer Geschichte waren, zeigen u. a. die Worte einer 1619 in Paris erschienenen Weltgeschichte: „Die Hauptstadt des Königreichs

Persien hieß Susa. Sie war durchkreuzt von dem großen Flusse Choaspes; dessen und keines andern Flusses Wasser pflegte der König zu trinken, wo er auch sich aufhielt. Eine Parasange von Susa lag ein Dorf, welches par excellence Persepolis hieß, und darin lag ein der Ballas, der Göttin der Waffen, geweihter Tempel, welcher Pasargadis hieß und worin die Herrscher der Perser gekrönt wurden.“ Der spanische Mönch Antonio von Souza spricht zuerst von den Inschriften in keilsförmigen Zeichen, und Pietro della Valle hat die erste Abbildung von Keilschrift nach Europa gebracht. Mandelslo, welcher 1638 die Ruinen besuchte, sagt, sie seien ohne Zweifel die Ruinen eines der prachtvollsten Gebäude, welche je errichtet worden; ob die Architektur von ionischer, dorischer oder korinthischer Ordnung sei, lasse sich schwer entscheiden, weil die Zerstörung zu groß sei; doch finde ein Maler hier noch Beschäftigung für ein halbes Jahr; ein Jammer sei es, daß noch Niemand eine Abbildung in Kupfer gestochen habe, schon darum, weil die umwohnenden Barbaren täglich an den Ruinen zerstörten und das Material zur Erbauung ihrer Häuser fortschleppten. Fryer, welcher 1677 Persepolis besuchte, sah auf der Höhe der Terrasse „die Portale und Säulen, deren Häupter von der alles verzehrenden Zeit zerstört sind; ihre Schäfte sind korinthisch, ihre Sockel und Knäufe von dorischer Ordnung, soviel man wenigstens aus den Resten entnehmen kann. Indem ich das Bereich der Halle des Kambyjes betrat, bemerkte ich an den Thoren zwei Gestalten in Furcht erregender Größe und Ungewöhnlichkeit, ganz in Rüstung gekleidet [er hielt offenbar die stilisirten Krollenhaare an einzelnen Theilen der Thiere für Panzerschuppen], welche den unberufen Eintretenden zu verschrecken scheinen; sie glichen Löwen, ihre riesigen Schwingen aber stempelten sie zu Greifen, deren Bau und Hintertheile die der größten Elephanten übertreffen“. Achtzehn Säulen der großen Kergeshalle sah er noch aufrecht stehen; „nichts ist mehr werth untersucht zu werden, als die schön eingemeißelten Schriftzeichen, welche die Namen der Erbauer offenbaren würden, wenn sie ebenso verständlich wären als sie wohl erhalten sind; aber sie bleiben wie die Schrift Mene tekel an der Wand unverständlich, bis ein prophetischer Ausleger sie erklären wird“. Chardin, dessen Reisewerk mit zahlreichen aber sehr mangelhaften Kupfern 1711 zu Amsterdam herauskam, bekennt, daß er nichts gesehen habe, was diesen Ruinen an Größe und Pracht gleichläme. Sir William Dufele, welcher 1811 die Ruinen besuchte, äußert sich über den Eindruck derselben: „nicht nur jugendliche Wanderer mit lebhafter Einbildungskraft, sondern auch nüchterne Beurtheiler fühlen sich bei der Annäherung an diese ehrwürdigen Denkmale von dem Genius morgenländischer Romantik begeistert, und ihre Sprache scheint kaum die Worte zu besitzen, um ihr Erstaunen und ihre Bewunderung eines solchen Werkes auszudrücken“. Sir Robert Ker-Porter, dessen vorzügliches Reisewerk 1821 in London erschien, sagt von der großen Treppe, welche auf die Terrasse führt: „Dieser Ausgang ist so staunenswerth und von so prachtvollen Verhältnissen, daß er für den



Der König tödtet das ahrimanische Thier.



Anblick der ausgedehnten und großen Denkmale, zu denen er führt, vollständig vorbereitet. Die Verhältnisse der Thiere an der Pforte des Kerges sind bewunderungswürdig, die Großheit der Formen harmonirt vollkommen mit dem riesenhaften Maßstab, in welchem die ganze Umgebung angelegt ist". „Nemehr man die Gruppe des Löwen und des Stieres an den Treppen betrachtet, desto mehr überzeugt man sich, daß der Bildhauer ein Meister seiner Kunst war. Die Art, wie die Gruppe in den dreieckigen Raum gepaßt ist, verräth eine außerordentliche Geschicklichkeit, das Feuer, die Schönheit und Treue, womit diese Thiere gemeißelt sind, wird man kaum für möglich halten, so lange man sie nicht selbst gesehen hat; kein griechischer oder römischer Künstler könnte mehr Kenntniß der natürlichen Verhältnisse oder mehr Wissenschaft von der Anatomie der Glieder bekunden, gewiß durch die Erfahrungen, welche der Bildhauer sich so oft er wollte beim Zerlegen der Opfthiere oder durch Beobachtung auf der Jagd aneignen konnte." „Nichts ist ergreifender, als bei der Besteigung der Plattform, auf welcher die Halle des Kerges stand, diese weiten und prachtvollen Ruinen so niedergestürzt, verstümmelt und schweigsam liegen zu sehen. Die Säulen sind vollkommen schön, ich betrachtete sie mit Bewunderung und Entzücken. Neben der Eleganz ihrer Form und der ausgesuchten Arbeit der einzelnen Theile, empfand ich niemals so wie hier den Eindruck einer vollkommenen Symmetrie, welche auch die vollkommne Schönheit in sich begreift." Brugsch schildert den ersten Anblick der Ruinen folgendermaßen: „Endlich erschien hinter einem Felsenvorsprung, der bis dahin den Anblick der Ruinenstätte unsern Blicken neidisch versteckt hatte, Persopolis, und mit lautem Zurufen wiesen unsere persischen Begleiter mit der Hand nach „Djemshids Thron". Da lag mit einem Mal in brennendem Glanze der persischen Sonne das Bild vergangner Größe in seinen steinernen Ueberresten hehr und majestätisch vor uns, unvergeßlich in seinem Gesamteindruck, inmitten der schweigenden todten Felsen. Was sich zunächst erkennen ließ, war eine Terrasse von ziemlicher Ausdehnung, die sich vom hellen Boden der Ebene in dunklen Rändern abhob, oben auf der Plattform zu luftiger Höhe aufsteigend. Die schlanken Säulen, Portale, Thore und Mauern des alten Königspalastes tauchten in kantiger Schärfe aus den Schatten der dahinter liegenden dunklen Felsen hervor, der höher und höher ansteigend dem ganzen Bilde ein unendlich malerisches Relief verlieh. Ich sah in Persopolis nicht zum ersten Male eine zusammenhängende Ruine des Alterthums. Aegypten und ein längerer Aufenthalt in diesem Lande der Vorzeit hatten mich an den erhebenden Anblick gewöhnt. Und dennoch muß ich gestehen, daß Persopolis und seine Reste einen tiefen Eindruck in mir hervorriefen, ganz verschieden von dem, welchen ich beim Anblick altägyptischer Denkmäler zu empfinden pflegte. Während es hier die körperliche Masse ist, welche den Eindruck des Grandiosen hervorruft, wirkt die persopolitanische Ruine grade in entgegengesetzter Richtung durch das schlankte, luftige, fast möchte man sagen zierliche Element ihrer Formen und Umrisse. Sie gemahnt in mancher

Beziehung an eine griechische Verwandtschaft, die vielleicht thatsächlich begründeter ist, als sie auf den ersten Anblick erscheinen möchte.“

Am Berg hinter der Terrasse von Persepolis befinden sich drei königliche Felsgrüfte, welche wie die folgende zu beschreibenden in Rakshi Rustam



Rakshi Rustam.

beschaffen sind. Die Felsen dieses Namens liegen da, wo das Gebirge sich umwendet. Drei liegen neben einander, eines befindet sich an einem Felsen, dessen Richtung auf der der übrigen senkrecht steht. Das mittlere ist das einzige mit Inschriften versehene, das Grab des Darius. Es zeigt dasselbe, wie alle übrigen, eine kreuzförmige Vertiefung. Der mittlere (breitere) Theil ist die in Relief übertragene Façade des Dariuspalastes; darüber steht ein doppeltes, von menschlichen Figuren getragenes Stockwerk, auf welchem der König dem Feueraltar gegenüber vor Ormazd anbetet. Seine Seele ist gleichsam auf das Dach des Palastes getreten, um von da in die himmlische Wohnung hinaufzuschweben. Der unterste Theil ist glatt; er bedeutet den Weg zum Grabpalast. Die Inschriften befinden sich hinter dem König und an der Palastfaçade. Das Innere des Grabes besteht aus einem langen, schmalen Gang, von welchem aus drei oblonge Kammern ausgehen, mit je drei oblongen Gruben, welche mit Steindeckeln verschlossen waren. Hinter Persepolis zeigt ein Grab zuerst eine flach gewölbte Steinkammer, deren oberer Theil sich nach einem tiefen Necess öffnet, der gleich vorn die Gruft enthält. Die Steinkammer ist als flaches Tonnengewölbe behandelt, dessen Aze auf der des eigentlichen Grabes senkrecht steht, eine Anordnung, welche man bereits in den aus

dem 20. Jahrhundert stammenden Gräbern von Beni Hassan in Aegypten findet. Bei Sarpuli Johab, wo einst Holwan lag, einer von Ruinen und Sculpturen verschiedener Zeiten angefüllten Stätte, findet man ein altperisches Felsgrab, welches noch mehr als die persopolitanischen an die ägyptischen Felsgräber, namentlich an das zweite Grab von Beni Hassan erinnert; es liegt in einiger Entfernung von den übrigen Ruinen in einer Felschlucht. Der Fels ist bis zu einer Höhe von 70 Fuß geglättet, und sodann öffnet er sich als 6 Fuß tiefer, 8 Fuß hoher und 30 Fuß breiter, von zwei aus dem Felsen ausgeparten Säulen getragener Porticus; die Sockel dieser Säulen bestehen aus zwei quadratischen Plinthen wie die der Kergeshalle; der Schaft ist gleichfalls vierseitig, jedoch bis auf einen Stumpf an der Basis und an der Decke gewaltsam zerstört. Die gewölbte Kammer hat an der linken Wand eine zwei Fuß hohe Bank für den Sarg, und an der Hinterwand befinden sich drei halbrunde Nischen, und eben solche zu beiden Seiten des Eingangs. Unter dem Grab an der Stirn des Felsens befindet sich eine unvollendete Sculpturtafel, auf welcher ein Priester mit spitzer Mütze abgebildet ist, die rechte Hand erhebend, in der linken die Rolle des Avesta haltend. Ganz ähnlich ist ein Grab bei Sihna in Medien, nur besteht die Kammer aus zwei Räumen, in deren einen man durch eine Oeffnung hinabsteigt. Der obere Raum hat zu beiden Seiten oblonge Aushöhlungen, welche zur Aufnahme der Leichen dienen. Reicher entwickelt ist die Kammer in Fachraka (zwischen Merhemetabad und Soudjbulak); aus der Vorhalle führt eine Stufe in einen Raum, der von zwei Pfeilern mit runden Sockeln und Knäufen getragen wird, alles aus dem Fels gearbeitet. Weitere zwei Stufen führen in einen ebenfalls durch zwei Pfeiler gestützten Raum, mit drei Leichenbehältern, zwei kleinen und einem sehr großen, wahrscheinlich für einen Fürsten und seine beiden Kinder bestimmt. Auch bei Kifri und Ahwaz, bei Ask am Demavend liegen zahlreiche Felsgräber. Selbst bis nach Kleinasien hinein, wo sonst eine von der persischen verschiedene Grabarchitektur herrscht, findet man Felsgräber nach Art der persopolitanischen; sie liegen bei Amasia am Iris und haben wahrscheinlich die Gebeine persischer Satrapen umschlossen. Während hier das persische Grab weit über die Grenze Persiens gewandert ist, findet man umgekehrt auswärtige Grabtypen nach Persien gedrungen. Das Kyrosgrab ist, wie wir schon gesehen haben, babylonischen Gebäuden nachgebildet, es findet sich u. A. ein ganz ähnliches Grab auf Stufen in Kyrene aus weit späterer Zeit. Das Grab mit dem cylindrischen, oben abgerundeten Thurm, welches man häufig in Syrien und Phönizien findet, muß nach einer Notiz bei Mose von Chorene unter den armenischen Arsakiden gebräuchlich gewesen sein, und noch das sogenannte Grab der Esther in Hamadan erinnert an diese Grabtürme; in Palmyra und Zenobia (Zelibi) am Euphrat sind die Grabtürme vierseitig, ja das lykisch-tarische Hochgrab, welches aus einer würfelförmigen Kammer, einer darauf stehenden Säulenhalle und einer Stufenpyramide als Bekrönung besteht, ist nicht nur für das südwestliche Kleinasien, sondern auch für Palästina (in

Jerusalem das sogenannte Grab des Zacharias und des Absalom) und weiterhin für Sicilien (Grab des Theron) und Tunis (Grab in Dugga) maßgebend geworden, ja das Pathanengrab in Schepri bei Gwalior ist nichts als der ins Arabische umgebildete Typus des Mausoleums von Halikarnassos und des Löwengrabes von Knidos. Die ägyptische Pyramide findet man nicht in Persien; sie drang zwar bis Griechenland, jedoch in Asien nicht weiter vor, als bis nach Syrien, wo wir einem Pyramidengrab bei Fakra zwischen Beirut und Baalbek begegnen; jedoch fand in Kleinasien das Urbild der Pyramide, der runde Tumulus, seine Ausbildung, kam von da nach Etrurien, Sardinien, und erhielt seine höchste Vollendung in den Rundbauten der Römer.

Von der Stadt Persepolis, Istachr genannt, welche eine außerordentlich feste Lage an der Thalenge und am Ausgange ins Thal hatte, ist nur wenig vorhanden; außer den Trümmern eines Palastes (des sogenannten Harem des Djemschid), dessen Säulen in Stücken umherliegen — nur eine steht noch aufrecht — findet man hier noch die Ruinen eines riesigen Thorweges, bestehend aus einem Seitenthor, einer mittleren, durch eine Säule und zwei Anten getheilten Durchfahrt und einem Thorgebäude.

Eine Halle ganz ähnlich derjenigen des Xerxes in Persepolis steht auch in Susa. Die Burg von Susa besteht heute aus drei Hügeln; der höchste und kleinste liegt im Westen, der umfangreichste im Süden und Osten. Es ist eine ungeheure Masse von Backsteinen, Schutt, Thonwaaren, Terracotten (worunter Statuetten der Anahita) und dergleichen. Diese Trümmer sind zum großen Theil älter als die Zeit des Perseerreiches, sie gehören der Burg der alten sassanischen Könige an, welche, ähnlich wie die assyrischen Paläste, von Zinnenmauern und Thürmen umschlossen war. In einer Inschrift des Assurbanipal wird ein Thurm genannt, der aus Marmor errichtet und oben über dem Holzwerk mit glänzendem Erz bekleidet war. Der nördliche Hügel trägt die auf sechs mal sechs Säulen ruhende Halle des Darius mit je einer Vorhalle im Westen und Osten; die südliche ist noch nicht entdeckt worden.



Siegel des Darius.

Darius scheint auch in Ekbatana auf der alten medischen Königsburg einen Palast erbaut zu haben; hier hat man wenigstens einen glockenförmigen, mit Lotosblättern verzierten Säulenfuß gefunden, der genau den persepolitischen gleicht. Der Hügel war nach Polybios Beschreibung (2. Jahrhundert vor Chr.) ein künstliche Terrasse, und der königliche Palast war ein Holzbau mit Säulencolonnaden, dessen Cedern- und Cypressenbalken mit Gold- und Silberblechen überzogen waren.

Wir besitzen endlich auch ein Privatdenkmal des Darius, nämlich sein Siegel, mit den Worten in drei Sprachen „ich Darajavus der König“.

Xerxes (Chsajarsa). 485—465.

Darius hatte von seiner ersten Frau, einer Tochter des Gobryas, zwei Söhne; der ältere, Artabazanes, scheint von ihm zuerst zum Nachfolger ernannt zu sein; später jedoch gewann es Atossa, die Tochter des Kyros, über ihn, daß sein und ihr ältester Sohn, Xerxes, dereinst den Thron besteigen sollte, weil er durch seine Mutter von Kyros stammte und weil er der erste Sohn war, welcher dem Darius während seines Königthums geboren worden war.

Xerxes unterdrückte den unter seinem Vater ausgebrochenen Aufstand in Aegypten. Aus der Zeit des Xerxes sind mehrfache Inschriften in Aegypten auf uns gekommen, namentlich befindet sich auf dem Wege von Koptos (Kust, unterhalb Theben) nach der Seeküste von Koffeir eine Reihe von Bildern mit Anbetenden der Gottheit von Koptos, des Chem. Diese Inschriften des Atauhi, eines persischen Saris (Eunuchen) und Gouverneurs (Kapa) von Koptos, Sohnes des Artames und der Ranzau, erwähnen das 6. Jahr des Kambyses, das 36. des Darius und das 12. des Xerxes; in letzterem Jahre wurde die Inschrift gefertigt. Eine andere ist aus dem 2. des Xerxes, wahrscheinlich dem Jahre der Wiederunterwerfung Aegyptens. Ein anderer persischer Saris, Aruresch, nennt das 5. und 16. Jahr des Artaxerges.

Babel, dessen Bewohner den persischen Satrapen Zopyros ermordet hatten, wurde durch dessen Sohn, Megabyzos, erobert und geplündert, wobei der große Tempel des Bel, welcher heute Babil heißt, zerstört wurde.

Das Wichtigste, was Xerxes unternommen hat, ist der Krieg gegen Griechenland, den bereits sein Vater ohne Erfolg begonnen hatte. Es wurden die umfassendsten Rüstungen veranstaltet, eine große Kriegsflotte wurde seefertig gemacht, und für das Landheer wurden zwei Schiffbrücken über den Hellespont geschlagen, weil ein Ueberführen der Armee auf Schiffen zu lange aufgehalten haben und weil bei einer Lagerung von etwa einer Million Menschen mit den entsprechenden Reit- und Zugthieren sicher eine Epidemie ausgebrochen sein würde. Von der Doppelschiffbrücke hat Herodot eine ausführliche Beschreibung hinterlassen. Da dieser Schriftsteller den Architekten der Bosporusbrücke des Darius ausdrücklich nennt, denjenigen der Hellespontbrücken jedoch nicht, so darf man annehmen, daß die letzteren von persischen oder asiatischen Künstlern ausgeführt wurden; die Perser waren sehr geübt im Brückenbau und schon die Zoroastrische Religion bezeichnet die Ueberbrückung von Flüssen, wie überhaupt die Anlage von Straßen, wodurch der Verkehr und mit diesem der Wohlstand befördert wird, als verdienstliches Werk. Bereits Kyros überbrückte den Zagartes. Für die Herstellung der beiden Brücken wurden Fünfszigerer und Trieren, und zwar nach dem Schwarzen Meer hin 360, nach dem Hellespont hin 314 verankert. Die Schiffe lagen schräg gegen das (von West nach Ost sich ausdehnende) Meer

und in der Richtung der Strömung in der Meerenge, und auf ihnen lagen die ausgespannten Tauen. Die Anker wurden bei der oberen Brücke auf der Seite der Propontis ausgeworfen, weil hier die Winde aus derselben wehten, bei der untern aber nach dem ägeischen Meere hin, wegen der Süd- und Südostwinde. Zugleich ließ man an drei Stellen einen Raum (zwischen den übrigens dicht aneinander liegenden Schiffen), um den Verkehr kleiner Fahrzeuge nach dem Meere und zurück frei zu halten. Hierauf wurden die Tauen mit Hülfe von hölzernen Schiffswinden an den Ufern über die Schiffe gespannt, und zwar wurde jede Brücke von 6 Tauen getragen, von denen je 2 von weißem Flachse, 4 von Papyrus geflochten waren (nach dem Bericht eines andern Schriftstellers lagen die Tauen über den Vorder- und Hintereenden der Schiffe); die Flachstauen waren schwerer als die andern. Hierauf wurden Balken von der Breite der Brücke gesägt, über die Tauen gelegt und dann oben aneinander befestigt. Ueber die Balken kamen Bretter zu liegen, und sodann wurde Erde aufgefahren und glatt geebnet. Zuletzt wurde eine Brüstung auf beiden Seiten angebracht, welche die Lastthiere und Kriegspferde verhinderte, ins Wasser zu sehen und scheu zu werden. Es dauerte sieben Tage, bis der Uebergang über die Brücke bewerkstelligt war. Um ferner die Brücke, welche das Landheer begleiten sollte, nicht den Stürmen an den gefährlichen Felsen des Athos auszusetzen, wurde dieses Vorgebirge durch einen Canal bei Sane vom Festland abgetrennt; die Herstellung desselben war nicht schwierig, weil der sandige Boden an der höchsten Stelle kaum 50 Fuß über dem Meere liegt. Dieser Canal des Xerxes ist noch heute sichtbar und man könnte ihn mit geringer Mühe wieder fahrbar machen. Die Flotte bestand nach dem Zeugniß des Aeschylus und Aetias aus 1000 Schiffen und 207 Schnellseglern, nach dem des Herodot aus 1200 Kriegsschiffen und 1800 andern Fahrzeugen; alle andern Schriftsteller wiederholen die Zahl Herodots. Mit den Kriegsschiffen sind Triremen gemeint, welche einen Mast mit großem Segel, drei Reihen von Rudersitzen übereinander und ein Verdeck hatten; die Trireme konnte 30 Seesoldaten aufnehmen, während etwa 200 Ruderknechte, Matrosen und Schiffsoffiziere nothwendig waren. Jedes Kriegsschiff hatte einen Schnabel an dem mit Bildern heiliger Thiere oder Götter verzierten Bordertheil, bald über, bald unter dem Wasser, und dieser war bestimmt, das feindliche Schiff an der Seite zu durchlöchern und zum Sinken zu bringen. Neben den Kriegsschiffen hatten die Perser Langschiffe mit 15 oder 25 Rudersitzen auf jeder Seite (Triakonteren und Pentakonteren), leichte Boote (Kerkuren) und Lastschiffe. 300 Schiffe waren nach Herodot von Phönicien und Syrien, 200 von Aegypten, 150 von Kypros, 100 von Kilikien, 30 von Pamphylien, 50 von Lykien, 30 von den asiatischen Doriern, 70 von Karien, 100 von den Joniern, 17 von den Inselgriechen, 60 von den Aeoliern, 100 von den Joniern und Doriern am Hellespont gestellt und bemannt worden, jedoch bestanden die Combattanten aus Persern, Medern und Saken. Die schnellsten Schiffe

waren die phönitischen, unter ihnen wieder die schnellsten die sidonischen, außerdem zeichneten sich 5 Schiffe mit Bemannung von Halikarnassos und von den Inseln Kos, Nispros und Kalhdna aus, indem diese unter dem Befehl der Artemisia, der Tochter des Lygdamis standen, die für ihren minderjährigen Sohn regierte. Die Flottenbefehlshaber waren Phönikier, Kilitier, Lykier, Pyprier und Karier, die Admiralität aber bestand aus Persern, nämlich Ariabignes, Sohn des Darius und der Tochter des Gobryas, der den Oberbefehl über die ionischen und karischen Schiffe führte, Achämenes, Bruder des Königs, für die ägyptische Flotte; die übrigen Admirale waren Prexaspes, Sohn des Aspathines, und Megabazos, Sohn des Megabates.

Xerxes zog von Susa ab und ließ die in den westlichen Theilen des Reiches zusammengezogenen Truppen nach und nach zu seiner Armee stoßen. Von Kritalla am Halys, wo die Armee vollzählig geworden war, wurden die Winterquartiere in Lybien bezogen. Die Zahl der Soldaten mag sich auf eine Million belaufen haben. Herodot hat uns im 7. Buch seiner Geschichte eine äußerst werthvolle Beschreibung der verschiedenen Truppen, welche nach Rationen und Stämmen eingetheilt waren, hinterlassen, und indem wir dem Leser dieselbe kurz vorführen, ergreifen wir die Gelegenheit, mit Benutzung noch anderer Schriftsteller des Alterthums eine Beschreibung der militärischen Einrichtungen zu versuchen. Die Errichtung des persischen Lagers begann mit der Aushebung eines Grabens und Aufwerfung eines mit Wöschungen versehenen Walles von der gewonnenen Erde; er wurde mit Balken und Palissaden bewehrt. Hinter dem Walle fuhr man die Gepädwagen auf, welche einen zweiten Wall bildeten. Rings auf dem Walle vertheilt stehen die Wachtposten. Den Mittelpunkt des Lagers bildet das königliche Zelt, welches einen Vorraum und mehrere Gemächer enthält, alles mit kostbaren Teppichen bedeckt und mit Silber- und Goldgeräth ausgestattet; Xerxes überließ sein Zelt nach der Schlacht bei Salamis dem Mardonios, und nach der Schlacht von Platäa wurde es von den Spartanern erbeutet, und zur Erinnerung an die Siege über die Perser wurde nach seinem Muster das Odeon in Athen angelegt. Rings um das königliche Zelt waren die Zelte der Leibgarben sowie die Küchen und Bäckereien, die Marställe und Verschläge der Thiere aufgestellt. Die Zelte der Soldaten lagen nach den Abtheilungen der Armee angeordnet, mit den Offizierzelten an der Spitze, die durch Fähnlein kenntlich waren. Jedes Corps kannte genau seinen stets an derselben Stelle liegenden Platz. Die Wagenkämpfer und die Reiterei bildeten den nächsten Kreis um das königliche Zelt mit dessen Zubehör, denn das Anschirren der Wagen und das Satteln der Rosse erforderte diese sichere Stellung und eine genügende Zeit, ehe man einen plötzlich einbrechenden Feind empfangen konnte. Die leichte Infanterie lagerte links und rechts von der Reiterei, die Schützen vorn und hinten. Einen weiteren Kreis bildete das schwere Fußvolk, welches mit seinen großen Schilden den Feind wenigstens so lange aufhalten konnte, bis

die Reiterei beritten war. Jeder Soldat wußte, was er beim Abbruch des Lagers zu thun hatte und mußte das betreffende Stück für die Abholung durch die Gepäckwagen bereit halten, und die Führer der letztern waren über die Orte genau instruiert, wo sie sämmtlich zu gleicher Zeit aufzuladen hatten. Auch die Adjutanten des Königs kannten genau die Zelte sämmtlicher Heerführer, sodaß sie die Befehle ohne Aufenthalt zu bestellen vermochten. Kameele und Maulthiere trugen oder zogen die Belagerungsmaschinen, Sturmleitern, Sturmböcke und Sturmbächer, Wurfscheiben von Stahl, Gefäße mit Mastix, welche durch Wurfmachines gegen die Holzthore und Häuser der belagerten Städte geschleudert wurden und dieselben mit ihrem Inhalt tränkten, worauf die Brandlegung mittelst glühender Pfeile erfolgte.

Die Armee des Xerxes wurde von sechs Generalen geführt, Marдонios, Sohn des Gobryas und einer Schwester des Darius, Tritantachmes (Tschithrantachma), Sohn des Artabanos (Artavana), des Bruders des Darius und später Satrap von Babylonien, Smerdomenes (Martumana?), Sohn des Dtanés (Gutana) des Bruders des Darius, Masistes (Mathista), Bruder des Königs, Gergis, Sohn des Arizos, und Megabyzos (Magauchsa), Sohn des Hopyros.

Die vornehmste Truppe bildeten die Wagenkämpfer, indische, libysche, lydische (diese besonders gefürchtet und so geschickt, daß sie mit 4 und 6 Rossen fuhren) und persische. Die Kriegswagen, welche in älteren Zeiten bei Assyren und Aegyptern (seit den Hyksos) die größte Rolle spielten, wurden unter den Persern nach und nach durch die Reiterei verdrängt, und nach der Zeit Alexanders verschwinden sie aus dem Heere; noch einmal taucht bei Firbuzi eine Erinnerung an dieselben auf.

Die persische Infanterie unter Führung des Dtanés, Schwähers des Xerxes, trägt die Tiara, eine vorn überhängende Mütze, einen Schuppenpanzer von Erz und darüber den Waffenrock, und Weinkleider von Leder. Die hohen Schilde oder Gerschhen sind aus Zweigen geflochten, die Bogen befinden sich in einem Futteral, welches auch die mit Federn geschmückten Rohrpfeile enthält. Außer dem Speer führen die Perser das kurze Schwert, dessen Scheide auf der rechten Seite in einem Gehäng ruht und durch eine Fessel am rechten Knie befestigt ist, so daß man beim Rücken desselben die Scheide nicht zu halten braucht; statt dieses kurzen, breiten und zweischneidigen Schwertes (Atinates) tragen sie auch die Kopsis oder den krummen Säbel, und neben dem langen Speer auch einen kurzen Wurfspeer. Wie die Perser sind auch die Hyrtanier unter Megapanos gerüstet. Die Meder unter Tigranes, einem Achämeniden, trugen cylindrische Hüte aus schmalen Verticalstreifen, ihre Kleider oder Sarapen hatten weit herabfallende Aermel und waren an beiden Seiten mit Spangen aufgenommen; ihre Bogen hingen über der Schulter, ebenso ihre Pfeilköcher; ihre rothen Schilde waren elliptisch, mit halbrunden Einbiegungen an den langen Seiten. Ebenso gerüstet erschienen unter Mar-dontes die Krieger von den Inseln des persischen Golfs. Die Susianer unter

Anaphas, Sohn des Dtaues, sind wie die Perser gerüstet, tragen aber statt der Tiara den Turban, sowie linnene Panzer, wie die Aegypter, Phönizier und Etrusker und manche Helden vor Troja. Die Assyrer unter Dtaspez, Sohn des Artachäos, trugen Erz- und Eisenhelme mit Kämme, ihre runden Schilde waren bauchig, und sie trugen Dolche, Lanzen und Keulen mit Eisen-
spigen. Die Baktrer trugen den medischen Hut, kurze Lanzen und Bogen, die Scythen zeichneten sich aus durch einen hohen spitzen Hut von Filz, ihre Waffen sind Bogen, Dolch und zweischneidige Streitart (Sagaris). Beide Völkerschaften commandirte Hystaspes, ein Sohn des Darius und Stiefbruder des Königs. Wie die Baktrer sind auch die Krieger aus Chorasan unter Sisammes, Sohn des Hydarnes, gerüstet; ebenso die Parther, Chorasmier (aus den Gegenden zwischen dem Atrek und Chiwa) unter Artabazos, Sohn des Pharnakes; die Sogdianer (aus Samarkand) unter Azanes, Sohn des Artachäos; die Gandaren und Dadiken aus dem Industhale unter Artyphios, Sohn des Artabanos. Die Inder unter Pharnazathres, Sohn des Artabates, trugen baumwollne Röcke und waren mit Bogen und Rohrpielen mit Eisen-
spitzen bewaffnet; die schwarzen Inder oder Aethiopen (dravidische Völker) trugen einen Kopfsputz aus Pferdscalpen mit Ohren und Mähnen. Die Kaspi-
er von den Bergen Gilans und Mazenderans unter Ariomardos, Bruder des Artyphios, trugen Bogen und Schwerter; die Sarangen aus Sistan unter Pher-
dates, Sohn des Megabazos, erschienen in glänzend gefärbten Gewändern und bis ans Knie reichenden Stiefeln, mit medischen Bogen und Lanzen. Die Baktrer (Afghanen) unter Artyntes, Sohn des Ithamatres, waren mit Bogen und Dolchen bewaffnet und mit Mänteln von Fellen bekleidet. Eben-
so gerüstet waren die Stämme der östlichen Persis und Mefrans, die Jutijer und Myser unter Arsamenes, einem Stiefbruder des Königs, und die Parikanier aus Balutschistan unter Siromitres, Sohn des Deobazos. Die Araber, welche
samt den Kubiern von Arfames, Sohn des Darius und Satrap von Aegypten, geführt wurden, waren in lange faltige Mäntel gehüllt und führten Bogen, auch die Kuber, in Löwen- und Leopardenfellen auf der tätowirten Haut,
erschiene mit 7 Fuß langen Bogen von Palmblattrippen nebst Rohrpielen mit Feuerstein-
spitzen, Speeren mit Antilopenhörnern und Keulen. Die Libher unter Massages, Sohn des Darizos, trugen Lederkleider und waren mit Wurf-
spießen bewaffnet. Die kleinasiatischen Völker von der Nordküste und aus dem innern Land unter Dotos, Sohn des Megastibros und unter Gobryas, Sohn des Darius und der Artystone, sowie Phrygier und Armenier unter Artochmes, einem Schwager des Königs, trugen geflochtene Lederhelme, schmale
Schilde, kurze Speere, Wurfspieße und Dolche, ihre Füße waren mit hohen Stiefeln bekleidet. Die Mysier mit eigenthümlichen Helmen, Wurfspießen und kleinen Schilden, und die griechisch gerüsteten Lydier führte Artaphernes, ein
Beter des Königs; die thrakischen Bithynier unter Bassakes, Sohn des Artabanos, hatten Fuchsbälge über den Kopf gezogen und trugen bunte Mäntel,
Stiefel von Rehleder, und waren mit Wurfspießen, Tartischen und Messern

bewehrt. Unter Dabres, Sohn des Hytanes, standen die Chalyber, mit kleinen Schilden von Ochsenleder, mit zwei Wolfsspießen; ehernen Helmen mit Ohren und Hörnern von Stieren verziert, mit rothen Bändern um die Beine; ferner wie auch die Mosynöten trugen linnene Panzer von dickem Stoff, wie denjenigen, in welchem man bei den Griechen die Bettpolster wegräumte; die Kabalier, die nördlichen Nachbarn der Lykier, und die Kilikier hatten Helm und Tartschen von Leder, wollene Waffenröcke, sowie zwei Wurfspeere und ägyptische Schwerter, die Milther aus dem Innern Lykiens kurze Speere, Bogenschilder von Kirschholz und Ledermützen; die nördlichen Stämme, Moscher und Tibrenen unter Ariomardos, Sohn des Darius und der Parmys, Matronen und Mosynöten unter Artaktes, Sohn des Therasmis, trugen Holzhelme, kleine Schilder und Speere mit langen Spitzen; unter Pharandates, Sohn des Teaspes, standen die Maren mit geflochtenen Helmen, Leder Schilden und Wurfspeeren, und die Kolcher mit Holzhelmen, Schilden und Häuten, Schwertern und kurzen Speeren; Saspiren und Marodier unter Führung des Masiste, Sohn des Siromitras, waren ebenso gerüstet.

Zur Infanterie gehörten die wenig geachteten aus Sagarten und roheren Hülfsvölkern bestehenden Schleuderer, welche unter die einzelnen Truppentheile vertheilt oder als Plänkler benutzt wurden.

Die Reiterei wurde commandirt von den Medern Armamithras und Tithäos, Söhnen des Datis, und Pharnuches, der beim Ausbruch von Sardis vom Roß stürzte und an der Schwindsucht starb. Die persische Reiterei war ganz in Eisen und Erz gekleidet; die Panzerschuppen der Offiziere waren vergoldet, die Röcke über den Harnischen von Purpur; die runden Schilde waren klein und mit Erz beschlagen, auch das Roß trug Stirnplatten und Bug- und Rückenpanzer, der Stirnbüschel war durch einen Ring zusammen gefaßt und stand garbenförmig in die Höhe. Das Riementwerk war mit metallenen Rosetten besetzt, und Quasten hingen von Hals und Rücken herab. Auch die Hufe sind mit Hufeisen bewehrt. Am prachtvollsten gerüstet war die Schaar der 10,000 Unsterblichen unter Führung des Hydarnes, des Sohnes des Hydarnes; ihre Röcke waren mit Steinen besetzt und mit Gold gestickt, um den Hals trugen sie wie die römischen Ritter goldene Ketten. 1000 von diesen bildeten die Leibwache des Königs. Neben der persischen Reiterei erschienen die berittenen Sagarten mit Lasso von Riemen, weld sie über den Kopf der Feinde warfen, worauf sie diese an sich heranzerrten und mit den Dolchen umbrachten. Außerdem stellten noch Armenier, Meder, Sufianer, Inder, Baktrer, Kaspier, Kaspiren (aus dem hohen Nordosten von Iran) und Parikanier Reiterei, in derselben Rüstung wie ihre Fußtruppe, und endlich ritten die Araber auf Dromedaren. Das Land, welches die meisten Pferde züchtete, war Medien, und namentlich auf den Ebenen von Charak, Mischtar, Huru, Silachur, Feridun wurden die sogenannten mischischen Rosse auf der Weide gehalten. Diese Race ist die turkomanische und ist groß, stark und ausdauernd; eine andere im heutigen Iran vorkommende ist das Las

Pferd oder der Klepper (Zabu); die arabische Race wurde erst von Nadir Schah († 1747) eingeführt; eine Kreuzung der turkomanischen und arabischen Race sind die Badpai oder Windfüße, welche man in jedem Marstall reicher Leute findet. Die arabischen Pferde haben flache Stirn und gerade Gesichtslinie, sie stammen aus Centralasien und wurden von den Ariern auf ihren Wanderungen mitgeführt; zu ihnen gehören nicht nur die griechischen Rosse, wie sie die Sculpturen des Parthenon zeigen, sondern auch die englischen Vollblutpferde, und die Bezeichnung arabisch bezieht sich nicht auf ihre Heimath, sondern auf die Vervollkommnung, welche ihnen bei den Arabern geworden ist, die sie erst später kennen lernten. Die turanische Race, wozu die nisischen Pferde der Achämeniden und die ägyptischen der 18. Dynastie gehörten, haben eine gewölbte Stirn und schroffe Gesichtslinie. Die persischen Rosse wurden sorgfältig für den Kriegsdienst abgerichtet, an das Getöse der Waffen nicht allein, sondern auch an den Anblick gefallener Krieger dadurch gewöhnt, daß man ihnen Puppen in den Weg legte. Uebrigens gab es im Elburz, dem Gebirge von Gilan und Mazenderan, ein Volk, welches noch zur Zeit der Abbasiden sich der Stiere als Reitthiere bediente, da es die Pferde erst sehr spät kennen lernte.

Die einzelnen Heeresabtheilungen hatten Feldzeichen und Standarten, Stäbe mit klasternden Ablern von Gold und Fahnen (Drasscha), auf welchen Wappenthiere und sonstige heraldische Gegenstände gemalt und gestickt waren: Elephanten, Löwen, Drachen, Rosse, Wölfe, Eber, Mond, Sonne (man sehe Herodotus' Helden sagen, übersetzt von A. F. von Schack, S. 339). Die Karrier trugen zuerst Schildbeisen getragen haben. Die Signale wurden mit Trompeten und Heerpauken gegeben.

Das ganze Heer marschirte in drei Heersäulen; die erste bestand aus dem Gepäck und der Hälfte der nicht-persischen Truppen; die zweite hatte den König in ihrer Mitte; vor ihm her gingen 10 heilige Rosse und ein heiliger Wagen, von acht weißen Pferden gezogen. Der König war umgeben von 12,000 Persern zu Fuß und 12,000 zu Pferd, der Elite des ganzen Heeres. Von Sardes wälzte sich die ungeheure Masse den Hermos hinab und schwenkte nahe an dessen Mündung nach Norden ab, um von Abydos aus, wo Xerxes eine Heerschau hielt, über den Hellespont zu gehen. Der König goß ein Trankopfer ins Meer, und opferte ihm den hiebei verwendeten goldenen Becher nebst einer goldenen Schale und einem Schwert. Die Soldaten bestreuten die Brücken mit Myrten und räucherten, worauf die Unsterblichen mit Kränzen geschmückt den Uebergang eröffneten. Am zweiten Tage ging der König mit dem heiligen Wagen über die Brücke. Das Gepäck bediente sich der zweiten Brücke. In Europa fand der Marsch der drei Heersäulen keine Beunruhigung; im Gegentheil erklärten die Staaten des nördlichen Griechenlands ihre Unterwerfung. Der Zugang von Thessalien nach Bhois, Böotien und Attika ist ein schmaler Saum zwischen dem Meer und dem Berge Kallidromos, von einem Flüsschen, dem Spercheios durchschnitten, und damals durch ein Thor

gesperrt. Diesen Paß von Thermopylä hatten etwa 9000 Griechen, Spartaner, Phokier, Lokrer, Thespier und Thebaner besetzt, und diese Mannschaft war ausreichend, um die Vertheidigung gegen noch so große Heeresmassen mit Erfolg auszuführen. Xerxes ließ medische, susische und scythische Truppen angreifen, aber diese sowenig wie die Garde der Unsterblichen richteten etwas aus. Erst am dritten Tage erreichte die Hellenen das Schicksal, welches vorauszu sehen war. Die Perser hatten den Vortheil, stets frische Truppen zur Action zu bringen, dagegen den Nachtheil, daß die Griechen, besonders die Spartaner, bessere Soldaten und sich bewußt waren, daß das Geschick ihres Vaterlandes auf der Spitze ihrer Waffen stand. Unter den gefallenen Persern befanden sich zwei Brüder des Königs, Abrokomes und Hyperanthes, Söhne des Darius und seiner Nichte Phratagune, deren Leichen man mit den Waffen in der Hand auffand. Um den Körper des Spartanerkönigs Leonidas entspann sich ein wüthender Kampf, der erst endete, als Hydarnes, mit einem Zug Perser auf einem Bergpfad von Trachis über den Kallidromos herabstieg und den Hellenen in den Rücken fiel. Von allen Seiten bedrängt, wehrten sie sich mit den Waffen, zuletzt mit Händen und Zähnen, bis der letzte Mann gefallen war.

Das Land lag jetzt den Persern offen. Athen mit der Akropolis wurde zerstört; die persische Flotte, welche durch einen heftigen Sturm an der Küste von Magnesia etwa 400 Schiffe, und 15 in einem Treffen am Artemision (dem Nordcap von Euböa) eingebüßt hatte, lieferte der griechischen mehrere Treffen, in denen sich besonders die Aegypter auszeichneten; obwohl der Erfolg im Ganzen für die Griechen günstig war, so glaubten sie doch sich in die inneren Gewässer zurückziehen zu müssen; die persische Flotte segelte nach Sunion und ankerte vor Athen. Die überlegene Seetaktik der Griechen errang bei Salamis über die feindliche Flotte einen glänzenden Sieg, der auf Xerxes, welcher selbst dem Kampf vom Gestade aus zusah, einen solchen Eindruck machte, daß er ein weiteres Vorrücken in Griechenland aufgab und den Rückzug antrat. Zugleich wurde die persische Flotte, welche ein paar hundert Fahrzeuge eingebüßt hatte, nach dem Hellespont abgeordnet, um die Brücken zu vertheidigen. Dieser Rückzug des Xerxes wurde durch die Ueberlegung veranlaßt, daß man Griechenland, dessen Hauptstärke die Seemacht bildete, ohne Flotte nicht erobern konnte, und die Ueberlegenheit der Griechen zur See hatte die Schlacht von Salamis thatsam vor Augen geführt. Marbonios blieb mit 200,000 Mann in Thessalien, um im nächsten Jahre den Krieg wieder aufzunehmen. Der Rückzug wurde von verschiedenen Unglücksfällen betroffen: das Heer wurde durch Mangel an Proviant und durch Typhus decimirt, die Hellespontbrücken hatte ein Sturm zerstört und die Ueberschiffung war selbst mit großer Gefahr verbunden. Noch von Sestos aus ließ der König 40,000 Mann unter Artabazos nach Thessalien abrücken, so daß hier 300,000 Perser die Winterquartiere bezogen. Marbonios begann sogleich im Frühjahr die Feindseligkeiten; er besetzte Athen nochmals und gab von diesem

Erfolg dem Keryx durch Feuerzeichen, wie sie bei den Griechen üblich waren, Nachricht, wahrscheinlich längs der Küste nach dem Athos und über Lemnos nach Asien. Die Peloponnesier waren im Begriff, die vaterländische Sache zu verlassen, als der tapfere Pausanias von Sparta durch sein energisches Auftreten einen Umschwung bewirkte. Ein ansehnliches Heer, freilich nur ein Drittel der persischen Streitmacht, rückte dem Marдонios nach, welcher sich in eine vorzügliche Stellung am Asopos in Böotien, mit der festen Stadt Theben im Rücken, zurückgezogen hatte. Die Feindseligkeiten dauerten mehrere Tage. Das erste Gefecht hatte die persische Reiterei unter Masistios. Dieser General ritt ein nisiaisches Roß, welches mit einem goldenen Gebiß und herrlichem Geschirr aufgezümt war. Die Hellenen wurden so sehr bedrängt, daß sie von den Perfern Weiber gescholten wurden und daß sie um Verstärkung baten. 300 Athener stießen zu ihnen. Die persischen Reiter griffen in Schwadronen an, als das Roß des Masistios, der voranritt, von einem Pfeil in die Flanke getroffen sich bäumte und den Reiter absetzte. Sogleich liefen Athener herbei und hieben auf den Gefallenen los. Er trug unter seinem Scharlachkleid einen Harnisch von goldenen Schuppen, welcher den Schlägen Widerstand leistete, bis ein Athener ihn durch einen Stich in die Augenhöhle umbrachte. Die persischen Reiter trieben die Athener zwar zurück, als sie aber den Tod ihres Anführers bemerkten, ergriffen sie die Flucht. Die Griechen führten den todtten Masistios auf einem Wagen durch ihre Reihen und bewunderten die Größe und Schönheit des Gefallenen. Sein goldener Harnisch wurde nebst einem Schwert des Marдонios im Tempel der Athene Polias zu Athen aufgehängt. Marдонios stellte jetzt sein Heer auf. Reiterei besetzte die Uebergänge des Rithäron in die Ebene von Plataä, um etwaigen Zuzug abzuwehren. Sie hob auch eine Proviantcolonne von 500 Lastthieren auf. Die persische Cavalerie beunruhigte die Griechen, während beide Armeen sich gegenüberstanden und flüchtete ihnen eine solche Furcht ein, daß sie sich dicht vor Plataä zurückzogen und erst nach elf Tagen den Kampf wagten. Die Opferschau auf beiden Seiten hatte, wie man sagte, ungünstige Aspecten für die Angreifer gezeigt. Die Perfer sahen während des ganzen Verlaufs des Kriegs gegen die Hellenen Landsleute der letzteren in ihren Schlachtreihen, und persisches Gold hatte oft mehr vermocht als persische Waffen. Artabazos rieth dem Marдонios, den Krieg dadurch zu beendigen, daß man das viele Gold und Silber, sowie andere Kostbarkeiten im persischen Lager den Griechen, besonders einflußreichen Männern sende, wodurch eine Schlacht vermieden und Griechenland durch Verrath an die Perfer kommen würde. Marдонios bestand auf einer Schlacht. Er ließ die Reiterei vorgehen, welche den Griechen den Zugang zum Asopos abschnitt und eine Quelle verschüttete, sodaß sie Nachts auf eine Art von Insel, welche durch zwei Arme eines Fließchens gebildet wurde, flüchteten. Marдонios ging dann selbst über den Asopos, der nur von Spartanern und Tegeaten besetzt war. Die anderen Generale folgten sogleich und im Wahne, schon als Sieger die Flüchtigen zu verfolgen, eilten

sie in völliger Unordnung vorwärts. Pausanias ließ die Athener, welche ein Hügel den Persern verdeckte, zu Hülfe rufen; jedoch wurden die Athener von den persischen Griechen aufgehalten. Die Perser bildeten mit ihren in die Erde befestigten Gerren, großen von Weiden geflochtenen und zuweilen mit Leder überzogenen Schilden einen Wall, hinter welchem sie auf die Griechen schossen. Die letzteren rückten vor, warfen den Schildwall nieder und es entspann sich ein hartnäckiger Kampf. Die Perser faßten die griechischen Speere und zerbrachen sie mit der Hand, „denn, sagt Herodot, in Stärke und kriegerischem Geist waren die Perser nicht im geringsten den Griechen nachstehend“; was den letzteren Vortheil gewährte, war, daß die Perser keine Rüstungen trugen, während die anderen schwer geharnischt waren, auch stand ihrer Tapferkeit keine Umsicht und Kenntniß militärischer Taktik zur Seite. Als nun Mardonios selbst getödtet wurde, wichen ihre Reihen und in wilder Flucht stürzten sie sammt den übrigen Asiaten, welche noch gar nicht gefochten hatten, ins Lager zurück, während nur die Reiterei soviel Haltung zeigte, daß sie den Rückzug vor der Verfolgung schützte. Das Lager wurde rasch in Stand gesetzt; man vertheidigte die Verschanzungen tapfer und erfolgreich. Aber die Griechen erkletterten die Mauern und ergossen sich ins Lager. Die Tegeaten, zuerst im Lager, plünderten das Zelt des Mardonios, wo sie u. A. eine Krippe von Bronze fanden, welche sie in den Tempel der Athene Alea stifteten (22. Sept. 479). Die Beute war außerordentlich; in den Zelten Massen von Gold- und Silbergeräth, übergoldete Ruhelager, goldene Schalen, Becher und andere Trinkgefäße. Pausanias beauftragte die Heloten, alle Schätze zu sammeln; diese befolgten den Befehl aber nur in Bezug auf die Dinge, welche sie nicht bei Seite schaffen konnten, die übrigen verkauften sie an die Aegineten, welche das Gold wie schlechtes Erz bezahlten und dadurch den Grund ihres Reichthums legten. Den Erschlagenen nahmen die Spartaner unzählige Armringe, Ketten, Schwerter mit goldenen Ornamenten, gestickte Prachtkleider ab; noch lange Zeit nachher förderte man auf dem Schlachtfelde Kisten mit Gold und Kostbarkeiten zu Tage. Es wird auch erzählt, daß Pausanias von den gefangenen Köchen des Mardonios eine persische Mahlzeit habe anrichten lassen. Als er die von Gold funkelnden Divans mit den prachtvollen persischen Teppichen und das schimmernde Tischgeräth mit den ausgefechtesten Speisen bemerkte, soll er gesagt haben: Seht, wie groß die Thorheit dieses persischen Feldherrn war, der eine solch' üppige Tafel verließ, um uns die unsrige wegzunehmen.

Mehr noch als die Zurückdrängung der Perser hatte dieser Sieg den Erfolg, daß er die Zuversicht der Hellenen im Kampfe mit den Barbaren befestigte und den Gedanken erweckte, den Spieß umzudrehen und dem Feind ins eigene Haus zu brechen. Thracien und Makedonien hatten leicht ihre Unabhängigkeit wieder gewonnen, nur Byzanz blieb noch zwei Jahre, Gron (an der Mündung des Strymon) drei Jahre, und das wichtige Doriskos, welches ein englischer Geschichtschreiber mit dem Calais zur Zeit Heinrichs VI.

verglichen, blieb als ein Zeichen vergangener, als ein Hoffnungsanker künftiger Eroberung noch bis zur Mitte des Jahrhunderts in persischem Besitze. Die Hellenen befreiten ihre Brüder auf den Inseln der anatolischen Küste und besiegten die Perser an dem Vorgebirge Mykale, an demselben Tage, wo bei Plataää gestritten wurde. Gleichwohl blieben noch sämtliche Küsten Kleasiens in persischem Besitze; einige Jahre später wiederholten die Griechen einen Angriff an der Südküste, wo sie die persischen Besatzungen der griechischen Städte Kariens und Lykiens vertrieben und am Ausflusse des Curymedon (Köprü-Su) eine phönizische Kriegsflotte und ein persisches Landheer in die Flucht schlugen (466). Dieser von den Griechen errungene Erfolg verschaffte Athen den Besitze des Mittelmeeres, der erst wieder im Jahr 449 zum Theil an die Perser verloren ging.

Während also am Westende des Reichs die Vorboten künftiger größerer Unglücksfälle sich bemerklich machten, traten auch im Mittelpunkt desselben Anzeichen hervor, daß das persische Reich den Höhepunkt seiner Macht überschritten hatte. Xerxes, bei Gelegenheit nicht ohne hochherzige Regungen, überließ sich leicht augenblicklichen Eindrücken und der Leitung anderer, welche seinen Leidenschaften schmeichelten; es begann am Hofe das Spiel der Ränke unter Höflingen und Weibern, womit in der Regel der Verfall orientalischer Reiche anhebt, und es werden Vorfälle erzählt, wie sie an den sittenlosesten Höfen vorzukommen pflegen. Bezeichnend für diese Zustände ist eine von Herodot erzählte Geschichte: Xerxes verliebte sich während seines Aufenthaltes in Sardes in das Weib seines Bruders Mafistes, als aber seine Anträge zurückgewiesen wurden, betrieb er die Verlobung seines Sohnes Darius mit Artaynta, der Tochter des Mafistes, weil er hierdurch seinem Ziele eher sich nähern zu können hoffte. Als nun Artaynta in den Palast zu Susa eintrat, verdrängte sie durch ihre Reize die Leidenschaft für ihre Mutter bei Xerxes, und dieser erfreute sich ihrer vollen Gunst. Nun hatte Amestris, die Königin, ihrem Gemahl ein prachtvolles von ihr selbst gewobenes Kleid verehrt. Eines Tages besuchte er in diesem Kleid die Artaynta und als er diese voll Bärtlichkeit fand, versprach er ihr die Erfüllung eines Wunsches; Artaynta ließ sich das Versprechen eidlich bekräftigen und verlangte dann das Kleid. Xerxes, der den Born der Amestris fürchtete, beschwor sie, ihren Wunsch zurückzunehmen, er versprach ihr Gold und Städte, aber vergebens; Artaynta nahm das Kleid und trug es häufig. Amestris hatte bald das ganze Verhältniß durchschaut und ersuchte mit scheinbarer Unbefangenheit den König an seinem Geburtstage, an welchem er der Sitte gemäß keine Bitte abschlagen durfte, ihr das Weib des Mafistes, die Mutter der Artaynta zu schenken. Xerxes errieth sogleich die Absicht seines Weibes, mußte aber die Bitte gewähren, schon um der Zubringlichkeit ihrer fortwährenden Bitten enthoben zu sein; jedoch rieth und befahl er dem Mafistes, sich von Susa zu entfernen oder wenigstens sich seines Weibes zu entäußern, wofür er eine Tochter des Königs zur Frau erhalten sollte. Mafistes aber im Bewußtsein

seiner Unschuld weigerte sich entschieden, das eine oder andere zu thun. Mittlerweile ließ Amestris das unglückliche Weib durch Leibgarben verhaften, ihr die Nase, Ohren, Lippen und Brüste abschneiden und die Zunge ausreißen, worauf sie wieder entlassen wurde. Ihr Gatte beschloß sich dadurch zu rächen, daß er mit seinen Söhnen einen Aufruhr unter den Baktrern und Saken anzettelte. Er wurde jedoch auf dem Wege eingeholt und sammt seinen Söhnen und seinem Anhang umgebracht.

Xerxes fiel als Opfer einer Hofverschwörung; er wurde von dem Hyrtanier Artabanos, dem Anführer der Leibwache, und dem Kammerling Mithribates ermordet.

Wir besitzen von Xerxes Architekturdenkmale, welche die Kunst in derselben Blüthe zeigen wie unter seinem Vater und welche wir bereits bei der Betrachtung des Palastes von Persepolis erwähnt haben. Die Felsgrüfte bei Persepolis sind außer dem Dariusgrab nicht mit Inschriften versehen; das Grab des Xerxes dürfte das dritte in der Reihe von Naqsch Rostam sein. Auch die Inschrift im Gebirge Alwand bei Ekbatana haben wir bereits kennen gelernt. Eine andere Inschrift des Xerxes findet sich in Wan, 60 Fuß über der Ebene an dem hier senkrecht aufsteigenden Burgfelsen; nach dem üblichen Eingang besagt die Inschrift: „Es spricht Chsajarsa der König: Darajavus, welcher mein Vater war, hat durch die Gnade des Auramazda viel Schönes gemacht und befohlen, diese Stelle zu behauen, doch hat er keine Inschrift eingraben lassen; ich befahl, die Inschrift einzugraben. Auramazda sammt den Göttern möge schützen mich, mein Reich und was ich gemacht habe.“ Wir besitzen auch eine Malachitvase, welche seinen Namen in Keilschrift und Hieroglyphen zeigt.

Unter Xerxes erreichte die Pracht des königlichen Hoflagers ihren Höhepunkt. Die Kostbarkeit des königlichen Schmuckes wird von den Griechen auf 12,000 Talente geschätzt, und diese enorme Summe wird man nicht übertrieben finden, wenn man liest, was Sir Robert Ker Porter von dem Schah und der Pracht seines Ornat's erzählt: „Der Schah erschien wie ein Strahl von Juwelen, der im völligen Sinne das Auge blendete; die einzelnen Kleidungsstücke waren folgende: eine hohe dreifache Tiara bedeckte sein Haupt, ganz von dicht gesetzten Diamanten, Perlen, Rubinen und Smaragden derart geschmückt, daß ein überaus schönes Farbenspiel des brechenden Lichtes entstand. Mehrere schwarze Federn, wie von Reihern, wechselten mit den glänzenden Diamantsträußen dieses wahrhaft kaiserlichen Diadems, deren Spitzen birnförmige Perlen von außergewöhnlicher Größe zierten. Sein Gewand war von Goldgewebe, zum großen Theil von einem ähnlichen Edelstein- und Perlen schmuck bedeckt, und um den Hals hing eine Doppelfette von Perlen, vielleicht den größten in der Welt. Nichts aber kam den breiten Armbändern gleich, sowie dem Gürtel, welche im Sonnenlicht wie ein Feuer strahlten. Das rechte Armband nannte man den Berg des Lichtes (Kohi Nur), das linke das Meer des Lichtes (Darjai Nur); diese so benannten

Diamanten hatte die Raubgier des Nadir Schah in den persischen Kronschatz gebracht, als er Muhammed Schah, den ersten Kaiser der mongolischen Dynastie, aus Delhi vertrieben und seine Besitzungen an Persien gebracht hatte.“

Das eheliche Leben des Schahs war im Alterthum wie heutzutage. Das Klima und die körperlichen Verhältnisse der orientalischen Frauen haben überall im Orient Polygamie veranlaßt; jedoch ist die Monogamie deshalb weit überwiegend, weil nur wohlhabende oder reiche Männer die Kosten zu tragen vermögen, welche der Unterhalt eines Frauenhauses verursacht. „Die Reize der Frauen dauern selten über 8 oder 10 Jahre, selten auch besitzen sie gemüthliche Eigenschaften, welche den Mann bezaubern könnten; die noch eben glänzende oder scherzende Schönheit, voll von Lächeln und schmachtenden Blicken, wird dürr, welk, triefäugig, in jeder Hinsicht ein häßliches Weib. Der kurze Sommer ihrer Blüthe beginnt schon mit dem 11. oder 12. Jahre und endet bald nach dem zwanzigsten; jedes folgende Jahr bringt eine neue Knospe, bis das ehemalige „Licht des Harems“ ganz in Schatten gestellt ist. Obwohl ein solches Weib noch voller romantischer Erzählungen ist, worin Liebe das Hauptthema ausmacht, und welche von allen mit gieriger Aufmerksamkeit gehört werden, so bezweifle ich doch, daß noch ein Rest solchen Gefühles in ihr selbst sich finde. Körperliche Schönheit mag eine heftige vorübergehende Leidenschaft erwecken, ja gerade je weniger gemüthliche Anziehungskraft sie besitzt, um so mächtiger wird ihre Gewalt sein, jedoch müssen Vorzüge des Herzens hinzukommen, um diese augenblicklichen Erregungen in jene zarten Empfindungen sich verwandeln zu lassen, welche dauerhaft die theuersten Bande unseres Lebens weben. Daher folgen keine zärtlichen Erinnerungen dem Ueberdruß an jenen einst liebenswerthen Wesen; eine folgt der andern in der Gunst ihres Herrn, ohne daß dieser vorher und nachher sich viel um sie kümmert, gerade wie er aus seinem Fenster die Blüthe und dann die Entblätterung der Rose gleichgültig betrachtet.“ Ein wohlbesetztes Harem, wie des Schahs, besteht aus Frauen, Neben und Sklavinnen; die Kinder aller dieser gelten als legitim, jedoch hat eine unter den Frauen, die Königin, die Mutter des Thronerben, den höchsten Rang, und im Alterthum waren die übrigen Frauen genöthigt, vor ihr anzubeten; sie trug ein Diadem und ein Purpurkleid als Abzeichen ihrer Würde und bezog die Einkünfte gewisser Städte zur Bestreitung ihres Aufwandes. Das Harem wird außer von den Sklavinnen auch von Kämmerern oder Eunuchen unter einem Oberkämmerer bedient, wie dies bereits in Assyrien der Fall war, und das Harem der Residenz war den Blicken der Männer durchaus verschlossen. Das Buch Esther berichtet wohl übertrieben, daß die neu erworbenen Mitglieder des Frauenhauses ein Jahr lang warten mußten, bis sie der Gnade des königlichen Besuches gewürdigt wurden; diese Zeit war der Pflege ihres Körpers gewidmet, der mit Salben und Myrtenöl bearbeitet, mit Aromen besprenkt und mit Schminken bemalt wurde. Die Frau spielt in der Weltgeschichte eine weit größere Rolle, als man gewöhnlich glaubt, und das

Frauenhaus der spätern Achämeniden war nicht nur der Schauplatz von Liebesintriguen und eifersüchtigen Zankes, sondern auch der Ausgangspunkt politischer Actionen, sogar mancher Verbrechen.

Die Tafel des Königs war sprüchwörtlich durch die Pracht des Tischgeräthes und die Vorzüglichkeit der Gerichte. Täglich wurde eine Unmasse von Vieh, Wildbret und Geflügel geschlachtet und geopfert (das Tödten eines lebenden Wesens wurde durch die Weihung eines Körpertheiles an die Gottheit geföhnt), denn nicht nur der König und seine Umgebung oder seine Frauen, sondern auch die Leibgarden und Hofbeamten wurden auf Kosten des Königs verpflegt. Die persischen Gourmands sind schon früh auf die Erfindung des Desserts gekommen, welches nach Befriedigung des Hungers den eigentlichen feinschmeckerischen Genuß bildet, Obst, Confituren, in Eis gekühlte Sorbete u. dgl. Die Griechen erzählen allerlei Anekdoten, um die Erhabenheit der persischen Tafel über der griechischen zu verdeutlichen, und wonach sich jene zu dieser etwa verhalten mag wie ein Diner bei den Frères Provençaux zum Mittagessen im Hôtel eines deutschen Städtchens. Der König von Persien belohnte neue culinarische Erfindungen gleich den Verdiensten auf anderen, uns wichtiger dünkenden Gebieten, und es kamen die Naturalien für den königlichen Tisch von denjenigen Orten, wo dieselben in bester Qualität zu haben waren; sein Trinkwasser, auch wenn er reiste, war stets aus dem Choaspes (Kercha in Susiana), der Weizen für die Brote kam aus Aegypten und aus Assos (an der mythischen Küste), der Wein aus Chalybon (Aleppo). Ein Schriftsteller hat uns einen Küchenzettel aufbewahrt, welchen Alexander auf einer ehernen Säule in Persepolis eingravirt gefunden haben soll; hier werden uns Braten und Gemüse, Brei und Saucen, Würzen und Oele genau mitgetheilt. Wie noch heute, waren den Persern auch in alter Zeit Messer, Gabel und Löffel unbekannt, indem man flüssiges aus Schalen trank, dagegen die vorher tranchirten festen Speisen und Pilavs mit großer Grazie mittelst der Finger und mit Hülfe von dünnen Brotscheiben zum Munde führte, ohne daß ein Finger die Lippen berührte. Vor und nach der Tafel wurden Waschbeden gereicht, um die Hände zu reinigen. Auch fehlte es nicht an musikalischem Wohlklang bei der persischen Tafel; es wird von Annaros, Satrapen von Babylonien erzählt, daß 150 weibliche Musikanten zum Saitenspiel sangen, während er speiste.

Artaxerges I. (Artachsatra). 465—425.

Der Sohn des Xerxes, Artaxerges Longimanus, ein milder aber schwacher, von seiner Mutter und seiner Schwester Amytis, beide Frauenzimmer von frivoler Natur, geleiteter Mann, bestieg den Thron über die Leiche seines Bruders Darius hin: der Mörder Artabanos bürdete diesem die Schuld der Ermordung seines Vaters auf, und Artaxerges ließ den Darius tödten. Artabanos ging nun damit um, den Artaxerges aus dem Weg zu räumen, um

selbst die Zügel der Regierung in die Hand zu nehmen. Megabyzos, Sohn des Popyros und Gatte der Amptis, trennte sich von dieser, weil ihre Sitten ihm Verachtung einflößten. Da er hierdurch mit der königlichen Familie in Berührung kam, so glaubte Artabanos an ihm einen Genossen seiner Pläne zu finden; Megabyzos jedoch verrieth das Complot dem König und Artabanos wurde sammt seinen Spießgesellen hingerichtet, der eigentliche Mörder des Kerges, Mithridates, wurde zum Tod durch die „Krippen“ verurtheilt, eine furchtbare Todesart, die wir bei Gelegenheit der Rechtspflege unter Darius kennen gelernt haben. Die Absicht, für ihren Vater Blutrache zu nehmen, kostete noch den Söhnen Artabanos das Leben.

Bei Antritt der Regierung zeigten sich wie gewöhnlich Unruhen. Baktrien unter des Königs Bruder Hystaspes wurde nach zwei Schlachten zum Gehorsam gebracht. Inaros, Sohn des Psamtik, ein Fürst von Libyen, zettelte einen Aufruhr gegen den ägyptischen Satrapen Achämenes an; in der Schlacht bei Papremis in Delta wurden die Perfer geschlagen und Inaros erlegte den Satrapen. Die Perfer waren auf Memphis zurückgeworfen, als eine athenische Flotte den Nil hinauffegelte und die persischen Schiffe in die Flucht jagte, sodasß man zur Belagerung der weißen Burg in Memphis schreiten konnte, welche über ein Jahr von den Persern vertheidigt wurde. Megabyzos, damals Satrap von Syrien, rückte mit einer großen Armee heran, Artabazos, Satrap von Kilikien, segelte mit phönitischen Schiffen, deren Herstellung ein Jahr in Anspruch nahm, den Nil herauf, und die vereinigte Armee beider Feldherrn schlug die Aegypter und entsetzte die Burg in Memphis. Die Athener wurden auf Prosopitis, einer von zwei Nilarmen gebildeten Insel, umzingelt, ein Flußarm trocken gelegt, und nur wenig entkamen nach Kyrene. Inaros, obwohl Megabyzos ihm das Leben versprochen hatte, wurde gekreuzigt (455). Athen, der geschworene Feind der Perfer, ruhte indessen nicht, sondern rüstete eine Flotte aus, um Kypros, den wichtigsten Stützpunkt der Seerüstungen der Perfer, diesen zu entreißen. Obwohl nun die Athener die Belagerung von Kition aufheben mußten, gelang es doch nach einem Sieg über das phönitische und kilikische Geschwader auf der Insel zu landen und alsdann ein persisches Heer in Phönitien zu besiegen. Glänzende Erfolge hatte also keine Partei aufzuweisen, und man stellte die Feindseligkeiten ein; die persischen Flotten wagten nicht, der Rhebe von Phaselis in Lykien in Sicht zu kommen, sondern hielten sich in den Gewässern von Kilikien und Pamphylien; die persischen Tributlisten wurden zwar fortgeführt, allein es gelang den Satrapen nicht, den Tribut der ionischen Städte einzutreiben, ja aus dem Umstand, daß der Satrap von Lybien noch später im Jahre 412 keine Schiffe auf ionischen Rheden bauen durfte, geht hervor, daß die anatolische Küste thatsächlich frei war. Man hatte von der anderen Seite den Gedanken an Eroberungen auf persischem Gebiet aufgegeben, da die Freiheit der griechischen Gewässer für die Handel treibenden Staaten genügte und ihnen ein weit wichtigerer

Gewinn sein mußte, als ferne Eroberungen, welche man nicht zu halten vermocht hätte.

Bedenklich war ein Aufstand des Satrapen Megabyzos, desselben, welcher dem König zweimal das Leben gerettet hatte, einmal bei dem Mordanschlag des Artabanos, das andere Mal auf der Jagd, als er einen Löwen erschoss, welcher auf Artaxerges anschlug; er war erbittert über die von Amestris betriebene Hinrichtung des Znanos, dem er die Sicherheit des Lebens verbürgt hatte. Der Aufstand verlief für den Satrapen so glücklich, daß Artaxerges genöthigt war, mit ihm förmliche Friedensunterhandlungen zu pflegen. Es ist merkwürdig, daß der König sich hier nicht des sonst nicht ungewöhnlichen Radicalmittels, des Dolches oder Giftes, bedient hat, um einer Verhandlung, welche die königliche Majestät geradezu untergrub, zuvorzukommen. Hier und da zuckte noch eine Flamme der Rebellion, in Samos, Raunos, Dykien, doch lief alles glücklich ab, und Artaxerges hatte noch die Genugthuung, daß sein Hauptfeind, Athen, unschädlich wurde durch den Ausbruch des peloponnesischen Krieges. Das Hauptverdienst des Artaxerges war, daß er die Finanzen, welche durch die Kriege des Kerges erschöpft waren, in Stand brachte, die Ordnung im Reich überall herstellte und viele Mißbräuche abstellte. Von Kunstdenkmalen, welche Artaxerges hinterlassen hätte, ist nichts bekannt geworden. Nur eine Base von aschgrauem Porphyr (in S. Marco zu Venedig) trägt die Worte „Arbachtshasba der Großkönig“ in persischer, medischer und babylonischer Keilschrift und in Hieroglyphen.

Xerges II., Sogdianos, Darius II. 425—404.

Auf die lange Regierung des Artaxerges folgte die nur 45 Tage dauernde seines einzigen rechtmäßigen Erben von der Damaspia, Xerges. Er wurde von seinem Halbbruder, dem Sohne der Babylonierin Alogune, Sogdianos, nach einem Festmahl umgebracht. Dieser Mensch fügte sogleich beim Antritt der Regierung einen zweiten Mord hinzu: er haßte den Bagorazos, einen treuen Diener des Artaxerges. Bagorazos war beauftragt, die Leiche des Artaxerges und seiner Gemahlin Damaspia, welche an demselben Tage wie ihr Gatte gestorben war, von Susa in die Königsgruft bei Persepolis überzuführen. Nach Erledigung dieses Auftrags kehrte er an den Hof zurück. Sogdianos beschuldigte ihn, die Leiche seines Vaters ohne Erlaubniß verlasten zu haben und ließ ihn steinigen. Durch beide Verbrechen machte er sich alsbald verhaßt, und er selbst fühlte sich sehr unsicher, namentlich seinen Halbbrüdern gegenüber. Er befahl einem derselben, Dchos, Sohn der Babylonierin Kosmartydene, der Satrap von Hyrkanien war, sofort am Hof sich zu stellen; dieser zögerte, erschien aber dann mit einem Heer, und mehrere persische Große gingen zu ihm über. Sogdianos wurde verhaftet und in glühender Asche erstickt. Dchos nannte sich als König Darius, die Griechen nannten ihn Nothos (Vastard).

Das Reich, für schwache Hände schwer zu regieren, wurde der Schauplatz von Rebellionen, deren man mit ehrlicher Gewalt nicht Herr wurde. Ein rechter Bruder des Darius, Artabates, rebellirte mit Hilfe griechischer Söldner und des Sohnes des Magabazos, Artabates; man entwaffnete jedoch ihre Truppen und fing den Artabates. Parysatis, Halbschwester und Gemahlin des Königs, rieth ihn scheinbar zu begnadigen, bis man auch den Artabates in der Gewalt habe. Als dies geschehen war, wurden beide in glühende Asche geworfen. Ebenso erging es dem rebellischen Satrapen von Lydien Tissaphernes; er war von dem schlauen Tissaphernes isolirt worden, indem dieser das Haupt der athenischen Söldner durch Geld bewogen hatte, die Sache des Satrapen zu verlassen. Daß dem Ueberläufer noch die Einkünfte einiger Städte verliehen wurden, zeigt, in welchem Grade das Gefühl für Ehre abgenommen hatte. Ein Sohn des hingerichteten Satrapen, Amorges, behauptete sich bis 412 in Saffos in Karien (an der Küste, westlich von Mylasa), ohne daß ihm die Perser etwas anhaben konnten, bis er von den Peloponnesiern gefangen und dem Tissaphernes ausgeliefert wurde. Das Verhältniß Persiens zu Griechenland war für ersteres günstig zu nennen. Der peloponnesische Krieg hatte Hellenen gegen Hellenen geführt, die Städte der kleinasiatischen Küste mußten dem Satrapen Tissaphernes von Lydien und Pharnabazos, Satrapen der Länder am Hellespont, zwei geriebenen Politikern, Steuern zahlen, und persische Schlaueit, von goldnen Spenden unterstützt, fristete das Reich, indem man die Griechen durch Schürung innerer Zwiste und Vereitelung zu starker Präponderanz auf Seiten eines Staates von einer Concentrirung ihrer Kräfte gegen Asien ablenkte. In der letzten Zeit des Darius ging Aegypten verloren, wo der Thron der Pharaonen wieder aufgerichtet wurde. Seine Regierung brachte die königliche Gewalt sehr um ihr Ansehen. Hofbeamte und Weiber bestimmten oft die Entschlüsse des Königs; die Satrapen vereinigten die militärische mit ihrer administrativen Macht und vererbten ihre Würde auf ihre Söhne; was früher mit Waffen, wurde jetzt mit Geld und Verrath ausgerichtet. Darius starb in Babel 404.

Artaxerxes II. (Mnemon) 404—361.

Unter den Söhnen des Darius war Artabates (als König Artaxerxes) der ältere, Kyros aber der thatkräftigere, fähigere und großartiger angelegte. Er war von Darius zum Generalstatthalter von Kleinasien ernannt worden, begünstigte entgegen der Politik der Satrapen Sparta, dessen Beistand ihm bei seinen Plänen erwünscht war, und hatte in den Händeln der Griechen seine Hand vielfach im Spiele. Parysatis wünschte ihn zum Nachfolger ihres Gatten, dieser aber ernannte den andern zum Erben des Thrones. Als der neue König im Tempel zu Pasargada die Weihe nach alter Sitte erhielt, indem er das Kleid Kyros des Großen anlegte, welches dieser vor seiner Thronbesteigung getragen hatte, und die altväterische Kost trockner Feigen,

Terebinthenblätter und eines Gemisches von Essig und Milch zu sich nahm, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, Kyros beabsichtige ihn in eben diesem Momente umzubringen; er war nämlich von seinem Vater, kurz vor dessen Tode an den Hof gerufen worden, um sich wegen der Hinrichtung zweier Perser zu verantworten. Er wurde verhaftet und nur durch die Vermittelung seiner Mutter vor der Hinrichtung geschützt; er ging aber nach Kleinasien mit dem Vorsatz zurück, das Reich seines Vaters für sich zu erobern, ein Voratz, dessen Ausführung ganz von seiner persönlichen Tüchtigkeit abhing, da er weder die Bevölkerung einer Provinz, welcher er die Freiheit zurückgeben wollte, noch auch die Perser auf seiner Seite hatte, welche mit der milden Regierung seines Bruders ganz zufrieden waren.

Als Artagerges seinen Thron bestiegen hatte, endigte eine Mordgeschichte, welche schon unter seinem Vater begonnen hatte und ein trauriges Licht auf die königliche Familie wirft. Die Königin Statira, Tochter des Hydarnes, eines Nachkommen des Gefährten des Darius I., hatte einen Bruder Terituchmes, welcher Amestris, die Tochter des Darius II. und Schwester des Königs, zur Frau hatte. Eine andere Schwester des Terituchmes, Rogane, war ebenso schön wie Statira und daneben geübt im Schießen und Speerwerfen. Ihr Bruder faßte eine Neigung zu ihr und um sie zu besitzen, gedachte er seine Frau Amestris aus dem Wege zu räumen. Der König bekam von diesem Vorhaben Kunde und ließ seinen Schwager durch dessen Freund Udiastes ermorden. Dessen Sohn Mithradates aber war dem Terituchmes sehr ergeben gewesen, empörte sich gegen seinen Vater, der die Satrapie des Ermordeten erhalten hatte, und bemächtigte sich einer Stadt Paris, um sie dem Sohne des Terituchmes zu überliefern. Darius II. schlug die Rebellion nieder. Parysatis, nicht zufrieden damit, daß der Schimpf ihrer Tochter durch den Tod des Terituchmes gesühnt war, verfolgte ihre Rache so weit, daß sie seine Mutter, seine beiden Brüder und zwei seiner Schwestern lebendig begraben und Rogane in Stücke hauen ließ. Statira entging nur dadurch dem allgemeinen Morden, daß Artagerges sich seiner Mutter zu Füßen warf und um ihr Leben bat. Als sie jetzt Königin war, ließ sie dem Udiastes die Zunge ausreißen und zu Tode martern, während seine Satrapie seinem Sohne Mithradates übertragen wurde.

Dem Kyros kam es nun darauf an, die Vorbereitungen für sein Unternehmen geheim zu halten, und dies gelang ihm vollständig. Tissaphernes, der ihn überwachte, bemerkte nicht, als Kyros in der Auslegung ihrer beiderseitigen Instruktionen Anlaß zu Streitigkeiten mit ihm fand, daß die Rüstungen des Kyros nicht für diese betrieben wurden; vertraute griechische Offiziere mußten Truppen für ihn sammeln, welche einstweilen in kleinen Fehden verwendet wurden, endlich gab er vor, die Pisidier im Taurus zu züchtigen, und erst als er gegen deren Land hin mit einer Armee griechischer Söldner abzog, gingen dem Tissaphernes die Augen auf, und konnte er die drohende Gefahr dem König anzeigen. Bei seiner Residenz Kelänä in Phry-

gien, wo sein Urgroßvater einen Palast erbaut hatte, concentrirte Kyros seine Truppen, welche aus fast 100,000 Persern und 13,000 griechischen Söldnern bestanden, und rückte in Eilmärschen nach Asien. In Kappadocien brachte ihm die Gattin des Syennesis von Kilikien eine Unterstützung in Geld und versicherte ihn der Theilnahme ihres Gatten. Der Marsch ging durch Kilikien und die syrischen Pässe nach Barbalissos am Euphrat; bei Thapsakos ging das Heer über diesen Strom und gelangte bis in das babylonische Gebiet. Der persische Feldherr Abrotomas war dem Kyros ausgewichen, wahrscheinlich verrätherischer Weise, da man nicht erklären konnte, warum er nicht die äußerst schwierigen Pässe beim Uebergang von Kilikien nach Syrien vertheidigt hätte. Artagerzes rückte von Babel aus seinem Bruder entgegen; zuerst bemerkte man Reiterei, welche die Saatzfelder verwüsten mußte, um den Proviant abzuschneiden; aber noch nichts von einer Armee; auch ein Canal, offenbar zur Vertheidigung frisch angelegt, war unbewacht und selbst noch nicht bis zum Euphrat fortgeführt, so daß Kyros zwischen beiden Wassern hindurchmarschiren konnte. Das Heer des Kyros gab das Vorrücken in Schlachtlinie auf. Plötzlich erscheint ein Reiter und meldet den Anmarsch des königlichen Heeres. Ein paar Stunden dauerte die Aufstellung der Armee des Kyros. Auf dem rechten Flügel, der sich an den Euphrat lehnte, ritten 1000 paphlagonische Reiter; an sie schlossen sich 2500 leicht bewaffnete Griechen und die schwere griechische Phalanx von 12,000 Mann unter Klearchos, Progenos und Menon an. Sodann folgte Lybische und phrygische Infanterie und endlich auf dem linken Flügel 1000 Reiter. Die Asiaten commandirte Ariäos. Kyros selbst ritt in der Mitte der Armee, von 600 Garden zu Pferd umgeben. Vor der Front fuhren 20 Sichelwagen. Die königliche Schlachtlinie hatte eine bedeutend größere Ausdehnung als die des Kyros. Den Hellenen gegenüber, auf dem linken Flügel ritten unter Tissaphernes die Panzerreiter, dann kam leichte Infanterie, ägyptische Schwerebewaffnete, neue Reiterschaaen und wiederum leichte Truppen, sämmtlich nach Nationen geordnet. Im Centrum stand Gobryas, und hier befand sich auch der König inmitten seiner 6000 Garden zu Pferde unter Artagerzes, und 50,000 auserlesene Streiter. Den rechten Flügel führte Arbakes. 150 Sichelwagen, deren Deichsel und Räder mit Sichelmessern bewehrt waren, fuhren in weiten Abständen vor der Schlachtlinie. Kyros befahl dem Klearchos, seine Griechen auf das Centrum des Feindes zu dirigiren, allein Klearchos fürchtete seine Flanke, welche vom Euphrat Schutz hatte, dem Tissaphernes bloßzustellen und gab dem Befehl keine Folge. Die Sichelwagen der Perser erfüllten in dieser Schlacht bei Dunaga schlecht ihre Bestimmung; als die Griechen unter Gesang vorstürmten, sprangen die Perser von den Wagen und flohen; die Rosse drehten um und zerschnitten die Fliehenden, während die vorwärts rennenden keinen Schaden anrichteten, indem die Griechen durch Oeffnung der Glieder ihnen freien Durchgang ließen. Der linke Flügel der Perser wurde völlig geschlagen.

Die Reihe der griechischen leichten Truppen wurde von Reiterei durchbrochen und diese ritt in das feindliche Lager. Kyros bemerkte jezt, daß der rechte Flügel der Perser, der weit über seine Schlachtklinie hinausragte, eine Umgehung bewerkstelligte, und um diese zu verhindern, macht er selbst mit seinen Reitern einen kühnen Angriff gegen das Centrum; er erlegt den Artagerzes durch einen Lanzenstich durch den Hals. Ariäos trifft den König, ohne ihn jedoch zu verwunden, dagegen bringt der Wurfspeer des Kyros dem Artagerzes in die Brust, so daß er vom Rosse sinkt und aus der Schlacht getragen werden muß. Beim weiteren Vorstürmen des Kyros fällt ihm die Tiara vom Haupte und ein junger Perser Mithradates trifft ihn an die Schläfe. Er fällt, sein Roß mit blutigem Sattel rennt davon, die Reiterei des Königs stürmt voran und läßt den Gefallenen mit nur wenigen Eunuchen hinter sich liegen. Inzwischen war die Umgehung gelungen und Ariäos bis zum Rastort der vorigen Nacht zurückgeworfen. Tissaphernes, der den Befehl des Centrums übernommen hat, gelangt ins Lager des Kyros. Alsdann begibt man sich auf die Verfolgung der weit vorgerückten Griechen, welche aber nochmals siegen, indem sie den Feind zum Weichen nöthigen. Die Eunuchen schleppen den verwundeten Kyros mühsam voran, als einige karische Trostknechte des Artagerzes vorbeikommen, deren einer den Prinzen in die Kniekehle trifft, so daß er stürzt, die verwundete Schläfe an einen Stein stößt und den Geist aufgibt. Es ist bereits Nacht geworden, und der König, der den Tod seines Bruders erfahren hat, begibt sich mit Fackeln zu der Leiche, und läßt ihr die rechte Hand und das Haupt abschlagen. Die Schlacht von Kunaga (3. Sept. 401) war somit zu Gunsten des Artagerzes entschieden, obwohl er im ganzen den kürzeren gezogen hatte. Großes Feldherrntalent hatten aber selbst die Griechen nicht gezeigt, indem sie die Verfolgung viel zu weit trieben, während sie den Persern, welche gegen Kyros standen, hätten in die Seite fallen können, und diesem Fehler war nicht zum geringsten der Sieg des Königs zuzuschreiben. Die Schlacht hatte letzterem den Nutzen gebracht, daß sie ihn von einem gefährlichen Prätendenten befreite; aber sie hatte zugleich die Schwäche der Militärmacht, auf welcher doch das Reich hauptsächlich beruhte, offenbärt; die Griechen hatten trotz ihrer bedeutenden Minderzahl gesiegt, ja die abziehenden hatte man nicht einmal energisch verfolgt, sondern nur beobachtet und ihnen hie und da Leute getödtet, so daß sie, ohne ernstlich behelligt zu werden, vom Euphrat nach Trapezunt marschiren konnten, da es doch für eine geschickt geleitete Truppe leicht gewesen wäre, die des Landes Unkundigen zu überfallen und zu vernichten. Dieser Rückzug der 10,000 Griechen, einer der merkwürdigsten in der Kriegsgeschichte, nahm nicht die Richtung, in welcher Kyros nach Babylonien gezogen war, sondern er ging von Kunaga über die medische Mauer an den Tigris, der bei Sittake (Scheriat el beidha) auf einer Brücke von 37 Schiffen überschritten wurde, und nach dem Physkos (Abhem), an dessen Mündung die große Stadt Opis lag. Von da ging der Marsch in

einiger Entfernung vom Tigris bis an diesen Strom selbst, wo jenseits Känä lag, etwas südlich von Kalah Schergat, etwa das heutige Nachul kalat. Um über den großen Zab zu setzen, wurde eine Stelle stromaufwärts ausgesucht und man wandte sich dann über Lariffa (Mimrud), Mespila (bei Niniveh) und die Enge bei Finik in das Land der Karduchen, und durch Armenien weiter in das Gebiet der Chalyber, Taochen und Phasianen, bis der griechische Boden und das Meer bei Trapezunt erreicht wurde.

Den Griechen wurden durch den Aufenthalt einer beträchtlichen Zahl ihrer Landsleute im Reiche des Großkönigs vielerlei Dinge bekannt, welche man aus der Ferne nicht bemerkte, welche aber die Vorstellung von der unüberwindlichen, einheitlichen, von Einem festen Mittelpunkt aus nach klugen Maximen gehandhabten Macht in vielen Stücken zu berichtigen im Stande waren. Sparta, welches den Kyros unterstützt hatte, machte hieraus kein Hehl, ja begann zum Schutz der griechischen Städte in Asien Krieg gegen die Satrapen von Phrygien und Lybien, von denen der eine dem Brand in des Nachbarn Haus zusah, sogar dafür zahlte, daß man ihn in Ruhe ließ und den andern mit Krieg überzog. Der lydische Satrap Tissaphernes, der die Tüchtigkeit der griechischen Soldaten kannte, zeigte in den Verwickelungen mit den Griechen das größte Talent für die Anwendung schlauer Politik; schließlich traf ihn das gewöhnliche Schicksal morgenländischer Staatsmänner; man machte ihn für den unglücklichen Ausgang eines Gefechtes bei Sardes verantwortlich und sein Kopf fiel. Leider brachten wieder innere Zwiste die Fortschritte der Spartaner zum Stillstand, und man hatte das traurige Schauspiel, nicht nur persisches Geld in die Taschen der Feinde Spartas fließen, sondern sogar persische Schiffe im Bund mit athenischen am Peloponnes anfern zu sehen. Das Ende dieser Vorgänge kam dem König zu Gute: das geschickte Benehmen der Satrapen und der Particularismus der Griechen ermöglichte ihm, einen Frieden förmlich zu dictiren, der jene auf das asiatische Festland durchaus verzichten hieß und durch die Lostrennung der Inseln und Städte Griechenlands von ihren Mutterstädten eine Menge kleiner Republiken schuf, welche der König der Perser für frei erklärte, die wirksamste Maßregel, um die Macht seines Feindes aufs äußerste zu zersstückeln (Friede des Antalkidas 387). In Susa lag also trotz der griechischen Siege der Schwerpunkt eines ganz neuen Staatensystems. Obwohl Sparta zwar nicht durch den Wortlaut der Friedensbedingungen, aber durch deren Anwendung auf die Verhältnisse ein Uebergewicht über die andern griechischen Staaten gesichert war, so war es dennoch zum Klienten Persiens herabgesunken; Artagerzes war der wirkliche Beherrscher der griechischen Politik. Diese Herrschaft war zudem nicht etwa eine wohlwollende, wie unter Kyros dem Jüngern, sondern es wurden Zwingburgen in den Städten erbaut und die Steuerschraube wurde angezogen; die persische Flotte herrschte wieder auf der See, und was das wichtigste für Persien, das schlimmste für

die Hellenen war, die Perfer waren jetzt hinlänglich in Stand gesetzt, einen großartigen Aufstand zu unterdrücken, der von Euagoras von Salamis auf Kypros ausging, einem höchst talentvollen Manne, dessen eifrigstes Bestreben war, die asiatischen Elemente auf dieser Insel durch hellenisches Wesen zu verdrängen. Kypros war für den Beherrscher des Meeres von größter Wichtigkeit; blieb sein Besitz durch die Herrschaft von 10 kleinen Fürstenthümern zerplittert, so war es leicht, die persische Oberhoheit aufrecht zu erhalten; dies würde sich aber geändert haben, wenn Euagoras eine griechische Herrschaft über ganz Kypros zu Stande gebracht hätte. Euagoras hatte Athen, Syrakus und den Achoris von Aegypten in sein Interesse gezogen, und einige benachbarte Städte des asiatischen Festlandes in Aufruhr gebracht. Zunächst brach ein Krieg auf der Insel aus; persische Truppen unter Führung des karischen Fürsten Hekatomnos und des lydischen Satrapen Autophradates hinderten den Euagoras nicht, seine Herrschaft über die Insel auszu dehnen. Hierauf eroberte er Tyros, zog Kilikien mit in den Aufstand, und die gefährlichen Dimensionen desselben halfen den Frieden des Antalkidas beschleunigen, so daß Tiribazos, von den Streitigkeiten mit den Hellenen befreit, mit vollem Nachdruck seine Maßregeln zur Unterdrückung der Rebellion nehmen konnte. Mit 300 Kriegsschiffen segelte er gegen Kypros, und obwohl Euagoras anfangs Glück zur See hatte, gelang es doch den Perfern, Salamis einzuschließen. Der durch mehrere Jahre mit Erfolg geführte Kampf brachte dem Euagoras indessen einen günstigen Frieden ein, der ihn nur zur Erlegung eines jährlichen Tributs verpflichtete. Die Streitigkeiten der griechischen Cantone, die durch kleinliche Rücksichten den großen Plan des Euagoras vereiteln halfen und die Gelegenheit zur definitiven Befreiung der Hellenen aus elender Selbstsucht vorübergehen ließen, suchten wiederholt ihre Schlichtung durch einen schiedsrichterlichen Spruch des persischen Königs; Sparta, Theben und Athen ordneten zur Einholung eines solchen Gesandte an den Hof ab; der thebanische schämte sich nicht, die Unterstützung der Perfer von Seiten der Thebaner bei Plataä zu seinen Gunsten in Erinnerung zu bringen; ein Zeichen der Zeit, wie dringend eine oberste Autorität gesucht wurde, welche auch kein Menschenalter mehr auf sich warten ließ.

Kleine aber tapfere Bergvölker können, von der Natur der Gegend unterstützt, einer Armee gefährlich werden, welche wohl im Stande ist, eine ebenbürtige Truppenmacht zu überwinden. Die Kadusier im heutigen Dailem, dem gebirgigen Theile des kaspischen Küstenlandes, dessen Niederungen die Gilek (Gelae) bewohnen, versagten dem Artagerzes den Gehorsam. Die große unbeholfene Armee des Königs vermochte nichts in den schwer zugänglichen Bergen auszurichten. Die Kadusier lauerten den Proviantsendungen auf, und die Perfer geriethen in große Noth. Wieder war es Tiribazos, der diesmal mit einer List aus der Klemme half; er begab sich in das Lager des einen Fürsten und ordnete seinen Sohn in das Lager des andern ab, und jedem der beiden Fürsten wurde vorgestellt, daß der andere geheim mit dem Könige

um Frieden verhandle, worauf beide ihre Unterwerfung anzeigten, weil jeder fürchtete, ohne den andern nichts ausrichten zu können.

Artagerges wurde alt, und trotz seiner Erfolge in der äußeren Politik wurde auch das Reich gebrechlich. Für den Zustand der vom Hof entfernten Satrapien ist die Geschichte von Datames charakteristisch. Dieser fähige Feldherr, dem König durchaus ergeben, wurde ohne jeden Grund gekränkt und auf die Seite ehrgeiziger Satrapen getrieben, welche ihre Souveränitätsgelüste zu befriedigen suchten. Datames folgte seinem Vater in der Satrapenwürde von Leukosyrien (Kappadokien im Osten des Halbs) und bekämpfte den Thyos von Paphlagonien, der dem König den Gehorsam versagt hatte. Er besiegte ihn nicht nur, sondern fing ihn auch und führte ihn, phantastisch aufgezogen, wie einen gefangenen Bären dem König vor. Dieser, entzückt über den Erfolg des Datames, ordnete ihn dem Pharnabazos und Tithraustes bei, welche Aegypten angreifen sollten, ja, bald darauf erhielt er nach Abberufung des erstern den Oberbefehl; ehe er jedoch auf seinen neuen Posten eilen konnte, erhielt er Befehl, den Satrapen Aspiz von Kataonien (zwischen Kappadokien und Kilikien) zum Gehorsam zurückzubringen. Dieser wurde trotz seiner vortheilhaften Stellung in den Bergen des Tauros besiegt und persönlich von Datames gefangen und dem Könige übersendet. Der König hatte alsbald seinen Befehl bereut und sandte einen Eilboten, um ihn rückgängig zu machen; um so größer war die Bewunderung für Datames, der die Angelegenheit bereits erledigt hatte. Jetzt war Datames so hoch gestiegen, daß er der Hofgesellschaft unangenehm wurde; sein Sturz wurde also betrieben, und man hoffte auf einen kleinen Mißerfolg in Aegypten, um ihn zu vernichten. Datames, von dem Complotte unterrichtet, ging nicht nach Aegypten, beschloß die ihm schlecht belohnten Dienste des Königs zu verlassen und bemächtigte sich alsbald Paphlagoniens und Pisidiens. Er verlor im Kampf gegen letzteres seinen einen Sohn, der andere beging die Nichtswürdigkeit, seinen Vater als Rebell beim König zu denunciren. Eine Armee unter Autophradates, dem Lydischen Satrapen, welcher bereits gegen Euagoras ohne Erfolg gekämpft hatte, wurde von der etwa zwanzigmal geringeren Schaar des Datames so in die Enge getrieben, daß sie um Frieden bat. Männer von großem Geist und energischem Willen werden oft gehaßt, besonders von solchen, welche sich von ihrer Ueberlegenheit beengt fühlen. Artagerges haßte den Datames, und trotzdem daß dieser mit großer Klugheit allen Fallen, mit denen man seinem Leben nachstellte, entging, fiel er doch endlich durch Meuchelmord. Uebrigens blieb die erwähnte Expedition gegen Aegypten, die anfänglich glücklich verlief, ohne Erfolg, besonders deshalb, weil Pharnabazos zu jedem Schritte die Erlaubniß des syrischen Königs einholen mußte. Sodann drohte ganz Kleinasien nebst Syrien sammt den Satrapen und dem karischen Basillentönig Mausolos sich vom Reich abzulösen, doch that hier nochmals persisches Gold seine Wirkung, und Zachos von Aegypten, der hierbei erfolgreiche Anstrengungen

machte, wurde durch die Wirren, welche nach seinem Weggang von Aegypten zwei Thronprätendenten verursachten, zurückgerufen, und Persien erfuhr nochmals durch die Zwistigkeiten seiner Gegner das Verbleiben der westlichen Länder beim Reiche. Meist unterstützt das Glück den Tapfern; hier hat es auch einmal den Schwachen begünstigt: die gefährlichsten Combinationen lösten sich immer wieder zu Gunsten des Königs auf; aber wenn auch das wankende Staatsgebäude immer wieder durch Stützen aufrecht erhalten wurde, so mußte es doch durch den ersten gewaltigen Sturm, vor welchem weder die wirklichen Schützen noch die Schützen der Goldbariken Stand hielten, zusammenbrechen. Artaxerges, welcher nach sechsundvierzigjähriger Regierung im Alter von 94 Jahren starb, war zwar klug und wohlwollend, aber ohne Energie. Er erlebte viel häusliches Unglück, das er bei größerer Thakraft hätte verhindern können. Parysatis, eine wahre Furie, erlaubte sich unter seinen Augen die größten Grausamkeiten; sie hatte ihren Willen nicht durchgesetzt, ihren Sohn Kyros auf den Thron zu bringen, und ließ zur Rache die Perser, welche an seiner Tödtung bei Kunaxa theilhaftig gewesen waren, auf grausame Art ums Leben bringen. Artaxerges legte sich selbst den Ruhm bei, den Kyros erlegt zu haben, und belohnte den Mithradates (der in Wirklichkeit den Kyros in die Schläfe getroffen hatte) dafür, daß er den Sattel des Kyros gebracht, den karischen Soldaten (der die unmittelbare Veranlassung des Todes des Kyros war) dafür, daß er den Tod des Prinzen sogleich gemeldet hatte. Mithradates verstand den ihm gegebenen Wink, verzichtete auf den Ruhm seiner Heldenthat und zog sich zurück, der Karier aber, der in seiner Dummheit den wahren Sachverhalt geltend machte, wurde auf Anstiften der Parysatis 10 Tage lang gefoltert, dann der Augen beraubt und durch Eingießen glühenden Erzes in die Ohren getödtet. Auch Mithradates kam nachträglich noch ums Leben; auf die Stichelreden eines Eunuchen bei Gelegenheit eines Banketts rühmte er sich, angetrunken wie er war, den Kyros getödtet zu haben. Der Eunuche denuncierte die Aeußerung der Parysatis, und diese dem König, der sehr wild wurde. Mithradates wurde zu der Strafe der Mulden oder Krippen verurtheilt. Endlich wurde der Eunuche, welcher dem Kyros Kopf und Hand abgeschnitten hatte, lebendig geschunden, quer über drei zwei Fuß von einander stehende Kreuze geheftet und daneben wurde seine Haut über einen Pfahl gezogen. Auch die Statira räumte Parysatis durch Gift aus dem Wege, weil sie ihren eignen Einfluß beim König durch sie bedroht sah. Der König untersuchte diesmal die Sache genau und Parysatis wurde nach Babel verbannt, während die Giftmischerin hingerichtet wurde. Der Schimmer der Königskrone stiftete Brudermord: nach dem Gesetz sollte der älteste Prinz, Darius, seinem Vater nachfolgen, aber der jüngste, Dchos, ein lebhafter, heftiger Mann, hatte eine Partei am Hofe für sich und versprach der Atossa, seiner Schwester, welche sich im Harem des Artaxerges befand, sie zu heirathen, wenn sie ihm behülflich sein würde. Artaxerges ernannte Darius zum Nachfolger, und

indem dieser von dem Rechte Gebrauch machte, sich vom König eine Bitte gewähren zu lassen, bat er um die Hand der Aspasia aus Phokäa, der Geliebten des Kyros, die sich damals im Harem seines Vaters befand. Artaxerges mußte die Bitte gewähren, nahm aber Aspasia bald wieder, um sie als Priesterin des Tempels der Anahit in Ekbatana anzustellen. Darius, voll Ingrimm, brütete Rache, und von einem Perser, den Artaxerges gleichfalls in Heirathsangelegenheiten erbittert hatte, aufgestachelt, beschloß er, seinen Vater umzubringen. Die Sache wurde entdeckt, und der unnatürliche Sohn hingerichtet. Jetzt hatte Dchos nur noch den Ariaspes und Arsamemes, einen nicht legitimen Sohn seines Vaters, zu fürchten, jenen weil er sanft und bei den Persern beliebt, diesen weil er klug war und vom König bevorzugt wurde. Dchos ließ dem Ariaspes täglich einflüstern, Artaxerges trachte ihm nach dem Leben, um seinem Liebling die Krone zu vererben, so daß er sich aus Verzweiflung selbst das Leben nahm. Arsamemes, auf welchen Artaxerges alle Liebe concentrirte, wurde umgebracht; der Gram um diesen Verlust soll dem König den Todesstoß gegeben haben. Wie konnte ein Fürst Asien regieren, der die scheußlichsten Verbrechen in seiner Familie zu schwach war zu ahnden. Die Uneinigkeit der Feinde bewahrte das Reich vor dem Schicksal, welches dasselbe einige 20 Jahre nach Artaxerges Tod ereilte.

Der Name des Artaxerges ist auch auf Denkmäler der Kunst geschrieben: an vier Säulen des Dariuspalastes in Susa ist in drei Sprachen die Inschrift eingegraben, welche erzählt, daß dieser Palast Apadana heiße und von Darius I. erbaut worden sei; ein Feuer habe ihn unter Artaxerges I. zerstört, und er selbst habe ihn hergestellt durch die Gnade des Muramazda, der Anahita und des Mithra.

Artaxerges III. (Dchos) 361—336.

Der nichtswürdige Dchos (pers. Bahuka) bestieg den Thron des Kyros mit mordbefleckten Händen, und die Angst vor Vergeltung ließ ihn nicht ruhen, bis auch die übrigen Familienglieder umgebracht waren; seine Schwester Dcha, deren Tochter er im Harem hatte (nach dem Zarathustrischen Gesetz war die Heirath unter den nächsten Verwandten erlaubt, wie dies auch in Aegypten und Arien der Fall war), ließ er lebendig begraben, einen seiner Heime ließ er mit seiner ganzen Familie, Kindern und Enkeln, an Einem Tage in einem Hofe erschießen. In Kleinasien nahmen die Empörungen zu; Artabazos besiegte ein persisches Heer mit Hülfe der Athener, und als diese durch Drohungen des Dchos eingeschüchtert, sich zurückzogen, wurde er von den Thebanern unterstützt, die aber gleichfalls für ein Geldgeschenk von 300 Talenten wieder unschädlich gemacht wurden; endlich wurde Artabazos besiegt und floh zu Philipp von Makedonien. Aegypten, das bereits längere Zeit unabhängig war, brachte auch Phönikien und Kypros in Aufruhr gegen die

Perfer, die persischen Satrapen waren nicht im Stande, den Aufstand niederzuschlagen. Dchos sammelte ein ungeheures Heer in Babylonien und befahl den Satrapen von Syrien und Kilikien, vorläufig die Feindseligkeiten zu eröffnen. Sie wurden indessen von Tennez, König von Sidon, zurückgeschlagen; dagegen gelang es dem Satrapen von Karien, die Stadt Salamis auf Kypros einzuschließen. Dchos rückte nun heran, auch von 10,000 gefürchteten griechischen Söldnern unterstützt. Dem Tennez sank der Muth und er erbot sich, dem Dchos die Stadt Sidon auszuliefern, wenn er für seine Person Sicherheit verbürgt erhielt. Nachdem dies stipulirt war, ging Tennez, angeblich um einer Landesversammlung der Phönicier beizuwohnen, mit 100 angesehenen Bürgern dem Dchos entgegen, der diese sofort verhaften und als Anstifter des Aufstuhrs hinrichten ließ. Aegyptische Söldner überlieferten die Stadt und die verrathnen Sidonier zündeten in der Verzweiflung die Stadt an und tödteten sich selbst mit ihren Angehörigen, sodaß nach Diodors Bericht 40,000 Menschen das Leben verloren. Dchos zog noch Geld aus den Ruinen: er verkaufte sie an Leute, welche unter dem Schutt geschmolzenes Gold und Silber zu finden hofften. Der Verräther, welcher von einem Tyrannen Vortheil zu erlangen hofft, macht sich meist bei diesem verächtlich, und da auch das Bewußtsein eine Verpflichtung zu haben oder Dank zu schulden unbequem ist, so wird er gelegentlich aus der Welt geschafft; dies war auch mit Tennez der Fall. Die griechischen Söldner, welche der König von Aegypten Sidon zu Hülfe geschickt hatte, zogen mit Dchos gegen Aegypten; seine Armee, die in drei Divisionen getheilt war, wurde von drei griechischen und drei persischen Generalen geführt, nemlich die erste von Zakrates an der Spitze thebanischer Söldner, und Kosakes, Satrapen von Jonien und Lydien, die zweite von Nikostratos mit argivischen Truppen und Aristazanes, die dritte (ursprünglich von Aegypten nach Sidon geschickt) von Mentor von Rhodos und dem Eunuchen Bagoas; die ägyptische Armee bestand zum fünften Theil aus Griechen, zum andern aus Aegyptern und andern Afrikanern. Eine Abtheilung der persischen Armee ging in dem sirbonischen Sumpf zu Grunde; dieser lag zwischen dem Berg Kasios und Damiata, und war auf allen Seiten von Flugsandhügeln umgeben, welche oft durch Stürme in den Sumpf geweht wurden und mit diesem eine grundlose Lache bildeten, so daß ganze Heere hier untersinken konnten, wenn sie die Beschaffenheit des Sumpfes nicht kannten. Dchos rückte gegen Pelusion, welches die Aegypter gut besetzt hatten. Leider war Nektanebus (Nektharheb) kein großer Feldherr; die griechischen Generale des Dchos brachten ihn durch Manövriren aus seiner Stellung und er zog sich ängstlich nach Memphis zurück, ja das Anrücken des Feindes genügte, ihn auch von hier nach Aethiopien zu vertreiben. Dchos ließ die ägyptischen Festungen schleifen, Tempel plündern, heilige Bücher fortzuschleppen und nur gegen schweres Geld zurückerstatten, zahlte den Sold an die griechischen Söldner und kehrte triumphirend nach Persien zurück. Diese Wiedereroberung des Pharaonenreichs verschaffte Per-

sien großes Ansehen; doch erkannte man zugleich, daß griechische Truppen die Entscheidung herbeigeführt hatten, daß die Perser nicht durch Kriegstüchtigkeit wie ehemals, sondern deshalb gesiegt hatten, weil sie das meiste Geld hatten, um Söldner zu bezahlen.

Die letzten Jahre des Dchos zeigen eine kraftvolle Herrschaft und pünktliche Verwaltung; er war klug genug, einige ausgezeichnete Männer ohne Mißtrauen die wichtigsten Aemter bekleiden zu lassen, was an morgenländischen Höfen nicht immer der Fall ist.

Dem politischen Verstande des Dchos macht es alle Ehre, daß er eine Gefahr für das persische Reich in dem aufstrebenden Reiche Philipps von Makedonien fürchtete und deshalb durch Unterstützung der griechischen Kleinstaaten den Fortschritten desselben entgegentrat. Diese Politik wurde indessen nicht länger verfolgt, weil Dchos' Herrschaft ein Ende nahm. Der Kammerer Bagoas, der durch seine Aemter den größten Einfluß auf die Regierung hatte, fürchtete eine Wendung in der Gunst des „grausamsten Menschen, der je gelebt“, und vergiftete ihn (338); er setzte den jüngsten Sohn desselben, Arjes, auf den Thron und die übrigen brachte er um, ein Schicksal, was mehrfach diejenigen traf, welche das Unglück hatten, Brüder des Königs zu sein. Da nun Arjes Wiene machte, den Bagoas nicht regieren zu lassen, wurde auch er mit seinen Kindern umgebracht und ein Freund des Eunuchen Kodomannos, Sohn des Arjanos (des Sohnes des Dstanes, eines Bruders Artageres II.) und seiner Schwester und Frau Sisygambis auf den Thron gebracht. In demselben Jahre wurde auch Philipp ermordet und Alexander trat an die Spitze der Makedonier.

Darius Kodomannus 336—330.

Darius war ein schöner starker Mann, er war eine Zeit lang Aftandes oder Courier, der die Depeschen des Königs in die Provinzen überbrachte, gewesen; später hatte er sich tapfer gezeigt in einem Kampf mit den Kadufern, welche auch unter Dchos rebellirten, und war zum Satrapen von Armenien ernannt worden. Man darf diesen Fürsten nicht herabsehen, wenn er sich einem Alexander nicht gewachsen zeigte, denn unter andern Verhältnissen würde er ein vortrefflicher Regent geworden sein. Der Untergang des letzten asiatischen Weltreiches sollte tragisch sein; darum mußte das Verhängniß nicht den Schuldigen, etwa den Wütherich Dchos treffen, sondern denjenigen, welcher ausersehen war, nach ihm den wankenden Thron zu bestigen. Bagoas, der zu regieren hoffte, hatte sich in Kodomannus getäuscht; er bereitete ihm einen Giftbecher, da aber der König von seiner Absicht unterrichtet wurde, nöthigte er ihn, selbst das Gift zu trinken.

Sobald Alexander durch sein Vorgehen in Griechenland gefährlich erschien, wurden großartige Maßregeln zur Vertheidigung des Reiches angeordnet; die Spartaner wurden durch Geld unterstützt, eine Flotte wurde ausgerüstet,

und die Satrapen in Kleinasien erhielten Befehl, eine mächtige Armee zusammenzuziehen. Der Anführer der Griechen in persischem Sold, Memnon von Rhodos, erzielte sogleich einige Erfolge über makedonische Feldherrn. Der Fehler, welcher das Unglück über Persien brachte, war nun, daß die Satrapen, offenbar weil sie kein großes Gewicht auf das Herannahen der Makedonier legten, ihre Instructionen lässig befolgten; die Flotte war seefertig, aber weder sie noch Landtruppen waren zur Stelle, als Alexander 35,000 auserlesene Streiter, vollkommen disciplinirt und gegen die Unbill einer Kriegsfahrt abgehärtet, über den Hellespont führte. Der Feind war im Land, eine Schlacht unvermeidlich. Der Rath, zurückzuweichen und durch Verwüstung des Landes dem Feinde die Nahrung abzuschneiden, sowie eine Landung der Flotte in Griechenland zu bewerkstelligen, wurde verworfen, und etwa 40,000 Mann wurden am Granikos aufgestellt, um die Festung Daskyleion in Bithynien zu vertheidigen. Die eine Hälfte dieser Truppen waren griechische Söldner, die andere auserlesene medische, baktrische, hyrcanische und paphlagonische Reiterei, welche vorn längs des Wassers hielt. Der rechte Flügel der Makedonier wurde in den Fluß zurückgetrieben, avancirte aber durch das persönliche Eingreifen Alexanders, der zwei persische Anführer eigenhändig erlegte, selbst aber leicht verwundet wurde. Alexander brachte besonders durch eine neue Anordnung des Heeres die Perser in Verwirrung; er stellte leichte Infanterie zwischen schwere Cavallerie, und auch die den Persern bisher unbekanntes Waffe der überaus langen Lanzen von Kornelkirschholz brachte den Makedoniern Vortheil. Als die Cavallerie geschlagen war, rückte die makedonische Phalanx (bekanntlich eine tiefe Aufstellung von Infanterie, mit über den Köpfen gehaltenen Schilden und vorgestreckten Lanzen) gegen die griechischen Söldner, während zugleich die Reiterei auf die Flanken einhieb; nur wenig kamen mit dem Leben davon. Die Schlacht war für die Perser sehr mörderisch gewesen, acht Generale waren in der Schlacht getödtet, einer entflohen und brachte sich aus Verzweiflung selbst ums Leben; was das schlimmste war, die Perser hatten keine Armee mehr im Felde. Alexander hatte nur einige feste Orte einzunehmen, um ungehindert nach den syrischen Pässen zu marschiren. Der Weg, welchen die Makedonier einschlugen, ging längs der anatolischen Küste her; die Hauptstadt von Karien, Halikarnassos, wurde nach kurzem Widerstand erobert, und der Vasall des Darius, Drontobates, Sidam des Pigodaros, abgesetzt. Der letztere hatte nach dem Tode seines Vorgängers und Bruders Idrieus dessen Frau und Nachfolgerin, Uda, vertrieben, und diese Fürstin behauptete sich in der Festung Minda, welche sie dann dem Alexander überlieferte. Sie wurde von Alexander restituirt. Alexander wendete sich von Lykien aus, in dessen östlichen Theilen die Winterquartiere genommen wurden, nordwärts über Sagalassos und Kelänä nach Gordion und Anthra. Der Winter befreite ihn von seinem fähigsten Feind, dem Rhodier Memnon, dessen Feldherrntalent das der übrigen persischen Heerführer weit überragte, und welcher vortreffliche Rathschläge, allerdings ohne daß sie befolgt wurden,

gegeben hatte. Mit seinem Tod verlor auch die Absicht, den Krieg durch eine Landung nach Griechenland hinüberzuspielen und dadurch Alexander zur Rückkehr zu zwingen, ihren Vertheidiger, und Alexander durfte unbesorgt in Ägien vorgehn. Nachdem er die kilikischen Pässe unbehelligt überstiegen hatte und einige Zeit durch Krankheit in Tarsos zurückgehalten worden war, marschirte er durch die Pässe des Amanos nach Myriandros (nicht bei dem spätern Alexandria). Darius hatte ihn in der Ebene von Sochoi (in der Nähe des Sees von Antiochien) erwartet, als er aber ausblieb, beschloß er ihn zu umgehen und kam in eine für ihn sehr ungünstige Stellung bei Issos, welche ihm wegen des schmalen Terrains zwischen der See und steilen Gebirgsabhängen keine Entfaltung seiner ungeheuren Heeresmacht, namentlich keine vortheilhafte Verwendung der Reiterei, der tüchtigsten Truppe der Perjer, erlaubte. Es kam, wie man vorhersehen konnte. Die persische Cavallerie unter Nabarzanes, welche an der See stand, ritt über den Fluß und lieferte der griechischen Reiterei ein Gefecht, welches unentschieden blieb; der rechte makedonische Flügel war in Gefahr umgangen zu werden, als Alexander mit aller Energie mitten in die persische Linie eindrang; es kam hier zu einem so dichten Handgemenge, daß die Soldaten kaum noch Raum hatten, zu Hieben auszuholen; sie bearbeiteten sich Brust an Brust mit Dolchen, an Zurückweichen war nicht zu denken und nur die Tödtung des Gegners verschaffte etwas Spielraum; die Verwundeten vermochten nicht, aus der Reihe zu treten, weil vorn die Feinde, hinten die Kameraden drängten. Alexander socht wie ein gemeiner Soldat, seine Absicht war, den Darius zu fangen oder zu erlegen. Dieser stand weit sichtbar auf seinem Kriegswagen; sein Bruder Orathres bemerkte Alexanders Absicht und warf die Reiterei vor den königlichen Wagen; der Prinz war ein sehr starker Mann und prachtvoll gerüstet, nur wenige kamen ihm an Muth und Edelsinn nahe. Da brausten, Alexander an der Spitze, die makedonischen Reiter heran und warfen die Perjer, unter ihnen die vornehmsten Anführer, vor den Augen des Königs nieder; Alexander wurde am rechten Schenkel gestreift, die Rosse am Wagen des Darius wurden wild, so daß der König auf ein Handpferd sich rettete. Dieser Moment der Schlacht ist in dem berühmten Mosaikbild in der Casa del Fauno zu Pompeji verewigt. Die Flucht des Königs riß auch sein Heer fort. Die Makedonier machten eine ungeheure Beute, an geprägtem Gold 2600 Talente (fast 12,250,000 Mark), 500 Talente verarbeitetes Silber, und der Weg der Flucht der Perjer war bestreut mit den kostbarsten Dingen, Kleidern und Geräthen, so daß die Makedonier nicht Hände genug hatten, aufzulesen (November 333). Die Mutter, Frau und Schwester des Königs, ein Söhnchen und zwei Töchter mit der Dienerschaft wurden gefangen; der sonstige Hofstaat, besonders das Harem des Königs und die Frauen der Soldaten waren in Damastus untergebracht, wo sie später von Parmenio zugleich mit noch 30,000 Menschen und 700 Saumthieren angehalten wurden; nach einer Nachricht soll er 329 Tänzerinnen, 46 Kranzflechter, etwa 300 Küchenbeamte,

100 Menschen, welche die Milchspeisen, Sorbete und Weine besorgten, 40 Frieseure oder Salbenkünstler vorgefunden haben. Nach den höchsten Schätzungen verhielt sich der beiderseitige Verlust wie 1 zu 100, wie denn überhaupt in den Schlachten Alexanders die Zahl der Kampfunfähigen auf makedonischer Seite sehr gering war.



Darius Rodomannus in der Schlacht bei Issos.

Indem Alexander genöthigt war, die westlichen Provinzen des Reiches, Syrien, Phönicien, Aegypten zu unterwerfen, ehe er weiter ostwärts rücken konnte, ließ er dem Darius reichlich Zeit, sich für einen letzten entscheidenden Zusammenstoß zu rüsten; es war auch für das Auge eines Laien leicht zu erkennen, daß das Terrain bei Issos für die persische Armee und ihre Kampfweise so schlecht als möglich gewählt war; konnte man auf einer großen Ebene die volle Gewalt einer numerischen Uebermacht gegen die Makedonier anwenden, so war die Hoffnung

auf einen Sieg berechtigt, ja für einen Perser untrüglich. Darius, bevor er in diesen letzten Kampf eintrat, versuchte von Babel aus einen Frieden zu Stand zu bringen; er verlangte gegen enormes Lösegeld die Auslieferung der gefangenen Mitglieder der königlichen Familie und war bereit, die Provinzen westlich vom Euphrat abzutreten. Alexander konnte in keinen Frieden willigen, wenn er nicht überhaupt seine Absicht, Asien zu erobern, aufgeben wollte. Darius erhielt eine wegwerfende Antwort. Jetzt wurde ein Heer gesammelt, in welchem alle Völker des Reiches vertreten waren und welches sich nach den Schätzungen der alten Geschichtschreiber auf eine Million Streiter belief. Es wurden 200 Kriegswagen mit Sichelmessern zugerüstet, die Lanzen wurden von gleicher Länge wie die makedonischen angefertigt, die Inder führten ihre Elephanten mit Thürmen für die Streiter mit. Da Darius vermuthete, daß Alexander ihn angreifen werde, wo immer er sein Heer aufstellen möchte, wählte er mit richtigem Blick die assyrische Ebene, wo es keinen Baumwuchs gab und wo nur ganz leichte Erhebungen des Bodens kein Hinderniß für Reiter und Wagen bildeten. Alexander hatte Syrien, Phönicien, wo Tyros erst nach siebenmonatlicher tapferer Vertheidigung, Gaza nach zweimonatlicher Belagerung durch Sturm genommen wurde, Aegypten durchzogen und marschirte zurück über den Euphrat bei Thapsakos und erreichte den Tigris oberhalb Niniveh. Auch über diesen Strom war der Uebergang frei. Darius war

von Babel heraufgezogen und ging über den großen Zab an der Stelle, wo heute die unterste der drei Furthen über diesen Fluß sich befindet; auf dem westlichen Ufer bemerkt man an dieser Stelle einen Ruinenhügel, welcher wahrscheinlich das alte Gaugamela ist; das Heer wurde 4 Stunden weiter am Bumobos, der nicht weit von der Furth in den Zab fällt, aufgestellt, im Osten des heutigen Keremlis; Alexander hielt in der Gegend des heutigen Ba Zuvija, etwa 3 Stunden westlich von Keremlis, und rückte behufs Recognoscirung der persischen Stellung bis zu einer Terrainwelle vor, wo jetzt das Dorf Börtela liegt (in der Mitte zwischen Ba Zuvija und Keremlis). Das persische Heer (Fußvolk und Reiterei gemischt) bildete zwei Flügel und ein Centrum, in welchem die persischen Gardes, die mardischen Bogenschützen, die griechischen Söldner, die Elephanten und der König sich aufstellten. Vor der Schlachtlinie hielten die Wagenkämpfer und Cavallerie, und hinter ihr bildeten Babylonier, Uxier und Völker von den persischen Küsten eine zweite Schlachtlinie. Alexander stellte sein Heer, das etwa den 20. Theil des persischen betrug, nach eintägiger Rast in drei Linien auf; die vorderste bildeten leichte Truppen zu Fuß und Roß, welche den Kampf gegen die Sichelwagen übernehmen sollten; die Hauptlinie bestand aus der Phalang, auf den Flügeln schwere Reiterei; die letzte Linie bestand aus leichter Reiterei, welche das Heer gegen eine Umgehung von Seiten der persischen Reiter schützen sollte. Alexander commandirte den rechten, Parmenio den linken Flügel. Spione und persische Ueberläufer hatten ihn genau über die Dispositionen der Perser unterrichtet, er bekam sogar Kunde, daß die Perser Wolfsgruben für die Reiterei gelegt hatten. Sogleich die erste Bewegung der Makedonier brachte die Perser in Verwirrung: Alexander marschirte nicht gerade aus, sondern nach rechts, und engagirte den linken Flügel der Perser, den ein heftiges Gefecht vom Centrum lostrennte; der Angriff der Sichelwagen mußte dadurch früher, als es geplant war, erfolgen und scheiterte gänzlich daran, daß die makedonischen leichten Truppen die Wagenlenker und Rosse erschossen, ehe sie noch in ihre Reihen einbrachen, wodurch ein verderbliches Gewirre entstand; die mit den Wagen durchgehenden Rosse raunten vorwärts, die Makedonier öffneten die Glieder und fingen die Thiere hinter der Schlachtreihe auf. Alexander brach nun in die Lücke zwischen dem persischen linken Flügel und dem Centrum ein, und es entspann sich ein Kampf in nächster Nähe des Darius, dessen Wagenlenker von einem Speer durchbohrt wurde. Man glaubte, es sei der König selbst. Sofort begann die Flucht, auch der König, einen Augenblick völlig dem Feinde bloßgestellt, eilte zurück, zunächst südwärts, um die Furth wieder zu gewinnen und sodann das Thal des Schemalit hinauf nach Arbela. Auch der rechte Flügel der Perser, anfangs mit Glück gegen Parmenio kämpfend, wurde endlich geschlagen, nachdem Alexander mit einem Theil seiner Truppen die Verfolgung des Königs aufgegeben hatte und dem Parmenio zu Hülfe geeilt war. Eine ungeheure Zahl Perser war gefallen; eine noch größere gefangen; die Armee

war total geschlagen und zerstreut (2. October 331). Auch bei dieser Gelegenheit wieder unermessliche Beute in Arbela, das königliche Geräth in die Kriegskasse, 3000 Talente (14,130,000 Mark), kostbare Kleider, welden Offizieren des Heeres angehörten und dort einstweilen niedergelegt war. Ein Beutestück nahm Alexander selbst an sich: das kostbare Schmuckkästchen des Darius schien ihm würdig genug, die Gedichte des ambrosischen Homer aufzubewahren; die Handschrift, welche er mit Kallisthenes und Anaxarchos las und mit Bemerkungen versah, wurde unter dem Namen der „Ausgabe aus dem Kästchen“ berühmt.

Asien war erobert, und Alexander verfolgte zunächst nicht den flüchtig König, von dem er nichts mehr zu fürchten hatte, sondern zog von Arbela nach Babel, welches ihm nicht nur willig geöffnet wurde, sondern ihm auch einen festlichen Empfang bereitete: der persische General Mazäos ging dem Sieger mit seiner Familie entgegen, das Volk stand auf den Mauern, und den neuen König zu sehen, und eilte ihm vor die Thore entgegen. Der Schatzmeister und Befehlshaber der Burg Bagophanes ließ den Weg mit Blumen und Kränzen bestreuen und zu beiden Seiten silberne Altäre aufstellen, auf welchen Weihrauch und alle Arten Wohlgerüche angezündet waren; dann wurden Geschenke gebracht, Herden von Vieh und Pferden, Löwe und Panther in Käfigen; Magier sangen heilige Hymnen, Chaldäer musicierten auf Blasinstrumenten, und den Festzug beschloffen babylonische Reiter prachtvollem Aufpuß. Alexander, umgeben von Kriegern, fuhr zu Wagen die Stadt und betrat die Burg des Nebukadnezar.

Alexander 331—323.

Von Babel brach Alexander nach Trausien auf. In Susa fand er unerschöpfliche Reichthümer, über 40,000 Talente Gold und Silber, 9000 Talente geprägtes Gold (Dariken), 5000 Talente hermyonischer Purpurstoffe, kostbare Kunstwerke, welche Xerxes aus Griechenland entführt hatte, u. A. das von Praxiteles geschaffene Bild der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton. Das nächste Ziel war Persepolis. Die Könige von Persien mußten sich den Durchzug durch die Berge der Urdier, welche zwischen Susa und Persepolis liegen, namentlich durch die Hauptstadt, da wo Mal Amir rings um Bergen umschlossen und nur an einer Stelle durch ein Felssthor zugänglich liegt, und durch die persischen Pforten bei dem heutigen Kalah Sefid (das weiße Schloß) durch eine Steuer erkaufen, da es ihnen nicht gelungen war, die Felsenwände dieser Gebirgsmassen zu bezwingen. Die Macedonier überkumpelten einige derselben und die Urdier ergriffen die Flucht. Die persischen Pforten, von den Satrapen besetzt, waren nicht zu nehmen, aber Alexander ging sie und vernichtete die Perser durch einen Angriff im Rücken. Das große Ziel war erreicht; der Mittel- und Ausgangspunkt des persischen Reiches, die Stadt Stachra mit der Palastterrasse von Persepolis, wo sich die Mar-

gebäude des Darius und Xerxes mit ihren Schatzkammern erhoben, wurde die Residenz eines fremden Königs. Man sagte, die von Kyros' Zeiten her hier aufgehäuften Reichthümer hätten 120,000 Talente Silber (über 565 Millionen Mark) betragen, wozu noch 6000 Talente kamen, die in Pasargada lagen. Der Winter wurde hier zugebracht, und nach so viel Anstrengungen der Märsche, Belagerungen und Schlachten gönnte Alexander seinen Makedoniern eine gründliche Ruhe. Man kostete die bisher unbekanntem Freuden der persischen Tafel nebst Zubehör in reichlichem Maße. Der Palast wurde angezündet und die Stadt Stachra (Istachr) der Plünderung preisgegeben.

Darius verweilte inzwischen in der alten Reichshauptstadt der Meder, Ekbatana. Als Alexander im Frühjahr 330 zu seiner Verfolgung aufbrach, entschloß sich der tapfere Mann zu einer letzten Schlacht. Während der Vorbereitungen zu derselben bemächtigten sich Barjaentes, Satrap von Arachosien, und Bessos, Satrap von Baktrien, des Darius, um ihn dem Alexander auszuliefern, oder, wenn sie den Makedoniern entkommen würden, ihn umzubringen und auf eigene Hand den Krieg fortzusetzen. Darius wurde auf einem bedeckten Wagen fortgeführt. Alexander zog in Eilmärschen hinter den Persern her und erreichte sie in Parthien. 1000 Reiter unter Nabarzanes hatten die Flucht ergriffen, Bessos und Barjaentes theilten gleichfalls, nachdem sie ihren König ermordet hatten. Alexander ließ die Leiche nach der Persis führen, wo sie in einer der Felsgrüfte der Achämeniden beigesetzt wurde. Bessos wurde von einem seiner Vertrauten ergriffen und gefesselt dem Alexander überliefert. Dieser überließ ihn dem Bruder des Ermordeten, Dathres, zur Bestrafung, und man fesselte ihn an Bäume, welche man mit Stricken zusammengebogen hatte; als die Stricke gelöst waren, schnellten die Bäume von einander und rissen den Körper in Stücke.

Alexander war jetzt König des persischen Reiches; da er die kluge Politik befolgte, den Völkern ihre Verfassung und Eigenthümlichkeiten unverkümmert zu lassen, so war es leicht, auch noch die übrigen Provinzen zur Unterwerfung zu bringen. Fragen wir nach den Gründen, weshalb das persische Reich, von so vielen kriegstüchtigen Völkern bewohnt und von Armeen beschützt, welche schon durch ihre ungeheure numerische Uebermacht jedes feindliche Heer erdrücken zu können schienen, so jähen Falles zusammenbrach, so müssen wir vor Allem bedenken, daß selbst das größte Heer, wenn es aus Kriegern mit verschiedenen Sitten, Sprachen, Ausrüstung besteht, welche noch dazu keinen Grund hatten, für die Person des Königs, oder auch nur für den herrschenden persischen Stamm, besondere Anhänglichkeit zu haben — reicht doch im Orient der Patriotismus, wenn er überhaupt vorkommt, nicht weiter als das Gebiet des eigenen Stammes — nichts ausrichtet gegen eine disciplinirte Mannschaft, welche einem einzigen Willen gehorcht und zum Theil auch sich der Ziele und Zwecke ihrer Märsche und Kämpfe wohl bewußt ist. Das erste entscheidende Treffen zerriß schon das Band, welches die einzelnen Provinzen und deren Statthalter unter sich und mit dem König

verknüpfte; denn wenn sie diesem fürderhin treu blieben, so mußten sie vom Sieger das Schlimmste erwarten, während es ihnen andererseits gleichgültig sein konnte, wem sie ihren Tribut erlegen mußten.

Alexander drang bis in den äußersten Nordosten des Reiches, nach der Stadt Rhropolis vor. Nachdem er wieder abgezogen, empörte sich Sogdiana, es wurde aber nochmals eingenommen und verwüstet und am nördlichsten Endpunkt dieser Expedition wurde Alexandria (heute Uzfend oder Abarband) gegründet. Den Winter 329—328 residierte Alexander in der Stadt Baktra. Im folgenden Frühling erstürmte Alexander zwei Felsburgen, eine in Baktrien, den Fels des Sisimithres genannt, auf welcher Daryartes seine Tochter Rogane verwahrte, die Alexanders Gemahlin wurde, die andere in Sogdiana, Fels des Arimazos genannt. Man hat diese letztere Burg in Kurghantippa am Wachs oder Surhab (in Chotk), die andere im Schloß Badegis in den Defilées von Chulum gesucht. Im Jahr 327 wurde die Hochzeit mit Rogane als Fest der Vereinigung des Morgen- und Abendlandes mit großer Pracht in Baktra gefeiert. Noch in demselben Jahre brach Alexander nach Indien auf, und zwar zog er durch das Kabulthal nach der Felsburg Arnos auf einem Kegeberg, der für uneinnehmbar galt. Dieser Fels heißt heute Hügel von Kanigarch und beherrscht den Uebergang über den Indus vom Kabulstrom und oberen Indus her, sechzehn englische Meilen nördlich von Dhind. Alexander ließ die Schlünde, welche den Berg von den anderen trennten, durch Baumstämme ausfüllen, aber obwohl die Makedonier tapfer kämpften, wurden sie doch von der Besatzung mit großen Verlusten zurückgeworfen. Erst nach mehreren Tagen, als die Inder, im Glauben, der Feind habe sich zurückgezogen, nach beendigtem Siegesmahle die Festung verließen, gelang es, sie in Besitz zu nehmen, so daß Alexander weniger die Menschen, als vielmehr die natürliche Beschaffenheit des Ortes überwunden hatte. Er marschirte hierauf nach der Stadt Tagila (dem heutigen Manikjala, einem durch reiche antiquarische Funde buddhistischer Alterthümer, indoscythischer und baktrischer Münzen berühmten Ort) und im folgenden Frühjahr in das Gebiet des Poros. Der Uebergang über den Hydaspes (Behat oder Djailam) wurde bei einem Gewittersturm bewirkt, während man durch List die Wachsamkeit des gegenüber stehenden indischen Fürsten irre geleitet hatte. Eine große Schlacht, in welcher viele Elephanten mitkämpften — Poros saß auf dem größten derselben —, blieb durch die persönliche Tapferkeit des letzteren längere Zeit unentschieden, schließlich wurde Poros gefangen, gewann aber durch seine Weisheit und sein königliches Benehmen die Freundschaft des Siegers. Die Makedonier gelangten noch bis zum Hyphasis (Bipasa oder Satledj), wo eine Meuterei die Rückkehr rathsam machte; während derselben wurden noch die Maller besiegt und ihre Stadt Malasthana (Malatan) erobert, wobei Alexander bei ungestümem Vordringen gefährlich verwundet wurde. Noch wurde das Delta des Indus besucht, und von da ging der Rückmarsch durch Gedrosien nach der Persis, während Nearchos mit der Flotte den Seeweg

durch den persischen Golf einschlug. Der Rückzug war mit großen Schwierigkeiten verbunden da er zum großen Theil durch Wüsten ging.

Alexander genöß nicht lange die Früchte seiner Siegeslaufbahn; schon 7 Jahre nach Darius' Tode erkrankte er an einem Wechselfieber, welches er sich bei der Besichtigung von Wasserbauten in den Sümpfen des Euphrat bei Lamun zugezogen hatte, und starb zu Babel im Palast el Kasr des Nebutadnezar (11. Juni 323). Seine Leiche wurde von Aegyptern und Chaldäern einbalsamirt und zuerst in Memphis, dann in Alexandria beigesetzt.

Alexander hatte einen Sohn mit Barsine, einer Tochter des Darius, den man aber bei Seite schob; man ernannte den Bruder Alexanders, Aridäos, zum Großkönig. Das Reich gerieth aber in große Verwirrung, indem sich einerseits einheimische Fürsten und Völker von der Herrschaft der Makedonier frei machten, wie Atropates ein Reich in Medien stiftete, Ardoates das armenische Reich herstellte, welches allerdings bald von den Seleukiden unterworfen wurde; Kadusier, Chorasmier u. a. erklärten sich für unabhängig, andererseits machten sich Generale des Alexander zu Fürsten der Provinzen, ohne Aridäos zu berücksichtigen. Diese Generale oder Diadochen (Nachfolger) stritten sich um das Reich ihres ehemaligen Feldherrn, und es kam nach einer Schlacht bei Ipsos in Phrygien (Sommer 301) zur Constituirung von vier Reichen, Syrien, Kleinasien, Aegypten und Makedonien. Syrien umfaßte außer den südwestasiatischen Provinzen auch die iranischen Länder. Kleinasien, welches Lysimachos zufiel, wurde alsbald wieder zerstückelt, indem sich die selbständigen Königreiche Bithynien, Kappadokien und Pontus bildeten. Nach Lysimachos' Tod traten wiederum Veränderungen ein, im Ganzen aber ist das damals entstandene pergamenische Reich unter Eumenes I. als die Fortsetzung des Lysimachischen zu betrachten. In Aegypten herrschten die Ptolemäer, in Makedonien Kassandros. Der Gründer des syrischen Reiches war Seleukos Nikator welcher bei der ersten Theilung sogleich nach Alexanders Tod übergegangen worden war, und erst nach dem Tode des Perdikkas, bei einer neuen Theilung die Satrapie von Babylonien erhielt (312, mit welchem Jahre die seleukidische Zeitrechnung beginnt); nach der Schlacht von Ipsos wurde er allseitig als Monarch der asiatischen Länder anerkannt; er hatte, anders wie Alexander, die Absicht, das Griechenthum in Asien allein zur Geltung zu bringen, zog daher viele Griechen in den Orient und gründete (nach Appians Schätzung) 35 griechische Städte. Die Verlegung der Residenz nach Antiochien in Syrien hing mit Seleukos' Bevorzugung des griechischen Wesens zusammen, hatte auch wohl den Grund, die benachbarten Reiche der Nachfolger Alexanders besser im Auge zu behalten, sie begünstigte aber den Abfall asiatischer Provinzen, welche bei der weiten Entfernung vom Sitz des Königs freies Spiel zu haben glaubten. Die beste Politik wäre ohne Zweifel gewesen, sich auf das innere Asien zu beschränken und, ohne den geheimen Wünschen nach einer

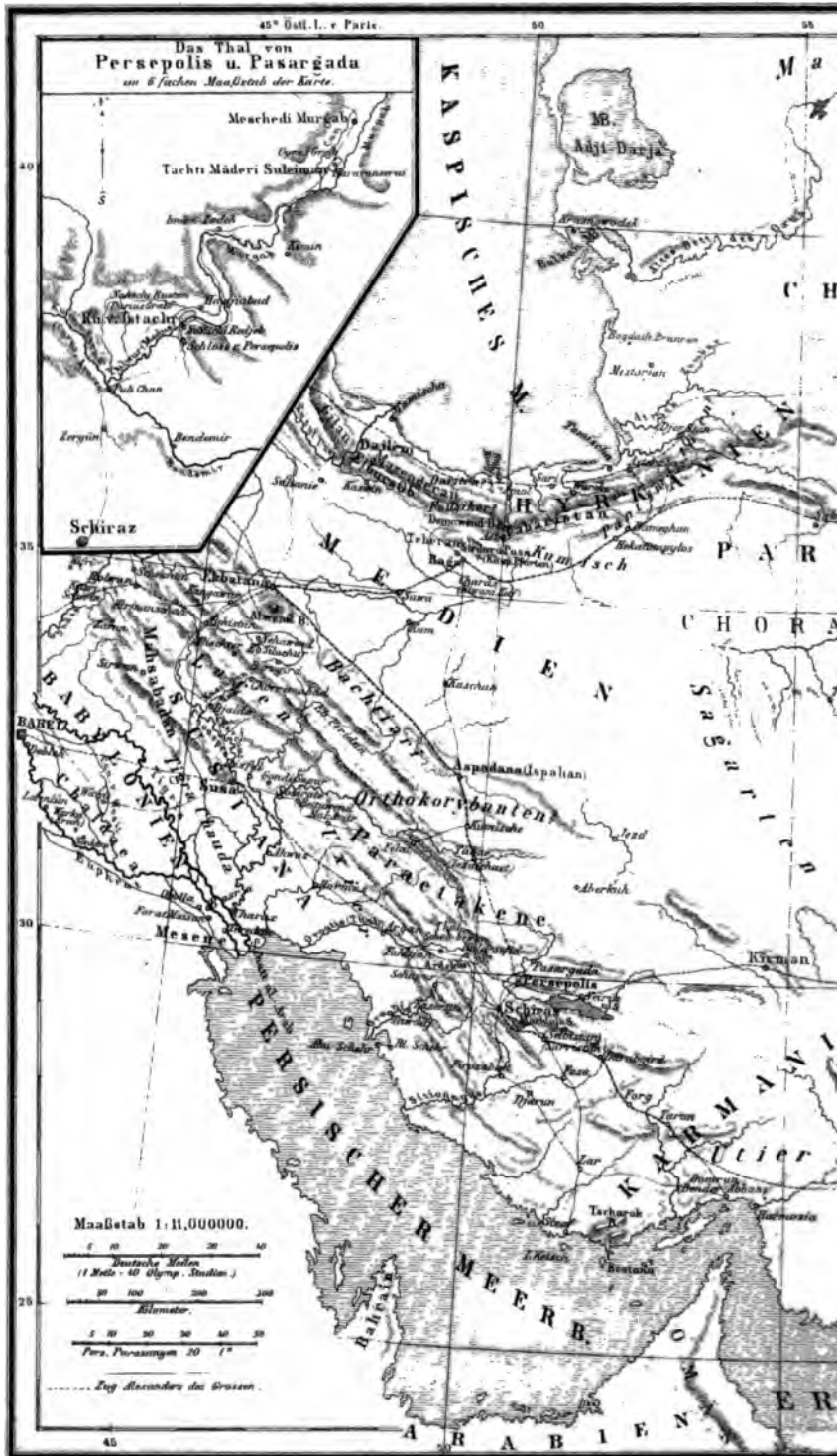
Herstellung der Weltherrschaft Alexanders nachzuhängen, sich von den Entwicklungen der vorderasiatischen Reiche fern zu halten.

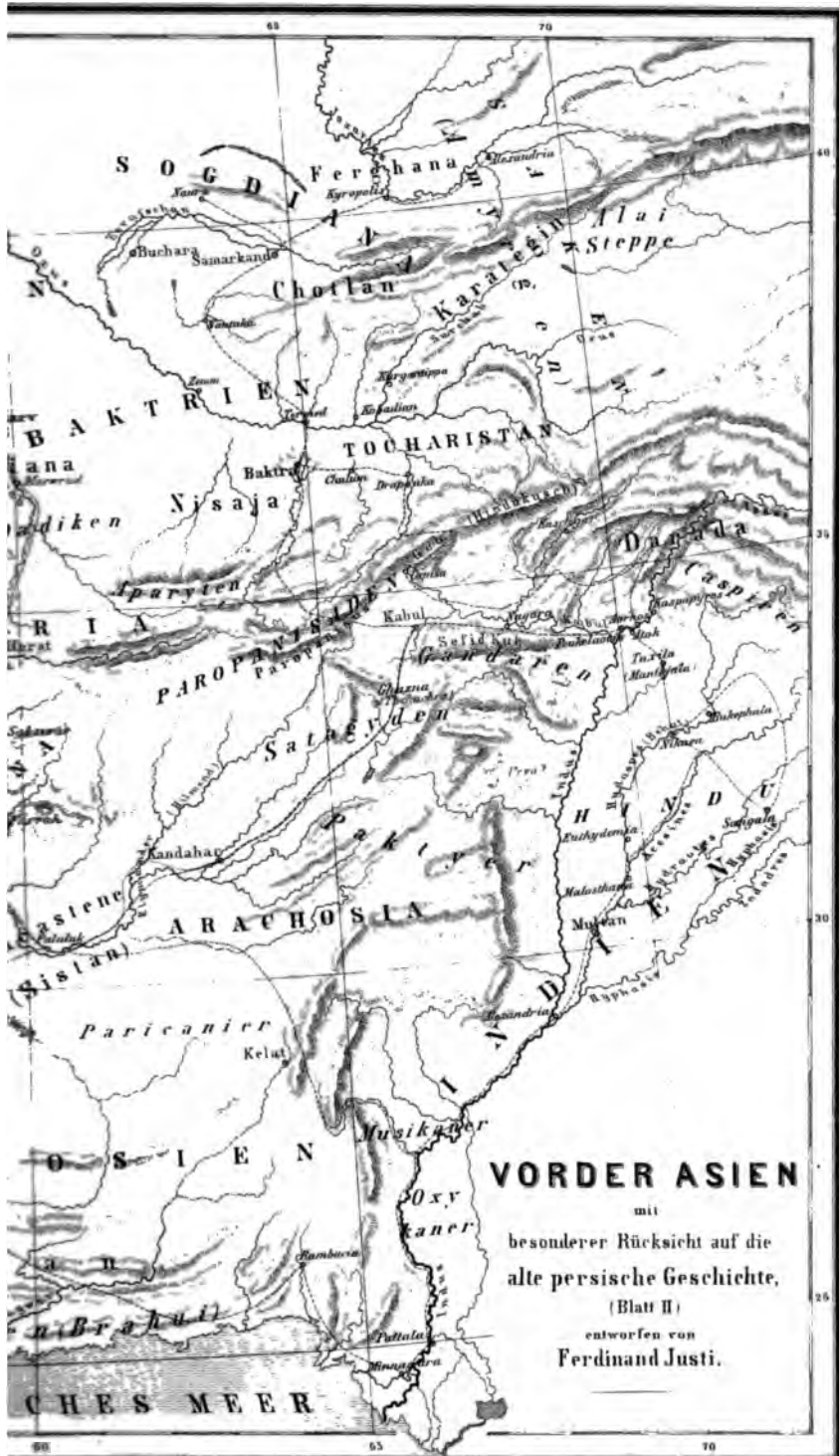
Seleukos und seine beiden Nachfolger, Antiochos Soter (281—261) und Antiochos Theos (261—146) verwickelten sich in Streitigkeiten mit Aegypten unter den Ptolemäern und mit den kleinasiatischen Fürsten. Zunächst ging alles noch gut, selbst die entferntesten asiatischen Provinzen zahlten ihren Tribut und stellten ihren Heerbann; allein die Untüchtigkeit des Antiochos Theos zur Regierung, seine zügellose Hofhaltung konnten nicht ohne Wirkung bleiben. Der erste, welcher sich die Umstände zu Nutzen machte, war der Satrap von Baktrien, Diodotos, der ohne daß Antiochos einen Versuch zur Vereitelung machte, sich zum souveränen König von Baktrien aufwarf und ein Reich stiftete, welches in der Culturgeschichte eine nicht unwichtige Stelle einnehmen sollte, indem es griechische Bildung in jenem fernen Nordosten Irans ausbreitete und durch seine Beziehungen zu Indien auch dieses Land der abendländischen Cultur öffnete.

Herrschaft der Parther.

Anderer Art war die Loslösung Parthiens vom seleukidischen Reiche. Diese ging nicht von einem griechischen Satrapen, sondern von einem einheimischen Fürsten aus, der sich nicht damit begnügte, seine Provinz selbstständig zu beherrschen, sondern der die patriotische Idee zu verwirklichen strebte, die Fremden vom Boden Irans zu vertreiben und die Monarchie der Achämeniden herzustellen. Es vertrug sich sehr wohl mit diesen Absichten, daß die parthischen Fürsten den Werth hellenischer Bildung nicht verkannten und zu ihrem eignen Nutzen verwertheten. Es gab zahlreiche griechische Städte im Gebiet des späteren parthischen Reiches, welche eine selbständige Municipalität hatten und dem König nur Tribut zahlten. Nur bei inneren Streitigkeiten ließ der König seine Militärmacht einschreiten. Die wichtigste dieser Städte war Seleukia am Tigris in der Nähe von Bagdad, welches in der fruchtbarsten Gegend Asiens lag, große Festungsmauern hatte und zur Zeit seiner Blüthe (im 1. Jahrhundert nach Chr.) über ½ Million Bewohner zählte; es wurde von 300 vom Volk gewählten Rathsherrn regiert. Die Bevorzugung der griechischen Städte von Seiten der parthischen Könige, welche offenbar von der Achtung der überlegenen Bildung ihrer Bewohner eingegeben war, ist politisch nicht selten nachtheilig gewesen, indem die griechischen Städte immer Elemente enthielten, welche im Fall eines Krieges mit den Seleukiden und Römern gewöhnlich für diese Partei nahmen.



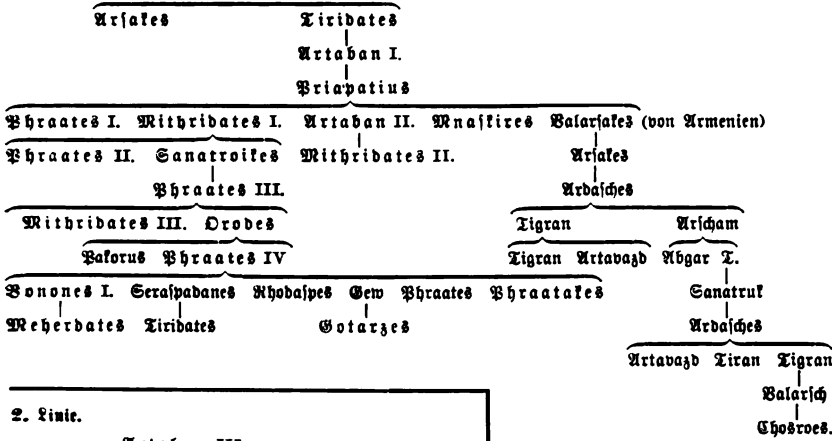




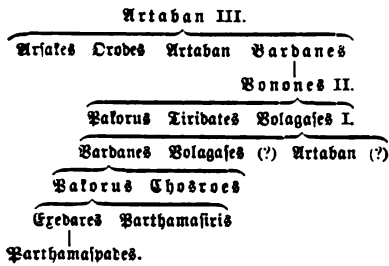
VORDER ASIEN
 mit
 besonderer Rücksicht auf die
 alte persische Geschichte,
 (Blatt II)
 entworfen von
 Ferdinand Justi.

Stammtafel der Ursakiden.

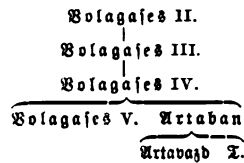
1. Linie.



2. Linie.



3. Linie.



Ursakes I. 250—248.

Ursakes tödtete den seleukidischen Satrapen von Parthien und erklärte sich zum König dieses Landes. Antiochos Theos machte keinen Versuch, die entfernte Provinz zur Botmäßigkeit zurückzuführen. Ursakes hatte die zwei Jahre seiner Herrschaft mit der Niederkämpfung von Unruhen zu thun, welche naturgemäß mit der Erhebung einer Dynastie verbunden sind.



Ursakes I.

Ursakes II. Tiridates 248—214.

Tiridates, Bruder des Ursakes, befestigte die Herrschaft während seiner mehr als dreißigjährigen Regierung, und die Parther selbst scheinen ihn als denjenigen bezeichnet zu haben, welcher am Anfang der parthischen Dynastie stand. Der Seleukide Seleutos Kallinikos (246—226) wurde vom König von Aegypten, Ptolemäos Euergetes, Sohn des Philadelphos, der die Monarchie Alexanders herzustellen strebte, mit Krieg überzogen, und wirklich brachte er Asien bis nahe an die Grenzen von Parthien und Baktrien zur Unterwerfung. Die in Frage gestellte Existenz der beiden letzteren Staaten

wurde glücklicherweise dadurch gerettet, daß in Aegypten selbst ein Au-
ausbruch, der den Sieger zur sofortigen Umkehr nöthigte. Die bei
Gelegenheit zu Tage gekommene Schwäche des syrischen Reiches gab aber
Tiridates den Muth, seine Waffen über Parthien hinauszutragen und
benachbarte Hyrkanien zu unterwerfen. Sollte das parthische Reich
auf Kosten des syrischen weiter um sich greifen, so mußte jetzt von
des letzteren ein energischer Schritt geschehen. Seleukos mußte den Köni-
Baktrien in ein Bündniß gegen Parthien zu ziehen, und Tiridates, von
Seiten bedroht, ergriff die Flucht, kam aber, als Diodotos alsbald stark
einer durch scythische Hülfstruppen verstärkten Streitmacht zurück, wußt
Sohn des Diodotos auf seine Seite zu ziehen und schlug die syrische
gänzlich, ein Ereigniß, welches im Hinblick auf das Mißverhältniß der
seitigen Streitkräfte — hier die numerische Uebermacht, die makedo-
Kriegführung und Taktik, dort die primitive Kampfweise asiatischer
völker — wunderbar erscheinen müßte, wenn man nicht den Werth de-
wußtseins in Anschlag brächte, für die eigene Freiheit zu kämpfen und
Waterland gegen einen Fremden zu vertheidigen. Neue Wirren banden
dem Seleukos die Hände, so daß Tiridates unbehelligt zur Befestigung
Landes durch Anlegung von Festungen beitragen und eine neue Re-
neben dem älteren Hekatompylos (wahrscheinlich südwestlich von Dan-
gelegen) erbauen konnte. Sie lag zwischen Parthien und Margiana, in
berg- und walddreichen Gegend mit großen Jagdgebieten, welche die
Bapaortenon nennen, und hieß Dara (wahrscheinlich in der Näh-
Tus). Doch kam die Stadt nicht zur Blüthe, und Hekatompylos beha-
unter den folgenden Königen den ersten Rang unter den Städten des Re-

Ursakes III. Artaban I. 214—196.

Der Sohn des Tiridates, Artaban, benutzte die Kämpfe des An-
chos III. (223—186), des Sohnes des Kallinikos und Nachfolgers
Bruders Seleukos Keraunos, mit einem rebellischen Satrapen, um das
über Medien bis zum Zagrosgebirge auszudehnen. Diesmal lächelte in
das Glück nicht wie früher. Antiochos rückte mit einer großen Armee
Medien, plünderte Ekbatana, und obwohl die Parther versuchten, die Or-
der Wüste, welche Medien von Parthien trennt, zu verschütten, nach
Hekatompylos ein; die Parther zogen sich nach Hyrkanien zurück, wohin
chos gleichfalls nachfolgte; schließlich kam ein Friede zu Stande, welcher
Selbständigkeit von Parthien anerkannte; dasselbe Resultat hatte ein
des Antiochos auf das baktrische Reich: Eutychemos, welcher im
225 eine Vereinigung der baktrischen Provinzen, welche vorher von meh-
Königen regiert wurden, zu Stand gebracht zu haben scheint, blieb
Dieser günstige Erfolg für beide auf Kosten des syrischen emporgekon-
Königreiche war doch wohl dadurch verursacht, daß schließlich die sy-

Truppen ins Gedränge kamen. Von jetzt an war die syrische Herrschaft in Baktrien und Parthien für immer abgethan, um so mehr als die Seleukiden durch vielfache Verwickelungen an den Westen des Reiches gefesselt waren; Antiochos' III. Tochter war mit Ptolemäos V. verheirathet, und dieser beanspruchte den Besitz von Kleasrien und Palästina, welche seinem Vater entzogen worden waren, als Mitgift, und während der Kämpfe über diese Ansprüche brach der makkabäische Aufstand in Judäa aus, der ein halbes Jahrhundert lang an der Macht der Seleukiden rüttelte. Die erschöpften Finanzen suchte Antiochos IV. Epiphanes (175—164) durch einen förmlichen Raubzug gegen die Tempel in Elymais, welche von den Makedoniern verschont waren, zu bereichern. Die Bevölkerung schlug den Räuber zurück und sah in dem bald darauf zu Tabä erfolgten Tod desselben ein Strafgericht Gottes gegen den Tempelschänder. Sein Sohn war noch ein Kind, und nach 2 Jahren (162) eroberte sich Demetrios Soter, der als Geißel für den Gehorsam seines Vaters Seleukos Philopator (187—175) nach Rom geführt worden und von hier heimlich auf einem karthagischen Schiff entkommen war, die Herrschaft.

Ursakes IV. Priapatios 196—181.

Während Priapatios (Phraapatios, Phriapatios) herrschte, erweiterte Euthydemos und dann sein Sohn Demetrios das baktrische Reich nach Süden und Südosten; hier in Indien, im Pendjab, hatte man die makedonische Eroberung zum Theil wieder rückgängig gemacht. Bereits Seleukos Nikator war genöthigt, mit dem indischen König Tschandragupta, der von Palibothra (Pataliputra, heute Patna) aus ein großes Reich, auch von Alexander eroberte Landstriche, beherrschte, einen Frieden zu schließen, der ihn auf das Indusland verzichten ließ. Das baktrische Reich ging darauf aus, die Inder wieder zu verdrängen und dem griechischen Einfluß wieder weitere Gebiete zu eröffnen, und es glückte auch, die baktrischen Waffen bis an den Behat (Hydaspes) zu tragen, wo die Stadt Euthydemia gegründet wurde. Die Geschichtsforschung hat sich noch keine sichere Ansicht über die Vorgänge in Baktrien bilden können; die Quellen spärliche Berichte der Griechen und zahlreiche, mit den Namen der Fürsten beschriebene Münzen, überlassen vieles unserer Vermuthung. Es scheint, daß öfter gleichzeitige Fürsten in verschiedenen Theilen des Reiches herrschten, die einen im Norden, in Baktrien, Sogdiana, bis nach dem Herirud, die andern mehr nach Afghanistan und Indien hin; Euthydemos hatte alle Länder vereinigt, sein Sohn Demetrios aber, den seine Eroberungen weit nach Südosten führten, scheint dem Eukratidas die Gewalt über Baktrien selbst überlassen zu haben; nach des erstern Tod war es wieder der letztere, der seine Autorität über das ganze Reich ausdehnte. Während ihn jedoch Eroberungen im Süden, in Arachosien, Drangiana und Indien in Anspruch nahmen, war der nördliche Theil

des Reiches den Steppenvölkern ausgesetzt, welche nicht säumten, das Land zu verwüsten und sich in ihm festzusetzen. Die Ausbreitung der baktrischen Macht erforderte von Seiten der Parther die größte Wachsamkeit.

Ursakes V. Phraates I. 181—174.

Erst Phraates glaubte die Hände frei genug zu haben, um die Marder zu bekriegen. Die Syrer, welche bereits 197 in Berührung mit Rom gekommen waren, blieben unthätig; die Unterwerfung jenes Bergvolkes war nicht wichtig genug, um einen Krieg anzufangen, aber die Parther, hierdurch sicher gemacht, richteten ihre Waffen gegen eine Gegend, in welcher die Schlüssel zum östlichen Iran lagen: Phraates brachte die kaspischen Pforten, den heutigen Sirdara-Paß, in seine Gewalt und siedelte die Marder in Charag (heute Givani Keif) an, welches zwischen dem Paß und Raga (Kai) lag. Hierdurch wurde es den Parthern möglich, jede von Westen kommende Armee mit leichter Mühe von ihrem Lande abzuwehren.

Ursakes VI. Mithridates I. 174—136.

Nach der Bestimmung des Phraates folgte ihm sein Bruder Mithridates, ein Mann „von großem und königlichem Geiste“ (Justin), unter welchem das parthische Reich zu großem Ruhm emporstieg. Mithridates benutzte zuerst die Beschäftigung Baktriens mit seinen Eroberungen, um, ohne ernstlich verhindert zu werden, Parthien auf Kosten desselben auszu dehnen. Sodann rückte er, während der unmündige Antiochos Eupator König war (164—162) und zwei Regenten um den Vorzug stritten, in Medien ein, wo er nach hartem Kampf siegte und Bakasias sein Vasall wurde. Sodann wurde Elymais erobert, wo ein Vasallenkönig der Seleukiden wahr-



Mithridates I.

scheinlich so gut wie souverän herrschte. Auf Elymais folgte, vielleicht sogleich, vielleicht einige Jahre später, Babylonien und die Persis. Selbst auf Armenien erstreckte sich bereits der Einfluß der Parther; denn hier wurde die syrische Herrschaft gleichfalls aufgehoben und ein arsakidischer König Balarsakes, der Bruder des Mithridates, auf den Thron gesetzt. Als weiser Fürst begnügte sich Mithridates mit diesen Erfolgen, die ihn vom Mittelpunkt des syrischen Reiches noch fern genug hielten. In Elymais (Susiana) sowohl als in Persis herrschte fortan ein einheimischer König, welcher den Parthern Tribut zahlte; es war überhaupt Brauch der Parther, die Fürsten bei ihrer Herrschaft zu belassen und die Lehnsherrlicheit auszuüben; mehrere Provinzen wurden von Vicekönigen regiert, welche Satraps hießen. Mithridates richtete dagegen seine Waffen gegen Baktrien, Eukratidas von seinem Sohne Heliofles ermordet worden war. Der baktrische König sah sich bald besiegt und um den größeren Theil seiner Länder gebracht; er war auf Kabulistan und das Stromgebiet des Indus beschränkt.

Mithridates beherrschte somit fast ganz Iran und bedrohte das syrische Reich. Hier fanden fortwährend Thronstreitigkeiten statt, welche erst spät einen Versuch zur Zurückdrängung der Parther ermöglichten. Demetrios Nikator (147—144) wurde von den mit dem neu auferlegten parthischen Joch unzufriedenen Babyloniern, Elymäern, Persern unterstützt, auch Baktrien mit seiner zahlreichen griechischen Bevölkerung hoffte in einer neuen Verwicklung seinen alten Umfang wieder zu gewinnen. Aber obwohl anfangs siegreich, wurde Demetrios geschlagen, gefangen und zur Warnung, die parthische Macht nicht gering zu schätzen, in verschiedenen Städten im Triumphzug aufgeführt, später aber in Hyrtanien als königlicher Gefangener mit gebührenden Ehren behandelt. Bald darauf erkrankte Mithridates und starb.

Ursakes VII. Phraates II. 136—127.

Der gefangene syrische König mußte sich lange gedulden, ehe ein Versuch zu seiner Befreiung gemacht wurde. Sein Bruder Antiochos VII. Sides (137—128) hatte zuerst Kämpfe mit einem Prätendenten und sodann mit den Juden, welchen für ihre Unterstützung während derselben Autonomie zugesichert war; als er jedoch hiermit zu Ende gekommen war, rückte er mit einer ungeheuren Macht gegen die Parther. Die parthische Armee bestand der Hauptsache nach aus Parthern, indem einige Vasallen die Heerfolge verweigerten und ein Corps von zu Hülfe gerufenen Scythen zu spät eintraf. Antiochos war glücklich; er schlug den parthischen Feldherrn Sndates am Lykos (Zab) in Assyrien, und die Niederlage hatte sogleich den Abfall verschiedener Fürsten zur Folge. Phraates gab jetzt seinen Gefangenen frei, in der Hoffnung, seine Ankunft in Syrien werde Verwicklungen herbeiführen und den Antiochos aus dem Felde zurückrufen. Der letztere blieb jedoch auf dem Kriegsschauplatz und vertheilte seine Truppen in verschiedene Städte in die Winterquartiere. Die Last, welche ihnen die anspruchsvollen Soldaten auferlegten, fanden die Städte bald unerträglich, und Phraates benutzte diesen Umstand, um mit ihnen einen Tag zu verabreden, an welchem man die syrischen Gäste verjagen wollte, während ein parthisches Heer die Vereinigung der verschiedenen Abtheilungen verhinderte. Der Plan gelang vollständig, Phraates zwang den Antiochos zur Schlacht und schlug ihn aufs Haupt. Antiochos selbst kam um, sein Sohn Seleukos wurde nebst einer Nichte, der Tochter des Demetrios, welche nachher das Weib des Siegers wurde, gefangen. Dieser Sieg hatte die Folge, daß nie wieder ein syrisches Heer das parthische Reich heimsuchte. Syrien trat zudem selbst in Kampf um die Selbsterhaltung ein; Judäa machte sich für immer frei, Kilikien ging in der Folge verloren, und die phönizischen Seestädte gewannen ihre Autonomie wieder, Aegypten, Araber und Römer setzten den durch innere Zwistigkeiten losen Königen heftig zu, bis endlich die Römer im Jahr 65 Syrien zur Provinz machten.

Die scythischen Truppen, welche Phraates zu Hülfe gerufen, ließen sich nicht herbei, unverrichteter Sache zurückzugehen; sie verlangten entweder in eine Schlacht geführt zu werden oder ihren Sold zu erhalten, welcher für einen Feldzug gebührte. Phraates zog zu ihrer Vertreibung herbei, wurde aber geschlagen und getödtet, worauf die Scythen nach gehöriger Plünderung wieder abzogen.

Zu dieser Zeit taucht im alten Chaldäa ein Reich auf, welches eine Zeit lang unabhängig vom parthischen war. Phraates hatte vor seinem Feldzug gegen die Scythen einen Unterkönig Himeros in Babel (wo er residirte) zurückgelassen, der als grausamer Mensch geschildert wird. Dieser gerieth in Krieg mit dem König von Mesene. Schon Alexander hatte zwischen dem Tigris und den susianischen Gewässern Alexandria angelegt, auf einer künstlichen Terrasse. Antiochus III. dehnte letztere aus, und der Ort wurde Antiochia genannt. Spasines, ein arabischer Fürst, machte sich in den Wirren nach Sibetes' Tod unabhängig und legte weitere Wälle und Deiche an, und die Stadt hieß Charax Spajinu (Deich des Sp.). Nachdem die arabischen Fürsten einige Zeit über Charakene und das benachbarte Mesene (mit der angeblich von Artaxerges I. gegründeten Stadt Forat Maisan) geherrscht hatten, kamen sie unter die Oberhoheit Phraates II. Die Alten nennen elf Könige, von mehreren hat man Münzen; im ganzen bestand das kleine Reich 518 Jahre, als es 389 durch die Perser annectirt wurde. Fast zu derselben Zeit, im Jahre 137 gründete Orhoi bar Cheveje das Reich von Edeffa (Urha) oder das oerhoenische Reich, dem wir mehrfach begegnen werden und welches erst 641 von den Arabern vernichtet wurde.

Ursakes VIII. Artaban II. 127—124.

Hatte nun Parthien keine Gefahr von Westen her zu fürchten, so stand ihm auf der entgegengesetzten Seite ein fürchtbarer Feind, der das baktrische Reich in noch größeres Unglück als Parthien stürzte. Im inneren Hochasien entstand dadurch eine große Völkerbewegung, daß die Hiongnu das Volk der Juetschi (weißen Hunnen) nach dem Westen drängten; die letzteren vertrieben die Su im Tianschan, welche sich am Jazartes in Fergana festsetzten; die Juetschi selbst wurden wiederum zum Weiterziehen genöthigt und ließen sich in der Dysebene nieder; diese wurden also nördliche Nachbarn der Parther, jene der Baktren. Die bedrängte sakische oder scythische Bevölkerung war genöthigt südwärts zu fliehen, und so sehen wir, daß das baktrische Reich fortwährend Gebiete im Norden verlor und Parthien bedroht wurde. Die Saken gründeten in Indien ein großes Reich, welches später von Bikramaditja erobert wurde. Bald darauf rückten die Juetschi nach und beherrschten unter Kanischka ein Reich in Indien, das indessen durch die rohe Art des Regierungssystems wieder zerfiel.

Artaban stand jetzt den nordischen Reitern gegenüber als Vertheidiger =

nicht nur seines Reiches und Vaterlandes, sondern als Retter der asiatischen Kultur. Ohne Säumen führte er sein Herr gegen die Tocharen, einen Stamm, der auf dem Boden des baktrischen Reiches sich niedergelassen hatte; er fiel wie sein Vorgänger in der Schlacht, und sein Tod hatte wie gewöhnlich eine Niederlage des Heeres zur Folge.

Ursakes IX. Mithridates II. 124—87.

Mithridates siegte in mehreren Schlachten, so daß der Sturm vom parthischen Reiche abgewendet wurde und sich nach Süden und Osten wendete. Die Saken zogen theils an den See, in welchen sich der Hülmend (Etymandros) ergießt, und gaben der dortigen Gegend den Namen Sakastan (Sebjestan, Sistan), theils in das Kabul- und Indusland, welches den Namen Indoscythien erhielt.

Mithridates wendete nach der Befreiung seines Landes von der Gefahr der scythischen Invasion seine Waffen gegen Westen, wo das Reich an Armenien grenzte. Hier war auf Balarsakes dessen Sohn Ursakes (Urschag) und Enkel Ardasches gefolgt; die Parther scheinen diesen Fürsten daran erinnert zu haben, daß er eigentlich ihr Vasall sei, und machten wohl aus dem Grunde ihre Ansprüche auf die Oberherrlichkeit geltend, weil sie das Land als eine Vormauer gegen die Römer betrachteten, mit welchen bei der Tendenz nach Ausdehnung der Grenzen ein Zusammenstoß kaum noch zu vermeiden war. Die Römer hatten durch die Erbschaft des pergamenischen Reiches, welche sie mit Unterstützung des Königs Mithridates von Pontus gegen den Protest eines Halbbruders des Erblassers angetreten hatten, festen Fuß in Asien gefaßt. Das Verhältniß zu den Königen von Pontus führte beide große Reiche näher zusammen. Dieses Küstenland von Kappadokien war anfänglich von Satrapen verwaltet, welche sich von Pharnakes, einem Großen des achämenischen Stammes, ableiteten und in der alten Stadt Gazura residirten. In den Kriegswirren, welche die Diadochen wegen der Ländervertheilung herbeiführten, hatte der Satrap Mithridates gegen Antigonos, der über einen großen Theil Kleinasiens herrschte, die Partei eines seiner Feinde ergriffen und wurde von ihm ungebracht; als aber Antigonos bald darauf starb (in der Schlacht bei Ipsos 301), wurde der Sohn des Umgebrachten, Mithridates II., Satrap und erklärte sich bald für unabhängig. Einer seiner Nachfolger, Pharnakes, wurde durch die Römer an der Eroberung Bithyniens verhindert, und sein Sohn Mithridates V. (157—123) stellte sich den Römern zur Verfügung, wofür er Großphrygien erhielt. Sein Sohn ist der große Mithridates, der energische Feind der Römer, der im 13. Jahre auf den Thron kam und 23 Sprachen rebete. Er vermehrte das Reich Pontus durch die Länder am Nordufer des schwarzen Meeres, die Krim und Kolchis, welche ihm im Jahre 110 von Perisades abgetreten wurden. Er ging auf die Eroberung Kappado-

kiens aus, wobei er von dem armenischen König Tigran, Sohn des Artabases, unterstützt wurde. Die Römer beschloffen, diesen Plan zu durch-



Tigran.

kreuzen, und Sulla setzte den vertriebenen kappadokischen König Ariobarzanes wieder ein, trieb auch den Tigran nach Armenien zurück. Dieser sah sich zwischen zwei Feinde gestellt: auf der einen Seite die Römer, auf der andern der Parther Mithridates; er hatte diesem nämlich ein Territorium abtreten müssen, das er nachher wieder an sich riß. Die Annäherung der beiden Großmächte war zunächst eine freundschaftliche. In der Folge wiederholte Tigran seine Angriffe und entriß den Parthern Gordyene (das obere Mesopotamien), welches unter einem parthischen Vasallen stand. Das pontische Reich war übrigens von Rom abhängig, welches dort Fürsten ab- und einsetzte.

Ursakes X. Mnasfiras 87—77.

Nach Mithridates, der ohne Erben gestorben zu sein scheint, bestieg ein Sohn Phraates' I., ein Greis von 90 Jahren, den Thron. Seine naturgemäß kurze Herrschaft war von einem Zwist mit seinem Vetter Sanatroikes erfüllt, welcher dem Tigran freie Hand ließ, seine Macht über Adiabene, Atropatene (wo seit Alexander die Nachfolger des Atropates herrschten), Kilikien, Syrien und Kleinarmenien oder Sophene (wo ein König Artanes herrschte) auszudehnen. Er erbaute eine prachtvolle Stadt mit Mauern von 70 Fuß Höhe umgeben, welche er nach sich selbst Tigranokerta nannte und in welcher er Kappadoken, Kilikier und Assyrer sich anzusiedeln zwang. Diese Stadt lag südlich vom heutigen Hisn Keif, und ihre Stätte wird Tel Bejadh (weißer Hügel) genannt; sie hatte nur kurze Dauer, da sie im Jahre 69 von Lucullus erobert und zerstört, dann wieder aufgebaut wurde, aber bald aufhörte zu existiren.

Ursakes XI. Sanatroikes 77—68.

Sanatroikes, Bruder Phraates' II., gleichfalls ein hochbetagter Greis, machte seinen Sohn Phraates zum Mitregenten, das erste Beispiel eines solchen Verfahrens in der persischen Geschichte. Während seiner Regierung war der große Kampf der Römer und des Mithridates von Pontus ausgebrochen (im ersten mithridatischen Krieg, 88—84), in welchen auch Tigran verwickelt war. Beide Parteien bemühten sich um die Unterstützung der Parther. Sanatroikes aber lehnte noch eine directe Betheiligung ab und gab nur hin-

Ursakes XII. Phraates III. 68—60.

Phraates trat im Jahre 66 aus der abwartenden Stellung heraus und unterstützte dadurch die Römer, daß er dem Tigran, Sohn des Tigran, der wegen einer Empörung aus Armenien verbannt war, gegen seinen Vater Hülfe brachte. Das parthische Heer gelangte bis Artaxata (südlich von Erivan); der junge Tigran wurde indessen von seinem Vater in die Flucht geschlagen, und der letztere mußte sich dann dem Pompejus unterwerfen, von welchem inzwischen Mithridates von Pontus im dritten mithridatischen Kriege (74—66) auf seine Besitzungen in der Krim beschränkt worden war, nachdem auch Lucullus siegreich gegen ihn gefochten hatte. Wie viele Kostbarkeiten durch solche Siege in Asien als Beutestücke nach Rom gelangten, zeigt u. a. eine von Plinius aufbewahrte Liste der Kunstwerke, welche Pompejus nach den glücklichen Kriegen gegen die Seeräuber, in Kleinasien und gegen Mithridates in den Acten seines dritten Triumphes verzeichnen ließ. Die erste Gemmensammlung oder Dactyllothek in Rom besaß Scourus, der Sohn des Scourus, dessen Wittve den Sulla heirathete. Diese Sammlung wurde bei weitem übertroffen von derjenigen, welche Pompejus aus der mithridatischen Beute aufs Capitol stiftete. Das Gemmensammeln wurde jetzt zur Liebhaberei, und Cäsar stiftete sechs Dactyllotheken in den Tempel der Venus Genetrix; Marcellus, Sohn der Octavia, eine solche in den Tempel des Apollo auf dem Palatin. Pompejus führte in seinem Triumph die silberne Bildsäule des Pharnakes von Pontus auf, silberne und goldene Wagen des Mithridates, ein Würfelspielbret von zwei Gemmen, welches 3 Fuß breit, 4 Fuß lang, mit einem massiven goldenen Bilde der Luna; ferner drei Triclinien oder Banketlager (wahrscheinlich mit Gold staffirt, denn solche von Holz, selbst von Cedern, wurden nicht mehr hoch geschätzt), neun Prunkttische mit Gefäßen von Gold und Edelsteinen, drei goldene Bilder der Minerva, des Mars und Apollo, drei und dreißig Perlenkronen, einen goldenen Berg mit Birschen, Löwen und allerlei Früchten, umgeben von einem goldenen Weinstock, eine musivische Grotte von Perlen, mit einer Sonnenuhr auf der Spitze; auch kamen bei dieser Gelegenheit die höher als Gold geschätzten aus Murrha (einer Art bunt geflecktem und geädertem Flußspath aus Kerman) gearbeiteten Gefäße zuerst nach Rom, deren Besitz in der Folge der Gegenstand des Ehrgeizes bei Kaisern und reichen Leuten wurde.

Phraates hatte von Pompejus die Restitution der an Armenien verlorenen Provinzen verlangt, und er erhielt auch Abiabene zurück, nicht aber Gordhene, welches Pompejus dem jungen Tigran zugebacht hatte, aber dem Ariobarzanes von Kappadokien verlieh. Da es nun über diese Provinz zwischen Phraates und dem ältern Tigran zum Streit kam, überlieferte Pompejus dieselbe dem Tigran, was ihm die Parther entfremdete. In der Folge kam es zwischen Parthien und Armenien zu gutem Einverständnis. Phraates wurde von seinen Söhnen Mithridates und Droses ermordet.

Ursakes XIII. Mithridates III. 60—56.

Mithridates nahm sogleich die Streitigkeiten über Gordyene wieder auf, das dem parthischen Reiche zurückgegeben wurde. Die grausame Regierung dieses Königs veranlaßte seine Absetzung durch den Adel, welcher seinen von ihm verbannten Bruder Droses auf den Thron erhob.

Ursakes XIV. Droses 56—37.

Der abgesetzte Mithridates reizte zuerst den syrischen Proconsul Gabinus zum Krieg gegen die Parther, als dieser aber von Ptolemäos Auletes zur Schlichtung eines Bürgerkrieges in Aegypten eingeladen wurde, zettelte



Droses.

er auf eigene Faust eine Verschwörung in Babel an, die aber vereitelt wurde, und er überlieferte sich seinem Bruder, der ihn hinrichten ließ. Mit dem Antritt des syrischen Proconsulats durch Crassus trat Rom in directe Feindseligkeit gegen die Parther, denn dieser brütete über ausgedehnten Eroberungsplänen in Asien. Droses zog den König von Odesa und Mchadonius, Fürsten der arabischen Rhambäer, von dem Bündnisse mit den Römern ab und auf seine Seite; die Besitzungen beider Fürsten lagen auf Crassus' Weg gegen die Parther. Crassus begann mit einer Recognoscirung im obern Mesopotamien, wo die griechischen Städte ihm zufielen und der parthische Satrap, der nur geringe Streitkräfte besaß, in einem Gefecht bei Schnä (am Belit, etwa 17 englische Meilen nördlich von Rakfa oder Nisephorion) geschlagen wurde. Die Stadt Zenodotion blieb den Parthern treu, überrumpelte die römische Besatzung, wurde aber von Crassus genommen und geplündert. Den Winter über fröhnte er seiner Gier nach Gold. Er beraubte den Tempel der Derketo in Hierapolis (Bambyte) seiner Gold- und Silbergefäße; aus dem Tempel zu Jerusalem entführte er 8000 Talente Gold, auch einen Goldbarren von 7 Centnern Gewicht. Das Zeichen zum Kampf war gegeben, und die Parther trieben jetzt selbst den Crassus zum Entschluß, namentlich durch Belästigung der mit römischen Besatzungen belegten Städte Mesopotamiens. Sodann beschloßen die Parther, und zwar unter Anführung des Königs, mit der Infanterie in Armenien einzurücken, um den verdächtigen Artavazd, der mittlerweile dem Tigran gefolgt war, von einer Unterstützung der Römer abzuhalten. Die Armee gegen die Römer, welche ganz aus Reiterei bestand, führte Suren, der noch junge Generalfeldmarschall des Reiches, der mit seiner hohen Stellung ausgezeichnete persönliche Eigenschaften vereinigte. Von nicht geringer Wichtigkeit war, daß Abgar von Odesa noch als Freund der Römer galt, während er in der That ihr Verräther war, denn er benutzte die Erlaubniß, mit leichter Reiterei auszuschwärmen, zur Unterrichtung der

Parther über die Pläne des Crassus; zuletzt ging er zu den Parthern über. Crassus ging beim Zeugma (Biredjit) über den Euphrat, zog eine Strecke an dessen linkem Ufer aufwärts und rückte dann gegen den Belichus vor, so daß er sich zwischen Carrhä (Harran) und Schnä befand. Die schwere Reiterei der Parther war durchaus mit Ringpanzern gewappnet, der Helm von Stahl hatte ein Visir, welches das Gesicht bedeckte, auch das Ross trug Panzer, und es half die Wucht der Lanze verstärken, indem diese letztere mit einer Kette am Harnisch des Rosses hing, so daß der Reiter dem Stoß nur die Richtung zu geben brauchte, und zuweilen zwei Feinde mit einem Stoß durchbohrt wurden.

Die Schlacht bei Carrhä ist nicht allein geschichtlich von großem Interesse, weil in ihr Europa und Asien um den Vorrang stritten, sondern auch militärisch, weil die von den Römern ausgebildete Kriegskunst sich gegenüber der parthischen Kampfweise als ohnmächtig erwies. Die Römer bildeten ein Viereck; in der Mitte waren die leichten Truppen aufgestellt, vorn und auf beiden Seiten von Reiterei unterstützt. Die Parther erschienen erst in geringer Anzahl, indem sich die Hauptmacht in einer verdeckten Stellung befand; erst als die Römer in Sturmschritt heraneilten, ertönten die Heerpauken, und die seidene Standarten wehten inmitten eines von Metallrüstungen strahlenden Reiterheeres; die Parther überschütteten aus großer Entfernung die Römer mit Pfeilregen; die leichte Cavallerie hatte nämlich keine andere Waffe, als Bogen und Pfeilköcher; die Pfeile, welche durch Schild und Harnisch drangen und sich mit Widerhaken ins Fleisch hingen, waren uner schöplich, weil die Lastthiere ganze Wälder dieser Geschosse trugen, und die Reiter, die beständig in Bewegung blieben, ihre ausgeleerten Köcher sogleich wieder füllen konnten. Vergebens warteten die Römer auf den Zeitpunkt, wo die Pfeile verbraucht sein würden. Alle Versuche zum Ausschwärmen wurden verhindert, auch die geschlossenen Reihen der Legionen vermochten nicht sich dem Feinde zu nähern. Crassus, der hier kein Ende sah, ließ seinen Sohn Publius mit gallischer Reiterei und einer Legion Fußvolk einen plötzlichen Angriff ausführen. Die Parther schienen von einer Panik erfaßt und zogen sich zurück. Als der stürmische Jüngling weit genug vorwärts gekommen war, machte die parthische Reiterei Halt, die leichte umzingelte den ganzen Heerhaufen, der



Persischer Panzerreiter.

in Staub gehüllt weder sehen noch rufen konnte, und trotz verzweifelter Gegenwehr wurde derselbe, abgesehn von ein paar Hundert Gefangnen, bis auf den letzten Mann niedergemacht. Publius und seine Offiziere gaben sich selbst den Tod. Sein Haupt wurde von den Parthern auf eine Lanze gesteckt. Die übrige Armee des Crassus wurde unter beständigem Pfeilregen von Seiten der leichten Cavallerie von dem eisernen Wall der Panzerreiter angegriffen, niedergeritten, mit den Lanzen gespiest und auseinander gesprengt. Die Nacht machte dem Morde ein Ende, außer den Todten bedeckten 4000 schwer verwundete Römer die Wahlstatt. Da die Parther bei Nacht die Feindseligkeiten einzustellen pflegten, bewirkten die Römer mit Zurücklassung des Lagers unter unsäglichen Drangsalen durch die Mitschleppung Verwundeter ihren Rückzug nach Carrhä. Diese Stadt war befestigt, und die parthische Reiterei hätte natürlich eine Belagerung nicht ausführen können; allein man war zu einer Vertheidigung nicht im Stand, und so beschloßen die römischen Heerführer den Rückzug über den Euphrat. Eine Abtheilung entkam glücklich, die des Crassus wurde aber bei Tagesanbruch von den Parthern eingeholt und es entspann sich ein Kampf, Octavius, der in der Nähe marschirte, eilt dem Crassus zu Hülfe. Suren beabsichtigte, den Crassus lebendig zu fangen und glaubte dies am besten durch List zu erreichen. Er ließ seine Truppe sich zurückziehen und ritt mit einigen Offizieren als Parlamentär zu den Römern. Crassus entschloß sich ungern, entgegenzukommen, weil er Verrat fürchtete, begab sich aber doch auf das Drängen der verzweifeltsten Soldaten mit Octavius und andern Heerführern zu Suren. Letzterer verlangte einen schriftlichen Friedensvertrag, und um die nöthigen Utensilien zu holen, nöthigt die Parther den Crassus und seine Begleiter, parthische Rosse zu besteigen. Kaum war Crassus beritten, als die Parther ihn entführten; Octavius tödtet sogleich einen mit Crassus beschäftigten Parther, aber er wurde von hinten erschlagen. In dem dann folgenden Handgemenge kam Crassus um. Die römische Armee ergab sich; Versuche zur Flucht wurden von den Arabern vereitelt. 10,000 Gefangene wurden nach Margiana deportirt, die Hälfte des Heeres war umgekommen, nach einem Berichte elf Legionen, nach andern sogar 80,000 Mann. Die Nachricht von Crassus' Niederlage kam nebst seinem abgeschnittenen Kopf nach Armenien, wo Droses den Artabazd zu einem Frieden genöthigt und seinen Sohn Patorus mit der armenischen Königs-tochter verlobt hatte. Es wurden gerade vor den beiden griechisch gebildeten Fürsten die Bacchä des Euripides aufgeführt, als der Schauspieler, welcher die Agave vorstellte, statt des Hauptes des Pentheus das des Crassus an den Thyrsos steckte und die Worte sprach (Vers 1170—72): „Vom Gebirg bringen wir einen Schößling, frisch geschnitten, nach dem Palast, einen herrlichen Fang“. Sodann goß man Gold in des geizigen Crassus Mund.

Suren hatte mit seinem glänzenden Sieg den König überstrahlt, dies ist im Orient immer gefährlich. Ein großer Erfolg nimmt die leicht bewegliche Bevölkerung rasch ein, und wenn der Bewunderte Ehrgeiz besitz

so ist es ihm nicht schwer, den Despoten zu stürzen. Droses befreite sich von der Furcht vor einem solchen Vorkommnisse durch Ermordung Suren's. Ein Jahr später schickte Droses seinen ritterlichen Sohn und Thronerben Paforus nach Syrien, um hier die Römer zu vertreiben. Die Bundesgenossenschaft der Parther mit Armenien versetzte die römischen Statthalter in Besorgniß, denn wenn Artabazd zu gleicher Zeit in Kleinasien eingefallen wäre, so würde die Sicherheit der asiatischen Provinzen sehr fraglich geworden sein. Allein die Parther errangen keinen Erfolg, und Paforus wurde von seinem Vater zurückgerufen, besonders deshalb, weil seine Absicht, sich auf den Thron zu schwingen, bekannt geworden war. Später wurde Paforus aufs neue an die Spitze einer Armee gestellt, diesmal begleitet von Labienus, der als Gesandter von Cassius und Brutus an den parthischen Hof kam und hier blieb, als die Mörder Cäsars bei Philippi aus dem Weg geräumt waren. Die Gelegenheit war günstig; Antonius war in Alexandria von Kleopatra gefesselt, welche mit seiner Hilfe das Reich Alexanders des Großen herzustellen und mit dem römischen Reiche zu verbinden hoffte, Octavian war in Etrurien beschäftigt. Die Römer hatten durch ihre Erpressungen und Ungerechtigkeiten ganz Syrien erbittert; die Soldaten wurden nicht selten zu förmlichen Raubzügen verwendet, wie gerade jetzt im Jahre 41 Antonius den glücklicherweise mißlungenen Versuch gemacht hatte, Palmyra zu plündern, jene Palmstadt Thadmor in der Wüste, deren prachtvolle antike Trümmer die ganze Gegend bedecken, den uralten Handelsmarkt, an welchem die großen Karawanenstraßen von Tyros und Damaskos, von Arabos und Emesa, von Thapsakos, Circesium, Babel und Terebon am Persischen Golf zusammenliefen; hier waren die kostbarsten Waaren aus Arabien und Indien, Gold, Edelsteine, Seidengewebe aufgehäuft, und die Stadt stand unter parthischem Schutze. Die Palmyrener erhielten Kunde von dem beabsichtigten Raubzug, und die römischen Soldaten fanden leere Häuser und hatten nichts anderes erreicht, als daß sie den Parthern, bei welchen die Palmyrener sich beklagten, neuen Anlaß zu Feindseligkeiten gaben. Die Parther schlugen die Römer und nahmen Apamea und Antiochia. Paforus unterwarf Syrien und Phönicien (außer Tyros), setzte den jüdischen Hohenpriester Hyrcanus ab, und Antigonos, der letzte Makkabäer, nahm gegen Zahlung von 1000 Talenten den Thron als parthischer Satrap ein (39). Er wurde später von Herodes, Sohn des Idumäer's Antipater (der schon unter Hyrcanus als dessen Günstling thatsächlich geherrscht hatte), mit Hilfe der Römer gestürzt und umgebracht, worauf Herodes bis 4 vor Chr. sich behauptete. Labienus richtete die parthische Herrschaft im ganzen südlichen Kleinasien bis nach Karien hin auf (40). Die Freude dauerte indeß nicht lange. Die Römer hatten die parthische Kampfweise kennen gelernt und richteten ihre Taktik danach ein. Antonius sandte den Ventidius nach Kleinasien, der den Labienus zurücktrieb, fing und hinrichtete. Die Parther besetzten die Syrischen Pässe, sie erlitten aber durch Ventidius eine Niederlage, so daß

Pakorus sich zurückzog und Syrien den Römern überließ. Ein neuer Feldzug im Frühjahr 38 wurde sogleich nach dem Uebergang über den Euphrat durch Ventidius entschieden: Pakorus fiel in der Schlacht bei der Burg Gindarus, und die Parther flohen zurück (am 9. Juni, genau 14 Jahre nach der Schlacht von Carrhä). Es war, wie Justin bemerkt, die größte Niederlage, welche die Parther je erlitten hatten. Drosdes hatte man kurz vorher berichten können, Syrien sei verwüstet und Kleinasien von seinen Truppen besetzt; er war voll stolzer Freude über diese Triumphe seines Sohnes über die Römer, und die plötzliche Kunde von dem Unglücke des Heeres und dem Tod des Sohnes versetzte ihn in einen Kummer, der in eine Art von Wahnsinn ausartete. Viele Tage brachte er zu ohne Nahrung, ohne einen Laut von sich zu geben, so daß er die Sprache verloren zu haben schien. Erst nach längerer Zeit machte sich sein Schmerz in der Sprache wieder Luft, aber man hörte nichts andres als den Namen Pakorus. Den Pakorus glaubte er vor sich zu sehn, den Pakorus zu hören, mit ihm zu reden, bisweilen aber bewiesen Thränen den Schmerz über das Andenken seines Todes. Nach einer sehr langen Trauer kam über den bejammernswerthen Greis ein neuer Kummer, welchen er nemlich von seinen dreißig Söhnen an Pakorus' Stelle als Nachfolger ernennen sollte. Eine jede seiner zahlreichen Frauen arbeitete zum Besten ihrer Kinder und belagerte das Ohr des betagten Königs. Doch das Verhängniß Parthiens, dessen Thron nunmehr fast nur von Vater- und Brudermördern eingenommen wurde, wollte es, daß Drosdes zu Gunsten seines nunmehr ältesten Sohnes Phraates abdankte, eines abscheulichen Bösewichts (September 37).

Ursakes XV. Phraates IV. 37—2.

Phraates, ein nicht legitimer Sohn, fürchtete die Ansprüche seiner legitimen Halbbrüder und ließ sie sämmtlich umbringen, auch ermordete er seinen Vater, als dieser seinen Abscheu vor der That aussprach. Bald wüthete er auch gegen den Adel. Monäses, ein Mann von sehr hoher Stellung, floh zu Antonius und machte diesem den Antrag, den blutdürstigen Bastard zu stürzen, worauf er die Krone aus der Hand der Römer nehmen wollte. Auch Artavazd wurde gewonnen. Phraates, der im übrigen ein kluger Mann und ein Fürst von seltnem Talent war, bekam Wind und ließ Monäses unter dem Versprechen der Begnadigung zurückrufen. Aber Antonius, der wohl schon länger mit dem Plan umgegangen war, die Siege des Ventidius fortzusetzen, ließ die Gelegenheit nicht vorbeigehn. Er rückte mit einem großen Heere nach Armenien, und Artavazd rieth ihm, zunächst den parthischen Vasallen von Atropatene, der ebenfalls Artavazd hieß, anzugreifen. Dieser Fürst selbst war dem Phraates zu Hilfe gezogen und so konnte Antonius seine Hauptstadt, Phraaspa, ohne Widerstand erreichen und belagern. Artavazd von Atropatene kam mit Phraates, schlug den

General des Antonius, Oppius Statianus, gänzlich, worauf auch der armenische Artavazd die römische Sache verließ. Antonius wurde fortwährend von den Medern und Parthern beunruhigt, gerieth in große Noth und zog sich mit bedeutenden Verlusten zurück, ohne die Stadt genommen zu haben. Zudem mußte er die beschwerlichere Straße einschlagen, da die bequeme Heerstraße von den Parthern besetzt war; am dritten Tage erschienen die letztern und reducirten durch beständige Angriffe die Armee so sehr, daß Antonius kaum zwei Drittel über den Tigris zurückbrachte. Hiermit war indessen der Krieg noch nicht beendet. Der Fürst von Atropatene überwarf sich mit Phraates und knüpfte mit Antonius Unterhandlungen an. Antonius erschien plötzlich (Frühjahr 34) in Armenien, brachte den wankelmüthigen Artavazd durch List in seine Gewalt und besiegte auch seinen Sohn Ardasches, der zu den Parthern floh. Artavazd von Atropatene verlobte seine Tochter Totapa mit Alexander, Sohn des Antonius und der Kleopatra, und mit Beute beladen kehrte Antonius mit seinem in goldene Fesseln geschlagenen Gefangnen (den er später umbrachte) nach Alexandria zurück. Als der Krieg des Antonius mit Octavian ausbrach, rückte Phraates mit Ardasches in Atropatene ein, schlug den Artavazd, und Ardasches eroberte wieder Armenien; die römische Besatzung wurde umgebracht, und es kam alles wieder auf den vorigen Stand zurück: Armenien verbündet mit Parthien, Atropatene im Vasallenverhältniß. Die Grausamkeit des Phraates rief im folgenden Jahre eine Empörung hervor; er mußte flüchtig werden, und Tiridates, das Haupt der Rebellen, wurde auf den Thron gesetzt. Phraates kehrte nach drei Jahren mit scythischer Hülfe zurück, und Tiridates nahm auf seiner Flucht den jüngsten Sohn des Phraates mit sich und lieferte ihn dem Octavian aus, den er um Hülfe gegen Phraates anrief. Octavian konnte sich in keinen Krieg einlassen, sendete auch den Sohn nach einiger Zeit zurück, sein Wunsch aber, die römischen Adler, welche bei Carrhä erobert worden waren, zurück zu erhalten, wurde erst nach zwanzig Jahren erfüllt. So war endlich Ruhe hergestellt, und beide Großmächte schienen zu begreifen, daß es unklug sei, die Grenzen vorschieben zu wollen.

Phraates schickte seine vier Söhne in der Erinnerung an sein zeitweiliges Exil und aus Furcht vor der Erhebung eines derselben auf den Thron, nach Rom, wo sie, an Augustus empfohlen, fürstlich lebten. Man vermuthet, daß Musa, eine ihm von Augustus geschenkte Italienerin, von welcher er einen Sohn Phraatakes hatte, ihre Hände im Spiel hatte, um in Abwesenheit der rechtmäßigen Söhne ihrem eigenen die Herrschaft zuzuwenden. Phraates schätzte seinen Sohn sehr, was diesen nicht hinderte, mit seiner Mutter Musa den alten König, ehe dieser Bestimmungen über die Nachfolge treffen würde, durch Gift aus dem Wege zu räumen; ein gerechtes Ende für einen Vater- und Brudermörder.

Gegen das Ende von Phraates' Regierung stiftete der Bantapfel zwischen Rom und Parthien, Armenien, von neuem Unfrieden. Als Ardasches ge-

tödtet war (20), hatte Augustus dessen Bruder Tigran succediren lassen. Dieser starb im Jahre 6, und die Armenier setzten auf eigene Faust seinen Sohn auf den Thron. Augustus strafte dieses eigenmächtige Verfahren durch Absetzung des Sohnes und nöthigte den Armeniern einen Artavazd auf. Erbittert über diese Anmaßung, vertrieben die Armenier den letzteren und setzten einen neuen König ein, indem sie zugleich die Parther zu Hülfe riefen, welche, von jeher bestrebt, Armenien unter ihren Einfluß zu stellen, willig ihre Hand boten, obwohl sie ungern mit Rom brachen.

Ursakes XVI. Phraatakes 2 vor — 4 nach Chr.

Als Augustus bemerkte, daß Phraatakes (Phraates V.) die armenische Sache unterstützte, ließ er ihn das Uebergewicht Roms fühlen. Er hatte die Auslieferung seiner Halbbrüder, die ja in Rom lebten, verlangt, gewiß nicht um ihnen Beweise brüderlicher Liebe zu geben, er war aber abgewiesen worden, ja Augustus hatte ihm befohlen, Armenien zu verlassen und den Königstitel abzulegen. Der Parther schickte als Antwort einen hochfahrenden Brief, worin er sich König der Könige, den Augustus aber nur Caesar nannte. Der letztere hatte zur Beilegung der armenischen Wirren seinen Enkel Gajus abgeordnet, und als Phraatakes merkte, daß mit den Römern nicht zu scherzen war, ließ er sich herbei, mit Gajus auf einer Insel des Euphrat als auf neutralem Grenzgebiet zusammenzukommen und zu versprechen, sich gänzlich seiner Ansprüche auf Armenien zu entschlagen. Die Römer schalteten daher in Armenien nach ihrem Gutdünken. Der zuletzt eingesetzte König (Tigran IV.) war inzwischen in einer Fehde umgekommen, und Ariobarzanes, ein Meber von einnehmender Persönlichkeit, von Gajus eingesetzt worden, nach dessen halbigen Tod die Königin Erato, die Schwester und Gattin des letzten Tigran, die Herrschaft fortzusetzen strebte. Sie wurde beseitigt, und das Land war einige Zeit ohne feste Regierung. Uebrigens wurde Gajus bei der Belagerung der armenischen Festung Artageira verwundet und starb im nächsten Jahre. Auch Phraatakes verlor in Parthien den Thron: es brachen Unruhen aus, weil man den Sohn der italienischen Sklavin als der Krone unwürdig betrachtete. Er wurde gestürzt und getödtet. Wir besitzen eine Münze, auf deren Avers Musa mit einer reich mit Perlen verzierten Krone abgebildet ist; die Legende lautet: „(Münze) der himmlischen Göttin Musa, der Königin“; auf dem Revers ist Phraatakes mit der Stirnbinde zu sehen; zu beiden Seiten des Kopfes schwebt eine Victoria.

Ursakes XVII. Drodos II. 4.

Auch der neugewählte König Drodos (dessen Verwandtschaftsverhältniß mit der Dynastie unbekannt ist) machte sich alsbald verhaßt und wurde gleichfalls getödtet. Man ließ den ältesten Sohn des Phraates, Bonones, ein-

laden, von Rom zurückzukehren. Zwei seiner Brüder waren in Rom gestorben, der jüngste lebte noch bis zum Jahre 35, wo er im Begriff, gegen Artaban seine Ansprüche auf den Thron geltend zu machen, starb.

Ursakes XVIII. Vonones I. 4—12.

Vonones hatte römische Sitten angenommen, vermied die lärmenden Gastereien und die Jagdvergüßen, und war von griechischen Freunden umgeben. Seine Sitte und Herablassung bringen im Orient einen Fürsten, ja überhaupt Höherstehende um alle Achtung bei den Untergebenen. Die Parther hielten den Vonones für einen Feigling und von der heimischen Sitte Abtrünnigen, und luden deshalb einen Ursakiden Namens Artaban, der in weiblicher Linie dem königlichen Hause entstammte und in Atropatene herrschte, ein, ihr König zu werden. Zuerst siegte Vonones, sodann aber wurde er geschlagen und entfloß nach Armenien, wo er auf den gerade erledigten Thron gehoben wurde. Artaban bedrohte ihn jedoch und Rom wagte nicht, ihn zu unterstützen, sodaß er nach Syrien fliehen mußte.

Ursakes XIX. Artaban III. 12—42.

Artaban wünschte einen seiner Söhne auf den armenischen Thron zu bringen. Germanicus, welchen der Kaiser Tiberius als bevollmächtigten Gesandten zur Schlichtung dieser Streitigkeit nach Armenien abordnete, durfte weder den Vonones zurückführen, weil er dadurch einer mächtigen Partei in Armenien vor den Kopf gestoßen hätte, welche ihn nicht anerkannt hatte, noch durfte er Artabans Willen durchsetzen, weil dies als nachgiebige Schwäche angesehen worden wäre. Er krönte deshalb den in Armenien lebenden Sohn des Königs Polemo von Pontus, Zeno, der den Königsnamen Urdasches (Artagias) annahm (18). Dem Germanicus, welcher auch Kappadokien und Kommagene am Euphrat zu römischen Provinzen erhob, ließ Artaban seine freundschaftlichen Gesinnungen gegen Rom aussprechen und erreichte, daß Vonones weiter von der parthischen Grenze entfernt wurde. Von Pompejopolis (Soli), das ihm als Aufenthalt angewiesen wurde, entfloß er, wurde aber eingeholt und getödtet (19).

Die Regierungskunst des Artaban scheint nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein; da mehrfach das Beispiel der Absetzung des Königs gegeben war, so wagte der König selbst im Innern des Reiches nicht immer den eigenmächtigen Handlungen der Satrapen zu begegnen, um diese nicht gegen sich aufzubringen. So konnte in einem von Parthien entfernten Theile des Reiches, in Babylonien, eine Geschichte vorkommen, welche Josephus berichtet, und welche, wenn man selbst manches als unwahrscheinlich abzieht, doch noch laut genug für die Unordnung der parthischen Zustände spricht. Diese ergötzliche Geschichte erzählt von zwei jüdischen Brüdern,

Asinäus und Aniläus, welche einst von ihrem Meister, einem Weinweber, gezüchtigt wurden und deshalb sein Haus verließen, indem sie zugleich alle in demselben befindlichen Waffen mit sich führten. Sie plünderten ein Magazin und organisirten mit einer Anzahl junger Männer in der Nähe der Stadt eine Räuberbande, welche von dem umwohnenden Hirtenvolk Abgaben erpreßte. Der Satrap von Babylonien schickte Truppen aus, sie zu überfallen, aber die Brüder kamen ihnen zuvor und die Staatsgewalt mußte sich mit Verlust von Menschenleben zurückziehen. Der König, der seinen Beamten die Niederlage gönnte, ließ die beiden Juden vor sich kommen und vertraute ihnen die Verwaltung von Babylonien an. So vergingen fünfzehn Jahre. Aniläus tödtete einen Parther, um dessen Frau zu besitzen, und letztere brachte Götzenbilder mit ins Haus, was den Mitgliedern der jüdischen Räuberbande Aergerniß gab. Bei den Semiten steht mit der Religion oder Beobachtung gottesdienstlicher Gebräuche nicht immer Religiosität in Verbindung. Man nöthigte den Asinäus, seinem Bruder die Beseitigung des Aergernisses anzurathen, und die saubere Gattin, welche jetzt für sich selbst fürchtete, vergiftete ihren Schwager. Die Frechheit des überlebenden Bruders ging so weit, daß er einen Raubzug auf die Güter des Mithradates, eines Eidams des Königs, vollführte, ja als der Beraubte auszog, um den Räuber zu strafen, wurde er von diesem Nachts überfallen, gefangen und nackt auf einem Esel umhergeführt. Die Frau des Beschimpften reizte ihn zur Rache: Mithradates überwand die Räuberbande, welche entfloh, bis die Babylonier sich ermanneten, sie in ihrem Versteck überfielen und sammt ihrem Hauptmann umbrachten. Diese Vorgänge erbitterten die Bevölkerung so sehr gegen die Juden, daß die letzteren nach Seleucia auswanderten, wo nach einigen Jahren der Haß gegen sie so gewachsen war, daß ihrer 50,000 umgebracht wurden.

Als Ardasches (Zeno) starb (34), beeilte sich Artaban, seinen Sohn Arsakes zu dessen Nachfolger zu machen. Schon im folgenden Jahre kam er aber in große Noth. Nachdem nämlich der jüngste Sohn des Phraates IV., Phraates, gerade in dem Moment gestorben war, als er auf Anregung des Tiberius seine Ansprüche auf den Thron geltend machen wollte, erschien ein neuer Prätendent in Tiribates, Sohn des Seraspadanus, des Bruders des Bonones, und da Artaban feindliche Gesinnungen gegen Rom gezeigt hatte, veranlaßte man den Pharasmanes von Georgien, in Armenien einzufallen und den Arsakes umbringen zu lassen. Drobos, der andere Sohn des Artaban, wurde geschlagen, und Mithridates, der Bruder des Königs von Georgien, nahm den Thron ein. Artaban selbst hatte keinen Erfolg in Armenien, die Römer bedrohten Mesopotamien, und als er hier zur Vertheidigung herbeieilte, bewirkte die Unzufriedenheit der parthischen Großen, die noch durch römisches Geld bestärkt wurde, seine gänzliche Isolirung und Flucht nach Hyrtanien, worauf Tiribates in Atesiphon einzog und gekrönt wurde. Seine Herrschaft war aber von kurzer Dauer; durch die Wahl eines Ministers hatte er vornehme Parther gekrönt, seine römischen Sitten und

seine Unentschlossenheit entfremdeten ihm alsbald seine Umgebung, und Artaban kehrte aus seinem Exil zurück und schloß Frieden mit Rom (37). Einige Jahre nachher (40) brach aufs neue eine Revolte aus, die ihren Grund in der Unzufriedenheit der Großen mit seinem harten Regiment hatte. Artaban floh zu Zates von Adiabene und wurde abgesetzt; der neue Regent aber dankte alsbald wieder zu Gunsten des vertriebenen und durch Vermittelung des Zates ab, und Artaban regierte noch zwei Jahre.

Ursakes XX. Bardanes, Ursakes XXI. Gotarzes,
Ursakes XXII. Meherdate's 42—51.

Gotarzes war ein Sohn des Gew (wahrscheinlich eines Sohnes Phraates IV.) und von Artaban adoptirt worden. Artaban hatte hierdurch den Uebergang der Herrschaft von dem Mannsstamm auf die weibliche Linie sanctioniren und die Nachkommen der Könige durch einen Act der Milde auf seine Seite ziehen wollen. Gotarzes beabsichtigte die Herrschaft an die ältere Linie zurückzubringen und ließ den Sohn Artabans, Artaban, samt Weib und Sohn umbringen, denn dieser konnte ihm als Prätendent gefährlich werden. Ein Bruder desselben, Bardanes (Bardanes), blieb aber am Leben. Durch diese Blutthat, sowie durch andere Grausamkeiten machte Gotarzes sich so verhaßt, daß die Parther den Bardanes auf den Thron beriefen. Die älteste Münze des Bardanes trägt die Jahreszahl 42, so daß also noch kein Jahr nach Artabans III. Tod vergangen war. Bardanes überraschte durch Eilmärsche den unvorbereiteten Gotarzes und die Provinzen fielen ihm zu; nur Seleukia, welches sich 7 Jahre vorher für einen griechischen Freistaat erklärt hatte, verweigerte seine Anerkennung. Während er die gut besetzte Stadt belagerte, erschien Gotarzes an der Spitze eines dahischen und hyrtanischen Heeres, und Bardanes war genöthigt, die Belagerung aufzugeben. Jedoch kam es zu einer Verständigung, und Gotarzes, der den andern für tüchtiger zum Herrscher erklärte, zog sich (wahrscheinlich als Satrap) nach Hyrtanien zurück, worauf Seleukia dem Bardanes die Thore öffnete. Gotarzes bereute bald sein Verhalten, und es kam wieder zum Kampf, worin Gotarzes besiegt wurde. Hierauf bezieht sich (wie dies vor kurzem J. Oshausen ermittelt hat) eine am Fuß des Berges Bisutum angebrachte Tafel, auf welcher man noch trotz der argen Zerstörung des Steins fünf Männer und eine Victoria, welche einen Reiter krönt, erkennt; in der sehr verstümmelten Inschrift in griechischer Sprache ist deutlich der Name Gotarzes Geopothros (Sohn des Gew) und der ihm von Bardanes zuerkannte Titel „Satrap der Satrapen“ zu erkennen. Das Werk ist roh gearbeitet und gibt keinen hohen Begriff von parthischer Kunstübung, eine Beobachtung, welche man auch an einer andern parthischen Sculptur in Ser Pul-i Zohab, dem alten Holwan, machen kann. Bardanes kehrte stolz auf seinen Erfolg zurück und machte sich so sehr durch Härte verhaßt, daß ihn die Großen auf der Jagd um-

brachten (46). Man schwankte nun zwischen Gotarzes und Meherdates, der mit seinem Vater Vonones nach Rom gekommen war. Gotarzes erlangte die Krone, aber die Parther ersuchten den Kaiser Claudius, ihnen den Meherdates zu senden (49), denn Gotarzes wüthe gegen seine Verwandten und Brüder und suche seine Feigheit durch Grausamkeit zu verbergen. Meherdates wurde von Cassius, dem Statthalter Syriens, an den Euphrat geführt, wo parthische Adlige und Abgar von Edessa erschienen. Dieser Abgar, ein geheimer Freund des Gotarzes, hielt den jungen Fürsten erst einige Tage mit Festlichkeiten in Edessa auf und rieth sodann, statt direct auf Mesiphon zu marschiren, den angeblich sicherern aber weitem Weg über Niniveh am linken Tigrisufer einzuschlagen. Hierdurch gewann Gotarzes Zeit, seine Kräfte zu sammeln. Der Prätendent wurde geschlagen und von einem treulosen Klienten seines Vaters ausgeliefert, worauf Gotarzes ihm die Ohren abschneiden ließ, wodurch er nach persischer Anschauung für immer der Königswürde verloren ging. Bald darauf (51) starb Gotarzes kinderlos, und die Herrschaft blieb bei der weiblichen Linie der Arsakiden.

Arsakes XXIII. Vonones II. 51.

Vonones war seit 46, wo die Dynastie des Artropates erlosch, Fürst von Artropatene, und vielleicht ein Sohn des Bardanes, oder (nach A. von Gutschmid) des Phraatakes. Er regierte nur ein paar Monate.

Arsakes XXIV. Volagases I. 51—78.

Die beiden älteren Söhne des Vonones verzichteten auf die Erbfolge; der ältere, Pakorus, bekam in Medien (Artropatene), der jüngere, Tiridates, nach vielfachen Kämpfen mit Rom in Armenien die Herrschaft. Hier war Mithridates, der inzwischen einmal von den Römern abgesetzt und wieder eingeführt worden war, von dem Sohn des Pharasmanes, Rhadamistus, gestürzt und umgebracht. Die Unzufriedenheit der Armenier mit dem Usurpator verlockte den Volagases, das Land für seinen Bruder zu erobern. Der erste Zug verunglückte durch den Ausbruch einer Seuche im parthischen Heer. Durch andere Angelegenheiten verhindert, nahm Volagases den Kampf erst 54 wieder auf, und es gelang ihm, seinem Bruder die Krone Armeniens in Artaxata aufs Haupt zu setzen. Rom machte Anstalten, die Gründung einer neuen parthischen Dynastie in Armenien rückgängig zu machen, allein es kam nur zur Stellung von Geiseln von Seiten der Parther und Zurückziehung der parthischen Truppen.

Volagases lag drei Jahre lang in Kampf mit seinem Sohn Bardanes von welchem man Münzen besitzt; wahrscheinlich wurde der letztere im Jahr hingerichtet. Wenn Volagases sich begnügt hätte, seinen Bruder in factisch Besitz Armeniens zu wissen, so hätte er nicht die Thorheit begangen, den Römern gegenüber ausdrücklich seine Oberherrlichkeit über Armenien zu

tonen; jetzt traten die Römer energisch auf, und Corbulo vertrieb, allerdings erst nach Verlauf von zwei Jahren, den Tiridates und setzte Tigranes, einen kappadokischen Prinzen auf den Thron, indem zugleich das unruhige Land um verschiedene Provinzen, welche römische Bundesgenossen erhielten, vermindert und die Hauptstadt Artagata zerstört wurde. Von Tiridates und den Parthern gedrängt, beschloß Volagases Armenien wieder unter seinen Einfluß zurückzubringen. Er besiegte die Römer unter Pätus bei Arsamosata (Charput), und Tiridates wurde wieder eingesetzt, jedoch wurde zwischen Corbulo und dem König stipulirt, daß Tiridat die Krone aus Neros Hand empfangen sollte. Wirklich begab sich Tiridates im Jahre 66 auf die Reise nach Rom, und Dio Cassius hat uns eine Beschreibung derselben hinterlassen. Der Fürst war in Begleitung seiner eignen und der Kinder des Volagases, Patorus und Monobazus und sein Zug glich einem Triumphzuge. Tiridates war ein Mann, der sich durch blühende Jugend und Bildung und seiner hohen Geburt gemäße Denkart zu seinem Vortheil auszeichnete. Das Gefolge seines Hofes und der sonstige Apparat war würdig eines Königs; es folgten ihm außer 3000 parthischen Reitern auch zahlreiche Römer. Ueberall hatten ihn die Städte in schönem Schmuck und die Provinzen mit lautem Jubel empfangen, ihm alle Bedürfnisse unentgeltlich gewährt, so daß die Staatscasse seine Unterhaltung täglich auf 200,000 Denare (über 160,000 Mark), und zwar 9 Monate hindurch (denn so lange war er unterwegs) berechnen konnte. Den ganzen Weg bis an die Grenze von Italien machte er zu Pferd, und neben ihm ritt seine Gemahlin, mit einem goldnen Helm das Haupt verhüllt, um der Sitte ihres Landes treu zu bleiben. In Italien bediente er sich der ihm von Nero zugesandten Wagen, und kam über Picenum bei ihm in Neapel an. Sein Schwert wollte er bei der ersten Erscheinung vor Nero, wie man verlangte, nicht ablegen, doch wurde es mit Saken an der Scheide befestigt, und er gab mit gebeugtem Knie und kreuzweise über die Brust gelegten Händen dem Nero den Namen eines Gebieters. Nero fand Geschmack an dem Manne, suchte ihm den Aufenthalt in Italien so angenehm als möglich zu machen, und ließ ihm zu Ehren in Puteoli Lustgesechte veranstalten. Dio erzählt, Tiridates habe, um dem Leiter der Gesechte ein Compliment zu machen, seinen Speer in die Arena geschleudert und zwei Stiere zu Tod getroffen. Nachher nahm ihn Nero mit nach Rom, um ihm das Diadem zu reichen. Alle Häuser waren erleuchtet und mit Blumenkränzen geschmückt, überall waren die Straßen, vor allem aber das Forum von Menschen angefüllt. Hier stand das Volk in weißen Togas, mit Lorbeerkränzen, ringsum Soldaten in prachtvoller Rüstung und mit glänzenden Fahnen. Auf den Gebäuden am Forum war kein Dachziegel zu sehen vor der Menge der oben stehenden Zuschauer. Die ganze Nacht über wurden Anstalten für den kommenden Tag getroffen, und mit Anbruch desselben erschienen Nero auf dem Forum, im Triumphkleid, von Senat und Leibwachen umgeben, bestieg den Thron und ließ sich auf dem Prachtsessel nieder. Dann

erschien Tiridates mit seinem Gefolge, ging durch das Spalier der Soldaten, und alle verbeugten sich vor dem Throne des Nero. Bei diesem Anblick schrie das Volk laut auf, und Tiridates kam darüber so sehr aus der Fassung, daß er einige Minuten sprachlos dastand, als wäre es um sein Leben geschehen. Als aber die Herolde Ruhe geboten, wurde er beherzter, mußte freilich seinem hohen Bewußtsein Gewalt anthun und sich in Zeit und Lage fügen. Er sprach: „Ich, entsprossen aus dem Stamme des Arsat, Bruder zweier Könige, des Volagases und Patorus, erkenne dich, Nero, als meinen Gebieter an und lege mich dir als Diener zu Füßen. Ich kam hierher, um vor dir als meinem Schutzgott die Knie ebenso ehrerbietig zu beugen wie vor meinem Gotte Mithra. Meines Lebens und meines Glückes Faden nehme ich an, wie deine Hand ihn mir spinnt, denn du bist die Gottheit, von welcher mein Schicksal, mein Glück abhängt.“ Nero erwiderte: „Ich hoffe, es soll dich nicht gereuen, hieher gekommen zu sein, um die Vortheile einer persönlichen Bekanntschaft mit mir zu suchen. Was dir dein Vater nicht hinterließ, was deine Brüder dir zwar gaben, aber dir nicht erhalten konnten, das gebe ich dir, ich will dich hiermit zum Könige von Armenien ernannt haben, um dich und deine Brüder zu überzeugen, daß es in meiner Gewalt steht, Kronen zu nehmen und Kronen zu verschenken.“ Sodann befahl er ihm, auf der vor dem Thron angebrachten Erhöhung von einigen Stufen näher zu kommen. Tiridates ließ sich zu seinen Füßen nieder; Nero legte ihm das Diadem um, und das Volk jubelte von neuem laut auf. Auf eine Verordnung des Senats wurden feierliche Theaterspiele aufgeführt. Nicht nur das Theater und die vordere Bühne, auch der ganze Umfang war inwendig mit Goldblechen belegt, und alle Schauspieler mit Gold geschmückt, weshalb man diesen Tag nachher den goldnen nannte. Die über das Theater gespannte Decke zur Abhaltung der Sonnenstrahlen war von Purpur, in der Mitte derselben war in einem Kreis von Sternen Nero als Wettfahrer gestickt. Auf das herrliche Schauspiel folgte ein verschwenderisches Banket. Dann erschien Nero öffentlich als Harfenspieler und Wettfahrer in grünem Gewand und helmförmigen Hut, wie ihn die Wettfahrer trugen. Tiridates fand dies erniedrigend, lobte aber den Corbulo, der nur den einen Fehler hätte, daß er von einem Mann wie Nero sich Befehle geben lasse. Er machte auch bei Nero selbst kein Geheimniß aus diesem Urtheil, Nero hielt aber die Worte: 'Du hast an Corbulo einen sehr gutmüthigen Diener' für eine Schmeichelei und überhäufte den Tiridates mit Geschenken, deren Werth auf 50 Million Denare berechnet wird; auch erhielt er Erlaubniß, die Stadt Artagata wieder aufzubauen, zu welchem Zweck er Handwerker aus Rom mitnahm; er nannte die Stadt, um Nero zu schmeicheln, Neronia. — Trotz dieser mit großem Pomp inscenirten Belehnung des Tiridates durch den römischen Kaiser stand doch Armenien nicht unter römischer, sondern unter parthischer Herrschaft, denn schon der Nachfolger Tiridats, Tredares, Sohn Patorus II., bestieg den Thron ohne römische Investitur (100). In die Regierungszeit des

Volagases fällt die berühmte Zerstörung Jerusalems durch Titus, zu welcher der Partherkönig dem Sieger mit Ueberreichung einer goldnen Krone Glück wünschte.

Es ist nicht sicher, ob Volagases bis 78 regiert hat, oder ob von 62 an ein anderer König herrschte; die römischen Geschichtschreiber nennen nur Volagases und Johann Patorus, dessen älteste Münze das Datum 78 trägt; die Münzen scheinen vom Jahr 62 an ein von dem des Volgases verschiedenes Porträt zu zeigen, so daß man als Nachfolger einen Volagases II. oder einen Artaban IV. angenommen hat.

Eine Verstimmung trat dadurch zwischen Rom und dem Partherreich ein, daß die Römer das unter parthischer Hoheit stehende Königreich Commagene, dessen Hauptstadt Samosata eine bequeme Euphratfurth beherrschte und also eine Art Thor zwischen Rom und Iran bildete, annectirten, sowie dadurch daß Vespasian auf die Bitte des Volagases, ihm eine Streitmacht gegen die Alanen, welche von den kaspischen Pforten aus Medien und Armenien verheerten, zu Hülfe zu senden, nicht einging.

Ursakes XXV. Patorus 78—108.

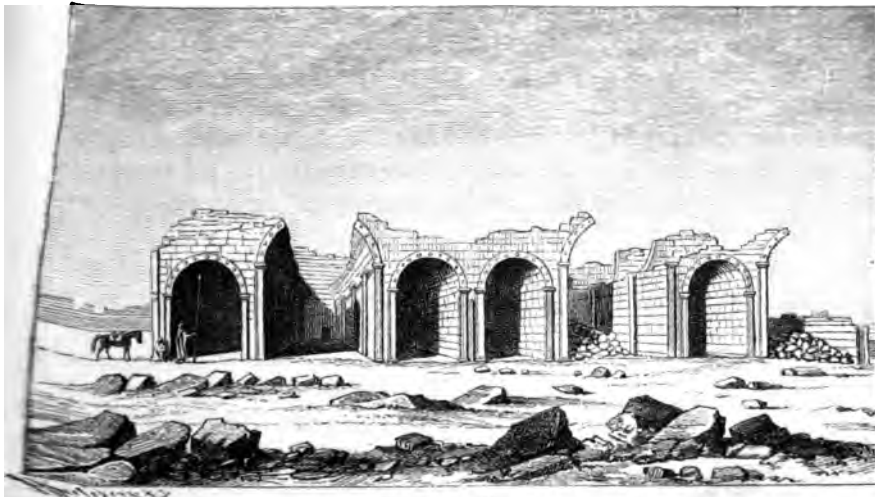
Von Patorus, dem Sohn, vielleicht Enkel des Volagases, ist nichts Hervorragendes zu berichten; die Verstimmung seines Vorgängers vererbte sich auf ihn, und er war ein Freund des großen Feindes der Römer, des Decebalus von Dacien; man besitzt Münzen mit einer aramäischen Legende von einem König Mithridates aus den Jahren 107—113, und hat deshalb vermuthet daß dies ein Gegenkönig war, der im Westen des Reiches herrschte; auch nennt ein römischer Schriftsteller einen König Artaban im Jahr 79, also gleich nach Patorus' Thronbesteigung. Bei Trajans Feldzug fand man das Partherreich durch innere Zwiste sehr geschwächt.

Ursakes XXVI. Chosroes 108—130.

Unter dem Bruder des Patorus, Chosroes, ging der Verfall weiter. Dem Trajan entging nicht, daß unter solchen Umständen ein Triumph über die Asiaten nicht schwer sein werde. Er nahm die Verhältnisse Armeniens zum Vorwand eines Krieges. Tigranes, welcher hier, wie bemerkt, dem Tiridat gefolgt war, hatte sich die Gunst der Römer verschert, und Chosroes, um die Veranlassung zu einem Bruch aus dem Weg zu schaffen, erklärte sich bereit, den Bruder des Tigranes, Parthamasiris, von Trajan die Krone empfangen zu sehen. Aber Trajan galt es nicht um den Einfluß in Armenien, sondern er gedachte die römische Macht viel weiter über das Partherreich auszudehnen. Als er in Antiochia angekommen war, stellte sich der parthische Vasallenkönig von Edessa zur Verfügung, und Parthamasiris erklärte sich bereit, die Krone aus der Hand des Imperators zu empfangen. Trajan

kam von Kappadokien über Satala (Sadag) nach Armenien und schlug se
 Lager in Elegeia (Nidja westlich von Erzerum) auf. Hier erschien Parth
 masiris, um die Investitur zu empfangen, er wurde aber von Trajan ni
 nur höhnisch abgewiesen, sondern bei seiner Entfernung aus dem Lager e
 griffen und getödtet. Ein am Triumphbogen des Constantinus zu Rom k
 findliches Relief, welches vom Trajansbogen dahin versetzt worden ist, ste
 diese Begebenheit in dem Augenblicke dar, wie Parthamasiris dem Traja
 die Krone zu Füßen legt. Der Kopf des Arsakiden ist ganz in der Ru
 dung ausgearbeitet und zeigt sehr schöne Züge mit reichem Kopf- u
 Barthaar. Armenien wurde römische Provinz, und die benachbart
 Fürsten wurden in das römische Bündniß gezogen. Nachdem auch Abg
 von Edeffa sich schimpflich unterworfen hatte, begannen die Operationen i
 obern Mesopotamien; die Eroberung von Batnä, Nisibin, Singara, Gordye
 brachten dem Trajan den Titel Parthicus von Seiten des Senats ein (111
 Während des Winters wurde in Nisibin eine Flotte von zerlegbaren Schiff
 gebaut, welche die Truppen über den Tigris bringen sollte, um geg
 Abiabene zu rücken. Der Satrap dieser Provinz wich zurück, Minivi
 Arbela, Adenysträ fielen in die Hände der Römer. Trajan ging sodai
 über den Tigris zurück und zog gegen das unter einem arabischen Fürst
 stehende Hatra, eine dem Sonnengott heilige feste Stadt, deren Ruinen heu
 al Hadhr heißen. Diese Ruinen sind schon anderthalb Jahrtausende a
 denn im Jahr 363 war die Stadt längst verlassen. Die erhaltenen Uebe
 reste stammen wahrscheinlich aus der letzten Zeit der Parther. Die Sta
 ist deshalb merkwürdig, weil sie wie das alte Bagdad kreisrund angele
 ist. Die Mauer ist 10 Fuß dick und durch Bastionen verstärkt; um di
 selbe läuft ein tiefer Graben mit einem Wall auf der Außenseite. Zi
 Thore führten in die Stadt, das Hauptthor im Osten. Die eingeschlosse
 Kreisfläche wird durch einen Graben in eine östliche und eine größere we
 liche Hälfte getheilt. In der letzteren befindet sich außer vielen Schutthüge
 die von einer fast quadratischen Mauer umgebene Ruine des Palastes, welch
 aus einer Reihe von tiefen und nicht breiten Zimmern mit Tonnengewölb
 und einigen Nebengemächern besteht. Das Licht kommt nur durch die run
 bogigen Eingänge. Die inneren Wände der drei großen Räume sind du
 Pilaster gegliedert, und die Thürbogen mit zierlichen Friesen und Köpf
 geschmückt. Aus dem ersten größeren Raum gelangt man in den Tempel, t
 außerdem noch von außen auf der Westseite einen Eingang hat; vermitte
 dieser beiden Eingänge gelangt man in einen gewölbten Gang, der d
 Tempel auf den vier Seiten umgibt, und die innere Pforte liegt dem Gi
 gang aus dem Palast gegenüber. Hier über der innern Pforte befindet s
 ein gut gearbeiteter Fries mit Akanthosblättern und Emblemen des Sonni
 dienstes. Der Tempel ist durchaus ohne Fenster, wenn die Pforte geschloss
 ist, ganz finster. Vor dem Palast findet man mehrere ausgefütterte Waff
 behälter mit enger Mündung, und jenseits des Canales liegen massive Orc

mäler mit mehreren Kammern. Wenn man sich erinnert, wie genau die alten Völker ihre Städte und Tempel nach geheiligten Vorschriften orientirten und abmaßen, so ist für Hatra von Wichtigkeit, daß Minzworth den Umfang der runden Mauer auf ungefähr 5460 Yards (in Schritten gemessen), d. h. auf eine Farsange bestimmt hat; die Farsange ist der 8000. Theil eines Meridians, was, die Abplattung zu $\frac{1}{305}$ in Betracht gezogen 5468,668 Yards sein würde. Die Seiten des Quadrats, welches der Palast bildet, sind 340 oder 341 Yards lang, d. i. viermal $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{16}$ des Umfangs der Mauer.



XI Habhr.

Hatra scheint dem Trajan widerstanden zu haben; indem er die Stadt umging zog er weiter über den Euphrat, wahrscheinlich vermittelt einer zweiten Flottille, nach Hit, der Stadt mit den berühmten Asphaltbrunnen, und nach Babel. Die Euphratschiffe wurden auf Rollen landeinwärts auf den Tigris geschafft (die erste Flotte konnte wegen der Dämme im Tigrisbett, die theilweise schon von den Assyren angelegt waren nicht über Tefrit hinaussegeln) und Ktesiphon angegriffen. Diese Stadt, vom König verlassen, öffnete die Thore, wie es bereits Seleukia gethan hatte. Die Römer fingen eine Tochter des Königs und raubten den goldenen Thron. Der König Attambil von Mesene erkannte Trajans Oberhoheit an. Dieser glaubte bereits das Ende des Partherreichs gekommen, als plötzlich Nachrichten von Empörungen in allen mesopotamischen Städten einliefen. Trajan mußte eilends den Rückzug antreten, und seine Generale erhielten Befehl, die empörten Städte zum Gehorsam zu bringen. Dies gelang auch: Seleukia wurde verbrannt, Nisibin zurüderobert, Edeffa angezündet; eine römische Schaar sowie ein ganzes Heer mit seinem Legaten wurden indessen von den erbitterten Parthern vernichtet. Trajan beschloß in seiner Noth, die Aufständischen dadurch zu besänftigen,

daß er ihnen einen einheimischen Fürsten in der Person des Parthamaspatēs, Sohnes des Erbedares, gab. Sein Rückzug war noch von vielen Calamitäten begleitet, besonders merkwürdig war der nochmalige Versuch einer Eroberung von Hatra, welches, trotzdem daß die römischen Widder eine Bresche in die Mauer gelegt hatten, doch so tapfer vertheidigt wurde, daß Trajan, auch von Hagel und Donnerwettern, welche auf dieser großen Ebene in furchtbarer Gewalt zu toben pflegen und oft fußtiefe Ueberschwemmung verursachen, belästigt, schimpflich abziehen mußte. Man sagte, bei der Erbauung der Stadt sei ein Zauber über die Mauern gesprochen worden, der sie uneinnehmbar machte. Im Frühjahr 116 erschien Chosroes in Mesiphon und vertrieb den Parthamaspatēs. Trajan, welchen der Pfeil eines Hatreners zwar verfehlt hatte, war aber von dem Schutzgott der mesopotamischen Festung getroffen worden: er brachte den Keim zu einer Unterleibsentzündung von Hatra mit und starb am 8. August 117 in Selinus in Kilikien. Sein Nachfolger Hadrian gab die eroberten Provinzen wieder auf; es war wieder alles auf dem vorigen Stand; eine Zusammenkunft Hadrians mit Chosroes (122) sicherte auf längere Zeit das friedliche Verhältniß beider Reiche.

Ursakes XXVII. Volagases II. 130—148.

Volagases scheint nicht der Sohn des Chosroes, sondern ein Gegenkönig zu sein, der bereits im Jahre 78, wo Patorus König wurde, Münzen geprägt hat. Er scheint dann vertrieben worden zu sein, denn seine Münzen zeigen erst wieder das Jahr 119. Nach Chosroes' Tode trat er in unbestrittenen Besitz des Königthums.

Ursakes XXVIII. Volagases III. 148—190.

Man berichtet, daß Antoninus Pius brieflich den Volagases, Sohn des vorigen, von Kriegsgedanken abgebracht habe; im Jahre 161 jedoch brach er in Armenien ein, setzte den von Rom eingesetzten König Soaemus ab und den Tigran, einen Sproß des alten parthischen Hauses, ein. Der römische Präfect von Kappadokien eilte herbei, wurde aber von den Parthern in die Stadt Elegeia zurückgeworfen, welche nach ein paar Tagen erstürmt wurde, worauf die Römer sämmtlich über die Klänge springen mußten. Nach Mose von Chorene nannte man Volagases seitdem Peroz (den siegreichen). Auch der Proconsul von Syrien ward geschlagen und die Parther rückten bis Palästina vor. Jetzt erschien ein auserlesenes Heer unter Lucius Verus, und dem römischen Feldherrn gelang es nach längerer Zeit (163), sowohl die Parther bei Europus (südl. vom Zeugma am Euphrat) zu schlagen und über den Euphrat zu treiben, als auch nach Eroberung und Zerstörung von Artagata den vertriebenen Soaemus wieder in Armenien einzuführen. Als dann rückten die Römer in Mesopotamien ein, schlugen die Parther bei Sur

und eroberten und zerstörten nochmals Seleukia; ebenso fiel Ktesiphon und wurde geplündert, auch der königliche Palaß wurde zerstört; sogar ein Theil von Medien wurde besetzt. Die Parther waren besiegt, das westliche Mesopotamien vom Reich abgetrennt, aber ein furchtbarer Verbündeter stieg aus einer Tempelkammer in Seleukia auf, in welche er durch einen Zauber der Chaldäer gebannt war, — die Pest. Fast das ganze Heer starb, und die Seuche wurde nach Vorderasien und nach Italien verschleppt, wo sie eine ungeheure Zahl von Menschenleben tödtete; auch den Parthern war die Luft vergangen, mit Rom anzubinden.

Ursakes XXIX. Volagases IV. 190—209.

In dem Streit zwischen Pescennius Niger und Severus ergriff **Barfemius** von Hatra mit Erlaubniß des Volagases die Partei des Ersteren und sandte ihm Hülfstruppen (193), zugleich benutzten die Bewohner Mesopotamiens die Gelegenheit, sich des römischen Joches zu entledigen; sie überfielen die römischen Besatzungen und belagerten Nisibin. Inzwischen hatte Severus seinen Widersacher aus dem Weg geräumt und sah sich genöthigt, die mesopotamische Empörung niederzuschlagen, wodurch er zugleich das parthische Reich angriff; er brachte jene Länder, sowie Abiabene unter römische Herrschaft und Nisibin wurde zur Metropole und römischen Kolonie erhoben (195). Volagases erschien nicht auf dem Kriegstheater, als bis Severus nach Rom zurückgekehrt war. Nochmals brachen parthische Heere in Syrien ein, und Severus war genöthigt, nochmals nach Asien zu ziehen. Armenien und das Reich von Edessa unterwarfen sich alsbald, und Severus rückte den Euphrat hinab vor Ktesiphon, welches nach einem Gefecht mit den Parthern erstürmt wurde; die Stadt wurde geplündert, die Männer umgebracht und Weiber und Kinder (100,000 an Zahl) gefangen. Eine Krankheit im römischen Heere nöthigte zum Rückzug den Tigris entlang. Hatra, welches dem Trajan widerstanden und welches den Gegner des Severus unterstützt hatte, sollte im Vorbeigehen gezüchtigt werden. Aber die Hatrener schlugen die Römer zurück und warfen brennendes Raßta in die Belagerungsmaschinen; Severus, auch durch Unruhen unter den Soldaten bedroht, mußte abziehen; auch ein zweiter Versuch mißglückte gänzlich. Gleichwohl erreichte Severus durch diesen zweiten Zug den festeren Besitz des oberen Mesopotamiens und Abiabenes. Das parthische Reich eilte seinem Ende entgegen. Der König war von Ktesiphon entflohen und machte keine Anstalten, die Römer anzugreifen oder auf ihrem Rückweg zu verfolgen, obwohl dieselben mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, welche ihnen das Klima, die Spärlichkeit der Lebensmittel und die mißglückte Belagerung von Hatra bereiteten.

Arfakes XXX. Volagases V.
und Arfakes XXXI. Artaban IV. 209 — 226.

Zu allem Unglück kam nach Volagases' IV. Tode auch noch ein Streit um den Thron. Wir besitzen von seinen beiden Söhnen, Volagases und Artaban, Münzen, welche vom Todesjahr ihres Vaters bis zum Sturz der Dynastie reichen. Der jüngere scheint die nördlichen und westlichen Theile des Reiches beherrscht zu haben, da die römischen Geschichtschreiber mit Ausnahme eines einzigen Falles ihn allein nennen, und auch der Aufstand der Perser sich zunächst gegen ihn richtete. Wahrscheinlich gelang es ihm sogar, seinen Bruder schon zehn Jahre vor dem Ende der parthischen Herrschaft in die Lage eines bloßen Prätendenten zu bringen.

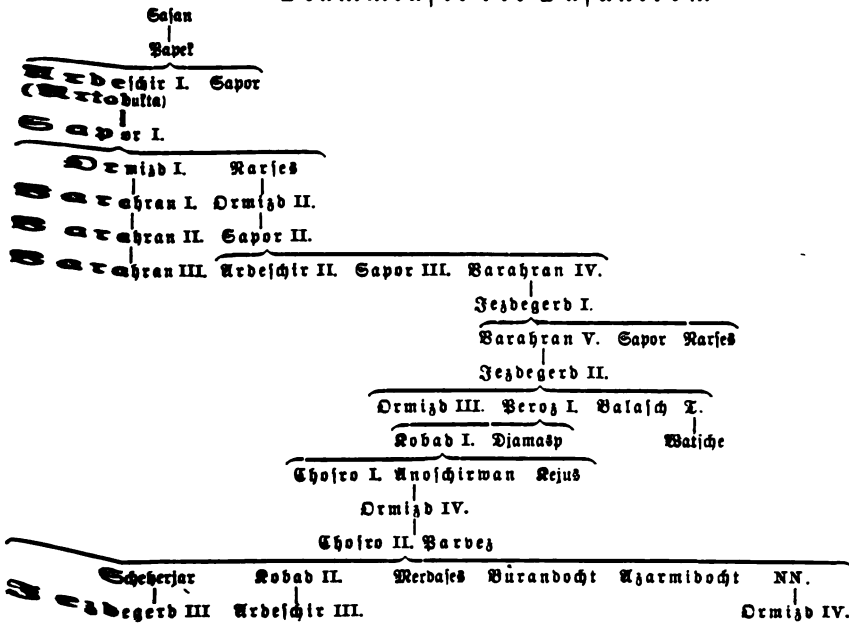
Caracalla machte das edessenische Reich zur römischen Provinz, indem er Abgar X. heimlich fangen ließ und seiner Herrschaft verlustig erklärte. Ebenso erging es dem armenischen Fürsten Volagases. Sodann hielt Caracalla um die Hand der Tochter Artabans an. Sie wurde verweigert, weil man seine tückischen Pläne durchschaute. Dies bot einen willkommenen Anlaß zum Krieg. Der Kaiser, welcher als zweiter Alexander über die Perser triumphiren wollte, verwüstete Assyrien, ließ die Gräber der Arfakiden in Arbela aufbrechen und die Gebeine umherwerfen, worauf er sich in die Winterquartiere zurückzog. Als er mit den Vorbereitungen eines zweiten Zuges beschäftigt war, wurde er am 8. April 217 auf dem Weg von Edessa nach Carrhâ (wo er die Mysterien des Mondfestes kennen lernen wollte) auf Anstiften des Befehlshabers der Prätorianer, Macrinus, ermordet. Der Zorn des Artaban war durch den Tod des Tyrannen nicht beschwichtigt. Er verlangte von Macrinus Genugthuung, Schadenersatz und die Räumung von Mesopotamien. Macrinus hoffte den Antritt der Kaiservürde mit frischem Vorbeer zu schmücken, schlug das Verlangen des Parthers ab und ließ sich in eine Schlacht ein. Das parthische Heer erschien noch einmal in großem Glanze, auch mit einer neuen Truppengattung vermehrt, nämlich Kameelreitern in voller Rüstung und mit langen Speeren bewaffnet. Die Römer wurden zweimal in blutigem Kampfe bei Nisibin besiegt, und der Friede mit 50 Millionen Drachmen erkaufte. In Armenien, wo nach der feigen Entthronung des Volagases durch Caracalla ein für die Römer unglücklicher Krieg geführt wurde, mußte Macrinus den Sohn desselben, Tiridat, einsetzen und auch nach dessen Ableben (222) geschehen lassen, daß Artaban den Arfakes Chosroes, den Bruder des Verstorbenen, zum König machte. Die Arfakiden herrschten von da an noch mehrere Jahrhunderte in Armenien. Ebenso brachte Artaban späterhin Theile von Mesopotamien wieder an das Partherreich. Hier hatten sich bereits arabische Fürsten festgesetzt und Hira zum Sitz ihrer Herrschaft gemacht. Artabanschir I. machte sie zu Vasallen.

So viel Blut und Thränen, Menschenmorden, Feuersbrünste, Plünderungen, Seuchen und andere Geschenke der Kriegsfurie hatte die Rivalität —

zwei Reiche oder vielmehr der Ehrgeiz Roms über blühende Länder gebracht, und es war nichts erreicht, als daß nach dreihundertjährigem Kampfe der streitbare Parther als Sieger auf der Wahlstatt stand. Bald nachdem Artaban jene siegreichen Schlachten geschlagen hatte, sank der Stern der Arsakiden.

Herrschaft der Sasaniden.

Stammtafel der Sasaniden.



Ardeschir I. 226 — 240.

Bei den Persern dauerte die Erinnerung an die Zeiten ihrer Waltherrschaft fort. Die Zerrissenheit des Reiches in der letzten Zeit, die langentwährenden Streitigkeiten der Brüder Volagases und Artaban, zu denen sich noch Kämpfe im Osten des Reiches gesellt zu haben scheinen, brachten einen tapfern persischen Fürsten, Artagerges oder Ardeschir, zum Entschluß, das Großkönigtum seinem Stamme wieder zu erringen. Er war der Sohn Papaks (daher sein Beiname Babegan), des Sohnes Sasan; er war geboren in einem Orte des Districtes Chaber bei Schiraz. In der Hauptstadt der Persis, Istachr, Saki, Persien.

herrschte als parthischer Vasall ein Fürst aus dem Hause aus welchem auch Papaks Mutter stammte. Ardeschir erhielt die Herrschaft von Darabgird. Er begann die Ausführung seines Plans: er seinen Vater veranlaßte, den Unterkönig in Istachr zu töten selbst die Krone zu nehmen. Papak vererbte diese jedoch nicht, wie wartet hatte, auf ihn, sondern auf einen seiner Brüder Sapor. In dem Bruderkrieg aus, worin Ardeschir die Oberhand behielt und sei



Ardeschir I.

Brüder umbrachte. Gewöhnlicher Weise dann besiegte er den Bruder des Königs Bolagases (Balasch), der in Kerm Artaban ließ dies alles geschehen, einige medische Districte abfielen, Kampf. Drei Schlachten wurden geschritten bei Hormuz zwischen Behbehanter (Sofirate) wurden die Parther gegen Artaban verlor das Leben. Man sagt selbst habe ihm mit dem Streitkolben eingeschlagen (Winter 226).

In Naqsch-e Rostam bei Persepolis sich entgegengesetzte Reiter abgebildet; den nebenan abgebildeten Kopf; er

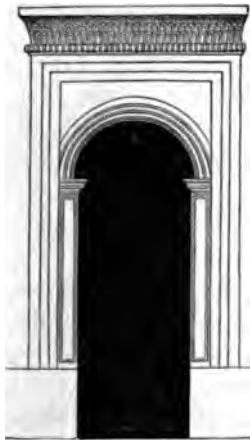
Hand an sein Gesicht, mit der rechten ergreift er einen Ring, der andere mit der rechten reicht. Er hat über dem weit herbreitet. Hinter dem Thier steht ein Perser mit dem Fliegen; andere Reiter ist Ormazd; er trägt eine Krone, deren Zacken zinnen bestehn; in der linken führt er einen keulenartigen Schlag das Bild Seite 69). Im übrigen gleicht er dem Könige, sind gleich gebildet. Unter jedem der beiden Thiere liegt ein Mann, den Kopf unter den Vorderbeinen derselben. Der eine hat einen Helm auf dem Haupte, welcher an die Perlenkronen erinnert; der andere Mann hat ein Diadem, aus welchem entspringen. Man kann beide Männer für Artaban und Bolagases halten, vielleicht könnte der unter Ormazd liegen so daß der Sinn der Darstellung der wäre, daß der König gestürzt hat, wie Ormazd über Ahriman triumphirt. Pehlewi und Griechisch lautet unter dem Könige: „Bild des göttlichen Artachshatr des Königs der Könige von Iran Geschlechte, Sohn des göttlichen Königs Papak“; unter dem Gottes Ahuramazd“. Eine ähnliche Darstellung findet sich auch zu Fuß mit umgebenden Figuren in den Nebenfiguren steht eine noch nicht entzifferte Inschrift vor

aber nicht zu dem Bilde gehört, sondern später eingegraben ist, da sie den Namen Barahran's enthält. Etwas abweichend ist die Darstellung am Taki Bostan (Bogen oder Halle des Gartens). Diese Dertlichkeit befindet sich an der westlichen Seite des Berges Bisutun; seitwärts von zwei großen Grotten, von welchen später die Rede sein wird, sieht man am Fels über einem Quell vier Figuren; unten liegt der getödtete Artaban, auf seinem Haupte steht Ormazd und reicht Ardeschir den Ring, von welchem zwei Bänder herabhängen; hinter Ardeschir steht auf einer Lotos- oder Sonnenblume Mithra, mit einem breiten Scepter oder Keule, welche im Opfergebet des Mithra im Avesta erwähnt wird, um das Haupt erscheint ein großer Nimbus von Strahlen (Mithra ist als Sonnengott gedacht).

Ardeschir war Beherrscher des persischen Reiches, wenn auch noch von dem Anhang der Parther Anstrengungen zur Erhaltung der arsakidischen Herrschaft gemacht wurden. Der Fürst von Satra blieb auf Seiten der Parther; Chosroes von Armenien (225—258) nahm die Söhne des Artaban auf, deren einer, Artavazd, noch im Jahre 227 Münzen mit seinem Namen geschlagen hat; Chosroes bot alles auf, die arsakidischen Fürsten, welche noch im Besiz von Satrapien waren, zu einmüthigem Handeln zu bewegen, aber, wie überhaupt im Orient Patriotismus ein ziemlich unbekanntes Wort ist, so war jeder nur darauf bedacht, seinen augenblicklichen Besiz zu erhalten, der ihm gefährdet war, wenn die Waffen Ardeschirs siegreich blieben. Beh-sadjan, Fürst von Kuschan (Baktrien), der aus dem arsakidischen Hause des Karen Bahlav stammte, rückte im Einverständniß mit Chosroes nach Persien, zog sich aber zurück, als er die Sache der Arsakiden als hoffnungslos erkannt hatte. Indessen wurde Chosroes aus dem Wege geräumt: Anaf, ein Arsakide aus dem Hause des Suren, übernahm es, für die Ueberlassung der Stadt Bahl (Baktra, Balch) den armenischen König, von dem er als Arsakide verwandtschaftlich aufgenommen wurde, auf der Jagd zu tödten. Er wurde aber nach vollbrachter That gefangen und mit seiner Familie hingerichtet. Nur sein jüngster Sohn entkam, wurde in Cäsarea erzogen und bekehrte später als Gregor der Erleuchter die Armenier zum Christenthum; seine Nachkommen waren bis zur Mitte des 5. Jahrh. armenische Patriarchen und Feinde der Sasaniden. Die Unterwerfung Armeniens ist in einem Reliefbilde in Salmas (nordwestlich vom Urmiassee) verewigt; man sieht hier neben einander Ardeschir und seinen Sohn Sapor beritten, und zwei Armenier in reich frisirtem Lockenhaar stehen vor den Rossen und überreichen den Siegern einen Ring, das Zeichen der Herrschaft. Uebrigens wird von Ardeschir berichtet, daß er Armenien vortrefflich verwaltet, auch den Arsakiden ihre Besizungen als Apanage zurückgegeben habe; er habe die Tempel beschenkt und das ewige Feuer auf dem Altar zu Bagaran zu unterhalten befohlen; die von Balarschat errichteten Statuen der arsakidischen Könige und die Bilder des Sonnen- und Mondgottes habe er umstürzen, aber die Grenzsteine, welche Ardasches vor länger als einem Jahrhundert errichtet

hatte, erneuern und mit seinem eignen Namen versehen lassen. Einige arsakidische Dynastien überdauerten in außerpersischen Ländern die parthische; so herrschten Arsakiden außer in Armenien auch in Baktrien und Kabul (Kuschan und Thetal), in Albanien, in Georgien, bei den Massageten und Lëphinen (Lepones) im Norden des Kaukasus.

Ardeschir suchte sein Anrecht auf den Thron durch die Verbindung mit der arsakidischen Fürstin Artadukta (welche die persischen Schriftsteller Gulnare nennen) zu bekräftigen, und man knüpfte seinen Stammbaum an den letzten Achämeniden an. Seine Nachfolger suchten ihre Vorbilder unter jenen Königen aus dem Stamme des Achämenes und betonten mit Nachdruck das urpersische von ausländischen Einflüssen nicht berührte Wesen, in Folge dessen neben persischer Sitte auch besonders die Zoroastrische Religion, unter den Parthern durch Toleranz und Gleichgültigkeit verkommen, in ihrer früheren Strenge hergestellt wurde. Diese Restauration des persischen Wesens zeigt sich auch in der Kunst. Während die Münzen der Parther, fast die einzigen künstlerischen Denkmale dieser Dynastie, mit wenigen Ausnahmen Embleme griechischen Ursprungs zeigen, ist auf den sasanischen Münzen nichts von diesen zu merken. Der Avers derselben zeigt das Porträt des Königs, und der Revers den Feueraltar, neben welchem seit Sapor I. zwei Feuerhüter erscheinen. Auch die Schrift ist nicht mehr die griechische wie unter den Parthern, sondern die einheimische Pehlewischrift. Die ältesten sasanischen Münzen zeigen den König noch mit der parthischen Perlentiarra, die später durch die Sasanidenkrone ersetzt wird. Man besitzt Provinzialmünzen aus der par-

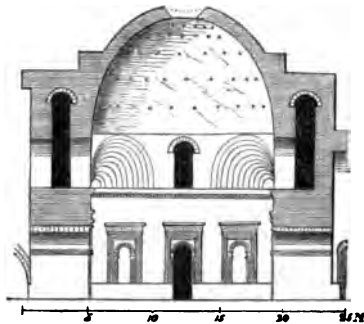


Porte des Palastes
in Firuzabad.

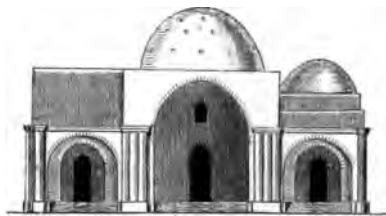
thischen Zeit, welche bereits ebenfalls ohne griechische Embleme und mit einheimischen Legenden geprägt sind und den Basalkönig der Persis in demselben Kopfsputz zeigen, wie ihn die Perser auf dem pompejanischen Mosaikbild tragen. Auch auf den Siegeln der sasanischen Epoche erscheint die Pehlewischrift. Aus der Zeit der Parther stammt wahrscheinlich der bereits erwähnte Tempel von Konfobar, der abendländischen Stil zeigt; unter den Sasaniden wird die griechisch-römische Baukunst nicht verdrängt, aber sie wird mit echt persischen Elementen verbunden, wie dies am deutlichsten an den Ruinen des Palastes von Firuzabad zu sehen ist. In dieser Stadt, welche früher Gur (Djur) hieß, wurde von Ardeschir ein Palast (Tirbal) erbaut und eine große Wasserleitung angelegt. Die Ruinen des Tirbal zeigen nun einen Thorbogen, welcher ganz genau dem europäischen gleich, aber die viereckige Oeffnung ist durch einen Rundbogen ersetzt. Die Stadt erhielt von Ardeschir eine Mauer von Ziegeln mit vier Thoren, welche nach Göttern und nach ihm selbst benannt waren: Thor des Mitra,

Bahram, Ormazd und Ardeschir. Nicht weit von der Stadt findet man noch Baureste, welche sich etwa 4 Kilometer weit auf der etwa 400 Meter hohen Felswand hinziehen, jeder Vorsprung mit einer Warte gekrönt, in der Mitte eine starke Citadelle, Kalahi Dochter (das Mädchenschloß) genannt; im Thal liegen Trümmer von drei Brückenpfeilern, weiterhin verwitterte Felsreliefs mit Inschriften, die Investitur des Königs durch die Gottheit darstellend. Noch weiter, etwa $1\frac{1}{2}$ Stunden von Firuzabad liegt ein Feuertempel von 100 Meter Länge und 50 Meter Breite; er besteht aus sechzehn gewölbten, theilweise sehr hohen Räumen, noch hie und da mit Stuccoverkleidung in altpersischen Ornamentstil versehen. Zu den eigenthümlich persischen Elementen gehören ferner die Anfänge der Flächendecoration durch geometrische Figuren, welche die Araber später zur reichsten Entfaltung brachten. Man findet bereits aus parthischer Zeit solche Ornamentik und zwar in der alten Stadt Eredh (Warka). Auch die Kunsttöpferei wurde im Mittelalter von den Persern sehr hoch ausgebildet; man bediente sich der Majolikamalerei auf Gefäßen und Thonfliesen, mit welchen man die Fußböden und Wände verzierte. Schon die Assyrer haben diese Schmelzmalerei gekannt, und durch die Perjer kam sie zu den Arabern und Spaniern, welche sie Azulejos nennen. Ein wichtiges structurives Element bildet der Bogen, der in Persien eigenthümlich ausgebildet wurde. Neben dem römischen Rundbogen findet man nemlich den Cibogen, der dem Bestreben seine Entstehung verdankt, den Druck der Wölbung auf die seitlichen Stützen der Mauern abzulenken. Einen solchen Cibogen bildet die Kuppellinie von Firuzabad und Sarwistan, sowie auch die der Kirche von Dighur in Armenien (wahrscheinlich erst aus dem 7. Jahrh.); ebenso ist das Thor in Sarwistan im Cibogen gewölbt, und die Brücke über den Bab bei Altun Köpri zeigt neben ihm den Spitzbogen, der aus dem Cibogen entstanden ist. Auch der in der arabischen Kunst so beliebte Hufeisenbogen erscheint bereits in sasanischer Zeit in Firuzabad und Sarwistan und am Taki Girrah auf dem Zagrospaß. Der Ausgangspunkt jener glänzenden arabischen Kunstentwicklung ist demnach in Persien zu suchen.

Es gab nach den armenischen Geschichtschreibern vier Hauptlinien der Arsakiden, welche von den Kindern des Arschavir abstammten; da dieser König zur Zeit von Christi Geburt geherrscht haben soll, so muß Phraates IV. gemeint sein, wahrscheinlich ist es ein früherer



Palast von Firuzabad.



Fassade von Sarwistan.

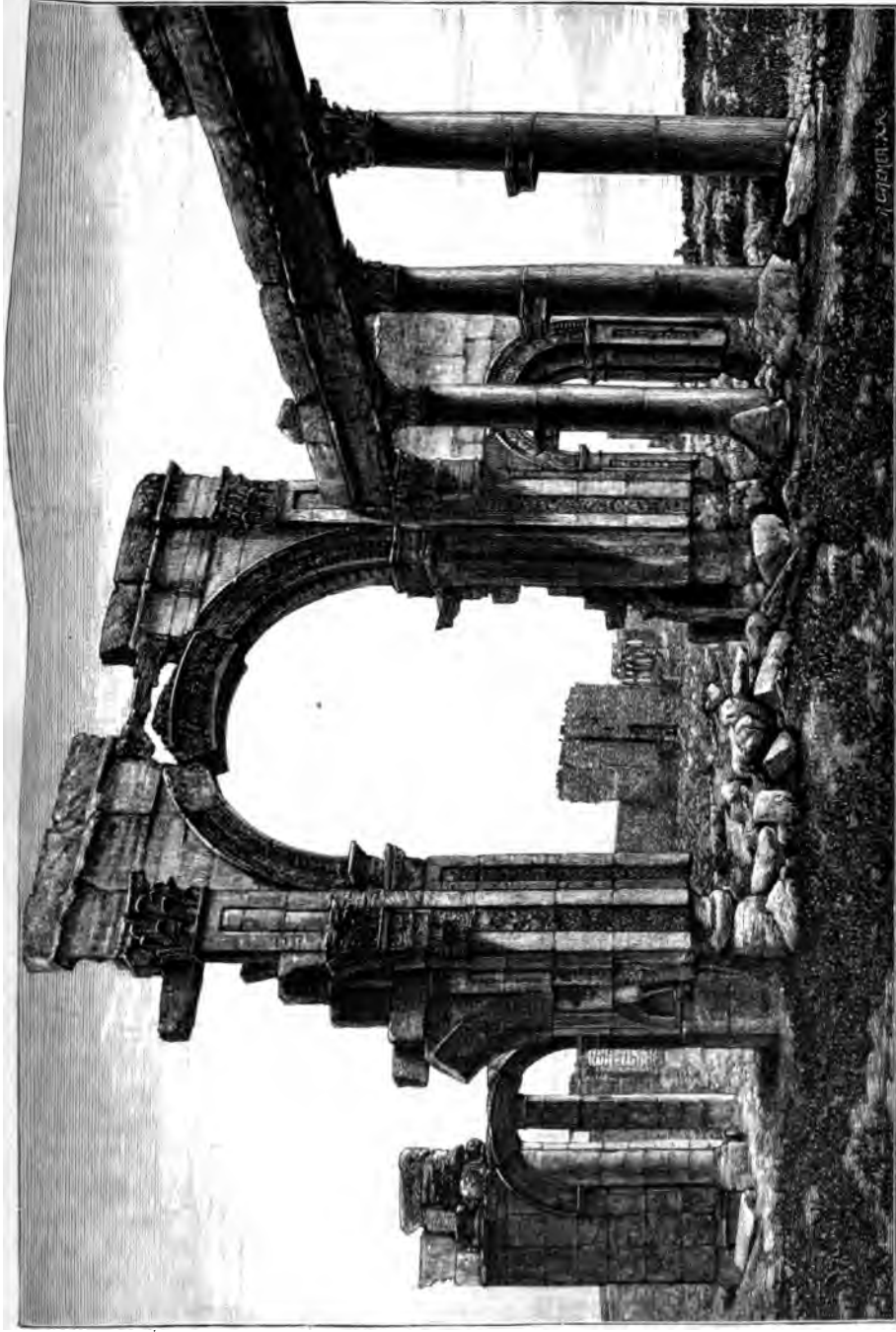
Herrscher gewesen. Der älteste Sohn Ardasches wurde Thronfolger und Gründer der königlichen Linie, die drei anderen, Karen-Pahlav, Suren-Pahlav und die Tochter Koschm, welche den Aspahapet-Pahlav heirathete waren die Ahnen der drei anderen Linien, welche oft mit der königlichen in Zwist geriethen. Die Linie Karen wurde von Ardeschir aufgegeben, und es entkam nur ein Knabe Perozamat, der in der Folge der Ahnherr des armenischen Fürstenhauses Kamsarakan wurde. Die beiden übrigen schlossen sich Ardeschir an, und Sprossen derselben bekleideten oft wichtige Aemter. Auch ein Zweig der Linie Aspahapet, die Familie Mihr (Mithra), gab dem Sasanidenreich hohe Würdenträger. Die Aspahapet hatten in Tabaristan ihre Besitzungen, wo sie sich als selbständige Fürsten lange Zeit gegen die Araber behaupteten.

Sobald Ardeschir seine Herrschaft als befestigt erachtete, erklärte er den Römern den Krieg, um die alten Grenzen des persischen Reiches herzustellen. Alexander Severus ließ die Gesandtschaft, welche die Kriegserklärung brachte und aus 400 riesigen Reitern bestand, gefangen nehmen und nach Phrygien bringen, und besetzte sodann Mesopotamien; erst als er wieder abgezogen war, bemächtigte sich Ardeschir dieses Landes.

In dem Alterthumscabinet zu Wiesbaden befindet sich eine mit Schmelz gezeigte Gürtelschnalle, auf deren Rückseite der Name Artachshatr (Ardeschir) in Pehlewischrift steht.

Sapor I. 240 — 271.

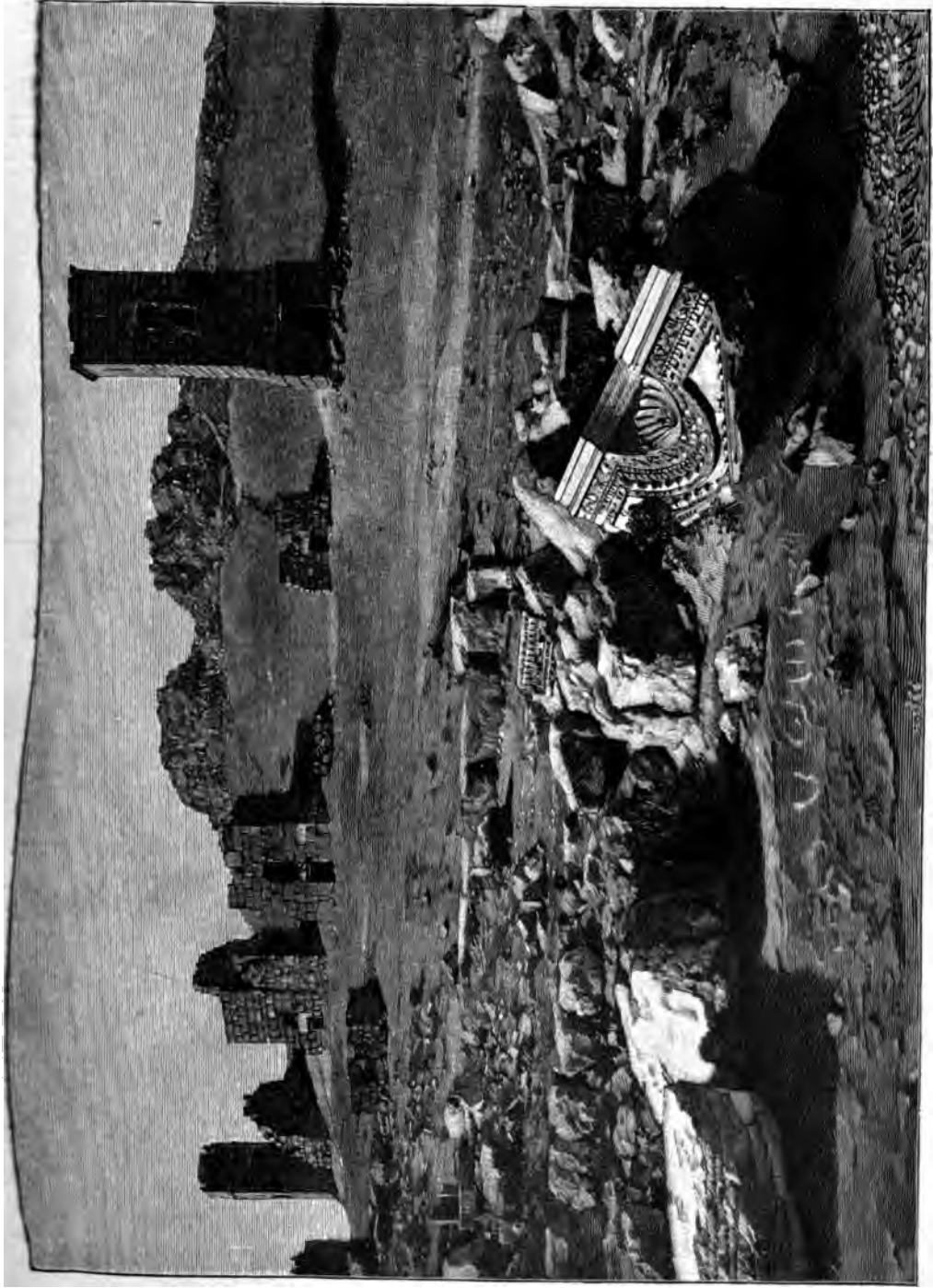
Sapor I. wurde von Gordianus zurückgeworfen, aber sein Mörder und Nachfolger, Philipp (244—249), schloß Frieden, und die Perser erhielten Armenien und Mesopotamien zurück. Hier wurde das von Trajan und Severus vergeblich belagerte Hatra durch List erobert. Die Orientalen erzählen, daß Nadhira, die Tochter des Königs Dhaizan von Hatra, die Lösung des Zaubers gekannt habe, welcher die Mauern unersteigbar machte; sie habe den schönen König der Perser von der Mauer aus erblickt, sich in ihn verliebt und den Zauber gelöst, worauf Sapor ihr Gatte geworden sei, aber in Hatra ein furchtbares Blutbad angerichtet habe. Arabische Lieder besangen das traurige Geschick der Stadt, deren Ruinen heute die Umwohnenden aus Angst vor bösen Geistern nicht zu betreten wagen. Die Perser setzten ihre Kriegszüge gegen die Römer trotz des Friedens fort und belagerten Odeffa; der Kaiser Valerianus gerieth in die Gefangenschaft Sapor's, und die Römer wurden mit großen Verlusten zurückgeschlagen, die Perser plünderten Syrien, Kilikien und Kappadokien. In der Folge erlitten die Perser eine Niederlage durch Odenat, den Gemahl der Zenobia (Bat-Zebina), von Palmyra; diese Stadt, seit dem höchsten Alterthum ein wichtiger Handelsort, trat jetzt auch in die politischen Kämpfe ein, welche in ihrer Nähe gefochten wurden. Das Begegnen der alten mesopotamischen und griechischen Bildung mit den noch jugendlichen Elementen der arabischen Bevölkerung reifte hier eine wunderbare



Der Triumphbogen in den Ruinen von Palmyra; im Hintergrunde der Baalstempel.



Kuinen von Palmyra, von der großen Colonnade aus gesehen; im Hintergrunde die Burg.



Grabtürme (der rechts stehende 80 Fuß hoch) in den Ruinen von Dalmyra.

Blüthe des Wohlstandes und Ruhmes. Die eigenartige Cultur dieser Oase reicht bis ins Jahr 272; bis zu diesem Zeitpunkt gehen die daselbst entdeckten Inschriften, welche in einem eigenthümlichen Alphabet geschrieben sind. Später wurde die Stadt von Justinian restaurirt, und es erfolgte alsdann das Vordringen südarabischer Stämme, sodaß wir Palmyra in der Mitte des 5. Jahrhunderts im Besitze der Könige von Gassan finden. Zenobia setzte, als ihr Gemahl gefallen war, den Krieg fort, sie wurde aber durch Aurelian zur Vertheidigung ihres eigenen Gebietes genöthigt und schließlich gefangen nach Tiber geführt.

Valerianus wurde nach harter Gefangenschaft getödtet. Sapor hatte sich einer und der übrigen römischen Gefangenen bei der Anlage eines berühmten Wasserwerkes in Schuschter bedient. Dieses Werk, Schadrawan genannt, war bestimmt, die Stadt mit Wasser zu versorgen. Da sie etwas höher als die Flußufer liegt, mußte man das Niveau des Wassers erhöhen, was dadurch geschah, daß man oberhalb der Stadt den Fluß in ein großes Bassin verwandelte. Es wurde der Schuschter östlich umfließende aus dem Strom abgeleitete Canal durch einen Damm von Granit, und ebenso der Fluß selbst durch einen zweiten Damm, 600 Schritt lang, 14 Schritt breit, oben mit einer Brücke von 44 Bogen, gesperrt; durch beide strömte das Wasser nur mittelst enger Oeffnungen und staute sich daher oberhalb der Deiche. Oberhalb des Flußdammes mündete dann in gehöriger Höhe ein Tunnel, der das Wasser unter der Burg weg in die Stadt und die angrenzenden Felder führte, so daß also dieses Wasser im Tunnel höher stand als das Wasser des Flusses und des Canales unterhalb der Deiche. Sapor erbaute mehrere Städte, welche ihrer Zeit berühmt waren, Schapur, Gondi Schapur und andere. In Schapur findet man reiche Sculpturen, welche mehrmals die Gefangennahme Valerians darstellen; Sapor ist beritten, und unter den Hufen des Rosses liegt ein Römer, vor ihm kniet der Kaiser, um sein Leben bittend. Die Nebenselder sind angefüllt mit weit über 100 Figuren, theils zu Fuß, theils zu Fuß, Waffen, Kränze und Trinkgeräthe tragend. In einer Grotte befindet sich die fast 7 Meter hohe, aus Einem Block gearbeitete Statue Sapor's, in anliegender faltiger Kleidung, mit der linken Hand auf dem Schwertgriff, die rechte in die Seite gestützt, auf dem Haupt eine Krone mit zinnenförmigen Zacken. Der Triumph des Sapor über Valerian ist auch in Nasschi Rüstam, unter einem der achämenischen Felsgräber in Relief dargestellt: Valerian kniet mit ausgestreckten Armen, einer seiner Mitgefangnen, Cyriades erhebt stehend die Hände zu Sapor, welcher auf einem Rosse sitzt; er trägt eine Krone, deren Zacken wie Staffeln gebildet sind und über welcher sich ein hoher ballonartiger Aufsatz wie oben bei dem Bilde des Ardeschir erhebt. Nach hinten flattern Bänder. Er trägt einen Bart und wallende Locken, eine Kette von Kugeln um den Hals, die linke Hand am Schwert. Zu beiden Seiten dieses Triumphbildes sind Reliefs eines Turniers oder eines Kampfs zweier Reiter, ohne Inschrift, vielleicht (der Helm des Reiters auf

dem einen Bild ist derselbe wie ihn Ardeschir trägt) Ardeschir darstellend als Sieger in einem Gefecht. Beide Reitergruppen sind mit größter Lebendigkeit ausgeführt. Eine Strecke weit von dem einen dieser Bilder, am Fuß der äußersten Felsgruft, welche in der vorspringenden Wand liegt und ihre Fassade nach Westen kehrt (man sehe oben Seite 110), ist wie es scheint — eine Inschrift ist nicht vorhanden — Sapor abgebildet; er trägt als Krone einen hohen Keil, dessen oberer Rand weit ausläßt und welcher mit neben einander gestellten Lotosblättern ornamentirt ist. Die Krone unterscheidet sich von der achämenischen nur durch den ballonförmigen Aufsatz, der anscheinend aus Seidenzeug bestand. Hinter dem Könige steht ein Diener, und er selbst nimmt das Emblem der Herrschaft von einer Gottheit, diesmal einer weiblichen, ohne Zweifel Anahita; dieselbe hat eine Krone mit zinnenförmigen Zacken, über welchen eine Menge von Böpfen in Rollen über und neben einander liegend hervorquellen, während unter der Tiara lange Ringel auf ihre Schultern fallen. Auch in Darabgird ist Valerian und Sapor dargestellt. Ein anderes Relief des Sapor findet sich in Naktschi Radsch; hier reitet der König an der Spitze einer zu Fuß befindlichen Schaar von Persern, welche die Hände auf das Gehilz des Schwertes gelegt haben. Die Inschrift, in Pehlewi und Griechisch, sagt: „Bild des mazdajasnischen, göttlichen Schahpuhr (Sapor), Königs der Könige von Iran und Aniran, von himmlischem Geschlecht, des Sohnes des mazdajasnischen, göttlichen Artachschatr (Ardeschir) des Königs der Könige von Iran, von himmlischem Geschlecht, des Sohnes des göttlichen Königs Papat.“ Die Stadt Gordi Schapur, zwischen Schuschter und Dizful, wurde mit römischen Gefangenen bevölkert. Diese große wohlbefestigte Stadt, einst Sitz einer berühmten medicinischen Schule, ist gänzlich vom Erdboden verschwunden.



Granatgemme Sapor's.

Eine prachtvolle Gemme Sapor's befindet sich in der herzoglichen Sammlung zu Gotha.

Nach der kurzen Regierung des Dmizd I. folgte Barahran (Bahram) I. (272—275) und Barahran II. (275—292). Unter der Regierung des ersteren wurde der Religionsstifter Mani hingerichtet. Dieser merkwürdige Mann, dessen religiöse Ideen nicht bloß Persien, sondern auch Indien und die christliche Welt bis nach Gallien hin in Bewegung setzten, war 214 in Ktesiphon geboren, sein Vater stammte aber aus Hamadan, und seine Mutter war eine vornehme Frau aus parthischem Geschlecht. Mani hatte die Absicht, eine allgemeine auf einer Vereinigung der besten Glaubenslehren verschiedener Systeme begründete Religion zu stiften, und der Manichäismus hat das religiöse Bedürfnis in hohem Grade befriedigt und in Asien und Europa Anhänger gefunden. Der Leser möge dem Verfasser gestatten, daß statt seiner Herr Dr. Reßler über Mani's Religion das Wort ergreife; derselbe war uneigennützig genug,

Sapor's Triumph über Valerian. Relief von Naupada, Iran.



dem Verfasser die Resultate seiner eingehenden, auf neue und nur wenigen Fachkennern zugängliche Quellen begründeten Untersuchungen, womit er in Kürze das gelehrte Publikum beschenken wird, in folgender Fassung zur Verfügung zu stellen. „Die Religion des Mani (d. i. der berebte) kann in mehrfacher Hinsicht mit der des Muhammed verglichen werden. Sie ist wie der Islam eine selbständige Religionsbildung, keine bloße christliche oder persische Häresie, und übertrifft den Islam, dem sie durch ihr fast tausend-jähriges Bestehen und die Ausdehnung über den Raum von drei Welttheilen wohl an die Seite treten kann, denn sie ist auf die ältesten und für den Orientalen ansprechendsten Elemente der mesopotamischen Volksreligion begründet, die der Manichäismus nicht zurückdrängte wie der Islam, sondern zu seiner directen Grundlage machte und, wenn auch stellenweise mehrfach verändert, zu einem geschlossenen harmonischen Ganzen zusammenfügte.

„Diese Volksreligion ist nun aber nicht der Zoroastrismus, trotzdem Beide Religionen dualistisch genannt werden können; der manichäische Dualismus ist ein schroffer, absoluter, der persische nicht, denn Ahriman ist nur ebenso der Feind des Ormazd, wie der Teufel im Christenthum der Feind Gottes. Der Zoroastrismus der Sasaniden erscheint nur als ein älterer Zeitgenosse der Lehre Mani's, denn der erstere hatte sich eben erst durch eine mit der politischen zusammenhängende religiöse Restauration des alten Glaubens Zarathustra's als ein Werk der Priester wieder zu staatsbeherrschendem Leben erhoben, als Mani auftrat. Mani ging in letzter Linie auf eine Quelle zurück, aus der schon Zarathustra geschöpft hatte, auf die altchaldäische Religion, die ausgebildete Musterform des heidnischen Semitismus, freilich nicht direct, sondern er schöpfte aus der Religionsform, die ein directer Sprößling jener, und damals noch nicht so entartet war, wie sie uns jetzt in dem Sidra rabba und andern Büchern vorliegt, der Religion der Mandäer am untern Euphrat, in welcher ihn sein Vater Juttak (d. i. Buddha) erzogen hatte.

„Ein interessantes Dunkel ruht über den Anfängen des Manichäismus, insofern die freilich sehr entartete abendländische Ueberlieferung dem Mani zwei Vorgänger, den Scythianus und Terebinthus gibt, von welchen die morgenländischen Berichterstatter, besonders der Verfasser des Fihrist und der Geschichtschreiber der Religionen, Schahraštani nichts wissen. Irren wir nicht, so ergibt eine richtige auf der Prüfung beider Ueberlieferungen beruhende Lösung des Knotens die zwiefache bemerkenswerthe Thatsache, einmal daß schon Mani's Vater Juttak, der mit Scythianus identisch ist, eine Art reformatorischer Thätigkeit in umfassendem Sinne unter Religionsverwandten, namentlich auch nach Westen zu, im nördlichen Arabien — daher Saracene genannt — ausgeübt hat, wobei zuletzt noch sein eigener Sohn Mani sein Terbintha d. i. Bögling, Schüler, dann sein Nachfolger wurde — und weiter die noch bemerkenswerthere allgemeine Thatsache, daß damals als Mani auftrat (238) bereits längere Zeit, jedenfalls schon seit Beginn der christlichen

Aera, ein lebhafter religiöser Ideenaustausch zwischen Südbabylonien und Nordarabien einschließlich Ostpalästina, Moab u. s. w. bestand, durch welchen die verwandten kanaanitischen, arabischen und babylonischen Volksreligionen speculativ-ascetisch vergeistigt wurden, ein Verkehr, welchen die handeltreibenden Nabatäer von Petra und Bosra vermittelten und der zur Entstehung der Secten der Essener und später der Elkesaiten (d. i. Gnostiker) führte; diese haben zu Trajan's Zeit einen Missionsboten nach Rom gesandt, und bereits vor unsrer Zeitrechnung war jener Verkehr ein Hauptfaktor bei der Entstehung der vorderasiatischen Religionsphilosophie, der sogenannten Gnosis. Mani und Muhammed schöpften demnach aus örtlich nahe beisammenliegenden Quellen. Entsprechend diesen Zusammenhängen trägt nun auch das Religionsystem Mani's ganz den Charakter einer speculativ-ascetischen Popularphilosophie; und nur daraus, daß der Stifter tief in die eingewurzelten Lieblingsideen seiner Volksgenossen sich zu versenken und nicht bloß der Hoffnung auf das Jenseits sondern auch dem auf das Uebersinnliche gerichteten Wissenstricke Nahrung zu geben wußte, erklärt sich die ungeheure Anziehungskraft welche der Manichäismus so lange auf Orientalen und Occidentalern, um aller Verfolgungen unbekümmert, auszuüben vermochte.

„Mani gibt bei Benutzung vorgefundener Lehrstoffe den mythologischen Personen andere und zwar einfache Gattungsnamen. So heißt der oberste Beherrscher des Lichtreichs bei ihm 'König der Paradiese des Lichtes', es aber der Mana rabba, d. i. der 'große Geist' der Mandäer, und der Göttervater Ea der assyrisch-babylonischen Religion. Die Hauptperson bei der Welterschöpfung und bei der Erlösung des gefangenen Lichtes, der 'Armen' ist der Hibil ziva, d. i. der glänzende, ruhmreiche, Abel der Mandäer, und weiter zurück der Held des altbabylonischen Epos, Ishtar. Hibil steigt in die Unterwelt wie der manichäische Urmensch in die Tiefe des Abgrunds steigt und wie die assyrische Ishtar (Astarte) in die Hölle fährt, alle drei mit derselben Gefahr ihrer Existenz. Die Stationen der manichäischen Erlösungsmechanik, Sonne, Mond, Welt des Lobpreises, oberstes reines Licht, erinnern an die Stockwerke der Tempel und an die Etagen der mandäischen Unterwelt, in deren jeder ein besondrer Herrscher thront. So ist die Religionsforschung im Stande, fast alle Figuren und Sätze des manichäischen Systems einerseits als mandäisch, andererseits als bereits altbabylonisch nachzuweisen.“

Das was am meisten im Manichäismus, dieser persischen Gnosis, hervortritt, ist, wie schon angedeutet wurde, der consequente Dualismus, die Existenz zweier Urwesen, welche von Ewigkeit zu Ewigkeit sich bekämpfen werden. Im Kampfe sind einige Lichttheile von der Materie verschlungen worden, und diese bilden die Weltseele, welche nach Befreiung seufzet, und aus welcher später die Lehre vom leidenden Menschensohn entwickelt wurde. Das freigebliebne Licht dagegen ist Christus, der in einem Scheinleib zur Welt kam und die Erlösung der Seelen aus der Materie durch seine Lehre bewirkt. Mani gab sich für den verheißenen Propbeten — die iranische Religion kennt

einen solchen — oder nach christlicher Anschauung für den Paraklet (Tröster) aus, der die Erlösung fortsetzen und vollenden soll. Nach dem Tod wird die Seele gereinigt, aber der Leib feiert keine Auferstehung; schließlich verzehrt sich das All in einem großen Brand — ebenfalls eine altchaldäische Vorstellung — und es entstehen die beiden Urreiche des Lichts und Dunkels.

Mani wurde vor ein förmliches Ketzergericht gestellt, natürlich niederdisputirt und zur Hinrichtung durch Schinden verdammt; seine Haut wurde ausgestopft und in Gondi Schapur ausgestellt.

Der Manichäismus, von römischen Kaisern und persischen Königen verfolgt, hat sehr lange fortgelebt. Abgesehen vom Abendland zählte er weit in die Zeit der Chalifen hinein zahlreiche Bekenner besonders im Nordosten von Iran; ja das persische Christenthum scheint wesentlich manichäisch gewesen zu sein, indem wenigstens die christlichen Gemeinden in Indien, welche von Iran ausgingen, dieser Religion huldigten. Die Christen kamen zuerst aus Mesopotamien, wohin sich das Christenthum von Edessa aus verbreitet hatte, nach Iran, nach persischen Nachrichten sollen die Apostel Mari und Abdai das Bisthum Seleukia gestiftet haben. Anfangs vom Patriarchen von Antiochien geweiht, löste der Bischof in der Folge, als die persischen Christen (Ende des 5. Jahrh.) den Nestorianismus angenommen hatten, sein Verhältniß zur orthodoxen Kirche und wurde zum Patriarchen des Orients erhoben. Bereits unter Sapor I. lernen wir einen Bischof in Susiana kennen; in der Persis waren die Christen noch bis ums Jahr 800 von Seleukia unabhängig; sie bildeten hier noch im 10. Jahrh. einen beträchtlichen Bruchtheil der Bevölkerung. Die Secte der Monophysiten, welche in Christus nur Eine Natur, die Mensch gewordne göttliche annahmen, sich also der auf dem Concil von Chalcedon (451) adoptirten Kirchenlehre, daß in Christo zwei Naturen unvermischt und ungetrennt, zu Einer Person verbunden anzuerkennen seien, widersetzten, war weniger begünstigt als die in Byzanz verfolgte Nestorianer, denn jene hatten auch im römischen Reich viele Glaubensbrüder, mit denen sie sympathisirten, in Armenien waren sie in der Mehrzahl; die Jakobiten, eine der zahlreichen Abarten der Monophysiten, welche von dem Mönch Jakob Baradai (starb 578) zu einer Secte vereinigt worden waren, hatten in Aegypten, wo die Kopten aus ihnen hervorgingen, und in Syrien ihre Sitze. Sie vermehrten sich im persischen Reich besonders durch die von Chosro I. aus Syrien fortgeführten Gefangenen, und wohnten sehr zahlreich am mittleren Tigris, wo das Matthäuskloster (Mar Mattei im Nordosten von Niniveh) und die Stadt Tekrit ihre hauptsächlichsten Mittelpunkte waren. Hier residirte ihr Katholikos oder Mafrian, und unter den vielen kirchlichen Häuptern der Jakobiten wurde besonders berühmt Gregor Abulfaradj Barhebräus, d. i. Sohn des Hebräers (sein Vater war ein getaufter Jude), der außer vielen Werken über Geschichte, Theologie, Philosophie und Medicin auch eine Geschichte der Jakobiten und Nestorianer schrieb und 1286 zu Maraga starb. Der Geograph Istachri, welcher in der Mitte des 10. Jahrh. schrieb und

besonders einen wenig älteren Geographen aus Balch benutzte, berichtet, daß die Christen auf einem Berg im Süden von Samarkand eine Kirche besäßen. Wahrscheinlich waren dieß Manichäer, denn auch in der Tatarei wohnten im 10. Jahrh. viele dieser Secte, und die Buddhisten Chinas verehren Mani als eine Manifestation eines ihrer Bobhisattvas. Das Christenthum hat sich von Persien aus noch weiter nach Osten, nach Indien ausgebreitet. Auch hier führte man die Gründung der christlichen Kirche auf einen Apostel Thomas zurück, in der That aber waren es persische Manichäer oder Gnostiker welche schon zu Ende des 3. Jahrh. vor den Verfolgungen, welche nach Mani's Hinrichtung über seine Schüler hereinbrachen, nach Indien kamen. Selbst schon vorher wird von einer manichäischen Mission in Indien berichtet, und Mani hatte eine Epistel an die Indier geschrieben. Der Mittelpunkt der Gemeinden von Kranganore war Manigrama (d. i. Dorf des Mani). Man besitzt noch Documente dieser alten christlichen Gemeinden der Küste Malabar aus dem 9. Jahrh., bei Madras an der Ostküste wurde ebenfalls in dieser Zeit eine Gemeinde gegründet. Erst im Mittelalter erschienen auch syrische Christen, denn erst unter den Chalifen kam die nestorianische Kirche nach Babylonien zu großer Verbreitung, nachdem die persischen Christen, namentlich aber die Manichäer, dauernd verfolgt worden waren. Merkwürdiger Weise sind uns mehrere Denkmäler der alten indischen Christen, auch Kreuze und Behlewizeichen, aufbewahrt worden, und die Fundorte dieser Alterthümer zeigen, wie weit sich christlich-persische Ansiedelungen ausgebreitet haben. Diese Kreuze, meist aus Gneis gearbeitet, sind in Relief unter einem Bogen gebracht, auf dessen Rundung die Inschrift steht; über dem Kreuz sieht man den heilige Geist als Taube herab. Unter den sonstigen Reliquien der Christen sind sechs Kupferplatten mit alttamulischer Schrift zu nennen, auf welchen den christlichen Ansiedlern gewisse Privilegien garantirt werden, womit später die Kirche ausgestattet wird. Die letzte Platte enthält elf arabische, 10 persische und 4 jüdische Namen von Zeugen; arabische Kolonien kamen Anfangs des 9. Jahrh. an jene südliche Westküste, weshalb die Platten nicht älter als diese sein können.

Der Kaiser Probus bewilligte, nachdem der Kaiser Tacitus und sein Bruder Florianus in Kleinasien besiegt und umgekommen waren (276) Barahran II. zuerst einen Frieden, sah sich aber dann genöthigt, die Waffen zu ergreifen. Er wurde auf dem Marsch ermordet, auch sein Nachfolger Carus starb bald (283), nachdem er schon bis Antiochia vorgebrungen war. Das Erscheinen des Diocletianus in Armenien verhinderte weitere Kriegszüge. Barahran unterwarf die von den Saken besetzte Landschaft Sakaistan (Sistan) und setzte seinen Sohn Barahran zum Fürsten derselben ein, weshalb dieser den Beinamen Segan-saa (König der Saken) führte. Er überlebte seinen Vater nur um 4 Monate (292).

Narses 292—301.

Narses, ein Sohn Sapor's I., wurde von Galerius zweimal besiegt, **Glug** aber dann die Römer gänzlich aufs Haupt, worauf Galerius, durch **ine** zweite Armee unterstützt, wieder die Perser besiegte. Narses selbst wurde **verwundet**, seine Schätze, sein Harem und das Gepäck fielen den Römern in **die Hände**, und er erkaufte den Frieden durch Abtretung von fünf Provinzen, **worauf** er bald vor Kummer starb. Narses ist auf einem Relief in Schapur **abgebildet**, in der Weise wie seine Vorgänger Artabachir und Sapor das **Abzeichen** der Herrschaft erhaltend. Die Inschrift lautet: „Bild des mazdaschnischen göttlichen Narsahi, Königs der Könige von Iran und Aniran, **von** himmlischem Geschlecht, Sohn des göttlichen Schahpuhr, des Königs der **Rö**nige von Iran und Aniran, von himmlischem Geschlecht, Enkel des göttlichen Artabachatr, des Königs der Könige.“

Ormizd II. 301—309.

Der letzte dieser wenig ruhmreichen ältern Sasaniden war der kränkliche Ormizd, der den König von Gassan besiegte, aber von den Arabern aus **Rache** auf der Jagd verwundet wurde. Als sein Tod nahte, setzten die **Großen** des Reiches die Krone auf die Brust seiner Gemahlin, welche ein **Kind** erwartete. Der junge Sproßling war wirklich ein Knabe, dessen **Herrschaft** nach dieser frühen Verleihung der Königswürde 70 Jahre dauerte.

Sapor II. 309—380.

Sapor's Regierung ging darauf aus, das persische Reich in seiner Integrität herzustellen und im Innern zu befestigen. Er züchtigte die arabischen Stämme, welche aus Bahrein Einfälle in persisches Gebiet machten und drang weit ins innere Arabien vor. Er benutzte die Wirren, welche durch den Tod des Constantin (22. Mai 337) entstanden, zur Befestigung der an die Römer abgetretenen Provinzen. Constantius rückte gegen die Perser ins Feld, und es wurde mit wechselndem **Glücke** gekämpft. Doch mußte Sapor die Belagerung von Nisibin aufgeben (338). Auf den Rath des Antoninus, eines römischen Offiziers, der sich gekränkt fühlte und zu den Persern desertierte, zogen diese gegen Syrien, wurden jedoch am Euphrat durch die Römer zurückgehalten. Sapor belagerte nochmals Nisibin (346), nahm sodann aber Singara ein (348) und rückte zum dritten Male gegen Nisibin heran (April 350). Die Römer hatten zur Verhinderung seines Vordringens das



Silberdrachme Sapor's II.

Land verwüstet, Saaten und Weinberge zerstört, Bäume gefällt, ja in ihren eigenen Territorien, welche sie schützen wollten, Räubereien begangen. Sapor umgab die Stadt mit einem Belagerungswall von Pfählen, Faschinen und Erde, und leitete den bei der Stadt fließenden Mygdonius (Djachdjach) zwischen dem Wall und die Stadtmauern; die Belagerungsmaschinen und die Soldaten ließ er auf Schiffen gegen die Mauern führen, während vor dem Wall aus geschossen wurde. Die Belagerten richteten durch Geschosse, Stein- und feurige Pfeile so viel Schaden an, daß Leichen und Schiffstrümmer im Wasser schwammen. „Die Fluth,“ singt der heil. Ephraem, „wagt auf unseren Mauern sich zu wälzen, aber sie werden von der Allmacht aufrecht erhalten, welche alles aufrecht erhält. Sieh, meine Söhne sind gesetzt zwischen den Zornigen (Kerber) und die Schrecklichen (Perser), verleih mir Frieden, o Herr mit den innern Feinden, und demüthige die äußeren, und mache zwiefältig meinen Sieg! Dreimal drang zu mir der wüthende Mörder, aber Christus wird dreifach seine Gnade walten lassen! Höre meine Lämmer, welche die Wölfe erblickten und zu dir schreien. Wenn die Herde die Wölfe erblickt flüchtet sie zu dem Hirten und sucht Schutz unter seinem Stabe, der die gefährlichen fortreibt. Sieh die Angst der Herde — dein Kreuz sei der Stab der die Würger fortreibt.“ Obwohl eine Bresche in die Mauer gemacht wurde und das Wasser zerstörend wirkte, vermochte man doch nicht in die Stadt zu bringen, weil Elephanten und Rosse in dem aufgeweichten Boden nicht fort kamen. Nach fast viermonatlicher Belagerung zog Sapor ab, nicht bloß weil er an der Einnahme der Stadt verzweifelte, sondern auch weil andern Theilen des Reiches Empörungen seine Gegenwart erheischten. Constantius suchte vergeblich Frieden zu stiften; 359 begann der Krieg an der Euphrat ausgetreten war, zog Sapor nordwärts vor Amida (Diarbekir), welches er im October nach 73 tägiger Belagerung erstürmte, nachdem er mehrere feste Orte, worunter Anzit (am Subeneh-Su, wo ein Tiglatpileser sein Bild aufgestellt hatte), eingenommen, zog er zurück über den Tigris und eroberte Singara zum zweiten Male (360) und Bezabde, welches mit einer Besatzung belegt und gegen Constantius erfolgreich vertheidigt wurde; jedoch wurde er vor der Stadt Birta (nördlich von Nisibis) zurückgeschlagen. Constantius' Nachfolger Julian hatte Anfangs mehr Glück, er zog 363 den Tigris herab bis vor Antiochia. Die Perser brachten das römische Heer durch Verwüstung der Ländereien in Proviantmangel, und Julian zog sich nach Corduene zurück. In der Nähe von Samarra stieß er auf ein persisches Heer unter dem Arsakiden Meren (d. i. Mihran) und zwei Söhnen des Sapor. In der Schlacht wurde Julian erschossen, und Jovian, von den Persern bedrängt, mußte in die Rückgabe der fünf Provinzen und der römischen Hauptstadt Nisibin willigen. Die Bewohner dieser Stadt wurden genöthigt, nach Amida überzusiedeln. Der hierbei geschlossene Friede wurde von Sapor gebrochen, indem er in Armenien eindrang. Ein Kind Chosroes des Großen († 258), Tiridates, wurde vor den Verfolgungen

Ardeschirs geflüchtet und in Rom erzogen. Nach längerem Interregnum kam dieser Tiridates durch römischen Einfluß auf den armenischen Thron (286). Gregor der Erleuchter trat unter ihm auf, wurde zunächst 14 Jahre gefangen gehalten, worauf er den König und einen großen Theil der Nation zum Christenthum bekehrte und Patriarch von Armenien wurde. Im Jahre 319 unternahm der König in Gesellschaft des Heiligen eine Reise nach Rom, wo er ein Bündniß mit Constantin, der damals noch neben Licinius regierte, abschloß. So war Armenien wieder an die einheimische Dynastie gekommen, welche erst 428 gestürzt und durch persische Statthalter oder Marzpane ersetzt wurde. Der Sohn des Tiridates, Chosroes II. der Kleine, kam nach zweijähriger Anarchie auf den Thron und schloß mit Persien Frieden. Mose von Chorene berichtet von ihm, daß er ein leidenschaftlicher Jäger gewesen sei und am Flusse Azad (dem Cleutheros der Alten, einem Nebenfluß des Aras) einen großen Park angelegt habe, der nach ihm Chosrovakert hieß; auf einer Anhöhe habe er einen Palast errichtet, der Dovin genannt wurde. Aus dieser Anlage entwickelte sich durch Zuzug aus dem benachbarten Ardashad eine Stadt, welche die arabischen Geographen Dabil nennen und wo in der ältern Zeit des Islams der Sitz der Regierung war. Chosroes brach mit Sapor, bevor es jedoch zum Kampf kam, starb er und wurde in der Königsgruft von Ani bestattet. Man wünschte seinen Sohn Tiran als Nachfolger, aber Sapor beabsichtigte, seinen Bruder Parses zum König zu machen. Das Unternehmen mißglückte, und Constantius brachte Tiran auf den Thron, der an beide Staaten, Byzanz und Persien, Tribut zahlte, aber thatsächlich, namentlich durch die Intriguen der Geistlichkeit auf Seite des ersteren stand. In der Folge lockte ihn Sapor in seine Gewalt, ließ ihn blenden und setzte den Sohn desselben, Arschak III. (Arsates) auf den Thron. Später erregte auch dieser die Unzufriedenheit Saptors, und er ließ ihn durch den Arsakiden Alanazjan gefangen nehmen und in dem Schloß der Vergessenheit, Anjusch oder Andmesch, einkertern. Es war bei Todesstrafe verboten, selbst den Namen eines Gefangenen von Andmesch zu nennen. Ein treuer Diener des Unglücklichen erlangte jedoch von Sapor die Erlaubniß, seinen Herrn nur einmal besuchen und ihm ein Mahl bereiten zu dürfen. Arschak ergriff ein Tischnesser und brachte sich um, ebenso gab sich der Diener den Tod, um seinen Herrn nicht zu überleben.

Sapor verlegte den Sitz der Könige aus der Persis nach Atesiphon, der Hauptstadt der Parther. Die armenischen Geschichtschreiber erzählen noch von siegreichen Kämpfen Saptors gegen die Chazaren und den Fürsten von Siunik, der zuerst bis Atesiphon vorgeedrungen sein soll. Sapor hat zweimal die Christen verfolgt, weil sie mit Byzanz Beziehungen unterhielten; unter andern starb der Bischof von Seleucia und Atesiphon, Simeon, den Märtyrertod. Ein christlicher Geschichtschreiber Armeniens spricht ausdrücklich aus, daß die Christen von den Persern wegen politischer Umtriebe bestraft wurden, wie denn mit dem Aufkommen des Nestorianismus, der im römischen

Reich als Kezerei galt, die Verfolgungen aufhörten. Man erbaute Feuer-
tempel in Armenien, ließ aber von der Befehung der Christen zum Zoroastris-
mus ab, als man bemerkte, daß dieselbe nur zwangsweise geschehen konnte.
denn, sagt Elische, nach Ansicht der Perfer zürnen die Götter denen, welche
die Religion nicht von Herzen bekennen. Wenn aber die Christen selbst die
heiligen Stätten der Zoroastrier mit Wuth und Hohn zerstörten und die
Feuerpriester mit Stöcken prügelten, wie denn überhaupt die armenische
Christen ihren Zoroastriischen Feinden an Grausamkeit nicht nachstehen, ja
überbieten (wie man aus den Erzählungen eines Elische ersehen kann),
müßten die Perfer Engel gewesen sein, um nicht Represalien zu üben; e-
persischer Großer Denschapuh wurde von Fezdegerd II. beauftragt, der
armenischen Bischof Sahak zu vernehmen über die von ihm vorgenomme-
ne Zerstörung eines Feuertempels, und er tödtete ihn, nachdem dieser folgend-
mit anscheinender Märtyrersfreiheit, in der That aber mit nur wenig vor-
hülltem Hohn vorgetragene Geständniß abgelegt hatte: „Ich ging in
Feuertempel, wo Magier vor dem brennenden Feuer standen. Ich fragte
was sie von diesem Cultus dächten. Sie antworteten, sie wäßen nicht,
als daß ihre Ahnen diese Sitte gehabt und daß es der König befohlen
habe. Was wißt ihr von der Natur des Feuers? haltet ihr es für den
Schöpfer oder für ein Geschöpf? Sie sagten: wir halten es nicht für den
Schöpfer, es gibt den Arbeitern nicht einmal Ruhe, unsere Hände sind hart
von der Aht, unser Rücken schwielig von den Holzlasten, unsere Augen
durch das Thränen vor dem Feuer, unsere Gesichter geschwärtzt. Wenn man
ihm wenig Nahrung gibt, wird es hungrig, wenn gar keine, so stirbt es;
wenn wir an dasselbe treten und anbeten, so brennt es uns, wenn wir vor-
gehen, wird es zu Asche. Ich fragte: wisset ihr, wer euch so gelehrt hat?
Sie antworteten: unsere Gesetzgeber sind blind in ihrem Geist, während
unser König am Leib einäugig (Fezdegerd hatte ein Auge verloren) und
im Geist blind ist. Ich quälte sie darauf etwas mit einem Prügel, ließ sie
das Feuer ins Wasser werfen und jagte sie hinaus.“

Urdeschir II. 380—384.

Der Sohn Sapor's, Urdeschir, wurde nach 4 Jahren abgesetzt und
folgte ein anderer Sohn, Sapor III. (384—386). Er kam in einer Meute
der Soldaten um. An der schon erwähnten Vertlichkeit Taki Dostan bemerkt
zwei in den Fels gehauene Gewölbe, deren Eingänge verzierte Bogen bilden.
Der größere Bogen ist 25 Fuß breit; in den Ecken über dem Bogen schweben
geflügelte weibliche Gestalten, ganz ähnlich den Victorien der römischen Trium-
phbogen. In dem 20 Fuß tiefen, 50 Fuß hohen Gewölbe findet sich zu
unserer Rechten zwischen zwei korinthischen Säulen der oben (Seite 159) abgebildete
Nischenstein, welchen das Volk Rustam nennt. Ueber ihm läuft ein Fries her, und
in dem oberen Theile des Bildwerks befinden sich drei Figuren, in der Mitte

: II. mit einem geflügelten Helm mit Halbmond und ballonartigem z. Dem König zur Rechten steht Anahita mit Zinnenkrone, Mantel Halbmond, ihr Kleid reicht über die Füße hinab. Sie hält mit der Hand den Ring der Herrschaft, mit der linken gießt sie ein Gefäß. Zur Linken des Königs steht ein Mann mit einer Krone ähnlich der Sapor. Die Seitenwände der Grotte zeigen Jagdscenen; auf der einen eine große Menge Wildschweine gejagt, welche das Gebüsch eines großen durchbrechen, und die ganze Wildbahn ist von Tüchern (Lappen) um-

Die Jäger sitzen auf Elephanten, und in der Mitte schwimmen auf Wasser zwei Barken mit einem bogensührenden Jäger, der die andern an, Ruderer und harfenspielende Frau, überragt. Hinter jeder Barke umt eine kleinere mit mehreren Harfenspielerinnen und einem Ruderer; ter weiter entfernten Barke sitzen singende oder musizierende Männer. er gegenüberliegenden Wand ist eine Hirschjagd dargestellt; der König u Roß (fast ganz von vorn abgebildet), den Bogen um den Hals ge- hinter ihm ein Schirmträger; ein galoppirender Reiter (wohl Sapor III.) einen Pfeil ab; zahlreiche Jäger zu Pferd, Hirsche von Hunden ver- Musikanten mit Harfen und Jagdtrompeten, sowie Kameele, welche elege Wild tragen, beleben die sehr kunstvolle Darstellung. Das zweite lbe ist nur 12 Fuß breit und 19 Fuß tief, und zeigt zwei Figuren türlicher Größe. Inschriften in Pehlewi zu beiden Seiten lauten:

des mazdajasnischen Königs Schahpuhri, Königs der Könige von Iran Aniran, von himmlischem Geschlecht von den Göttern (Zeds), Sohn mazdajasnischen Königs Auharmazd (Ormizd II.), des Königs der Könige Iran und Aniran, von himmlischem Geschlecht von den Göttern (Zeds), s des Königs Marfahi des Königs der Könige". Die andere lautet:

des mazdajasnischen Königs Schahpuhri (Sapor III.) des Königs der e von Iran und Aniran, von himmlischem Geschlecht von den Göttern, des mazdajasnischen Königs Schahpuhri des Königs der Könige von und Aniran, von himmlischem Geschlecht von den Göttern, Entels des s Auharmazd des Königs der Könige". Der Bruder Sapor's, Barahran (am) IV. war Statthalter von Kerman und hieß daher Kerman-Schah; er wurde 397 in einem Aufstand der Soldaten getödtet. Im Besitze Herzogs von Devonshire befindet sich das Siegel dieses Fürsten, ein hyst mit seinem Bildniß und einer Inschrift, welche lautet: „Barahran, s von Kerman, Sohn des mazdajasnischen göttlichen Schahpuhri, des s der Könige von Iran und Aniran himmlischen Geschlechtes von den rn (Zeds)".

Jeздегерд I. 397—417.

Sein Sohn Jeздегерд wurde „der Böse“ genannt. Der König Chofrov III. Armenien war von Ardeschir II. gefangen genommen, und es war Bahram r auf den Thron gesetzt worden; nach dessen Tod erfuchten die Ar- i, Persien.

menier den Fezdegerd, ihnen den noch lebenden gefangenen Chosrov zum König zu geben. Dem Wunsch wurde willfahrt, aber der bereits hochbetagte Fürst regierte nur acht Monate (413), worauf Fezdegerd vorzog, seinen eignen Sohn Sapor als König von Armenien zu inthronisiren. Als Fezdegerd starb, begab sich Sapor nach Ktesiphon, um seine Ansprüche als Nachfolger seines Vaters geltend zu machen, wurde aber ermordet, worauf in Armenien ein Anarchie ausbrach, die erst aufhörte, als Warahran V. nach dem Vorschlage des Katholikos Sahak den Sohn des Bahram Sapor, Ardasches IV., als König einsetzte.

Fezdegerd lebte mit dem Kaiser von Byzanz auf freundschaftlichem Fuß. Man erzählt, er sei von Artabios testamentarisch zum Vormund seines jungen Sohnes Theodosios eingesetzt worden und habe dies Vertrauen durch kräftige Vertheidigung des Friedens beider Reiche gerechtfertigt. Allerdings kam es zu keinem Kriege zwischen Rom und Persien, allein die angebliche Vormundschaft reducirt sich darauf, daß Fezdegerd einen gelehrten Perser, welcher bisher in der Nähe des Bezirkes Marsez gelebt hatte, nach Byzanz sendete, damit der junge Theodosios von ihm unterrichtet werde. Auch ist gewiß, daß Fezdegerd den Christen nicht feindselig gesinnt war; er verkehrte oft mit dem mesopotamischen Bischof Maruthas, welcher wiederholt als Gesandter des Kaisers an den persischen Hof ging. Trotzdem kam es 414 zu einer Christenverfolgung, zu welcher die Magier den König reizten, deren nächste Veranlassung aber die Unvorsichtigkeit der Christen selbst war. Ein Bischof Abdas hatte einen Feuertempel in der Persis verbrennen lassen; die Magier erhoben Klage bei Fezdegerd, und dieser befahl den Tempel wieder aufzubauen. Trotz der Drohung des Königs, im Fall des Ungehorsams die christlichen Kirchen zu zerstören, wurde dem Befehl nicht Folge gegeben, und die Verfolgung wurde ins Werk gesetzt und dauerte fünf Jahre, nach einigen Nachrichten noch ungleich länger. Sie dehnte sich auch auf Armenien aus, wo viele Christen ins römische Reich auswanderten.

Fezdegerd war übrigens mißtrauisch und grausam; sein plötzlicher Tod verursachte daher wenig Trauer: er weilte in Tus, um dort an der Heilquelle Sav Linderung eines Leidens zu finden; ein unbändiges Roß, welches er selbst zu satteln versuchte, versetzte ihm einen Tritt ins Gesicht, wodurch er augenblicklich starb.

Warahran V. 417—438.

Da die Kinder Fezdegerds nicht lebensfähig waren, so wurde auf Warahran besondere Sorgfalt verwendet; er wurde als Säugling von einer persischen Amme begleitet nach Hira zu dem befreundeten arabischen Vasallenkönig Noman, Sohn des Imru 'l Kais, gebracht, weil jene Stadt sich durch eine vortreffliche Luft auszeichnete. Das Reich von Hira umfaßte zur Zeit seiner Blüthe die Länder zwischen Syrien und Bahrein, und erstreckte sich

in Mesopotamien bis in die Gegend von Mosul. In Hira erhielt der kleine Barahran noch zwei arabische Ammen, wie die persische aus vornehmerm Geschlecht, und um das Kind recht reine Luft genießen zu lassen, ließ ihm der König von Hira durch einen byzantinischen Architekten Sinimmar ein thurmähnliches Schloß erbauen, dessen Höhe und Pracht sprüchwörtlich wurden. Es bestand aus zwei Theilen, von denen der eine, Chawarna der Speisesaal, der andere Sedir die drei Gewölbe hieß. Man übersah auf der einen Seite die ungeheure Fläche der Wüste, aus welcher eine gesunde Luft heranwehte, auf der andern die wohl angebauten Lande, welche der Euphrat bewässert. Hier blieb Barahran bis zum zehnten Jahre, zugleich mit Roman, einem Sohn des Mundsir, des Sohnes Roman. Seine Erziehung wurde von griechischen und arabischen Lehrern geleitet. Er wurde ein sehr starker und gewandter Mann. Er erschloß auf der Jagd mit einem Pfeil einen Löwen zugleich mit einem Wildesel, auf den sich jener gestürzt hatte, und diese That ward in einem Gemälde im Chawarna verewigt, Barahran aber erhielt den Beinamen Gor (Wildesel).

Ein Einfall der Türken wurde von Barahran über den Dros zurückgeschlagen; die Krone des Chafans, welche mit vielen Edelsteinen und Perlen erbeutet worden war, stiftete man in den Feuertempel von Aderbeidjan, die gefangene Frau des Türkenfürsten wurde zur Tempeldienerin gemacht. Barahran ordnete eine Verfolgung der Christen an, welche ihn dadurch in Collision mit dem oströmischen Reich brachte, daß Theodosius sich weigerte, die über die Grenze entflohenen Christen auszuliefern. Es kam zum Krieg, und der Feldherr der Perjer, Narjes, ein Bruder des Königs, wurde geschlagen und zog sich nach Nisibin zurück, wo er zwar von Barahran entsezt wurde, doch erlitten die Perjer noch verschiedene Niederlagen, die sie zu einem Friedensschluß zwangen. Es wurde freie Religionsübung im persischen Reich stipulirt; freilich begannen doch alsbald wieder die Verfolgungen, aber minder heftig als vorher, und sie würden gänzlich aufgehört haben, wenn Barahran gegen den Fanatismus der unter den Sasaniden zu großer Macht gelangten Priesterchaft stark genug gewesen wäre. Namentlich machte auf ihn großen Eindruck, daß Acacius, Bischof von Amida, 7000 von den Römern in Gefangenschaft geschleppte und übel behandelte Leute aus Arzanene (wo die erste Schlacht gegen Narses stattfand) durch Veräußerung der Paramente und Gefäße seiner Kirche aus der Gefangenschaft erlöste und mit Kleidern und Geld ausgestattet nach Persien ziehen ließ. Barahran lud diesen edlen Mann an seinen Hof und bewilligte den Christen verschiedene Privilegien. In Armenien beraubte Barahran den Ardasches IV., über welchen die armenischen Großen Klage führten, des Thrones und sezte an Stelle des Königs einen persischen Statthalter, den Marzpan oder Markgrafen Beh Mihr Schapur, einen Arsakiden (428). Auch hatte er den Patriarchen Sahak, genannt 'der Parther', ab-, und zwei Syrer nach einander eingesetzt; jedoch kam Sahak wieder zu seiner Stellung und wurde in ihr besonders durch Mesrop unterstützt, welcher auch nach

dessen Tod (440) das Patriarchat ein Jahr lang verwaltete, bis er selbst starb. Dieser Mesrop ist der Erfinder des armenischen Alphabets. Neue Alphabete treten bei entscheidenden Wendungen der Geschichte auf, und man sieht nicht nur in ihnen ein Schiboleth, woran man die Nationalität oder die Religion zu erkennen vermag, sondern es trennt auch für immer Völker verschiedener Religionen, welche vielleicht sonst durch den gleichen Grad ihrer Bildung ihre Eigenthümlichkeiten verwischt hätten. Als Mesrop die Bibel übersezte, vermied er die mit heidnischer Zauberei in Verbindung stehenden Runen und erfand das gothische Alphabet; die Perser verliehen das Pehlewi-Alphabet der Feueranbeter und adoptirten das arabische ihres neuen Religionsbuches, des Koran. So hatten die Armenier sich anfangs (abgesehen von den Keilschriftzeichen des höchsten Alterthums) sogenannter Meschan (Zeichen), anscheinend Abkürzungen von Wörtern, sodann aber, bei ausführlicherem Schreiben, des griechischen, syrischen und pehlewi Alphabet bedient; es mußte aber bei Ausbreitung des neuen Glaubens eine Schrift für die in der Landessprache geschriebenen heiligen Bücher erfunden werden, welche selbst, als Instrument der Verbreitung göttlicher Wahrheiten, den Charakter der Heiligkeit gewann. Anfangs war das neue Alphabet, einem syrischen Bischof Daniel zugeschrieben, nicht ausreichend, die Laute der armenischen Sprache, welche sehr zahlreich und eigenthümlich sind, zu bezeichnen, bis Mesrop ihm seine jetzige Gestalt gab (397). Das sogenannte Alphabet des Daniel war dem syrischen nachgebildet, hatte aber von den 22 Buchstaben desselben 5 weggelassen, weil diese in der armenischen Sprache sich nicht fanden, so daß das Alphabet aus nur 17 Zeichen bestand. Mesrop fügte 19 hinzu, so daß sein Alphabet 36 Zeichen enthält. Der Mönch Rufinus, welchen Mesrop in Samosata (beide Schriftsteller, welche von dieser Erfindung reden, Mose von Chorene und Koriun, schreiben Samos)-auffuchte, war geübt in der griechischen Kalligraphie, und es scheint, daß besonders durch dessen Beihülfe das armenische Alphabet zu Stand kam, welches auf Grundlage der syrischen Consonantenschrift zu einer echten Buchstabenschrift nach griechischem Muster umgebildet wurde. Die Erfindung kam auch den Iberern und Albanern zu gut, deren Alphabete von dem armenischen abgeleitet wurden; das albanische ist uns unbekannt, das iberische (georgische) hat zwei Gattungen, die heilige Uncialschrift oder Chuzuri und die später daraus entwickelte Curfivschrift Mledruli.

Tezdegerd II. 438—457.

Tezdegerd erneuerte den Frieden mit den Römern und behielt den Theil von Armenien, welcher von da an Persarmenien hieß, während Byzanz das übrige Land unter seine Oberhoheit brachte. Theodosius erbaute die Festung Theodosiopolis (Erzerum) und bewog den Perserkönig, eine Christenverfolgung, welche in großer Heftigkeit ausgebrochen war, einzustellen. Tezdegerd hatte viele Kämpfe zu führen gegen die Hunnen oder Hephthaliten, welche sich

han (dem alten Bactriana) festgesetzt hatten. Eine zweite Christen-
 olgung richtete sich gegen die inzwischen christianisirten Armenier,
 über diesen merkwürdigen Religionskrieg haben wir einen genauen Be-
 t von dem armenischen Geschichtschreiber Elische, welcher nach einer
 bricht als Secretär des Feldherrn Warban den Krieg mitmachte, sich
 er, betrübt über das Schicksal seines Vaterlandes, in die Einsamkeit
 ickzog und 480 starb. Man versuchte zuerst die Armenier durch Ver-
 tungsmaßregeln, durch Stiften von Zwietracht in den vornehmen Familien
 durch Besteuerung der Kirchen zum Aufgeben der christlichen Religion,
 nit ein engerer Anschluß an Persien und Entfremdung von Byzanz be-
 kt worden wäre, zu nöthigen; als dieß nichts fruchtete, ließ der König
 ch die Priesterschaft ein Manifest ausarbeiten, welches der persische Wezir
 hr Nerseh (ein Arsakide, der seinen Stammbaum auf den alten Helden
 jendiar zurückführte) in Armenien bekannt machen ließ. Dieses merk-
 cbige Document ist uns von Elische aufbewahrt; auch der Geschichtschreiber
 arus von Pharp überliefert den Wortlaut eines Manifestes, welches aber von
 r des Elische abweicht; gewiß ist der letztere zuverlässiger; das Manifest lautet
 zendermaßen: „Ihr sollt wissen, daß Jedermann, welcher unter dem Himmel
 hnt und nicht die Gesetze der Mazdajsnareligion hält, taub und blind
 d von den Divs des Haraman getäuscht ist; denn ehe Himmel und Erde
 ren, opferte Provan die große Gottheit 1000 Jahre lang und sprach:
 enn vielleicht mir werden wird ein Sohn, Drmizd mit Namen, so wird
 schaffen Himmel und Erde“; und sie empfing zwei im Mutter Schooße, den
 ien, weil sie geopfert, den andern, weil sie 'vielleicht' gesprochen hatte.
 s sie merkte, daß zwei in ihrem Schooße waren, sagte sie: 'Welcher zuerst
 rauskommt, dem gebe ich das Königreich'. Aber der, welcher in Ungläubig-
 t empfangen war, durchbrach den Leib und kam heraus; es sprach zu ihm
 ovan: 'Wer bist du?' er sprach: 'Dein Sohn bin ich, Drmizd'. Provan
 rach: 'Mein Sohn ist leuchtend und wohlthustend, du bist finster und Böses
 bend', und als er sehr bitter klagte, gab sie ihm das Königreich tausend
 ihre. Als sie gebar den anderen Sohn, nannte sie ihn Drmizd; sie nahm
 s Reich von Arhmen, gab es dem Drmizd und sprach zu ihm: 'Bis jetzt
 achte ich dir Opfer, jetzt bring du sie mir', und Drmizd schuf den Himmel
 d die Erde. Aber Arhmen wirkte Uebles entgegen; und so scheiden sich
 : Schöpfungen, die Engel sind von Drmizd, die Divs von Arhmen, und
 es Gute, was im Himmel und hier geschieht, ist von Drmizd, und alle
 inden, welche dort und hier gethan werden, die schuf Arhmen. Ebenso
 s auf Erden schön ist, das schuf Drmizd, und was nicht schön ist, das
 uf Arhmen, wie auch Drmizd den Menschen schuf, und Leiden, Krankheiten
 d Tod Arhmen schuf; alles Ungemach und Unglück, was vorhanden ist,
 d Kriege der Erbitterung sind die Werke des übeln Theiles; aber Glücksfülle
 d Herrschaften, Ehren und Würden, Gesundheit des Leibes, Schönheit des
 eichts, Kunst der Rede und Langlebigkeit an Jahren, diese nehmen vom

Guten den Bestand; und alles was nicht auf diese Weise ist, in das ist gemischt die Schöpfung des Bösen. — Alle Menschen sind wahnsinnig, welche sagen, daß Gott den Tod geschaffen habe und daß Böses und Gut von ihm seien; vornehmlich wie die Christen sagen, daß Gott neidisch sei wegen einer von dem Baume gegessenen Feige, den Tod geschaffen und den Menschen in jene Strafe geworfen habe; einen solchen Neid hat nicht einmal ein Mensch gegen einen Menschen, geschweige denn Gott gegen einen Menschen. Wenn dies sagt, ist taub und blind und von den Dämonen des Haraman getäuscht. Wiederum sagen die Christen noch eine andere Thorheit: Gott, welcher Himmel und Erde schuf, kam und ward aus einem Weibe geboren, welches Mariam hieß, und ihr Mann war Joseph. Und einem solchen Menschen nachfolgend sind viele bethört; wenn das Reich der Römer von so großer Thorheit unwissender Weise bethört ist und ausgeschlossen von unserer vollendeten Religion, so erfahren sie an sich selbst den Schaden (so ist das ihre Sache). Ihr dagegen, warum raset ihr und folget ihren Thorheiten? Welche Religion euer Herr hat, die habet auch ihr, besonders weil auch wir vor Gott für euch Rechenschaft geben müssen. Glaubet nicht euren Priestern, welche ihr Nazarener nennt, denn sie sind sehr trügerisch; was sie mit Worten lehren können sie mit Werken nicht auf sich nehmen: Fleisch essen nennen sie nicht Sünde, aber sie selbst wollen es nicht essen; Heirathen ist verdienstlich, aber selbst ein Weib nur ansehen wollen sie nicht. Wenn einer Reichthum sammelt sagen sie, so ist das sehr sündlich, und die Armuth loben sie gar zu sehr sie ehren die Unglücksfälle und tadeln das Glück; sie verlachen den Namen Glück, und verspotten den Ruhm sehr. Sie lieben die Unschönheit der Tracht und ehren die Ungeehrten mehr als die Würdevollen; sie loben den Tod und tadeln das Leben, sie verunehren die Geburt des Menschen und loben die Kinderlosigkeit; und wenn Jemand auf sie hörte und sich mit Weibern nicht verbinden wollte, so würde der Welt Ende schnell kommen. Aber ich will nicht alles vollständig aufzählen für euch, denn schon dies ist genug von den Aussagen eurer Priester. Was aber noch schlechter ist als das eben Geschriebene: sie predigen, daß Gott sei gekreuzigt worden von den Menschen, und daß er gestorben und begraben und nachher auferstanden sei und sich in den Himmel erhoben habe. War es denn eurer nicht würdig, sofort Urtheil zu üben über solch unwürdige Lehren? Die Dämonen, welche böse sind, werden nicht gefangen und gequält von den Menschen, wie viel weniger Gott, der Schöpfer aller Geschöpfe? welches euch Schande ist zu sagen und uns gar sehr ungläubliche Worte. — Jetzt liegen zwei Dinge vor euch: entweder mache Wort für Wort auf diesen Brief eine Entgegnung, oder erhebet euch, kommt heraus und stellet euch zu dem großen (Gottes-)Gericht (des Krieges).“

Die Bischöfe Armeniens, den Katholikos Joseph (441—452) an der Spitze, beantworteten das Manifest, wiesen in würdiger Sprache die Zumuthung dem Christenthum untreu zu werden, zurück und widerlegten die Vorwürfe des Schriftstücks ausführlich; auch dieses Dokument ist von Elische, und in

abgekürzter Fassung auch von Lazarus von Pharp aufbewahrt worden. In-
 dessen ließ der König zehn armenische Satrapen, unter ihnen den designirten
 Generalissimus Wardan und den Wasak von Siunit, der später verrätherisch
 gegen die Christen handelte, sowie iberische und albanische Adelige vor sich
 fordern und verlangte von ihnen die Anbetung der Sonne. Als sie sich
 dessen weigerten und sich auf ihre bisherige Treue gegen ihn beriefen, hielt
 er ihnen eine Rede, welche nach Elische etwa folgendes besagte: „Ich halte
 es für ein Uebel den Tribut eures Landes in den königlichen Schatz auf-
 zunehmen, und eure glänzende Tapferkeit für eine unnütze Sache, weil ihr
 euch aus Unwissenheit von unsern unfehlbaren Gesetzen entfernt, die Götter
 verachtet, das Feuer tödtet (auslöscht), das Wasser verunreinigt, die Erde
 durch Begraben von Leichnamen besleckt, und durch eure Irreligiosität dem
 Ahriman zum Sieg verhilft. Was noch wichtiger als dieß ist, ihr nähert
 euch nicht euern Frauen, und wenn ihr euch nicht bessert und die Lehre der
 Magier annehmt, erfreut ihr die Devs (Teufel). Ich betrachte euch wie
 verstreute Schafe, die in der Wüste herumirren, und ich fürchte, die Götter
 werden im Zorn über euch uns die Strafe schicken. Wenn ihr also leben
 und eure Seele wieder aufleben lassen, und wieder in Ehren aufgenommen
 sein wollt, so habt ihr morgen unverzüglich zu thun, was ich befehle“. Auf
 die ablehnende Antwort der Satrapen erwiderte er, er werde die Ungehör-
 samen in Ketten durch unwegsame Gegenden nach Sakastan schicken, und
 viele würden während der Reise von der Hitze sterben, die übrigen würden
 umkommen in der Festung und in Kerfern, aus denen kein Ausgang sei;
 „ich werde große Armeen mit Elephanten in euer Land schicken, und Frauen
 und Kinder nach Chudjastan (Sufiana) transportiren, und Kirchen und
 Heiligencapellen zerstören“. Die Satrapen blieben standhaft und suchten
 Leute am Hof zu bestechen, um den König von seinem Vorhaben abzubringen.
 Während dieser Verhandlungen kam die Nachricht von einem Einfall der
 Ruschan an, und der König zog eilig mit seinem Heer ihnen entgegen. Die
 Gefangnen sandten nun einen Hölfling, welcher heimlich getauft war, zum
 König, um ihm ihre angebliche Verleugnung des Christenthums zu hinter-
 bringen. Zum Schein erklärten sie in einem Feuertempel ihren Uebertritt
 und richteten folgende Worte an den König: „Alle deine königlichen Vor-
 fahren, welche vor dir auf dem Thron gesessen haben, hatten Anhänglichkeit
 für uns und trugen Sorge für unser Glück und zeitliches Wohlergehen.
 Aber du hast uns noch größere Zuneigung bewiesen, da du dich um unser
 ewiges Heil bekümmertest, uns dasselbe anzeigtest, ja es uns gewährtest. Wenn
 wir daher, o König, willig und gern deinen Vorfahren in allem was sie
 befohlen gehorcht haben, so muß gerade gegen dich jeder von uns die Pflicht
 dir zu dienen über sich nehmen, nicht als eine einzelne Person, sondern wie
 mehrere zu einer verbunden, und Tag und Nacht ohne Unterlaß wachen für
 diese unser bestes wollende Majestät, da du gedacht hast an das Heil unsrer
 verirrten Seelen“. Der König war mißtrauisch und behielt die Söhne des

Wasaf, den Fürst von Iberien Aschuscha und andere als Geiseln zurück. Dieser Aschuscha, ein sogenannter Bēdeschsch oder Fürst von Gogarene (Gugark) in Iberien, war mit Wardan verschwägert, indem der Bruder Wardan's eine Schwester der Frau Aschuscha's zum Weibe hatte, und ein kluger Fürst, welcher den Mesrop einst eingeladen hatte, seine Unterthanen christlich unterweisen zu lassen, an dessen Sitz auch der Geschichtschreiber Lazarus erzogen worden war und welcher in der verzweifeltsten Lage am Hof des Königs besonders den Wardan bestimmte nachzugeben. Später rettete er zwei Kindern seines Schwagers, des Bruders des Wardan, welche der Verräther Wasaf geraubt und nach Persien vergeißelt hatte, das Leben, welches sie als Nachkommen eines Majestätsverbrechers (Rebellen) verwirkt hatten. Von diesem Fürsten besitzt das Pariser Münzcabinet ein zuerst von E. D. Visconti bekannt gemachtes Siegel in Onyx mit dem Porträt desselben, welches eine gebogene Nase und sorgfältig gelocktes Haupt- und Barthaar zeigt; die Umschrift in griechischer Sprache lautet: „Mas pitiazes Iberon Archidon, d. i. (As)usa Bēdeschsch der Archidischen Iberer.“ Es wurden nunmehr Magier nach Armenien geschickt, um hier der persischen Religion Geltung zu verschaffen. Sie bemächtigten sich (nach Eliäse's Bericht) der Kirchengüter und entwickelten alle zusammen einen unbefleglichen Eifer. Sie verlangten, daß während eines Jahres in allen dem König untergebenen Orten alle kirchlichen Gebräuche abgeschafft, die Thüren der heiligen Gebäude versiegelt, die heiligen Geräthe schriftlich inventarisiert abgeliefert würden, das Singen von Psalmen nicht mehr gehört werden dürfe; man solle die Bücher der Propheten nicht mehr lesen, die Kinder nicht mehr von Priestern unterrichten lassen, Mönche und Nonnen sollten ihre geistlichen Kleider ab-, und weltliches Gewand anlegen. Dagegen sollten die Frauen der Satrapen, die Kinder der Vornehmen den Unterricht der Magier genießen, die christliche Ehe abgeschafft und Polygamie erlaubt werden, damit die armenische Nation sich mehre, Blutsverwande sollten sich verheirathen dürfen; die Thiere sollte man nicht ohne vorheriges Opfer schlachten (man sehe oben Seite 81 unten), und zwar selbst Lämmer, Ziegen, Ochsen, Hühner und Schweine; man solle keinen Mehls Teig bereiten ohne den Phandam (im Avesta Patidana, ein Tuch, welches vor den Mund gebunden wird, um eine Sache oder Person nicht mit dem Athem zu berühren oder mit Speichel zu bespritzen), keinen getrockneten Mist als Brennmaterial verwenden; man solle die Hände mit Urin einer Kuh waschen (nicht mit Wasser, welches dadurch unrein wird), nicht die Biber, Füchse und Hasen tödten, wohl aber Schlangen, Eidechsen, Frösche, Ameisen und alle Arten Gewürm vertilgen, sie einliefern und nach dem königlichen Maaße messen (eine große Quantität dieser Thiere zu tödten, ist verdienstlich und wiegt Sünden auf), überhaupt sollten alle Festdienste, Opfer und Schlachtopfer nach dem Ritus und in bestimmten Zeitpunkten und mit Rücksicht auf das Maaß der Asche (jedes Haus mußte ein bestimmtes Quantum Asche zum Beweis, daß die Vorschriften über die verschiednen Feuer richti-

beobachtet seien, vorzeigen können) vorgenommen werden. Während nun die Perser einen Krieg zu vermeiden suchten, der persische Marzpan durch Zuorkommenheiten, Veranstaltung von Banketen und Festen den Adel an sich zu fesseln strebte, hatten die Geistlichen den Religionkrieg organisiert, wobei auch viele Weiber bewaffnet wurden. Auf einer Versammlung, welche die Geistlichkeit berief, wurde Bardan zum Oberbefehlshaber erwählt; ein Armenier, welcher die Beschlüsse der Versammlung widerrieth, wurde in der Aufregung gesteinigt. Man begann mit der Umzingelung der persischen Soldaten, welche mit den Magiern gekommen waren, und eroberte die in persischem Besitz befindlichen festen Plätze, wobei die Bewohner in Gefangenschaft geschleppt, Häuser zerstört, die Feuerempel ausgeplündert und verbrannt wurden. Der Kaiser Theodosios wurde, als nun ein feindliches Heer nahte, um Hülfe gebeten; er starb aber schon am 28. April 450, und sein Nachfolger Marcian versicherte die Perser, Armenien nicht unterstützen zu wollen. Dennoch erlangten die Armenier einen Sieg bei Chachal an der Kura, der Winterresidenz des albanischen Königs in der Provinz Uti. Die Albaner brachen jetzt aus ihren Festungen im Kaukasus hervor und vereinigten sich mit den Armeniern, worauf das Land kräftig verwüstet und viele Städte zerstört wurden. Jezdegerd fühlte sich durch diese Mißerfolge bewogen, ein Toleranzedict für die Christen zu erlassen, doch die Armenier trauten seiner Aufrichtigkeit nicht, und Mihr Nerses rückte im Frühjahr 451 nach Phaitakaran vor, während der Verräther Wasak nach und nach viele Adelige und selbst christliche Priester auf seine und auf Seite der Perser zu ziehen wußte. Den Armeniern unter Artanzar glückte es, die Perser unter dem General Muschkan in einem Treffen zu besiegen im Gau Artaz in Waspurakan (östlich vom Wan-See). Jedoch fiel die zweite Schlacht, am 2. Juni 451, dem Vorabend des Pfingstfestes, in der Ebene Avarair (in demselben Gau, in der Nähe von Maku) für die Armenier unglücklich aus. Mihr Nerses ließ die Elephanten vorangehen, jeden umgeben von 3000 Geharnischten, und ordnete die Garde der Unsterblichen 'wie ein uneinnehmbares Schloß'. Obwohl diese letzte Truppe von den Armeniern in die Flucht getrieben wurde, so verloren sie doch die Schlacht und ihren Feldherrn Bardan. Der neu eingesetzte Marzpan Adarormizd, ein Arsatide, ließ die Häupter der Empörung vor sich fordern, den Bischof des Gaues Reschtuni (an den südlichen Ufern des Wan-Sees) Sahak, der ein Feuerhaus zerstört und die Feuerpriester gequält hatte, den Priester Musche von Ardzruni (Waspurakan), desselben Verbrechens schuldig, und die Priester Samuel und Abraham, welche in Artaschat einen Tempel zerstört hatten. Sie wurden über Einzelheiten des Krieges befragt und nach Persien geschickt. Inzwischen gab man den christlichen Gottesdienst wieder frei und schenkte den Armeniern ihre confiscirten Besitzungen wieder; nur Wasak, von welchem Briefe vorgefunden wurden, die ihn compromittirten und sein zweideutiges Benehmen bloßstellten, wurde an den Hof eingeladen, und nichts ahnend, vielmehr auf eine Ehrenbezeugung rechnend erschien er in einem

ihm vom König geschenkten Staatskleid, mit der Stirnbinde und der goldgestickten Tiara, mit dem Gürtel, der aus massivem Gold gearbeitet und mit Perlen und Steinen incrustirt war, mit dem Halsband und dem Ohrschmuck und mit dem Marderpelz auf den Schultern. Er begab sich in den Saal, welcher der Hof der Großen war. Der Herold hielt ihm hier seine Sünden vor, das Ehrenkleid und sonstige Würdenzeichen wurden entfernt, er erhielt ein Kleid wie ein verurtheilter Verbrecher und wurde auf einer Stute in den Kerker abgeführt. Er erlag einer Krankheit, welche Elische mit sichtlichem Genugthuung ausmalt. Man könnte diesen Fürsten, dessen hauptsächlichs Verbrechen es war, daß er andere armenische Fürsten, besonders den Bardan, zu verdrängen und alsdann durch die Perser zu höchsten Ehren zu gelangen suchte, ohne große Mühe von dem Brandmal befreien, welches ihm seine christlichen Landsleute aufgedrückt haben.

Sezdegerd zog nochmals gegen die Hephthaliten (455). Ein Christ verrieth dem Feinde die Stellung der Perser, und ein Theil derselben wurde so geschlagen, daß Sezdegerd den Feldzug aufgab. Erbittert über die Christen ließ er den gefangnen armenischen Priestern, welche den Verräther aufgemuntert hatten, durch Denschapuhr den Proceß machen. Der Oberpriester von Abar (Nischapur), der gelehrteste unter den persischen Priestern, welcher den Titel Hamakden (d. i. die ganze Religion kennend) führte und den Anpartgash und Bozpait und alle Pehlewibücher kannte, hatte bereits ein Verhör vorgenommen. Elische läßt jetzt den heiligen Männern zu Gefallen einige Wunder geschehen, in deren Folge der Hamakden bekehrt wird. Der König forderte vergeblich Widerruf, worauf er verbannt wurde. Die armenischen Geistlichen wurden zum Tod verurtheilt. In einem Verhör wurde ihnen vorgestellt, daß sie durch den Uebertritt zur persischen Religion sich und ihre Mitgefangnen retten würden. Movan, welcher dem Denschapuhr beigeordnet war, sagte: „Die Götter sind gütig und behandeln die Menschen großmüthig, damit diese erkennen und bekennen ihre Kleinheit und die Größe jener, damit sie die Gaben der Erde wahrnehmen, welche dem Könige als Eigenthum in die Hände gegeben sind; aus seinem Munde kommen Befehle über Leben und Tod. Ihr habt nicht die Macht euch seinem Willen zu widersetzen, noch euch der Anbetung der Sonne zu entziehen, welche das Weltall erleuchtet, durch ihre Wärme die Nahrung für Menschen und Thiere reift, und welche wegen ihrer unparteilichen Milde und gleichmäßigen Freigebigkeit Gott Mithra (Mithra) heißt, denn sie hat weder Arglist noch Unwissenheit. Wir haben deshalb Mitleid mit eurer Unwissenheit, weil wir gegen Menschen nicht Hassen hegen, wie milde Thiere, die nach Fleisch hungert und nach Blut dürstet. Macht ein Ende euern frühern Vergehen und euerm jetzigen Benehmen, damit den andern die Barmherzigkeit des Königs zu gut kommt.“ Denschapuhr fragte den Bischof Sahak: Hast du wirklich das Feuerhaus in Nischapur zerstört? Hast du das Feuer getödtet? Auch habe ich vernommen, daß du die Magier gepeinigt und die Cultusgeräthe entführt hast. Wenn du dieß ge-

than, berichte mir'. Sahat antwortete: „Du wünschst es von mir zu wissen und weißt es schon“. Denschapuh: 'Ein Bericht ist etwas anderes als der Sachverhalt'. Der Bischof: „Nenne mir freimüthig die Thatfachen“. 'Ich vernahm, daß alle in Reschtuni angerichteten Beschädigungen dein Werk seien.' „Da man dir dergleichen erzählt hat, warum forderst du noch neue Berichte?“ „Ich will die Wahrheit von dir selbst hören"; „du willst nichts von mir hören zu deinem Besten, sondern dich gelüftet innerlich nach meinem Blut.“ Denschapuh: 'ich bin kein wildes, blutgieriges Thier, sondern ein Rächer der verhöhten Götter'. Die weitere Rede des Bischofs ist bereits oben (Seite 192) angeführt worden. Denschapuh, erzürnt über die Beleidigung seines Königs, sprang auf und verwundete den Bischof mit dem Schwert an der Schulter, worauf er starb; die andern Priester wurden enthauptet. Mehr als dreißig vornehme Armenier wurden in der Nähe des Königs gefangen gehalten, doch gewährte man ihnen mit seltner Milde — da sie doch als Hochverräther verhaftet waren — ein ihrem Stand angemessenes Leben und erlaubte ihnen sogar in das Heer einzutreten, da der Sohn Jezdegerds ließ sie auf ihre Besitzungen zurückführen, nachdem sie zwölf Jahre im Gebiet von Herat verweilt hatten.

Von den Frauen der Satrapen erzählt Elishe: „Die Frauen der Satrapen und andere vornehme Frauen waren in Abwesenheit ihrer Gatten in tiefster Trauer. Sie schliefen mit ihren Dienerinnen auf der Erde, auf brauner Matte und schwarzen Kopfstiften, sie hatten keine besondere Speisen und Küche, wie es bei Edlen Sitte ist. Es war keine, welche (vor dem Essen) Wasser über die Hand der andern gegossen hätte, noch reichten Frauen keine Servietten (zum Abtrocknen); sie brauchten keine Seife oder (parfümirtes) Del als Zeichen der Fröhlichkeit; es standen nicht vor ihnen kostbare Schalen oder Festbeden, man hatte keine Einführer der Gäste vor der Pforte und lud keine vornehmen Personen in die Häuser ein; die Baldachine und Betten der jungen Gattinnen waren staubig, ihre reizenden Gärten trocken und welk, die Weinreben ausgerissen; ihr Schmuck und Besitz war confiscirt, so daß sie nicht einmal mehr ein Juwel für die Stirn hatten.“

Ormizd III. 457—459.

Der Sohn des Jezdegerd, Ormizd, zeigte sich so grausam, daß es seinem Bruder Peroz, der vom Könige der Hunnen (Hephthaliten) unterstützt wurde, nicht schwer fiel, ihn schon nach 1½ Jahren zu stürzen.

Peroz (Firus) 459—486.

Während dieser Wirren machte sich Watsche, ein Sohn der Schwester beider Brüder, bisher Vasallenkönig von Albanien, zum selbständigen Herrscher dieses Landes (458), er wurde jedoch von Peroz in einem blutigen Kriege wieder unterworfen.

Peroz herrschte Anfangs gerecht und weise. Es wird berichtet, daß im 7. Jahre seiner Regierung eine Hungersnoth ausbrach, welche mehrere Jahre dauerte; Peroz habe die Reichen für den Unterhalt der Armen verantwortlich gemacht und auf seine eignen Einkünfte verzichtet, den Zehnten aufgehoben, Lebensmittel aus dem Ausland eingeführt, wodurch erreicht worden sei, daß nur Ein Mensch den Hungertod starb. Peroz änderte indessen seine Regierungsweise; er wurde hart und eigenwillig. Die Unbarmherzigkeit seiner Statthalter in Armenien führte einen Aufstand herbei, und er mußte seine Zustimmung geben, die Provinz einem einheimischen Fürsten Bahan aus dem Hause der Mamitonier zu übertragen. In den spätern Jahren seiner Regierung drang Peroz in das Gebiet der Hephthaliten ein; beim Antritt des Marches durch die Wüste jenseits Marw bot sich ein Führer an, der sich für einen vom König Kuschnewaz Mißhandelten ausgab; dieser Mensch führte die Perser auf wasserlosen Pfaden umher, so daß fast die ganze Armee umkam und Peroz sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Der König Kuschnewaz ließ eine Grenzsäule von Stein mit Kupfer Übergossen errichten und den Peroz schwören, niemals wieder einen Krieg zu beginnen. Auch zwang man ihn, vor dem Sieger niederzufallen, was er auf Rath der Magier mit der Reservatio mentalis ausführte, daß er nicht vor dem König, sondern vor der Sonne anbede. Es dauerte nur 4 Jahre, bis Peroz seinen Eid brach und abermals gegen die Hunnen rückte. Als er an die Grenzsäule kam, ließ er diese umstürzen und durch Elephanten vor sich herführen, weil er echt sophistisch sagen wollte, er sei nicht über die Säule hinausgetreten. Die Hephthaliten hatten ihr Lager durch einen breiten tiefen Graben geschützt, welchen sie mit Reisig und Erde leicht überdeckten; Peroz und seine Soldaten brachen in den Graben ein, und in der Verwirrung wurde der König sammt einer Anzahl seiner Söhne getödtet.

Balafsch (Valarfch) 486—490.

Ein Sohn des Peroz hatte an dem Zug nicht Theil genommen; der Statthalter des Reichs, Suferai, der mit den Hunnen einen Frieden abschloß, bewirkte aber die Uebertragung der Krone an den Bruder des Peroz, Balafsch, der bei seinen geringen militärischen Talenten nicht hindern konnte, daß die Hephthaliten ihrerseits ins Reich einfielen und Contributionen erhoben. Als er vor Kummer gestorben war, wurde der Sohn des Peroz, Kobad, auf den Thron erhoben.

Kobad 490—531.

Kobad besiegte und unterwarf die Hephthaliten. Er bekannte sich zu der Lehre des Mazdak, eines Sectirers aus Isthach, welcher die gesellschaftlichen Schäden dadurch zu heilen trachtete, daß er ihre Ursachen, den Haß und den Streit, unmöglich machte. Da nun diese Laster hauptsächlich aus dem Streben

Nach Lust und Besiß hervorgehen, so lehrte er die Gemeinschaft aller Güter, auch der Frauen, und hierdurch wirkte seine Lehre sehr verderblich, um so mehr als der König sich ihr anschloß und die Vorrechte des Adels abstellte und Weibergemeinschaft gestattete. Ähnliche Ideen hatten schon früherhin Verbreitung gefunden, und zwar in Medien, und den Anhängern des Mazdak Verwandte Secten machten noch zur Zeit des Islam den Chalifen zu schaffen. Die exorbitanten Maßregeln Kobads führten seine Verhaftung und die Proclamation seines Bruders Jamaspes (Djamasp) zum König herbei (497). Der General der Truppen, welche an der Grenze der Hephthaliten standen, und welchen Procopius Gusanastades, Chanaranges nennt, rieth, den Kobad hinzurichten, doch waren die meisten Großen der Ansicht, es sei besser, ihn in das Schloß der Vergessenheit zu verbringen. Die Schwester und Frau des Entthronten wußte sich durch ihre große Schönheit, welche in dem Befehlshaber des Schlosses eine mächtige Leidenschaft entzündete, Zutritt in den Kerker zu verschaffen, und Kobad entkam in den Kleidern seiner Frau und entfloß auf einem von seinem Freunde Seoses bereit gehaltenen Rosse zu den Hephthaliten. Hier verband er sich mit der Tochter des Königs, und mit Hülfe hephthalitischer Truppen entthronte er den Djamasp, der in den Kerker geworfen wurde (501); später wurde er begnadigt und erhielt die Herrschaft über Kai, Armenien und Derbend. Gusanastades wurde hingerichtet und an seine Stelle trat Abergudunbad; Seoses wurde zum Haupt des Civil- und Militärwesens ernannt, ein Amt, welches in der Folge wieder einging, nachdem Seoses, durch Verleumdungen in Ungnade gefallen, hingerichtet war, ein gewöhnliches Loos der Männer, welchen die Könige Alles zu danken haben.

Kobad war von der Durchführung der socialen Lehre Mazdaks abgekomen, obwohl er im Geheimen noch dessen Anhänger war. Er fand sich außer Stand, den Aufwand des Königs der Hephthaliten für seine Restitution zu vergüten und ging den Kaiser Anastasius um eine Anleihe an; als dieser ein solches Ansinnen zurückwies, fiel Kobad in den Byzanz unterworfenen Theil Armeniens und in Mesopotamien ein, eroberte Theodosiopolis und Amida, und besetzte letzteres mit Truppen unter Glone. Ein byzantinisches Heer kam herbei, als Kobad Nisibin belagerte, und eine Abtheilung desselben wurde von den Persern geschlagen. Indessen waren die Hephthaliten in Iran eingedrungen, und Kobad, dieser Gefahr zu begegnen, mußte einen Frieden mit Byzanz schließen, Amida wurde wieder genommen, nachdem Glone durch Hinterlist getödtet war und dessen Sohn die Stadt so tapfer vertheidigt hatte, daß ihm freier Abzug mit Waffen und Gepäck gewährt wurde (503). Bald nachher erfuhren die Perser noch mehr Unglück. Belisar, der Feldherr des Justinianus, schlug eine Armee in Mesopotamien, und in Armenien wurde der persische General Mermeroes zweimal besiegt; sodann aber wurde Belisar von überlegenen Streitkräften unter Hazarethes zurückgeworfen. Der Nachfolger Belisars, Sittas, fand die Perser unter Mermeroes bei der Belagerung von Martyropolis (Nephr-tert, Mejafarekin) und aus Furcht vor

einer Niederlage sprengte er das Gerücht von einer Invasion der Massageten in Persien aus, wodurch er die Perser zum Abzug und Frieden veranlaßte. Mittlerweile war Kobad gestorben, nachdem er seinen Sohn Chosro zum Nachfolger designirt hatte. Kobad hat mehrere Städte angelegt, welche zum Theil noch heute vorhanden sind. Zu ihnen gehört Kobadian in Chotlan, Termed und Wazm (oder Zemm) am Oxus, auch Kazerun in Persien soll er erbaut haben, indessen beschränkt sich sein Verdienst hier nur auf die Erweiterung der Stadt. Kazerun ist ein alter Ort, dessen Anlage einige dem Tachmuraz zuschreiben, d. h. in das höchste Alterthum versetzen. Ursprünglich standen an der Stelle der Stadt drei Flecken, welche von Sapor I. mit der benachbarten Stadt Nischawer vereinigt wurden. Peroz machte den Ort zum Mittelpunkt eines Districtes, und Kobad vergrößerte ihn, so daß er durch ihn zu einer wichtigen Stadt wurde. Das Wasser fehlt und muß durch Wasserleitungen zugeführt werden. Es gibt hier Südfrüchte aller Art und besonders eine feine Art Datteln, auch Baumwolle. Endlich hat Kobad wirklich gegründet die Stadt Argan (bei den arabischen Schriftstellern Arredjan) am Flusse Thab, eine Farsange von einer engen vom Fluß durchströmten Bergschlucht entfernt; die Ruinen liegen östlich von der heutigen Stadt Behbahan. Argan war im 10. Jahrh. eine große, wahrscheinlich durch den Handel vom Meer (die Hafenstadt am Ausfluß des Thab war Mahruban) nach Ispahan aufgeblühte, in Palmen- und Delbaumpflanzungen gelegene Stadt, das Klima war so günstig, daß gleichmäßig Südfrüchte und Producte kühler Himmelsstriche gediehen. Man sagt, Kobad habe die von ihm erbaute Stadt mit Kriegsgefangnen aus Anida und Mejasarekin bevölkert. Die Ruinen von Argan nehmen eine große Fläche ein, doch sind nur die Gebäude in der Nähe beider Flußufer einigermaßen in ihrer Anlage erkennbar, namentlich bemerkt man die von den alten Geographen erwähnte Brücke Tekan, dabei noch eine zweite Brücke; am linken Ufer ist noch ein riesiger Brückentopf in zwei Stockwerken erhalten; die Brücke, welche hoch über dem Fluß mit einem einzigen Bogen die 80 Schritt von einander entfernten hohen Ufer verband, führte ins zweite Stockwerk. Nach Edrisi, Ibn Batuta u. a. wurde diese kühne Brücke erst zur Zeit der Chalifen, von el-Dailemi, dem Arzt des Hadjadj, Statthalters des östlichen Chalifats, Anfangs des 8. Jahrh. erbaut. Die Mumie, eine bituminöse Auschwizung der Felsen, von welcher gleichfalls schon die alten Geographen als einem wirksamen Heilmittel gegen Brüche, Wunden, Contusionen reden, kommt bei der erwähnten Schlucht Tangi Tekan aus dem Riç eines Felsens gequollen. Westlich von Arredjan liegt Mansjuri, ein Ort, welcher von den Ruinen einer wohl ebenfalls von Kobad erbauten und seinen Namen tragenden Stadt errichtet sein soll.

Außer der Gründung von Städten ließ sich Kobad die Einführung einer Grundsteuer angelegen sein. Er wurde durch den Tod an der Ausführung verhindert, die Vermessungen des Landes waren indessen bereits vorgenommen worden, als sein Sohn die Herrschaft antrat. Kinder, Frauen und Männer

Über 50 Jahren waren steuerfrei; es wurden große Steuerlisten angefertigt, in welche alle Provinzen, Städte und Dörfer mit der Anzahl der Fruchtbäume und Weinberge, sowie die Namen der Bevölkerung eingetragen wurden. Christen und Juden wurden mit einer Kopfsteuer belegt. In den Städten wurden Steuerbeamte angestellt, welche die Steuern in 3 Raten jährlich erheben. Auch wurde der Sold der Armee geregelt.

Chosro Anoschirwan 531—578.

Chosro schloß Frieden mit Byzanz, wie es scheint nur um Zeit zu gewinnen, nach gehöriger Vorbereitung den Krieg wieder aufzunehmen. Er rückte in Syrien ein, eroberte Sura am Euphrat (heute Surie) und Antiochien, und die Römer schlossen einen für sie schmachvollen Frieden. Trotzdem brandschätzte er die Stadt Dara auf seinem Rückmarsch. Für die Gefangenen wurde eine Tagereise von Ktesiphon entfernt nach dem Plane von Antiochien eine Stadt mit Circus und Bädern angelegt, welche Rumia oder (nach Chosros Name) Chosro-Antioche (Beh Andjatok Chosrov) hieß; zur Vergrößerung der Kolonie erlaubte er, daß entflohene Sklaven, welche in der Stadt Verwandte fänden, nicht reclamirt werden könnten. Indessen ruhten die Waffen nicht, denn Byzanz mußte es dahin bringen, daß seine Grenzen nicht beständig den IncurSIONen der Perser ausgesetzt seien. Als Chosro sich bei den Lazen (in Kolchis) befand, welche er auf ihren Wunsch von Byzanz losriß, plünderte Belisar das persische Gebiet. Chosro nahm und plünderte dafür Kallinitos (Mikophorion an der Mündung des Belich in den Euphrat) und verlangte von Byzanz eine Summe zur Erlaufung der Dauer des Friedens. Marfes, der Feldherr Justinians, begann seinen Feldzug mit einem Angriff auf Anglon (Angel am oberen Tigris) in Persarmenien; er wurde aber vor dieser festen Stadt von den Persern unter Nabades geschlagen und getödtet. Im folgenden Jahre fand wiederum der Abschluß eines Friedens statt; das Land der Lazen kehrte wieder zur römischen Herrschaft zurück. Einige Jahre später empörte sich der älteste Sohn des Chosro in Sapato (heute Ahwaz), er wurde aber besiegt, gefangen und mit einer glühenden Nadel der Augen beraubt (551). Chosro züchtigte die Hephthaliten, nachdem er sich durch ein Bündniß mit dem Chakan der Türken dessen Mitwirkung gesichert hatte. Sein Einfluß erstreckte sich bis nach dem entfernten Jemen, wo er einem Prätendenten zum Thron verhalf, ein Ereigniß welches von arabischen Dichtern besungen wurde: „Bei Gott, eine tapfere Schar, wie du sie nicht mehr unter den Menschen finden wirft; stark, hochgemuth, glänzend, Hauptlinge, Löwen, erhabene, in ihrer Jugend, in den sumpfigen Wäldern. Wer ist gleich dem Refra (Chosro), dem König der Könige, dem Könige unterworfen sind, oder gleich dem Wahraz (König von Jemen), stolz am Tage der Schlacht? Sie schießen Pfeile von den Bogen zahlreich wie Aehren, sie schießen mit furchtbarem Getöse. Du hast entfesselt diese Löwen auf die

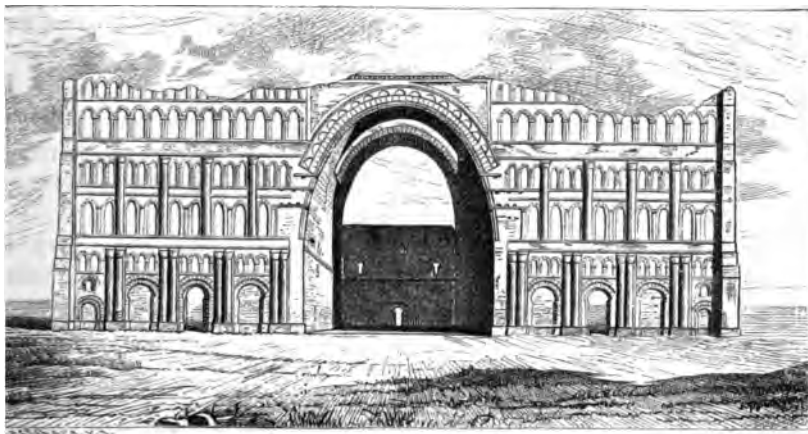
schwarzen Hunde und am Mittag bedeckten den Boden die Leichen der flüchtigen Feinde.“ Der persische Handel ging über Jemen hinaus bis nach Berbera im Somalilande, wo man noch Grabstätten, Ruinen von befestigten Niederlassungen, Wasserleitungen und großartige Cisternen findet, die den Persern zugeschrieben werden. Dieses Land befand sich damals unter der Herrschaft des Königs von Saba, aber erst später bekamen die Araber auch den Handel in ihre Hände, namentlich als sie seit Beginn des 9. Jahr. massenhaft einwanderten.

Die Römer entschlossen sich jetzt zu einem entscheidenden Schritt gegen die wiederholten Friedensbrüche der Perser. In Armenien hatte 591 Wardan II. den persischen Marzpan Suren getödtet, und die persische Armee wurde am Berg Kalaman in Taron geschlagen. Chosro rückte 576 in Armenien ein und kannte nicht die ausgezeichneten Streitkräfte der Römer, welche unerwartet sich bei Malatija ihm gegenüber befanden. Ein Scythe Namens Kurs griff rasch mit dem rechten Flügel an, trieb den linken Flügel der Perser in die Flucht und eroberte das königliche Zelt mit dem Feueraltar; Chosro schlug zwar in der Nacht bei Fackelschein ein römisches Corps, aber am Morgen eilte er zurück und schwamm auf einem Elephanten über den Euphrat; viele seiner Soldaten ertranken im Strom. Die Römer drangen siegreich über den Euphrat, den Tigris und bis ans kaspische Meer vor, wo die persischen Schiffe zerstört wurden. Während nun Friedensverhandlungen stattfanden, hatte ein entschlossener Perser auf eigene Faust ein Heer gesammelt und den römischen Feldherrn in Armenien aufs Haupt geschlagen (577); jedoch zogen sich die Perser zurück, die Römer drangen in Mesopotamien vor und überwinterten in Sindjar. Im Laufe neuer Friedenstractate starb Chosro.

Chosro Anoschirwan ist der Erbauer der von den orientalischen Geographen und Geschichtschreibern oft genannten Mauer von Derbend; bereits sein Vater Kobad begann eine Festungslinie über den Paß zwischen dieser Stadt und dem Kaukasus zu ziehen, um die Einfälle der Chazaren, Türken und anderer Völker leichter abzuwehren. Die Stadt Derbend soll ebenfalls von Kobad, nach einer Angabe von Marses, einem seiner Neffen, welcher dort als Vasall herrschte, erbaut worden sein, es kann jedoch von einer Erweiterung oder erneuten Anlage die Rede sein, denn die Stadt bestand bereits in älterer Zeit. Die Mauer lief von Derbend 7 Farsange gegen die Berge und auf jeder Farsange lag eine persische Militärkolonie zur Bewachung der eisernen Thore. Sie war aus Quadersteinen erbaut, die mit Blei verklammert waren, die Dicke derselben erlaubte 20 Reitern nebeneinander zu reiten; auch war sie bei Derbend mit Sculpturarbeiten, Menschen und Löwen, geschmückt. Bei Derbend ging sie eine bedeutende Strecke weit ins Meer; hier lief noch eine zweite neben ihr her, und beide konnten durch eine eiserne Kette verbunden werden, so daß man das Aus- und Einlaufen der Schiffe verhindern konnte. Die Menge der Festungen auf dieser Linie gab ihr und der Stadt Derbend (dieser Name bedeutet ursprünglich Thoreriegel, dann Schlucht, Engpaß) die arabische Benennung el Bab we

wab das Thor und die Thore; die Armenier nennen sie Djor, die Griechen die albanischen Pforten, die Türken das Eiserne Thor. Die Nachkommen der persischen Kolonisten, welche noch in 7 Dörfern südlich von der Ufer wohnten, sprachen die persische Mundart Tat, doch wird diese mehr und mehr durch das aberbeidjanische Türkisch verdrängt.

Die Stadt Ktesiphon ist heut zu Tage kenntlich an dem von Chosro II. (andern Nachrichten bereits von seinem Vater) erbauten Palast, dessen Ueberreste immer Tat Kesra (Bogen des Chosro) heißen. Sie wurde eine Strecke



Tat Kesra.

etwa 10 Meilen südlich von Seleukias, am linken Tigrisufer, von Bardanes erbaut und von Chosro II. zu Ende des 6. Jahrh. nach Chr. befestigt. Die Araber nennen den Ort al Madain (die Städte), weil man sieben Städte im Bereich Ktesiphons und Seleukias zählte. Wir sahen, daß eine dieser 7 Städte Rumiasch und von Chosro erbaut wurde, eine andere hieß Weh-Ardeschir, weshalb Chosro II. für den Gründer von Ktesiphon, das allerdings von den Römern zerstört worden war, ausgegeben wird; eine dritte hieß Sambur nach Sapor I. Der Name Madain blieb am längsten auf der Stadt; die Araber, welche in Ardeschir haften, schon im 12. Jahrh. war diese nur ein ärmliches Dorf (heute arabisch Bahurasir), die andern Städte waren bereits verschwunden. Von Seleukias am andern Tigrisufer an der Einmündung des Canals Nahar el Khasra, an dessen nördlichem Ufer die von Kaiser Carus eroberte Stadt Choche, ist nur noch ein Stück Mauer und eine Anzahl welliger Erhebungen im Schutt übrig geblieben. Eine Brücke von Backstein verband die Ufer des Tigris, welcher hier eine große Krümmung macht, so daß eine Art Halbkreis den Raum bildet, worauf Ktesiphon lag; sie ist landeinwärts durch eine Reihe von Ruinenhügeln abgeschlossen. Von der Citadelle, etwa 10 Kilometer nördwärts vom Tat, ist noch eine quadratische Mauer sichtbar, die von babylonischen Backsteinen erbaut ist und heute Bostan (der Garten) genannt wird.

Die Steine des von den Römern zerstörten Seleukia und Ntesiphons wurden zur Erbauung des neuen Bagdad (etwa 4 Stunden aufwärts am Tigris) vom Chalifen Almanjur (754—775) benutzt. Er wollte auch an den Tat Hand anlegen, obwohl sein Wezir Chalid gegen die Zerstörung war; zum Glück scheiterte das Vorhaben an der Festigkeit des Mauerwerkes. Der Tat ist nur ein Theil des Palastes und besteht aus einer 82 Fuß breiten, 153 F. tiefen und 100 F. hohen Halle, deren Gewölblinie einen Eibogen bildet. Die Mauer dieser Halle ist 23 F. dick. Das Innere derselben öffnet sich beiderseits in die Flügel, deren Wände am Boden 18 F. dick, und außen durch Bogenstellungen ornamentirt sind. Die Anordnung, in ziemlich schlechtem Geschmack, erinnert an die Porta nigra in Trier. Die ganze Façade ist 284 F. lang und war einst mit Marmor bekleidet. Die unterste Arkadenreihe enthält 8 Thore, von denen aber nur je das zweite von der Mitte aus offen ist. Mitten am Gewölbe befand sich ein metallner Ring, der erst 1812 entfernt worden ist und an welchem die Königskrone mittelst einer goldenen Kette herabhing, so daß sie über dem thronenden König schwebte, wenn er Audienz gab. Im Garten des Palastes lag ein Stück Land, welches von den herrlichen Anlagen häßlich abstach. Einem römischen Gesandten erklärte auf sein Befragen Anoschirwan, das Stück gehöre einer armen Frau, die es ihm nicht habe überlassen wollen und er habe sich lieber die Aussicht verderben lassen als Gewalt brauchen wollen, worauf der Gesandte erklärte, der Blick auf dieses Stück sei der schönste Blick vom Palast. Die Trümmer der Stadtmauern zeigen dieselbe Bauart wie die altbabylonischen Gebäude (z. B. der Thurm von Mankuf bei Bagdad), Ziegelsteine mit eingelagertem Schilfrohr, während die noch vorhandenen Mauern der Uferbrüstungen wie diejenigen in Babel mit Bitumen verbundene Backsteine zeigen.

Wir besitzen von Chosro eine Goldmünze, welche der Generallieutenant von Bartholomäi für 1200 Silberrubel erwarb.



Goldmünze des Chosro
Anoschirwan.

Die Vergötterung, welche die persischen Geschichtschreiber dem Chosro zu Theil werden lassen, findet bei den Griechen (wie Procop) keinen Widerhall. Diese stellen ihn als einen ungerechten Heuchler dar. Wenn man bedenkt, daß im Orient Perfidie gegen den Feind nicht als moralischer Fehler angesehen wird, so wird man den Persern, mit welchen auch die armenischen Historiker übereinstimmen, zugeben müssen, daß Chosro zu den begabtesten ihrer Könige seit Kyros gehört; die persischen Waffen sind im Ganzen mit Ruhm bedeckt aus den zahlreichen Kämpfen hervorgegangen und die friedliche Arbeit an der Ausbildung der Verwaltung des Reiches zeigt, daß die Trachten Anoschirwans auf die Ehre und Wohlfahrt des von ihm beherrschten Reiches gerichtet war. Der Geschichtschreiber Tabari, welchen Zotberg aus persischen Handschriften ins Französische übersetzt hat, berichtet von ihm: „Er sprach zu den Armen: arbeitet und bittet nicht; den gut Gestalt-

ten befahl er das Land zu bebauen; den Schwachen und Blinden gab er aus seiner Tasche Unterstützung, indem er sagte: ich will nicht, daß in meinem Land ein Armer wohne. Er schrieb den Landbauenden vor, keine Stelle ohne Anbau zu lassen, und gab aus seinen Speichern Ausfaat denen, welche keine hatten. Er verschaffte allen Frauen, welche nicht verheirathet waren und es doch sein sollten, einen Gatten, und den Armen unter ihnen reichte er Unterstützung aus seiner Kasse. Auch Männer nöthigte er zu Heirathen und war ihnen bei der Gründung eines Hausstandes behülflich. Anoschirwan richtete seine Blicke auch auf das Heer, gab den Soldaten ihren Sold und vertheilte die Provisionen unter sie. Er ließ die Feuerempel herstellen, spendete den Priestern und stellte weise und erfahrene Männer unter ihnen an. Er förderte Tugend, Vertrauen, und die Angelegenheiten der Religion und des Staates."

Chosro hat auch den Ruhm eines erleuchteten Mannes, indem er den Wissenschaften seinen Schutz angedeihen ließ. Zu Ende des 5. Jahrhunderts wurde die berühmte Schule zu Edessa durch kirchliche Streitigkeiten gelöst und vom Kaiser Zeno geschlossen. Die vertriebenen Gelehrten flohen ins persische Reich, fanden bei den Sasaniden glänzende Aufnahme und gaben den Schulen von Misibin und Gondisapur ihre Entstehung, wo man griechische Werke ins Syrische übersezte. Aber auch den Persern wurde der Geschmac an der Aneignung griechischer Geistesproducte durch Uebersetzungen in ihre Muttersprache beigebracht, und es entstanden persische Uebersetzungen der Werke griechischer Philosophen, Mathematiker und Astronomen. Dadurch wurden in der Folge selbständige Werke angeregt, unter denen die Geographen (Perser und Araber) sich griechischen Vorbildern, besonders dem Ptolemäus (1. Hälfte des 2. Jahrh. nach Chr. Geb.) angeschlossen. Die Geographen haben unschätzbare Werke hinterlassen, welche eine Fülle von geographischen, historischen, ethnographischen und naturgeschichtlich merkwürdigen Nachrichten enthalten; sie sind zum Theil ähnlich wie die Erdbeschreibung des Ptolemäus eingerichtet, indem sie die Grenzen der Länder, die in ihnen befindlichen Städte, Berge, Flüsse, Seen aufzählen, außerdem aber die berühmten Männer bei Gelegenheit der Nennung ihres Geburtsorts namhaft machen und genaue Reiserouten (Itinerarien) mit Entfernungen in Farsangen oder andern Wegmaßen angeben. Zum Theil sind es geographische Wörterbücher, in denen ein staunenswerther Schatz von Wissen niedergelegt ist. Besonders berühmt als Reisender und Sammler geographischer Kenntnisse ist Zakut (Hyatinthos), welcher von 1179 bis 1229 lebte, von griechischer Abkunft war, aber bereits im zartesten Alter als Sklave nach Bagdad verkauft und hier von einem Kaufmann erzogen wurde; auf den für Ieztern unternommenen Geschäftsreisen wurde sein Hang zu den Studien angeregt, welchen er seinen Ruhm zu danken hat. Wir besitzen von ihm ein Lexikon der Länder (Mobjem el-bulban, 1224 verfaßt), die Gefilde der Beobachtung (Merasisb el-ittila, ein Auszug des andern) und eine Sammlung geographischer Syno-

nyme (Moschtarik). Er vereinigte in diesen Werken nicht nur die Forschungen seiner Vorgänger, sondern auch seine eignen Reiseerfahrungen, denn er durchstreifte Mesopotamien, Persien bis zum Drus, Syrien, Armenien, Aegypten. Die Stadt Bagdad hat er, wie sich denken läßt, sehr genau beschrieben, und so interessant es für uns ist, uns die berühmte Chalifenresidenz zur Zeit ihrer Blüthe vorstellen zu können, so betrübend ist es zugleich, daß fast nichts mehr von aller Herrlichkeit unverfehrt geblieben ist als das Mausoleum der Zobeida, der Gemahlin des Harun al Raschid. Die Wissenschaft wird noch lange Zeit nöthig haben, um alle Namen von Städten, Schlössern, Flüssen, Denkmalen wieder aufzufinden und mit den heute noch vorhandenen zu identificiren. Vieles ist untergegangen im Laufe der Jahrhunderte und durch die unglücklichen Ereignisse, welche Persien betroffen haben, unter denen namentlich der Mongolensturm grauenhafte Verwüstungen anrichtete. Der Geograph Abu Ischak Ibrahim, genannt el Ischakri (aus Ischakr) hat uns in seinem 'Buch der Wege der Länder', welches das ganze Gebiet des Islams beschreibt, eine besonders detaillirte Schilderung seiner Heimath, der Landschaft Persis, hinterlassen. Nachdem er die Grenzen und die Eintheilung in 5 Gaue, den von Ischakr, Ardeschir Churra (Firuzabad), Darabgird, Schapur und Argan, sowie die in ihnen gelegnen Orte angegeben hat, bemerkt er, daß es außerdem fünf sogenannte Kerm oder Kurdengebiete gebe mit bestimmten Flecken und Dörfern; der Tribut eines jeden Gebietes werde von einem Häuptling erhoben, welcher aus den Kurden selbst gewählt werde. Sie sind verpflichtet, die Karawanen zu geleiten, über der Sicherheit der Straßen zu wachen und dem König in Kriegszeiten Heerfolge zu leisten; dafür bilden sie unabhängige Gemeinwesen. Er nennt 36 Kurdenstämme, welche er den Tributlisten entnommen hat. Sie sollen über eine halbe Million Zelte besitzen und können je nach der Größe des Stammes 100 bis 1000 Reiter stellen, in ihrer Lebensweise gleichen sie den Beduinen. Ischakri nennt dann die Festungen der Persis, die Städte mit Festungswerken sowohl wie die mit Burgen in ihrem Innern und die mit Citadellen bewehrten, und die mit abge sondert gelegnen Bergcastellen; die isolirten Schlösser führt er noch besonders auf und sagt, es gebe in der Persis über 5000 einzelne Schlösser, theils in den Bergen, theils bei und in den Städten; dann folgen die Feuertempel, die Flüsse (deren Lauf noch vielfach unbekannt ist), Seen; ferner werden die großen Städte beschrieben, und hieran schließen sich 7 von Schiraz ausgehende Itinerarien, welche für die Bestimmung der Lage einzelner Orte von großer Wichtigkeit sind. Von den Stationen dieser Reiserouten lassen sich die meisten auf dem Wege von Schiraz nach Fezd noch heute wiederfinden, die wenigsten auf dem Wege nach Argan am Flusse Thab an der Grenze von Susiana oder Chuzistan. Der erstere Weg geht von Schiraz über folgende Orte, welchen die gesperrt gedruckten auf der großen Karte von Persien, welche englische Capitän D. B. C. St. John herausgegeben hat, zu finden sind, Birgan 6 Farjangen, Ischakr 6 F., Pir (wohl der Paß Tangi Pa

4 F., Rehmend (muß bei Murgab liegen) 8 F., Deh=bid 8 F., Abertuh 12 F., Deh=Schir 13 F., Deh=Chuwar (nach anderer Lesart Karje el-djuz, das Rußdorf) 6 F., Kalaat el-Madjus (das Magierschloß) 6 F., Fezd 5 F. Die Beschreibung von Persis schließt mit einer Schilderung der klimatischen Verhältnisse, der Bewohner — die im heißen Theile der Landschaft, südlich von einer Linie von Argan nach Kazerun, Karazin (südöstlich von Firuzabad), Darabgird, Forg und Tarom, feien mager, mit spärlichem Haarwuchs, bräunlicher Haut, die im kühlen Theile groß, mit starkem Haarwuchs, sehr weißer Haut —, der Merkwürdigkeiten und der Landesproducte, und der Münzen, Maße und Gewichte.

Man sagt, auch Homer sei ins Pehlewi übersetzt worden; hatten doch bereits die Parther griechische Tragödien aufführen lassen. Chosro zog die von Justinian verfolgten byzantinischen Philosophen, wie den Syrer Damaskios, den Kilikier Simplicius, den Phrygier Eulamios, den Lyder Priscus, die Phönitier Hermias und Diogenes, den Sidorus von Gaza in seine Nähe, und der Syrer Uranios, ein Bewunderer des Aristoteles, disputirte an der Tafel des Königs mit den Magiern. Chosro befahl Aristoteles und Platon zu übersetzen, und die medicinischen und logischen Werke wurden unter dem Chalifat aus dem Persischen ins Arabische übertragen. Es sind also persische Fürsten und Gelehrte, welche das kostbare Erbe der classischen Bildung bewahrten und dadurch nicht nur bei ihren Besiegern, den bis dahin uncultivirten Arabern, den Sinn für die Wissenschaften erweckten, sondern auch die Veranlassung gaben, daß durch die Letztern zuerst in Spanien die Fackel der Bildung angezündet wurde, welche die Nacht der Barbarei Europas nach und nach zu erhellen bestimmt war. Die Unbulbsamkeit in Sachen der Religion unterdrückte hin und wieder diese Bestrebungen, sie lebten jedoch immer wieder auf; unter einigen Chalifen bestanden förmliche Uebersetzungsgesellschaften. Durch die Beschäftigung mit griechischen Denkern konnte es nicht ausbleiben, daß sich eine freiere Religionsanschauung entwickelte, welche die Dogmen des Islams verwarf. Die vornehmsten Beamten, die Gelehrten und Schriftsteller bildeten eine Gesellschaft von Freidenkern, welche natürlich von Seiten der Araber grausam verfolgt wurden. Die Seele dieser Bewegung scheint der gelehrte, fein gebildete und zur Satire geneigte Perser Ruzbeh, Sohn des Dadujeh, nach seinem Uebertritt vom Zoroastrischen Glauben zum Islam bekannt unter dem Namen Abdallah Ibn (Sohn des) Mofaffa, gewesen zu sein, der berühmte Uebersetzer des indischen, unter Anoschirwan ins Pehlewi übertragenen Fabelbuchs Kalilah und Dimnah, des sasanidischen Königsbuches und vieler anderer Werke ins Arabische, von dem einige arabische Verse selbst in der Hamasa enthalten sind. Jenes indische Werk, ein Fürstenspiegel, welcher in buddhistischem Geiste mit größter Kunst der Composition und Erzählung in den Rahmen eines reizenden Unterhaltungswerkes gefaßt ist und mit dem Buddhismus nach Tibet, der Mongolei, China, verbreitet wurde, ist von Barzuj, dem Arzt Anoschirwan's, ins Pehlewi über-

setzt worden. Durch diese litterarische That ist der Welt ein Schatz erho-
 worden, aus welchem Jahrhunderte hindurch die Märchen-, Fabel- und
 vellenbücher aller gebildeten Völker sich bereichert haben, der aber
 Barzue's Arbeit vielleicht niemals aus Indien nach dem Abendlande gebr-
 worden wäre. Nicht Alle wissen, daß ihre Kinder in ihren Märchen-
 Geschichtenbüchern Producte indischer Phantasie genießen oder daß dramat
 Fabeln Shakspere's und Goethe's ursprünglich unter indischen Palmen
 dichtet worden sind. Die ungeheure Verbreitung des Werkes, dessen litte
 historische Stellung Bensley erörtert hat, übersieht man am besten in e
 Liste der Uebersetzungen. Aus dem für uns verloren gegangnen Beh
 des Barzue wurde die erst genau 1300 Jahre nach ihrem Entstehen d
 eine Reihe von günstigen Umständen in Mardin entdeckte syrische Uebersetz
 von einem christlichen Priester Bud im Jahr 570 angefertigt, das tr
 Spiegelbild des indischen Originals, welches letztere später vielfach umgest
 worden ist; ebenso wurde die erwähnte arabische Uebersetzung aus
 Behlemi gemacht. Aus diesem Werk des Abdallah ibn el-Mokaffa fl
 fast alle übrigen Uebersetzungen mittel- oder unmittelbar, auch entsta:
 zahlreiche Bearbeitungen, wie eine zweite syrische Uebersetzung, die peri
 poetische Bearbeitung des Rudagi (starb 940), die prosaische des Nasr
 (Mitte des 12. Jahrh.), des Warz, dessen Ende des 15. Jahrh. verfa
 Werk den Titel Anvari sohaili (Lichter des Kanopussternes) führt, des A
 Fasl aus dem Ende des 16. Jahrh. Diese Bearbeitungen wurden wi
 übersetzt, wie die des Warz unter dem Titel Humajun-nameh (Kaiserl
 ins Türkische. Weiter wurde das arabische Werk übersetzt ins Hebrä
 (in zwei Fassungen), woraus Johannes von Capua im 13. Jahrh. das i
 lateinisch bearbeitete, und dies Werk wurde auf Veranstaltung des Gr
 Eberhard von Württemberg ins Deutsche übertragen; eine andere latein
 Uebersetzung, aus dem Anfang des 17. Jahrh., nebst einer italienischen ((
 des 16.) wurde nach dem Griechischen gemacht, welches seinerseits zu 6
 des 11. Jahrh. aus dem Arabischen floß; eine dritte lateinische Bearbei
 ging hervor aus der castilischen Uebersetzung, welche Alfonso der Weise 1
 nach dem Arabischen anfertigte. Die lateinischen Versionen liegen wi
 den Uebersetzungen in die modernen Sprachen Europas zu Grunde, Italic
 Spanisch, Französisch, Englisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, De
 (1802). Jener Abdallah, Sohn des Mokaffa, wurde in dem Streit
 Chalifen Mansur mit seinem Oheim Abdallah, der ihm den Thron str
 machte, aber von ersterem besiegt wurde, mit der Abfassung eines D
 mentes beauftragt, welches dem Prätendenten von Seiten Mansurs Amr
 zusicherte. Die Art, wie er sich dieser Aufgabe entledigte, wird sehr ge
 allein Mansur fand einige Ausdrücke verfänglich und beleidigend, und d
 die Absicht hatte, seinen Oheim zu opfern, so faßte er einen solchen Haß g
 den Verfasser, daß er dem Statthalter von Basra, wo sich der Perser
 fand, heimlich befahl, diesen zu ermorden. Dieser Mensch war häufig

Object von Spottversen Ibn Motaffas gewesen, und herzlich gern gehorchte er seinem Gebieter. Der Unglückliche wurde in einem Bad eingeschlossen und durch heiße Dämpfe erstickt.

Zur Zeit der Sasaniden war man eifrig bedacht auf Erhaltung der historischen Ueberlieferungen. Der älteste Geschichtschreiber von Tabaristan, Abdallah Muhammed ben el Hassan, verfaßte im Jahre 1216 die Geschichte seiner Heimath nach Pehlewibüchern in der Bibliothek der tabaristanischen Könige. Der Sinn für Geschichte beschränkte sich nicht auf die eigene Vergangenheit, wir haben auch die Nachricht, daß Sapor II. die armenische Geschichte des Agathangelos, des Secretärs des Tiridat von Armenien, ins Persische übersetzen ließ. Unter Anoschirwan begann die Bearbeitung des Königsbuches oder der persischen Geschichte vom Anfang der Welt bis damals. Da die Reichsannalen der Parther und Achämeniden in den Stürmen der Weltgeschichte zu Grunde gegangen waren, so ließ der König die volksmäßige Ueberlieferung sammeln und aufzeichnen, und dies war deshalb kein unfinniges Beginnen, weil mehrere Umstände zusammentrafen, welche diese Veranstaltung zweckmäßig erscheinen ließen, nämlich der historische Sinn der Perser im allgemeinen, das Festhalten an althergebrachter Sitte und an den Erinnerungen der Vergangenheit bei den Dihgan oder ländlichen Grundbesitzern, die ihr Geschlecht häufig auf alte Helden und Fürsten zurückführten, sowie ferner das zuweilen unglaublich starke, noch nicht durch Bücherlesen geschwächte Gedächtniß der Erzähler und Sänger, von denen manche noch heute ganze Gefänge des Firdusi zu recitiren vermögen. Zudem lieferten die heiligen Schriften des Avesta wenn schon nicht zusammenhängende Geschichte, so doch Andeutungen vieler Ereignisse und Namen vieler Personen, an welchen die Ueberlieferung sich lebendig zu erhalten vermochte. Der letzte Sasanide, Fezdegerd, setzte die Bemühungen seines Ahnherrn fort und ließ jene Erzählungen durch den Dihgan Danischwer ordnen und unter Beistand gelehrter Priester aus verschiedenen Theilen des Reiches vervollständigen. Dieses Werk, in Pehlewi geschrieben, umfaßte die Geschichte von Anfang der Welt bis auf Chosro II. und hieß Königsbuch. Es wurde, wie bemerkt, von Abdallah Sohn des Motaffa ins Arabische übertragen; auch wurden noch andere Werke dieser Art von Hebern (Zoroastriern) verfaßt, wie das Kar-nameh, die Geschichte von Ardeschirs Erhebung (verfaßt unter Chosro Parvez), das Buch des Bahram, des Rustam und Isfendiar, des Parvez und Schahrizads, des Dara und des goldenen Bildes, die Geschichte Anoschirwans, die Geschichte des Fezdegerd von dem Hohenpriester Ardavab Morgan und anderes. Diese Werke benutzten die Araber zu Auszügen für ihre historischen Compilationen, verachteten sie aber schon deshalb, weil sie Bekenner des Zoroastrismus verherrlichten und Fabeln enthielten, die nur Anspruch auf Glauben erheben durften, wenn sie im Koran standen. Als das Chalifat schwächer wurde, errichteten entschlossene Perser in den östlichen Theilen Persiens kleine Reiche, welche in der Belebung des nationalen Geistes

eine Kräftigung suchten; und was konnte zu diesem Zwecke dienlicher sein, als die Auffrischung des Andenkens so vieler machtvoller Herrscher und tapfrer Felhherrn, welche das alte Perserreich an die Spitze Asiens erhoben hatten? Im Jahre 873 ließ einer dieser Fürsten das Buch der Könige aus dem Pehlewi in das moderne Persisch übertragen und die Geschichte bis auf Fezdegerd III. fortsetzen. Später, um das Jahr 970, wurde das Werk durch Ahmed Datiki, der nach Einigen aus Tus, nach Anderen aus Buchara stammte, in Verse gebracht. Er wurde von einem Sklaven ermordet, als sein Gedicht bis zur Geschichte des Zoroaster vorgeschritten war. Im Jahre 997 bestieg der Mäcenas der Literatur und Dichtkunst, Mahmud, den Thron von Gazna. Dieser war im Besiz der arabischen Uebersetzung des Königsbuches, und noch andere Werke dieser Art wurden zusammengebracht und die Bearbeitung dem Firdusi von Tus (geb. 937, gest. 1020) übertragen, welcher in seinem Schahnameh das großartigste Werk persischer Dichtung schuf, eine Geschichte Franz in 60,000 Doppelversen, durchklungen von der Musik der wohlklingendsten Reime und in einer Sprache gedichtet, welche niemals zu der platten Rede des gemeinen Lebens herabsteigt, sondern in feierlichen Worten die Thaten der alten Könige und Helden vorführt, überall getragen von der völligen Hingabe der Persönlichkeit des Dichters, der das menschliche Herz wie kaum ein anderer orientalischer Poet durchforscht hat und dem es vergönnt war, außergewöhnlich lange mit hellem Blick ausgerüstet auf Erden zu pilgern.

Das Meiste, was unter Anoschirwan und den Sasaniden hervorgebracht wurde, ist leider untergegangen, wir kennen nur die Namen vieler Werke und Schriftsteller, welche Literarhistoriker, Geographen und Lexikographen aufbewahrt haben; besonders viele Titel von erzählenden Büchern sind überliefert, aber auch von Werken über Medicin und Naturgeschichte (Anoschirwan ließ 4 Bücher über Gifte verfassen), Astronomie, Philosophie und Religion (z. B. das Buch der ewigen Weisheit). Beträchtliche Uebersette haben die Parfi die Bekenner der Zoroastrischen Religion bis auf unsere Tage gerettet, zu denen besonders die Uebersetzung des Avesta ins Pehlewi gehört, sowie zahlreiche selbständige Bücher, deren Abfassungszeit zum Theil weit ins Mittelalter hinabreicht, so daß man annehmen muß, daß die Pehlewisprache von den gelehrten Priestern der Parfi neben der gewöhnlichen Rede (Persisch oder Indisch) künstlich erhalten wurde. Unter den Schriften, welche zu den Zoroastrischen Büchern gehören und sich direct auf das Avesta beziehen, ist besonders merkwürdig wegen seines vielseitigen Inhalts der Bundehesch, eine Kosmographie, worin religiöse, natur- und sagengeschichtliche Abschnitte finden. Hier und in ähnlichen Werken sind wissenschaftliche Kenntnisse auf eigenthümliche Weise mit der Religion vermischt. Die Schöpfung ist vollkommen mythisch dargestellt; die beiden Geister Ormazd und Ahriman existiren in feindlichem Gegensatz neben einander, ersterer weiß aber, daß der andere schließlich überwunden sein wird. Zur Stärkung des Reiches des Lichts u

des Guten schafft Ormazd Geschöpfe, Ahriman Gegengeschöpfe; zuerst entstehen die Erzengel und ihr Gegensatz, die Teufel, dann der Himmel, das Wasser, die Erde, die Pflanzen, die Thiere, das erste Menschenpaar. Der Minochireb kennt auch die Theorie vom Weltei, der wir in Phönicien, Indien und andern Ländern begegnen und welche von Aegypten ausgegangen ist. Der Bundehesch zählt dann richtig die Planeten, Zodiakalbilder und Mondhäuser auf, es folgt aber eine mythische Eintheilung der Sterne in Heerschaaren des guten und bösen Geistes, in welcher wenig vernünftiger Sinn enthalten ist; es scheint, daß in dieser Beziehung die Verfasser der einschlagenden Stellen des Avesta, welche in der Zeit der Achämeniden lebten, ebenso weit waren als der Compiler des Bundehesch, der nicht älter als das 14. Jahrhundert ist. Die Berge auf Erden werden gedacht als aus dem Hauptberg Alburz (Hara berezaiti), dem heiligen in den Himmel emporragenden, welcher wie das Gebirge Kaf der arabischen Märchen die Erde umgibt, hervorgewachsen gedacht, und die großen Gebirge, welche von ihm auslaufen, entsenden wieder kleinere Ketten in die Länder. Aehnlich verhält es sich mit den Seen, wobei anzuerkennen ist, daß man unter dem Schutt mythischer Vorstellungen eine Theorie vom Kreislauf des Wassers entdeckt. Wie der Dinkart zeigt, hatte man die Vorstellung, daß die Erde ebenso wie der menschliche Körper von Winden oder Luftgängen durchzogen sei, und daß Störungen dieser Winde im menschlichen Körper Krankheit und Tod, in der Erde aber große Calamitäten verursachten. Es ist, sagt der Dinkart, in der heiligen Schrift bemerkt, daß die Luft im Erdinnern stets durch Feuer erhitzt das Bestreben hat nach oben zu gehen, wodurch die Erdrinde verlegt und gespalten wird; es entstehen Erdbeben und andere Unglücksfälle. Diese Theorie wird auch in andern Büchern vorgetragen, wie in dem Zorepastan, welches angeblich unter Anoschirwan entstand; sie stammt aber wohl von den griechischen Philosophen, unter welchen Aristoteles die Erdbeben der Kraftäußerung unterirdischer Wetter zuschreibt. Die durch das Spiel der Anziehungskraft von Sonne und Mond bewirkte Erscheinung der Fluth und Ebbe wird im Bundehesch dem Umstand zugeschrieben, daß vor dem Monde sich ein Wind mit der Richtung nach oben, ein anderer mit einer solchen nach unten befinde; je nachdem der eine oder andere weht, entsteht Fluth oder Ebbe. Hierin sind also die Anschauungen des 14. Jahrhunderts bei den Parfi kindlicher als bei den alten Phönikern, welche die Bewegung des Meeres an der spanischen Küste vom Zenith- und Nadirstand des Mondes abhängig sein ließen, noch weiter hinter den Anschauungen der griechischen und selbst der gleichzeitigen persisch-arabischen Geographen zurückgeblieben. Noch primitiver ist die Vorstellung von der Erde im allgemeinen. Ursprünglich ein großer compacter Körper, verlor sie durch eine vom Wasser verursachte Erweichung sechs Brocken, welche um den mittleren Haupttheil als ein Kranz von Inseln herumliegen, eine Vorstellung, welche offenbar durch ungenaue Berichte über ferne Welttheile oder Inseln sich gebildet hat. Der

mittlere Haupttheil, der so groß als die andern zusammen ist, wird von den bekannten Ländern gebildet, und auf ihm spielt sich der Kampf des Ormazd und Ahriman, der zoroastriſchen Helden und ihrer turanischen Feinde ab, zu- gleich ist er so hoch, daß die Sonne nicht die westliche Insel berühren kann, wenn sie aufgeht, nicht die beiden nördlichen, wenn sie im Mittag steht, eine Vorstellung, welche man bei den christlichen Kirchenvätern bis auf den so- genannten Geographus Ravennas (7. Jahrh.) wiederfindet. Diese sieben Weltstücke sind verschiednen von den sieben Klimaten oder Breitengürteln der Erde, welche zuerst der Vorgänger des Ptolemäus, Marinus von Tyrus (lebte unter Nero) auf seinen Karten gezeichnet hatte, und welche sich bei den muhammedanischen Geographen wiederfinden. Auch sie kennt der Bunde- hefsch, sie sind aber nicht mehr Breitengürtel, sondern beliebige Länder des mittleren Weltstücks. Die Religion oder vielmehr die alten mythischen Vor- stellungen von der Gestalt der Erde, welche in den heiligen Büchern standen oder gefunden wurden, sind die Ursache gewesen, daß sich vernünftige Be- griffe keine Bahn zu brechen vermochten, um so weniger als die immer kleiner werdende Gemeinde der Zoroastrier, von ihren muhammedanischen Gegnern abgeschlossen, in ihren alten Anschauungen befangen blieb, während bei den andern sich die Wissenschaft fortbildete und mythische Gestalten an die Enden der Erde verbannte, wohin die empirischen Kenntnisse nicht reichten, oder sie den Märchenbüchern überließ.

Ueber den Menschen enthält der Bundehefsch wie auch andere Schriften verständige Belehrung. Die Schilderung der ersten Menschen, wie sie zuerst den Versuch des Gehens machen, dann essen und trinken und sich beklagen, daß die Nahrung so rasch aufgezehrt ist, sich in Blätterkleider hüllen, später das Feuer entdecken, womit sie Fleisch zubereiten, Felle zu Kleidern verar- beiten, Holzhütten bauen und nach 50 Jahren Kinder bekommen, geht vor der richtigen Vorstellung aus, daß sich der Mensch aus thierischer Wildhe zum Herrn der Schöpfung emporarbeiten mußte. Der Gebieter über den Körper ist die Seele. Diese enthält mehrere Vermögen, welche bereits bei Avesta unterscheiden. Das Bewußtsein ist für die Seele, was die Lam- bei Nacht, oder die Sonne für den Menschen ist, welche diesen vor Schat warnen; es erleuchtet die Seele und gibt ihr Kenntniß in Betreff der Fr- heit vom Leiden; der Verstand gibt die Fähigkeit das Unrechte zu erk- nen, sich in der Furcht vor Sünde selbst zu prüfen, weltliche Güter zu erwerben und sie zum Heil der Seele zu gebrauchen, den Pfad des Guten wissen und nichts zu thun, dessen Ende man nicht absehen kann; das wissen öffnet den Pfad der Weisheit, Reinheit und Fröhllichkeit (im wußtsein der Schuldblosigkeit) zu den Gedanken, welche in die Nähe der S- und vor den Anblick des Himmels treten dürfen. Die Seele im eng Sinn ist das Vermögen zu denken und zu sprechen, zu wählen zwischen Gut und Böse. An diese Seelenvermögen reichen sich die Sinne, welche von ihrer Organe, die wie Fenster am Körper angebracht sind, die Eindrücke

außen aufnehmen und mittelst der Nerven, welche wie die Straßen für den Boten eingerichtet sind, dem Hausherrn (der Seele) die Nachrichten zukommen lassen. Seinen Sitz hat der Verstand nebst dem Intellect im Gehirn; ist dieses gesund, so nimmt Verstand und Intellect zu, wird es im Alter gemindert, so nehmen sie ab und man sieht und weiß nicht mehr genug, um weise handeln zu können. Das Wissen ist zuerst mit dem Mark der Finger vermischt (das Betasten vermittelt zuerst und ursprünglich die Kenntniß der Objecte), später nimmt es seinen Platz im Herzen; die Wohnung der Seele aber ist der ganze Leib, wie die des Fußes der Schuh ist. Dieser letztere Gedanke ist schon von Plato, ja von den alten Aegyptern ausgesprochen, welche ein System der Umhüllungen ausgedacht haben: der Intellect könnte nicht allein in den irdischen Leib gelangen; er nimmt als Hülle den Geist, und dieser, selbst göttlicher Natur, hüllt sich in die Seele ein, die sich im Organismus ausbreitet. Die Seele im engeren Sinne, welche zwischen Gut und Böse wählen darf, ist daher nach ihrer Trennung vom Körper verantwortlich für ihre Wahl, wie bei den Aegyptern der Geist (das Ba) auf der Waage abgewogen wird, während der Intellect unmittelbar in eine höhere Welt eintritt. Wir besitzen auch Nachrichten über die Erhaltung der Religionschriften, worin die Verdienste einiger Fürsten um dieselbe hervorgehoben werden. Im Dinkart, einer Schrift meist moralischen Inhalts, deren Handschriften man bis in die letzte Zeit der Sasaniden zurückverfolgen kann, befindet sich eine Erklärung des Chosro Parvez, worin es heißt, Vistaspa (der baktrische König) habe alle Werke des Avesta sammeln lassen, dann habe Dara Sohn des Dara (d. i. Rodomannus, es ist aber wohl Darinus I. gemeint) zwei Handschriften der heiligen Bücher in dem Schatzhaus Schaspigan und in der Burg der Schriften (Dizi nipischt bei Persepolis) aufbewahren lassen. Volagases (einer der Arsakiden) habe das Avesta aufs neue zusammenstellen lassen, und Ardeschir I. habe durch den gelehrten Tosar die Texte sammeln und reinigen lassen; Sapor I. habe außerdem chronologische, naturgeschichtliche und philosophische Werke nicht nur aus Iran, sondern auch aus Indien und dem Abendlande zusammenbringen und in Schaspigan aufstellen lassen. Dieser Bericht des Dinkart ist historisch nicht sehr verlässlich. Mit größerer Wahrscheinlichkeit schreibt man dem Ardeschir I. eine unter Beistand des Priesters Arbai Wiraf bewirkte Revision des Textes der heiligen Bücher zu, und unter Sapor kam durch den gelehrten Priester Aberbad Mahrespand diejenige Redaction dieser Bücher zu Stande, welche die Parsi als die kanonische Fassung ansehen. Damals scheint auch ein Theil des jetzigen Avesta, das sogenannte kleine oder Chordbeh-Avesta, in das Corpus aufgenommen zu sein, welches zwar schon längst beim Volke populär war, da es eine mehr polytheistische Form der Religion zeigt als das übrige Avesta, aber niemals in demselben Ansehen wie dieses gestanden hat. Es enthält eine Reihe von religions- und mythenhistorisch sehr merkwürdigen Opfergebeten an einzelne Gottheiten und andere Stücke, welche, vorzugsweise

für den Gebrauch der Laien bestimmt, nicht bei der Liturgie verlesen zu werden. Dieses kleine Avesta unterscheidet sich äußerlich dadurch von den übrigen Büchern, daß es höchst selten von einer Pehlewiübersetzung begleitet ist. Damals mag auch die aus den syrischen Schulen entlehnte Art der Theilung der heiligen Schriften in Capitel und Verse (wie in unserer Bibel) aufgekommen und die Uebersetzung ins Pehlewi angefertigt worden sein, welcher später, wahrscheinlich unter Chosro Parvez, auch noch Glossen und Erläuterungen hinzukamen. Das Wichtigste in Bezug auf die Beschaffenheit des Textes des Avesta war bei dieser gelehrten Arbeit die Anwendung einer neuen Schrift. Die Bücher müssen lange Zeit in einer sehr unvollkommenen Schrift überliefert worden sein, denn da ihre Sprache weit älter ist als das Pehlewi, so können sie in älterer Zeit nicht in einer Schrift, die erst aus der Pehlewischrift abgeleitet ist, existirt haben. Die in den Avesta-Handschriften erscheinende sogenannte Zendschrift ist aber ganz anders als die andern erst aus Deutlichkeitsrücksichten fortgebildet. Die Kritik des Avesta-Textes ist durch dieses Verhältniß vorgezeichnet. Die nächste Aufgabe ist derjenige Text unter den Verderbnissen der Handschriften auszuwählen, wie er durch Aberbad Mahresjand gereinigt und aufgestellt ist, und dieses vermag die Kritik dadurch zu erreichen, daß sie erstens die Handschriften befragt, d. h. aus verschiedenen Lesarten diejenige auswählt, welche den Gesetzen der Kritik die richtige sein muß, und zweitens (was noch wichtiger ist) die Pehlewiübersetzung zu Rathe zieht, welche nach den ältesten Uebersetzungen, wie sie in Syrien gemacht wurden, Wort für Wort wiedergibt, jede Partikel durch ein Aequivalent ersetzt, weil eben jedes das kleinste Wörtchen, als von Gott offenbart durchaus nicht unwichtig ist. Ist dieser nächste Zweck der Kritik erreicht, so beginnen die Vermuthungen über eine ältere Form des Textes, und auch hierfür gibt es Hülfsmittel mit denen man in vielen Fällen die größte Wahrscheinlichkeit zu erreichen vermag. Die Tradition, wie sie von der Zeit der Sasaniden bis auf uns gelangt ist, erscheint an vielen Stellen verbunkelt; da das Baktrische die Sprache des Avesta, damals bereits nicht mehr gesprochen, sondern nur noch in den Feuertempeln und Priesterschulen conservirt wurde, so erlaubte unter manchen Sprachformen, für welche die neuere Sprache keinen Ausdruck mehr besitzt, eine Verwirrung, welche Verderbnisse des Textes zur Folge hatte; die Gewohnheit, die Aussprache des zeitgenössischen Persisch die alte Sprache zu übertragen, brachte oft die sichere Bestimmung des Wortes ins Schwanken, und alle diese und ähnliche Verderbnisse trugen sich bei der Unvollkommenheit einer ältern Schrift, welche bei der Recension vieles dem Lesenden hinzuzufügen überließ, leicht einfinden. Wenn hierdurch die Art der schriftlichen Aufzeichnung Aufgaben für die Textkritik stehen, welchen auch die sasanischen Priester nicht vollständig gerecht geworden sind, so ist noch ein anderer Weg für die Erforschung der ältesten Form des Avesta eröffnet worden, der schon zu überraschenden Resultaten geführt hat.

1. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)
2. *Staphylococcus epidermidis* (Staph epidermidis)
3. *Staphylococcus saprophyticus* (Staph saprophyticus)
4. *Staphylococcus carnosus* (Staph carnosus)
5. *Staphylococcus sciuri* (Staph sciuri)
6. *Staphylococcus hyicus* (Staph hyicus)
7. *Staphylococcus saprophylus* (Staph saprophylus)
8. *Staphylococcus epidermidis* (Staph epidermidis)
9. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)
10. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)

11. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)

12. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)

13. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)

14. *Staphylococcus aureus* (Staph aureus)

Šasna 4, Vers 53. [Wir melden die bereitliegenden Gegenstände des Opfers

1. [na]bānazdistanām fravašinām jaśnāič- || oder der heil. Handlung an]
den Fravašis der nächsten Anverwandten zum Preise
2. a (vad suāk). (varmanšān nivēdinim i ahrubān fravāhr-i čirān
u. s. w. (folgt die Pehleviübersetzung des Verses).
3. u aparvēčān pōrjōtkešān fravāhr u nabvānazdistān fravāhr pavan jačašn

4. u njajašn u šnājinītāriū fnāč-āfrikāniā). āađ dis
Vers 54. Dann

5. āvaēđajamahi viśpaēibjō aša-
melden wir sie an allen
6. hē ratubjō jaśnāiča (vad suāk). (varmanšān
Herren der Reinheit zum Preise u. s. w. (folgt das Pehlevi).
7. nivēdinim harvisp zak ahrāiā rat pavan jačašn u njajašn u šnājin-

8. itāriā fnāč-āfrikāniā). āađ dis āvaēđ-
Vers 55. Dann melden

9. ajamahi viśpaēibjō vanhudābjō
wir sie an allen wohlthätigen
10. jazataēibjō mainjaoibjašča gaē-
Jazatas (Genien), himmlischen
11. đjaēibjašča jōi heñti jaśnjā-
und irdischen, welche sind würdig des Preises,
12. iča vahmjāiča ašāđ hača j-
der Anbetung, wegen der Reinheit
13. ađ vahistāđ. (varmanšān nivēdinim harvisp zaki
der besten (folgt das Pehlevi sammt einer Glossen).
14. šapīriā-dāt-i minōi u mūn zi gētii mūn hūmend jačašnōmand
15. u njajašn[ōmand] min ahrāiā-i pāhrum āiy pavan frārūniā γan

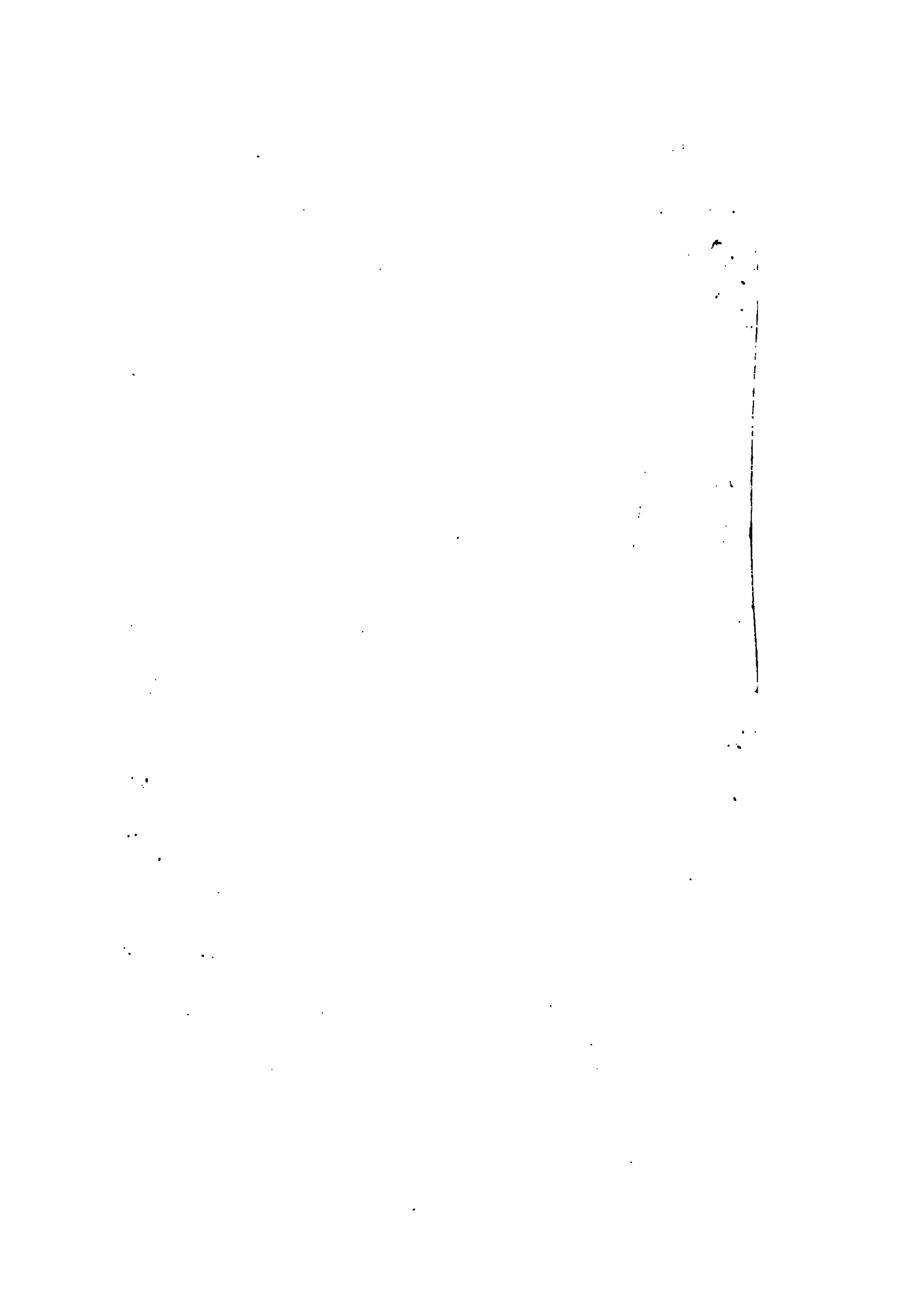
16. apāijand jezbahūnatan afsān γvast u frēt γan kunašn). amēš-
Vers 56. Die Amšas-

17. ā spēñtā huγsaθrā hudāñhō jaza[maidē].
spands, die wohlherrschenden, die wohlthätigen preisen wir.

Anmerkung. [] bedeutet eine Ergänzung, () schließt die Uebersetzung des altirischen Textes in das Pehlevi, die Sprache der Sasaniden, ein.

1. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 2. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 3. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 4. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 5. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 6. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 7. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 8. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 9. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 10. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 11. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 12. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 13. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 14. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 15. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 16. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 17. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 18. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 19. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .
 20. אֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . לְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ . וְאֵלֵינוּ יְיָ אֱלֹהֵינוּ .

Bl. 4; der Originalgröße. Bereinstaltet mit Genehmigung des vor kurzem verstorbenen Staatsraths Prof. N. L. Westergaard. Vergl. im Wert, Seite 220, Seite 8.



hat. Man hat nemlich in den zahlreichen metrischen Stücken des Avesta ein Schema des Versbaues entdeckt, welches die Möglichkeit an die Hand gibt, ein Verderbniß, wenn es einen Verstoß gegen das Metrum herbeigeführt hat, sofort zu erkennen. Dieses Verfahren ist selbst an Stellen, die offenbar bereits in sasanischer Zeit ihre bisherige Beschaffenheit besaßen, erfolgreich angewendet worden, um ihnen eine Fassung zu geben, wie sie ihnen die ursprünglichen Verfasser verliehen haben müssen. Die sasanische Zeit begnügte sich indessen nicht damit, die heiligen Urkunden aufzubewahren und durch Abschriften zu verbreiten, es wurden im Gefolge dieser Arbeiten auch selbständige Bücher über die Religion verfaßt, von denen wir noch viele besitzen, zum Theil bereits durch den Druck zugänglich gemacht, zum Theil noch in den Bibliotheken der Parsi verborgen. Ihr Inhalt fesselt in der Regel wenig, die Dogmatik ist spitzfindig und abstrus, aber sehr hoch steht die Sittenlehre. Freunde und Feinde müssen den heute in Indien lebenden Parsi, welche an ihrer Religion festhalten, nachsagen, daß bei ihnen die praktische Moral eines tadellosen Lebenswandels und der Ausübung von Werken der Menschentliebe in weit höherem Grade mit den betreffenden Vorschriften der heiligen Bücher in Einklang steht, als bei irgend einer religiösen Gemeinschaft der Welt. Der Leser wird vielleicht einige ethische Sätze, Lebensregeln und Maximen der alten Feueranbeter nicht ungern kennen lernen.

Die Behewibücher enthalten eine vernünftige Moral, welche, weit entfernt, unmögliche Forderungen zu stellen oder die Weltflucht als einziges Mittel der Befreiung des Geistes von der Materie und den Leiden des Weltkreislaufs, die Askese und verzückte Meditation über mystische Geheimnisse als Bekämpfung der fleischlichen Begierden zu predigen, vielmehr die Stellung des Menschen inmitten des Welttreibens und der bürgerlichen Wirksamkeit ins Auge faßt und Dinge, welche in der Sittenlehre anderer Religionen als bedenklich oder zur Sünde verleitend erscheinen, durch verständige Benutzung des in ihnen enthaltenen ethischen Gehalts gerade als Veranlassung zu edler That und frommer Gesinnung verwerthet. Dies wird die folgende Auswahl moralischer Sätze aus verschiedenen Büchern, deren Entstehung in die Zeiten der späteren Sasaniden gesetzt wird, bestätigen.

Das bürgerliche Leben, sagt der Dinkart, besteht in der Regierung in Verbindung mit der Religion und umgekehrt. Wenn eine Regierung der Religion dienlich ist und die Religion die Regierung zu verbessern strebt, so soll man in Uebereinstimmung mit beiden leben, denn eine solche öffentliche Gewalt fördert offenbar die guten Werke der Religion, befestigt in der Verehrung des Ormazd und trägt zur Würde der Religion bei, beruht ja doch alles — daß einer den andern nicht schädigt, daß man dem Staat Gehorsam leistet und sein Ansehen fördert — auf dem Beharren bei den Vorschriften der Religion. Das höchste Ansehen kommt der Religion von der Regierung. Eine wahrhafte Regierung handelt in Gemeinschaft mit der Religion, die Regierung ist verwandt mit der Religion, dank ihrer vollkommenen Ver-

bindung mit derselben, daher darf man sagen, daß die Regierung mit der Religion identisch, daß Religion die Regierung des Volkes sei. Die hohe Stellung eines Bewohners des Iranischen Reiches (Iran schatre) verdankt dieser der mazdajasnischen Religion und seinem Gehorsam gegen ihre Gesetze. Die Wege der Iranier sind die Wege der mazdajasnischen Religion, deshalb ist jeder Mensch iranischer Abkunft ein Gegner grausamer Sitten, das Böse wird von ihm beständig angegriffen; durch gut bereitete, mäßig und regelmäßige Nahrung bleibt er gesund, in gutem Stand, gebessert, glücklich, rein, schön, duftend und lieblich. Andere religiöse Gesellschaften verdanken den hohen Stand ihrer Einrichtungen und ihrer Macht dem Ungehorsam gegen Ormazd und dem Haften am Bösen und der Religion des Ahriman. Das Gute wird daher von ihnen beeinträchtigt, ihre schlecht zugemessene, verdorbene und einförmige Nahrung macht ihre Angehörigen böse, übelthäterisch, verderbt, stinkig, mißgestalt und ungläubig.

Ueber die Stellung des Priesters sagt der Dinkart: Wenn die Seele durch Sünde befleckt ist und sich auf dem Weg zur Hölle befindet, kommt das Mittel zum Erlaß der Sünde und zur Wiedergewinnung der Reinheit von dem Destur (Priester), welcher die gute Religion kennt, die Arznei für die Seele weiß und sie von der Sünde zu reinigen vermag; denn wie der Kunst des Arztes Arzenci und andere Dinge wirksam sind gegen Krankheit und der Arzt des Körpers ihre Entstehung erklären kann, so schmerzvolle Körper erneut und gestärkt aus der Behandlung des Arztes, so Chirurgen hervorgeht, so wird die durch Sünde entheiligte und befleckte Seele nach den Vorschriften des Priesters der guten Religion, sobald herzliche Suchen nach Vergebung und thatsächliche Besserung vorhanden sind, von der begangenen Sünde finden durch den Arzt der Seele, den Destur der guten Religion, welcher sie reinigt von der Unheiligkeit und Befleckung den Weg zur Hölle versperrt. Der Priesterstand ist erhabener als der Stand des Kriegers und Ackerbauers; denn erstens sind die Eigenschaften der besten Lehren im erstern inbegriffen, weil der Kriegerstand des Priesters in der Bekämpfung der unsichtbaren Dämonen, seine Eigenschaft als Ackerbauer aber darin besteht, daß er durch seine Thätigkeit geistige Speise darbietet; zweitens weil Jedermann die Kenntniß seiner Pflichten durch den Priester erhält und in allen Handlungen, welche seine Seele angehen, in den vom Priester vorgeschriebnen Grenzen sich halten muß; drittens weil der Priester religiöse Stellen mittheilt, über sie verfügt und diese selbst schon erhaben sind; viertens weil die Würde eines Hauptes des menschlichen Körpers dem Beruf des Priesters zugetheilt ist, die der Hand dem Beruf des Kriegers, des Bauches dem des Ackerbauers, der Füße dem des Gewerbtreibenden; in dieser Symbolik wird der priesterliche Beruf an Rang und Würde als das Haupt der Welt etc. hingestellt; fünftens weil er den Werken, welche die Seele der Menschen anderer Stände betreffen, vorsteht, denn jeder Priester von Beruf ist immerdar im Stand unbegrenztes Wissen bezüglic

der Seelen mitzutheilen. Der Priesterstand wird in der heiligen Schrift als der beste Anordner der Wohnungen des Ormazd bezeichnet. Alles was von den Darudj (weiblichen Dämonen) befreit und die Welt von Befledung reinigt, ist enthalten in den Beschäftigungen der vier Stände; unter ihnen ist der Priesterstand der höchste an Rang, denn er leitet den Gottesdienst und unterrichtet darin das Volk, erklärt die Vorschriften der Religion, entscheidet religiöse Fragen und verrichtet andere priesterliche Handlungen. Im Kriegerstand sind Thätigkeiten von hoher Geltung Heldenmuth, Gesandtschaften und andere politische Verrichtungen; im Stand des Ackerbauers die Ernährung der lebenden Wesen und die Erzeugung von Nahrungsmitteln; im Stand des Gewerbetreibenden der Erwerb geweihten Brotes durch ehrenvollen Fleiß und das Verfertigen kunstvoller Dinge nebst andern Beschäftigungen ehrenvollen Fleißes. Wie niedrig und gering nun aber auch ein Werk im Beruf des Priesters sein mag, so sind doch alle Verrichtungen der andern Stände im Vergleich damit von geringerem Rang. Die Thätigkeit des Kaufmanns aber ist die allerniedrigste (man sehe Seite 25, Zeile 30). Es sollte daher ein sehr reicher Mann seinen Ueberfluß zur Unterstützung anderer verwenden; und wenn irgendwo mehr Vieh und Menschen sind als da leben können, sollte er geeignetes Land ankaufen, um diese Menschen und Thiere dasselbe benutzen zu lassen.

Ueber die Pflichten des Herrschers sagt der Dinkart: Wie es persönliche Pflicht der Herrscher ist, von der Religion diejenige Kenntniß zu haben, wodurch sie ihre ungehorsamen Feinde von ihren reichen Unterthanen abzuwehren vermögen, so sollen sie auch Bedrückung, Elend, Noth, Mangel, Krankheit und Pest fern halten und so viel wie möglich Maßnahmen erfinden zur Erhaltung der Tüchtigkeit in der Welt. Wenn die Herrscher jedoch ohne Kenntniß der Religion und ihrer Vorschriften nur der Thorheit verderblicher Gedanken und deren Ausführung in Unzufriedenheit erweckenden Beschäftigungen nachgehen, so vermehren sie die Ursachen von Krankheiten (des Staatskörpers); wenn daher einer ihrer Unterthanen nicht im Stande sein sollte, seine Beschäftigung aus Mangel an dem dazu nöthigen fortzusetzen, wenn etwa ein Landwirth ohne Ochsen und andres was er zum Bestellen des Landes benötigt sein sollte, so sollen sie solche Personen mit den fehlenden Hülfsmitteln ihres Erwerbs versehen; sie sollen hilflose Weiber und Kinder schützen, die nicht im Stand sind sich gegen solche zu wehren, welche sie ihrer Habe berauben wollen. Um Krankheit und Seuchen abzuwenden, soll man in den Städten und Dörfern Krankenhäuser unter Aufsicht eines Arztes einrichten; Feuer, Wasser und Erde soll wohlriechend und die Luft rein von allen schädlichen Stoffen und zerstörenden Dingen gehalten werden, damit die Menschen nicht von Krankheiten ergriffen werden. Wenn der König unfähig, ein Unglück vom Land abzuwenden, oder unbekümmert darum, oder nicht im Stand, ein Heilmittel aufzufinden sein sollte, so ist er ungeschickt irgendwie Gerechtigkeit zu schaffen und andere Herrscher sollen ihn betriegen zum Nutzen

der Gerechtigkeit. Bei einem guten Regiment kommt Weisheit, Wahrhaftigkeit und Güte über das Volk, und es sind die Zeiten der Tzedä. Gerechtigkeit breitet sich aus, Glück und Förderung. Weise, aufrichtige und mit sonstigen Tugenden gezielte Männer kommen zu hohen Würden, Männer, welche für geringere Dinge geeignet sind, nehmen geringeren Rang ein, der König übt Autorität auf weise Männer. Dann gewinnen viele Menschen Wohlsein und Glück, und die Welt wird würdig des heiligen Geistes (Gottes: eine solche Herrschaft ist der Anfang des Reiches des Ormazd).

Jeder Stand bringt Gelegenheit zu Vergehen oder Lastern mit sich; sagt der Minochireb (ein Dialog des Weisen mit der himmlischen Weisheit oder dem Geist der Weisheit): die Laster der Priester sind Heuchelei, Heuchel, Vergeßlichkeit, Trägheit, Achten auf Kleinliches und Unglaube; die Laster der Krieger sind Bedrückung, Gewaltthätigkeit, Wortbrüchigkeit, Reiz zum Bösen, Stolz und Unmaßung; der Landbauern: Unwissenheit, Heuchel, Böswilligkeit und Nachsucht; der Gewerbetreibenden: Unglaube, Undankbarkeit, unanständiges Reden, mürrisches Wesen und üble Nachrede.

Das Böse wird dem Ahriman zugeschrieben, da es nicht von Gott kommen kann. Ursprünglich war der Mensch so weise geschaffen, daß er den Lohn der guten und die Strafe böser Handlungen vorauszu sehen vermochte, so daß keine Sünden begangen wurden. Später bewirkte Ahriman, daß der Lohn und die Strafe verborgen blieb, weshalb es in der heiligen Schrift heißt diese vier Dinge sind schlimmer und nachtheiliger als alles Uebel was die Böse an den Geschöpfen des Ormazd vollbracht hat, nemlich daß er Lohn und Strafe für gute und gottlose Handlungen, die Gedanken der Mensch und das Ende der Handlungen zu verbergen gewußt hat. Daher hat auch viele Religionen und Aberglauben in Gang gebracht; da der Mensch Pflichten und gute Werke nicht kennt, glaubt jeder und betrachtet das Gute, was er in seiner Religion gelehrt wurde und hält besonders die Religion für die reinste, welche die seiner Regierung ist. Keine Religion ist, wie im Worte des Ormazd enthaltene von Zarathustra gebrachte Religion so sehr das was der Welt und dem Geiste zur Wohlfahrt gereicht, bündig und deutlich mitzutheilen, sondern es finden sich dort in Folge der Uneinigkeit Mangel an Zusammenhang und Verwirrung, so daß die Worte zu Anfang nicht mit denen in der Mitte, und diese nicht mit denen am Ende übereinstimmen.

In der bürgerlichen Gesellschaft ist das wichtigste Institut die Ehe. Der Dinkart erklärt, warum es gut ist, nicht mit Fremden eine Ehe zu schließen, sondern mit Stammesangehörigen: wer durch die Vorschriften der Religion sich gebunden fühlt, muß zur Vermeidung von Sünde und Hades eine Ehe mit Religionsgenossen schließen, damit hierdurch eine gegenseitige Bekräftigung und die Befreiung von der Hölle durch beiderseitiges Gebet und Gottesverehrung entstehe. Das Glück der Nachkommenschaft wird durch solche Heirathen gesichert, durch welche in dieser Beziehung gegenseitige Hülfsleistung möglich ist. Diese mit Gliedern desselben Stammes geschlossen

Ehen nennt man **Chwaitwadatha** (**Chetobath**, Verwandtenheirath). Wer daher im Hinblick auf Stärkung und Verkettung für die Zeit der Wiederherstellung aller Dinge (im Jenseits) als Mann und Frau sich verbinden will, soll dies Band der Verwandtschaft so knüpfen, daß es für lange Zeit dauert, und zwar mit Verwandten und den nächsten Bekannten der Gemeinde. Folgende drei Arten der Verwandtschaft sind es: Vater und Tochter, Sohn und Mutter, Bruder und Schwester. Die Erklärung dieses verborgnen Ausspruchs haben gelehrte Desturz folgendermaßen gegeben: Alles von Gott geschaffne ist männlich oder weiblich; jenes ist der Sohn, dies die Tochter, und Gott selbst ist der Vater. Nun wird die Erde, aus welcher (dem Stoffe nach) alles gemacht ist, als die Mutter von allem angesehen, und aus ihr schuf er den männlichen Gajomard (das Urwesen). Alle Menschen stammen von ihm ab; Gajomard war lebendig, sprachbegabt und sterblich, und diese drei Eigenschaften vererbten sich auf seine Nachkommen, die beiden ersten stammen von seinem Vater, dem Schöpfer, die letzte von dem bösen Feinde, der die Oberhand über ihn gewann. Die Entstehung eines männlichen Wesens (Gajomard) in der Tochter (Erde) durch Beihülfe des Vaters (Ormazd) nennt man das Chetobath von Vater und Tochter. Nun heißt es in der Schrift, daß Gajomard durch seinen Tod die Erde befruchtete, welche seine Mutter war; dieß nennt man Chetobath von Sohn und Mutter; und dadurch seien Maschia und Maschiana (Adam und Eva) entstanden als Sohn und Tochter des Urwesens und der Erde. Beide aber lebten mit einander und wurden Urheber des Menschengeschlechts, und dies nennt man Chetobath von Bruder und Schwester. Auch stammten von diesen ersten Menschen Zwillingspaare ab, welche dann als Mann und Weib lebten. Der Verfasser des Dinkart führt dann noch aus, daß die Erkenntniß des höchsten Wesens in der Reihe der Nachkommen Maschias und Maschianas sich fortgerbt habe, und da somit diese Erkenntniß in demselben Maße zunehme, als Heirathen geschlossen würden (natürlich unter Zoroastrischen Religionsgenossen), so sei die Heirath unter Mitgliedern des Stammes das beste Mittel, den Divs Abbruch zu thun. In den Akten der persischen Märtyrer findet man zahlreiche Stellen, welche einen besondern Tadel gegen das bei den Christen als heiliger Stand betrachtete Eölibat aussprechen. Die dem menschlichen Gefühl höchst anstößige Vorschrift der Verbindung der nächsten Blutsverwandten sucht demnach der Verfasser des Dinkart als einen symbolischen Ausdruck darzustellen und die Sphäre des Chetudath auf Verwandte und Stammgenossen im allgemeinen zu beschränken, und er spricht wohl damit aus, daß die Verwandtenheirath zu seiner Zeit, also bereits unter den Sasaniden, wie heute erst zwischen Geschwisterkindern, nicht schon zwischen engern Graden gestattet war. Indessen so erfreulich dieses Zurückkommen von einer abscheulichen Sitte ist und so energisch der Dinkart dagegen protestirt, so hat dieselbe doch bei den Persern bestanden so gut wie bei den Aegyptern (s. B. im Haus der Ptolemäer und schon lange vorher bei den Königen der

18. Dynastie), Hebräern (Abrahams Weib Sarai war seine Stieffchwester), Karern (Mausolus heirathete seine Schwester), Griechen (in Athen durfte man die Stieffchwester von Vatersseite heirathen); nach Herodot heirathete Kambyses seine Schwester Atossa, nach Plutarch Artaxerges seine Tochter Atossa, der armenische Bischof Marfes (340—374) mußte den Satrapen die Verwandtenheirath verbieten, dieselbe wird von Kirchenvätern erwähnt, welche ihr Vorkommen in Medien, Aegypten, Galatien und Phrygien einer Ausbreitung der Magier nach diesen Ländern zuzuschreiben geneigt sind; noch Firdusi sagt, Humai habe ihren Vater geheirathet, wie die Pehlewireligion erlaubte. Der Herausgeber des Dinkart, der gelehrte Destur Peschotan Behramdji Sandjana scheint geneigt, jene Berichte der Alten als durchaus nicht mit der persischen Religion übereinstimmend (doch versichern jene ausdrücklich das Gegenteil), demnach jene Heirathen als verabscheuenswürdigen Frevel hinzustellen und macht dabei auf die niemals anerkannte persische Secte des Priesters Achsi aufmerksam, welche allerdings derartige Ehen zuließ. Der Zweck des Instituts der Verwandtenheirath war ursprünglich die Reinhaltung des Bluts, das Fernhalten fremder Elemente, welche bei der anerkannten Vorzüglichkeit der iranischen Race und ihrer Erhabenheit über die beherrschten Fremden nur eine Verschlechterung der körperlichen und geistigen Beschaffenheit bewirken konnten. Dies spricht der Dinkart ganz naturwissenschaftlich aus: Kinder gleichen im allgemeinen ihren Eltern in Gesichtszügen, Körperbildung, Wuchs, guten Eigenschaften, Verstand, Charakter, Dankbarkeit, Zuneigung und ähnlichem. Ferner bietet sich uns in dieser Beziehung die Beobachtung, daß der Stand der Priester sich auszeichnet durch Reinheit, Glauben an das Jenseits, Dankbarkeit, Großmuth gegen den Schwachen und Gottesfurcht, der der Krieger durch Geschick mit der Streitart (Keule), durch Aufrechthalten des Gesetzes in der Welt, Größe des Körpers, Kraft, Startherzigkeit und Tapferkeit, durch lebenslängliche Ausdauer in Kampf und Wagniß, und wie ein Hund oder Wolf durch Nichtachtung des Lebens; wiederum ist zahmes Kleinvieh nicht (tapfer) wie ein Wolf, der Wolf nicht so stark wie ein Hund, und ohne den Hund wäre das Leben (von Mensch und Vieh) schutzlos. Ferner können Pferde, welche schnellen arabischen Hengsten und einheimischen Stuten entstammen, nicht so schnell laufen wie rein arabische, noch gleichen die Bawari (Patai) den einheimischen; ein Maulthier von Roß und Eselin erzeugt gleich weder dem Roß noch dem Esel. So gleicht keines dieser Thiere dem andern, sondern die Race ist verschlechtert und die Brut gedeiht nicht. Deshalb soll man das eigne Geschlecht in reinem Stand halten. Die Heirath zwischen zwei Personen verschiedner Nationalität, welche auch verschiedene Anschauungen und Sitten mitbringen, wird treffend vom Dinkart als schädlich charakterisirt: manche Weiber nöthigen trotz des Unvermögens ihrer Männer, auf den Mangel an Muth bei ihnen bauend, dieselben, ihnen mehr als nöthig zu laufen, und wenn sie es nicht bekommen, dominiren sie über die Männer und zeigen ihnen ihre Ueberlegenheit; wie denn viele fremde

Weiber Schmuck, schöne Kleider, Sklavinnen, Schminke, Wohlgerüche und ähnliche Dinge verlangen, die der Mann nicht versprechen kann; und wenn er doch genöthigt wird, sie zu versprechen, so erfolgt Hant, Schimpfen und böse Rede, schließlich Scheidung oder ein Leben, welches beiden Verdruß und Unglück bringt.

Der Umgang mit Schlechten ist schädlich, denn die Anhänger einer schlechten Religion denken nur an Halsstarrigkeit, Raub und Trug. Die Ausbreiter schlechter Religionen verursachen eben solchen Schaden wie die Falschmünzer, welche Blei statt Gold oder mit Blei versetztes Gold unter die Leute bringen. Am sorgfältigsten zu hüten hat man ein kleines Kind, ein Weib, ein Lastthier und das Feuer. Und von den Kleidern, welche die Menschen tragen, sind die seidnen gut für den Körper, die baumwollenen für die Seele, denn die Seide kommt von einem schädlichen Thier, aber die Baumwolle nährt sich vom Wasser und wächst von der Erde. Was den Wein betrifft, so offenbaren sich, sagt der Minochireb, durch ihn gute und schlechte Anlagen (Temperamente). Die Güte eines Menschen zeigt sich bei Zorn, die Weisheit bei unregelmäßiger Begierde, denn der, welchen der Zorn übernimmt, vermag sich selbst zu beherrschen durch Güte, und der durch Begierde gereizte durch Weisheit, und wer durch Wein erregt ist, durch seine Anlage. Denn ein Mann von guter Anlage gleicht beim Weintrinken dem goldnen Becher, welcher, jemehr man ihn brennt (polirt), desto reiner und glänzender wird; er denkt, spricht und handelt passender, wird freundlich und der Frau, den Kindern und Freunden angenehmer, ist thatkräftiger in der Ausübung seiner Pflichten und guter Werke. Wer aber von schlechter Anlage ist und Wein trinkt, hält sich für mehr (als er ist), erregt Streit, wird unverschämt, verhöhnt seine Gefährten, wird anmaßend gegen Gute, betrübt sein Weib, Kind und Diener, verdirbt das Glück der Guten, stört den Frieden und stiftet Zwietracht. Durch mäßigen Weingenuß wird man einsichtig und erlangt viel Vortheil: er trägt zur Verdauung bei, erhöht die Körperwärme, befördert den Verstand, die Vernunft, Säfte und Blut, entfernt Kummer, erhöht die Farbe, bringt vergessne Dinge ins Gedächtniß, Güte nimmt ihren Platz im Gemüth ein, er vermehrt die Sehkraft, das Gehör, und löst die Zunge, die Santirung geht rascher von Statten, und er bringt guten Schlaf und leichtes Erwachen, und aus diesen Gründen kommt Behagen für den Körper und Reinheit der Seele vom Wein über den Menschen. Wer über Gebühr Wein trinkt, erleidet Schaden; denn seine Weisheit, sein Verstand, seine Vernunft, Säfte, Blut nehmen ab, eine Krankheit tritt heftiger auf, das Aussehn verändert, Stärke und Kraft mindert sich, das Gebet und Lob Gottes wird vergessen, Gesicht, Gehör und Sprache wird schwach, er betrübt Chordad und Amerdad (die Genien des Wassers und der Pflanzen, der Gesundheit und des langen Lebens), bekommt Verlangen nach tragem Schlaf, was er zu sagen und zu thun hat, bleibt unterlassen, er schläft unruhig und wacht unbehaglich auf; durch alle diese Verhältnisse wird er selbst sammt Weib, Kind, Freund

und Verwandten gramvoll und unglücklich, sein Feind wird froh, und Gott hat kein Gefallen an ihm, Schmach kommt über seinen Körper und Ruchlosigkeit über seine Seele.

Die höchsten Güter bezeichnet der Minochired folgendermaßen: Gott ist der sicherste Schutz, ein trefflicher Bruder ist der beste Freund, ein schönes frommes Kind erhält am besten den guten Namen der Familie, ein schönes, wohlgefittetes und gutes Weib ist eine wonnebringende Gefährtin, und das Besizthum ist das beste und angenehmste, welches auf ehrenhafte Weise erworben ist und welches man genießt und erhält mit guten Thaten, und die höchste Freude von allen ist Gesundheit des Leibes und Furchtlosigkeit, guter Ruf und reiner Sinn. Reich ist, wer vollkommen weise, wer gesund ist und furchtlos lebt, wer zufrieden mit seinem Loos, wer geehrt ist in den Augen Gottes und in den Reden der Menschen, wessen Zuversicht steht auf der reinen, guten mazdajasnischen Religion, und wer begütert ist durch Reiblichkeit. Der Mann ist der beste, welcher weise, standhaft in der Religion dankbar und wahrhaftig ist; die Frau ist die beste, welche berebt, gesund beanlagt, geschickt, von gutem Ruf und guter Sitte ist, das Haus erheitert, schamhaft und schüchtern ist und freundlich gegen Vater, Oheim, Gatten und Erzieher, und liebreizend ist; die Kuh ist die beste, welche glänzend, lachend, ohrig und fruchtbar ist; von den Vögeln ist Tschehrav der beste (der kühnliche Sperber, welcher in Zima's Garten das Avesta in der Vogelsprache verkündigte); das weiße Roß ist das Haupt der Rasse, der Hase das beste der wilden Thiere; der Weizen das beste Getreide. Diese Meisterschaft einzelner Wesen unter ihresgleichen führt der Bundeshesh weiter aus und zeichnet folgende Thiere und Dinge als Meister, welche die ihnen verwandten Wesen wie Kriegsoberer gegen die Scharen des Ahriman anführen: weiße Charbez, welcher den Kopf gesenkt trägt unter den Ziegenarten, schwarze Widder mit weißen Rinnbäden, das weiße Kameel mit zwei Höckern, der schwarzhaarige gelbe (gelbgefleckte) Stier, das gelbohrige, rothhaarige mit Blässe gezierte Roß, der weiße Esel, der gelbhaarige Hund, der braune Hase, der Vogel Greif (Simurg) ist Meister der Vögel, der Karfipta (kühnliche Sperber) weilt im Himmel; das Hermelin, der Nashornfisch, der Fluss-Datja ist der Meister alles Fließenden, der Daradja aller großen Flüsse, weil Zarathustra's Stammhaus an ihm lag; der Wald Spaitita (der weiße ist der Wälder Meister &c. Die beste Handlung ist nach dem Minochire Freigebigkeit, dann folgt Wahrhaftigkeit, die Verwandtenheirath, das Feiern der Jahreszeitfeste, das Beten des ganzen Rituals, die Verehrung Gottes und das Errichten von Karawansestais für die Kaufleute, Gutes allen Menschen zu wünschen, Freundlichkeit gegen die Guten.

Der Leib wird am besten ohne Schaden der Seele erhalten und Seele befreit ohne Schaden des Leibes, wenn man diese vom Geiste der Freiheit vorgeschriebenen Sätze im Auge behält: behandle einen unter dir stehenden wie deinesgleichen, einen deinesgleichen wie einen höher stehenden,

höher stehenden wie einen Gebieter, diesen wie einen Fürsten, und bei Fürsten sei ruhig, gehorsam und wahrheitredend, gegen Gefährten achtungsvoll, gefällig und gütig. Verleumde nicht, damit dir nicht Schande daraus erwachse, denn es heißt: Verleumdung ist schlimmer als Zauberei, und in der Hölle stürzt die Darudj (ein weiblicher Teufel) von vorn gegen dich, und die Darudj der Verleumdung von hinten, wegen der schweren Sünde. Sei nicht habgierig, damit der Teufel der Gier dich nicht betrügt, das Gute in der Welt dir nicht gleichgültig wird und das Gute des Geistes nicht verborgen bleibt. Sei nicht zornig, denn im Zorn vergift der Mensch Pflichten, gute Werke, Gebet und Gottesdienst, Sünde und Verruchtheit nehmen den Sinn ein, bis der Zorn sich gelegt hat. Ergib dich nicht trägem Schlaf, damit Pflichten und gute Werke, welche du thun mußt, nicht ungethan bleiben. Verführe nicht unzeitiges Geschwäg, damit durch dich nicht Chordad und Amerbad und Marespand (das heilige Wort) betrübt werden. Lauf nicht mit offenen Kleidern, damit nicht Anstoß gegeben wird den zwei- und vierbeinigen Wesen des Hauses und Schade deinen Kindern. Geh nicht mit Einem Schuh, damit deine Seele keine Kränkung erleide. Plündere nicht das Gut anderer, denn wer nicht isset vom eigenen Verdienst, sondern vom fremden, der gleicht dem, der das Haupt eines Menschen in der Hand hält und dessen Hirn verzehrt. Mit einem Boshaften laß dich nicht in Zank ein, mit einem Verleumder geh nicht zu der Pforte des Königs, mit einem Dummen schließe keinen Bund, mit einem Narren streite dich nicht herum, mit einem Betrunknen geh nicht auf der Straße, bei einem Bösen borge nicht. Verlaß dich nicht auf Schätze und Güter, denn am Ende mußt du sie alle verlassen; verlaß dich nicht auf den Padischah, denn am Ende mußt du ohne ihn sein. Verlaß dich nicht auf Ehren, denn sie helfen dir nichts im Himmel, nicht auf Verwandtschaft und Ahnen, denn am Ende hängt alles von den eigenen Thaten ab, nicht auf das Leben, denn zuletzt kommt der Tod, und Hunde und Vögel fressen deinen Leichnam, und die Gebeine fallen in die Grube, und während dreier Tage und Nächte sitzt deine Seele oben an deinem Kopfe und geht am Morgen des vierten Tages mit den reinen Genien und andrerseits mit Teufeln zu der hohen und grausigen Brücke Ischinwad, wohin jeder, sei er fromm oder gottlos, kommen muß. Hier erheben sich die Feinde: Chaschm, der Teufel des Zorns, der greulich daherlaufende Astwahad, der Zerstörer der Gebeine, der alle Geschöpfe verschlingt und nicht satt wird, in der Mitte aber Mithra, Serosch und Raschnu, welcher nach keiner Seite unrichtig abwägt die Seelen der Reinen und Bösen, der Könige und Fürsten, nicht um eines Haares Breite, und keine Gunft kennt und den König und Fürsten gleich dem geringsten Mann mit Gerechtigkeit abwägt; die Seele des Reinen geht über die Brücke, welche eine Farsange breit wird, in das Paradies, die Seele des Bösen ergreift der Teufel Bizarescha und schlägt und peinigt sie zornig und erbarmungslos; und die Seele schreit laut und fleht kläglich und kämpft ums Leben frucht-

los, und wenn ihr Kämpfen und Flehen nichts hilft, und keiner ihr zu Hilfe kommt, so schleppt Bizarescha sie ohne Hoffnung in die tiefe Hölle.

Der Mann ist der höchste, welcher von sich abzuwehren vermag die Darudj Geiz, Born, Wollust, Schmähung und Unzufriedenheit; der Weg, welcher über die Brücke Tschinwad führt, ist der angstvollste, die Abwägung der Seelen (wobei das verborgene Böse an den Tag kommt) ist das wunderbarste, das Band der Kinder (und Eltern) ist das schönste und engste, und die Handlung ist am meisten zu bedauern, welche für Undankbare gethan ist, die Gabe ist die wenigst lohnende, welche man den Undankbaren und Unwürdigen gibt.

Wenn du Ormazd den Herrn, die Amšaspand (Erzengel) und den duftenden lieblichen Himmel für dich gewinnen, aber den Ahriman, den bösen, und die Diws außer Fassung bringen und der finstern, stinkenden Hölle entgehen willst, dann nimm den Geist der Weisheit als Pfeiler, und mit dem Geist der Zufriedenheit rüste dich wie mit Sattel, Harnisch und Tarttsche, mit dem Geiste der Wahrheit wie mit einem Schild, mit dem Geiste der Dankbarkeit wie mit einer Keule, mit dem Geist der Demuth wie mit dem Bogen, mit dem Geist der Freigebigkeit wie mit einem Pfeil, mit dem Geist der Mäßigung wie mit einer Lanze, mit dem Geist der Standhaftigkeit wie mit einem Handschuh, und der Geist des Schicksals (in dessen Fügung du dich ergibst) sei dir wie eine vorgehaltene Schutzwehr gegen Ahriman, den bösen, und die übelriechende Hölle.

Wenn der reine Mann irgendwo die Wahrheit zu reden lästig oder schädlich findet, so soll er doch die Wahrheit sagen. Daß ein Mensch nicht beachtet folgende vier Dinge, welche er doch als Warnzeichen beachten sollte: die Veränderlichkeit aller Dinge in der Welt, den Tod, die Rechenenschaft welche die Seele abzulegen hat und die Furcht der Hölle, kommt von der Verwüstung, welche der Teufel des Geizes und der Unzufriedenheit anrichtet. Eines hat Ormazd geschaffen, auf welches Ahriman keine Gegenschöpfung zu bringen vermag: den weisen und zufriedenen Menschen. Die am höchsten stehende Beschäftigung ist das Ueberliefern der Wissenschaft an würdige Schüler.

Die zoroastrischen Priester ließen es nicht bewenden bei Lehre und Ermahnung; sie haben außer den gottesdienstlichen Handlungen Gebete verordnet, durch welche der Fromme in geistigen Verkehr mit Gott tritt, und Beichtformeln, durch deren Bekennen in Gegenwart des Priesters sein beladenes Gemüth Erleichterung vom Druck des Gewissens erlangen kann. So heißt es in einer Beichtformel (Patet): „ich beharre in der Rechtschaffenheit und reinem Wandel, ich verbleibe in der reinen mazdajasnischen Religion, in jener Religion verbleibe ich, welche Ormazd der Herr und die Amšaspand dem Zarathustra mit gepriesener Seele, dem Nachkommen des Spitama, gelehrt haben, Zarathustra aber dem König Wistaspa gelehrt hat, Wistaspa dem Fraschaosra und Djamaspa und Isfendiar, diese aber allen Gläubigen

der Welt gelehrt haben, welche (Religion) in der Geschlechtsfolge zu **Abad** dem Sohne des Mahrespand, dem Zurechtrichter der Reinheit kam, der sie zurechtrichtete und reinigte. Ich beharre in diesem Glauben und wende **nich** nicht von ihm ab, weder eines guten Lebens willen oder eines längeren Lebens willen, noch um Herrschaft, noch um Reichthum, aus Liebe zur Reinheit. Wenn ich etwa meinen Leib der Seele wegen dahin geben muß, so **gebe** ich ihn mit Zufriedenheit" (nach Spiegels Uebersetzung). Der Patet zählt nun alle Sünden, welche gebeichtet werden, in der Reihenfolge auf, daß er zuerst diejenigen namhaft macht, welche eine Beleidigung der **Amshaspand** enthalten, z. B. Sünden gegen die Menschen, wodurch Ormazd, gegen die Thiere, wodurch Bohumano, gegen die Feuer, wodurch Ardabihist beleidigt wird u., sodann die Todsünden, die Sünden gegen Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft, gegen die gute Sitte, gegen Verwandte, Gottesdienst, gegen alles was in Gedanken, Worten und Werken gefehlt ist, und schließt mit dem Glaubensbekenntniß und Recitation von Stellen des Avesta.

Es fehlt auch nicht an der in allen Religionen bewährten Verheißung himmlischer Belohnung für gute und Androhung höllischer Strafen für böse Thaten. Wir besitzen ein merkwürdiges Buch, worin der weise Ar dai Wiraf über Himmel und Hölle berichtet; die Enthüllungen sind eingekleidet in die Erzählung, daß der Weise während einer Versammlung vieler Desturz und des Königs Ardeschir I. in eine Verzückung gerathen sei, während welcher seine Seele den Leib verließ und von Genien durch Himmel und Hölle geführt wurde, eine Einkleidung, welche zuerst bei christlichen Apokalypitern und mehr oder weniger variiert bei vielen ähnlichen Schriften vorkommt. Das Werk ist nicht ohne schöne und großartige Stellen, und der Leser wird einige derselben vorzuführen gestatten.

Bereits an der Brücke Tschinwad sieht Ar dai Wiraf eine große Menge Seelen, welche nicht zur Ueberschreitung derselben gelangen können; es sind die, deren gute und böse Werke sich die Wage halten, also dieselben, welche auch Dante zuerst erblickt. Es sind, wie Ar dai Wiraf hört, die unglücklichen, welche den Wechsel von Hitze und Kälte und das Ungewisse ihrer Lage höchst empfindlich wahrnehmen. Im vierten Himmel erhält der Weise von dem Ized Serosch, seinem Begleiter, ein kleines Brot, welches die Seelen der Verstorbenen gleichfalls erst an dieser Stelle erlangen; der Genuß dieses Brotes begräbt alle Erinnerung an das in der irdischen Welt erlebte und gibt zugleich die Kraft, den Glanz der Himmel ohne Furcht anzuschauen. Im sechsten Himmel sieht er einen Raum mit herrlichem Grün bewachsen; wuchs Basilienkraut mit lieblichstem Duft, die Linde und Orange verbreiteten ihren Wohlgeruch, und unter dem Schatten hoher Bäume saßen viele Seelen, welchen die schönsten Frauen dienten, in kostbaren Gold- und Silberkleidern, Kronen auf dem Haupt; Scharen von Musikern spielten auf ihren Instrumenten, und alles ringsum war Freude. Serosch bezeichnet diese

Seelen als die Seelen derer welche einst arm und gering, Landleute, die den rechten Weg wandelten, waren, die ihren Pflichten betriebsam und eifrig nachkamen; ihnen steht die Spenta Armaiti (der weibliche Amshaspand welcher über der Erde und dem Ackerbau wacht) mit den ihr gehorchenden weiblichen Engeln vor. Eine andere Schaar zeigt sich auf Thronen von Gold und Silber wie Könige sitzend, mit Dienern und Gefolge in reicher Kleidung; neben ihnen stehen Kofse mit goldenen Bügeln und Steigbügeln und anderm herrlichen Geschirr. Dies sind, sagt Serosch, Schäfer, Hirten und andere, welche auf Erden die Hausthiere zu besorgen hatten und sie gut versorgten, auch sie in ihrem Alter oder in Krankheiten nicht verließen, sondern sie vor Raubthieren, vor Sturm und vor der Sonnengluth schützten, und welche von dem Ertrag ihrer Viehzucht den Ueberfluß an Arme verschenkten. Das siebente Paradies, der Ort des ewigen Lichtes, zeigt sich als ein Garten mit Wegen von polirtem Gold, mit Blumen und Bäumen, deren entzückender Duft fast sinnenraubend ist, wo Rose, Tulpe, Hyacinthe, Jasmin, Veilchen, Narcisse, Centifolie und andre schöne und duftende Blumen blühen; alle Arten von Früchten waren in großer Fülle vorhanden, die kühlende Orange, die süße Traube, die Dattel und Granate; die Bäume waren bevölkert von den schönsten Vögeln mit unvergleichlichem Gefieder, mit wohlklingenden Stimmen, so daß die Seele voll von Bewunderung, das Herz voll von Dankbarkeit wurde. Ein Gebäude im Garten schien gleich der Sonne in vollem Glanze, es war besetzt mit Diamanten, Perlen, Smaragden und allen Arten Edelsteinen. In der Mitte desselben stand ein goldner Thron, umgeben von Stühlen; hier saß der Prophet Zarathustra in der Umgebung der Helben und Könige der Vorzeit. Während Ardai Wiraf mit Serosch einherwandelt, belehrt ihn dieser über Sachen der Religion. Das Leben des Menschen ist von kurzer Dauer, und viel Angst und Kummer ist ihm beschert; ein Mann von 50 Jahren kann nach so langer Zeit voll Freude und Glück unerwartet von Krankheit und Armuth befallen werden. Vielen wird eine solche Prüfung auferlegt, aber wenige bewähren sich. Nach 50 Jahren Freude auch nur einen Tag Qual zu dulden ist ihm zu viel, und er beklagt sich voll Bitterkeit bei dem Schöpfer alles Guten über dessen Ungerechtigkeit und Grausamkeit, ohne sich zu erinnern an das so lange genossene Gute.

An einem andern Ort sieht der Weise eine Menge Seelen in wallenden weißen Gewändern mit gold- und silbergestickten Säumen, in der Gesellschaft der Genien des Wassers, des Feuers und der Pflanzen. Alle saßen auf Thronen mit Rissen, und der Ort duftete von Ambra und Moschus. Es sind die Seelen der Statthalter und Beamten, welche nicht nachgelassen haben Gutes zu thun, welche Brunnen und Canäle gegraben, Wasserleitungen gebaut, Karawanenserais und Ruheplätze für müde Wanderer errichtet, Gärten zum Vergnügen der Armen angelegt und nicht frevelhaft Bäume und Pflanzen abgehauen haben; welche das heilige Feuer unterhalten und die Vorschriften der zoroastrischen Religion befolgt haben.

Beim Eintritt in die Hölle gewährte Arbai Wiraf einen Strom von stinkendem Wasser, aus welchem pestilentialische Dünste aufstiegen (sein Begleiter sagt ihm, er sei neun Lanzen tief); und in ihm schwammen viele Seelen, dem Ertrinken nahe, manche untergehend, alle in der größten Aufregung nach Gott rufend und über ihr Loos sich beklagend; aber alles verfloß im Wind, Niemand hörte sie oder merkte auf ihr Klagen, Niemand kam zu Hülfe und ihr Schreien war umsonst. Alle Arten schädliche Reptilien, von denen der Strom angefüllt war, ließen ihnen keinen Augenblick Ruhe, der Strom riß sie mit fort trotz Schreien und Heulen. Serosch belehrt den Reisen, daß dieser Strom von den Thränen gebildet werde, welche gegen das Gebot des Allmächtigen über die Verstorbenen vergossen werden. Das Gebet für die Seelen der Abgeschiedenen, sagt Serosch, ist eine Pflicht und Gott gefällig, aber zu jammern ist sündhaft in seinen Augen; Hoffnung ist den Menschenkindern nicht versagt, und der Glaube an die Gerechtigkeit des Allmächtigen muß die Betrübniß überwinden. Arbai Wiraf erblickt am Fuß der Brücke Thinnwad eine Seele, welche soeben ihren Leib verlassen hatte und am Kopf des Leichnams saß. Sie klagte jammervoll über die Angst, welche sie ergriffen hatte, als sich ein Wind erhob, auf dessen Fittichen der greulichste Gestank wie von den Grenzen der Hölle getragen ward, und vor welchem alle Seelen mit größter Eile entflohen. In den Winde erschien eine Gestalt von teuflischem Ansehen, mit Zähnen wie eines Elephanten, mit Nägeln an Hand und Fuß wie Adlerfänge, die Augen wie Blut, aus ihrem Rachen stieg ein stinkender Qualm. Als die Seele vor diesem Anblick entfliehen wollte, ertönte eine Stimme wie Donner: wage nicht mir zu entlaufen, denn ich habe dich in meinen Klauen. Die Seele ruft: wer bist du, welche furchtbare Gestalt? Niemals sah ich ein Ding so schrecklich auf Erden. Der Teufel erwidert: ich bin dein eignes Selbst (Spiegelbild), und bin so mißgestalt worden durch deine Verbrechen; wenn andere auf dem Weg der Wahrheit wandelten, so hast du nicht eingesammelt für diese lange Reise; du warst reich, aber thatest nicht gutes mit deinem Reichthum, unterstütztest nicht die Armen, schütztest nicht Witwen und Waisen, ja durch dein Beispiel verführtest du andere, die zum Guten geneigt waren, zum Bösen, denn du sagtest zu dir selbst: 'wann ist der Tag des Gerichts? an mich kommt er nicht'. Jetzt bist du in meiner Gewalt. Darauf faßte er sie beim Nacken und brachte sie an die Brücke, welche jetzt nicht breit, sondern scharf wie ein Schwert wurde. Die Seele zauderte sie zu betreten, wurde aber von dem Teufel fortgestoßen, wankte einige Schritte vorwärts und stürzte in den Abgrund.

Die Strafen der Gottlosen sind mit schauerlicher Abwechslung geschildert; der Feind der Religion hängt mit Einem Fuß an einem Baum und wird von Teufeln geschunden; der hartherzige Reiche jammert nach Wasser und Speise und zerfleischt im Hunger seine eignen Arme, das zänkische Weib hängt mit dem Kopf nach unten an den Weinen, die Zunge nach hinten aus

dem Raden gerecht, der betrügerische Kaufmann muß ein abscheuliches Getränk schlürfen, der Tyrann ist an Hand und Fuß gefesselt und siebzig Teufel quälen ihn mit Schlangen, der Lügner und Verleumder hat seine ausgestreckte Zunge mit heißem Gewürm bedeckt oder zwischen Steinen zerdrückt, der Verführer leidet an einer Krankheit, welche das Fleisch vom Gebein schält und Würmer erzeugt, der Thierquäler wird von Hunden zerrissen, das Weib, welches das Feuer mit Haar und andern Unreinigkeiten besetzte, wird von Teufeln durch Schnee und Eis gezerrt, der Ehebrecher muß einen Fels durch Schluchten voll Schnee unter Stößen und Schlägen der Dämonen schleppen; ein Mann wird von Reptilien gepeinigt und steckt mit dem ganzen Körper in der Hölle, mit Ausnahme eines Fußes; er war sein Lebenlang ein großer Sünder, nur einmal verrichtete er eine gute That: ein Lamm hörte er kläglich schreien und sah, daß es angebunden war und sein Futter nicht erreichen konnte; da schob er das Futter dem Thier mit dem Fuße hin.

Ormizd IV. 578—590.

Ormizd (Hormisdas) brach sogleich den Frieden mit Byzanz. Die persischen Truppen unter Abarmanes wurden aus Mesopotamien vertrieben, gewannen später ihrerseits eine Schlacht; nach einer Pause von einigen Jahren wurde ein ausgewähltes Perserheer gänzlich besiegt, und in einer zweiten Schlacht, bei Martyropolis, verloren die Perser ihren Feldherrn Mebodes; jedoch hielten sie die Stadt. Zuletzt siegten die Römer bei Sifarban, einem Schloß zwischen Misibin und Djezira. Alle diese Niederlagen, zu denen auch Einfälle der Araber in die Persis kamen, konnte Ormizd seinen Heeren ersparen, wenn er die Friedensverhandlungen nicht abgebrochen hätte; sie sollten jedoch noch weitere Folgen haben. Ein Feldherr des Ormizd und Statthalter von Rai, Bahram (Bahram) Tschubin aus der arsakidischen Familie Mihran, ein Mann von ansehnlichem Aeußern und äußerst beliebt bei den Soldaten, hatte die Hephthaliten an der Nordgrenze des Reiches bekriegt; in einer Schlacht waren 200 Elephanten und 100 Löwen, die man vor der feindlichen Armee aufführte, von den Persern durch Geschosse mit brennendem Mastix verwundet und zurückgetrieben worden, so daß sie die Hephthaliten in großer Menge verbrannt und niedergeworfen hatten. Nach Besiegung der Armee hatte Bahram Balch erobert und war über den Behrot (Drus) vorgezogen. Als er nur einen Theil der Beute an Ormizd abgeliefert hatte, und letzterer vollständige Auslieferung derselben befahl und Bahram durch ein übermüthiges Schreiben kränkte, erhob dieser die Fahne des Aufsturus, und als Ormizd einem Heer unter Führung seines Sohnes Chosro gegen Bahram zu ziehen befahl, beschloß Bahram Vater und Sohn zu veruneinigen: er ließ einen Menschen auftreten, welcher als angeblicher Gesandter des Chosro das Heer zum Abfall von Ormizd auffordern mußte, zugleich prägte er in Rai Münzen mit Chosros Bild und Namen und brachte sie in Atesiphon in

Umlauf, so daß Ormizd wirklich an eine heimliche Empörung seines Sohnes glaubte. Obwohl Chosro den Bahram durchschaute und auch sein Vater zugab, daß eine Intrigue vorliege, so fürchtete doch Chosro für seine Person, und entfloh in den Feuertempel von Aberbeidjan, was wiederum den Verdacht des Vaters belebte. Bahrams List war also gelungen; er hatte gefürchtet, seine Soldaten möchten sich weigern, gegen den Königssohn die Waffen zu ergreifen, jetzt hatte er es nur mit Ormizd zu thun, der namentlich beim persischen Adel verhaßt war, weil er sich auf das Volk stützte und das Recht auf Kosten der Standesvorrechte übte. Bahram ließ sich zum König ausrufen und rückte von Rai gegen Ktesiphon. Er zog die von den Römern besiegten Truppen an sich, so daß ein übermächtiges Heer die Hauptstadt bedrohte. Ein Heer des Ormizd wurde zurückgeworfen. Ormizd ließ in seiner Angst die Hofhaltung und den Schatz von Ktesiphon nach Beh-Ravat (in der Nähe von Hira) überführen. Auch der Hof und die Garden wurden untreu und beschloßen, den Chosro auf den Thron zu heben. Sie befreiten denselben mit Bindoes aus dem Staatsgefängniß Grévandakan in Ktesiphon. Bindoes war ein Sohn des Asparapet (Generalissimus der Armee), der von arsakidischer Abkunft und dessen Tochter die Gemahlin des Königs war. Dieser parthische Große war von Ormizd umgebracht, und seine Söhne Bindoes (Bendujeh) und Bestam aus Furcht vor der Blutrache gefangen gesetzt worden. Ein verwandter Arsakide, Mihran, war mit 30,000 Familien nach Albanien entflohen, wo er nach und nach mehrere Provinzen unterwarf und die Dynastie der Mihratan von Albanien gründete. Man drang nun in den Palast, und Bindoes entriß dem Ormizd die Tiara und führte ihn in Haft. Obwohl er sich in einer Rede vertheidigte und auf den Thron verzichtete, indem er einen seiner Söhne zum Nachfolger empfahl, wurde er doch geblendet und im Gefängniß behalten.

Chosro Parvez 590—628.

Chosro behandelte seinen Vater anfangs rücksichtsvoll, glaubte aber in der Folge sich seiner entledigen zu müssen und ließ ihn durch Bindoes und Bestam (Bestam) erdrosseln. Der Aufruhr des Bahram Tschubin wuchs in dessen, und trotz demüthigender Versprechungen war Chosroes genöthigt, die Waffen zu ergreifen. Als die Heere sich bereits diesseits Holwan gegenüberstanden, wußte Bahram die Soldaten des Parvez auf seine Seite zu ziehen, und der verlassene König floh nach Circesium, wo ihn Probus ehrenvoll aufnahm. Bahram fing auch den Bindoes, der obwohl Arsakide, doch durch persönliche Bande — Chosro war sein Neffe — an das Königshaus gebunden war. Der Kaiser Mauritius hatte die Genugthuung, daß Gesandte der beiden Gegentönige in Byzanz erschienen und seine Hülfe ansprachen (593). Der Kaiser ergriff die Partei des Chosro, was auch den persischen Großen, die von Anfang dem Bahram nicht geneigt waren, das Zeichen zum Abfall von dem Usurpator gab. Bahram erstickte zwar eine Empörung augenblick-

lich, allein Bindoes, welchen man befreit hatte, sammelte in Medien ein Heer und von den Römern unter Narjes, sowie von den Armeniern unter Musch unterstützt gingen die Städte Mesopotamiens zu Chosro über, unter ihm Dara, welches er sogleich an Mauritius abtrat. Bahram wurde immer mehr in die Enge getrieben und endlich am Balarith (bei den Armeniern Barara unweit Ganzak besiegt, worauf er nach Balch entkam und in der Folge an Anstiften des Chosro ermordet wurde. Nachdem der König glücklich rehabilitirt war, wüthete er gegen die Partei des Bahram; eine Menge Menschen wurde hingerichtet, und auch Bindoes, dem er nächst den Römern am meisten zu Dank verpflichtet war, wurde das Opfer der Gewohnheit der Tyranne sich des unbehaglichen Gefühls, einem Anderen verpflichtet zu sein, durch dessen Beseitigung zu entledigen. Bindoes wurde im Tigris ersäuft. Sein Bruder Bestam entkam nach Parthien, empörte sich gegen seinen Neffen, fiel ab durch die Hand eines hephthalitischen Muechelmörders.

Armenien, welches von jeher der Zankapfel der Römer und Perser gewesen war, sollte nach dem Anschlag des Mauritius politisch vernichtet werden durch Uebereinkunft des letzteren und Chosros wurde ein armenisches Heer unter Sembat Bagratuni mit der Bewältigung eines Aufstandes der Anarhoben (in der Gegend von Ruijan in Chorasan), der Zredjan (Djorbja Hyrkanien) und Tapuren beauftragt. Ein anderes Heer marschirte im Auftrag des Mauritius gegen türkische und slawische Stämme in Thracien. Es sollte die militärische Kraft aus Armenien entfernt und die Möglichkeit eines nachhaltigen Aufstandes beseitigt werden. Sembat entledigte sich glänzend seiner Aufgabe, ja er errang noch einen großen Triumph über die Hephthaliten und Türken, indem er Herat, Badgis und Tocharistan eroberte. Nach dem Tode Sembats stellten sich seine Truppen unter den Befehl des Chafans der Türken (Chazaren) und in der Folge zogen sie durch das Thor von Derben dem Heraclius gegen Chosro zu Hülfe.

Wie er dem Bindoes gelohnt hatte, so gedachte Chosro auch die Römern er die Krone verdankte, zu vernichten, um von keinem verbindliche Gefühle gegen seine Wohlthäter heengt zu sein. Die Ermordung des Mauritius durch Phokas (27. November 602) gab ihm den Vorwand, gegen diesen Usurpator Feindseligkeiten zu eröffnen und die Grenzen des Reichs zu erweitern. Er gab damit das Zeichen zum Ausbruch eines schaudervollen Krieges der fast ein Menschenalter hindurch blühende Länder mit Mord und Brand erfüllte. Im ersten Jahre wurde die schwache römische Truppenmacht Mesopotamien vernichtet und Dara und Edessa erobert; die Gefangenen wurden unter den Augen und auf Befehl des Chosro sämmtlich erwürgt. In Armenien wurden die Byzantiner von drei persischen Generalen geschlagen, Satar Karin (Erzerum) und Casarea von Aschtat Fezdajar erobert (609). Der Feldherr Sais (Schahen) belagerte sogar Chalkedon, suchte aber, von Heraclius bestochen, Frieden zu vermitteln und ging, während die Stadt cernirt blieb, mit oströmischen Gesandten zu Chosro. Dieser erfuhr was geschehen, ließ Sc

schinden, die Gesandten einkertern und als einer entfloß, die übrigen zu Tode prügeln. Ein anderer General, Schahrbaraz (auch Kamiozan genannt) fiel in Mesopotamien und Palästina ein, nahm das unverteidigte Jerusalem (615) und entführte u. A. das heilige Kreuz, nachdem er das heilige Grab und die Kirche zerstört hatte; eine große Zahl christlicher Gefangener überließ er den Juden, welche seinen Wunsch errathend ihre Heerdienste pünktlich verrichteten. Sodann zog er vor Chalkedon und eroberte und plünderte diese Stadt. Endlich wendete sich das Blättchen: Heraclius rückte mit wohl disciplinirten Truppen, unterstützt von den Chazaren, welche jenseits des Kaukasus nordwärts vom Terak nach der Wolga hin ein mächtiges Reich hatten, in Armenien ein und drängte, allerdings anfangs ohne Erfolg, den Schahrbaraz zurück. Bei Ganzak trieb er den Parvez in die Flucht und zerstörte den alten Feuertempel sammt der Statue des Königs, die im Palast unter der Kuppel stand, und die durch eine Mechanik regnen und donnern konnte. Auch Thebarma (Urmia) wurde mit seinem Feuertempel zerstört. Es erfolgten noch mehrere beträchtliche Niederlagen der Perser, darunter eine am Sarus, eine andere am oberen Zab. Bei seinem weiteren Vordringen fiel u. a. Deskeres (Discarthas oder Dastagerd, das heutige Eski-Bagdad oder Altbagdad), eine von Ormizd I. 270 erbaute Residenz, wo der Keiser Mani gefangen gehalten wurde. Die beträchtlichen Ruinen dieser Stadt gleichen sehr denjenigen von Atesiphon. Man bemerkt noch einen 1600 Fuß langen und 46 Fuß breiten Raum, umgeben von einer Mauer mit 12 Thürmen oder runden Bastionen auf der Ostseite und mit spitzbogigen Nischen und Doppelfenster. Die Bestimmung dieses sehr festen Backsteinbaues ist unbekannt, die Umwohnenden nennen ihn Zendan (Gefängniß). Nachdem die persischen Generale unterlegen waren, kam die Reihe an Chosro. Er hatte sich nach Gedeser (d. i. Beh Urdeschir, Seleukia) zurückgezogen. Briefe, in welchen er den Schahrbaraz zu Hülfe rief, wurden aufgefangen, und so von allen Verteidigungsmitteln entblößt schlug er gleichwohl die Friedensanträge des Heraclius aus. Mittlerweile erkrankte er, und da er einen jüngeren Sohn, Merdases, den er von einer Christin aus Susiana Namens Sira oder Schirin hatte, zum Nachfolger designirte, empörte sich der älteste Sohn Kobad Schiruje (Siroes) und warf seinen Vater in den Kerker; seine Brüder, deren er habhaft werden konnte, brachte er um, den Merdases vor den Augen seines Vaters. Dieser wurde zum Hungertod verurtheilt, man gab ihm aber nach 5 Tagen den Rest: der Sohn eines Statthalters von Sistan, den Chosro wegen eines unbegründeten Verdachtes hingerichtet hatte, erschlug ihn mit der Streitart (Februar 628).

Chosro Parvez und seine Geliebte Schirin werden in der persischen Dichtung gefeiert; ein Schloß in der Nähe von Holwan heißt nach ihr Kasri Schirin. Dieses Jagdschloß ist ein quadratisches Gebäude von Kieselstein in Mörtel gebettet, aber mit Backstein verkleidet, wie auch die Bogen aus Backsteinen gewölbt sind. Zahlreiche Zimmer und Gänge, zum Theil

noch gewölbt, bilden einen Haufen von Ruinen. Auch ist Chosro berühmt durch seine Reichthümer; er besaß einen Schatz, der vom Kaiser von Byzanz in Kriegsnoth nach Abyssinien geflüchtet worden sein soll; ein Sturm habe die damit beladenen Schiffe an die persische Küste getrieben und Chosro habe ihn deshalb Bad-award (vom Wind herbeigeführt) genannt. Die Schiffe waren mit Kleidern, Edelsteinen, Perlen, Gold und Silber angefüllt. Chosro hatte 50,000 Pferde, Kameele und Esel, unter ihnen 1000 in seinem besonderen Marstall. Er besaß 1000 Elephanten, unzählige Frauen und Sklavinnen, 12,000 weiße oder türkische Kameele. Unter den Seltenheiten befand sich dehnbare Gold und eine Serviette von Asbest, welche in Feuer gereinigt wurde; die berühmten Musiker Warbud und Sergius lebten an seinem Hofe.

Kobad Schiruje 628.

Der Vater- und Brudermörder Kobad II. schloß Frieden und gab Mesopotamien an Rom. Zu seinem Bezirk ernannte er Barmek, den Hnherrn des unter den Chalifen berühmten Hauses der Barmekiden. Siros starb schon nach 4 Monaten an der Pest.

Urdeschir III. 628—629.

Sein Sohn Urdeschir war noch ein Kind und wurde gegen das Ende des Jahres 629 von Schahrbaraz im Einverständniß mit Heraclius beiseitigt. Auch Schahrbaraz wurde nach zwei Monaten (630) getödtet, und man übertrug die Krone auf eine Tochter des Chosro, Borane (Duran docht), die 7 Monate das Reich regierte, welches in größter Gefahr schwebte da die Araber bereits begonnen hatten, mit streitbarer Hand und von den neuen Religion ihres Propheten begeistert Asien zu unterwerfen. Es wird erzählt, daß Burandocht das heilige Kreuz an den Kaiser zurücksendet. Außer Burandocht werden noch mehrere Namen genannt, ein Chosro, dessen Verwandtschaft nicht bezeichnet ist; sodann ihre Schwester Azarmidocht und das Kind Ormizd, ein Enkel Chosros Parvez, welches die Truppen des Chorheam in Mifibin ausriefen. Von Azarmidocht wird erzählt, daß der Großvezir Choroch-ormizd (Farruch-Hormuzd) sich in sie verliebte; sie widerte seine Werbung mit dem Ausspruch, daß es einer Königin nicht ziemt, einen Mann zu nehmen; gleichwohl wolle sie, da seine Gefühle in ihrer Brust ein Echo fänden, ein Stellbichein gestatten. Der glückliche Mann eilte gebadet und gesalbt bei Nacht in den Palaß, wurde aber hier von den Wachen angehalten und auf Befehl der Königin enthauptet. Sein Sohn Rustam eilte herbei, schändete die Königin und tödtete sie. Es werden noch einige Fürsten genannt, welche man auf den Thron erhob, die sich aber als unfähig erwiesen und wieder abgesetzt wurden. „Es war,“ sagt der Geschichtschreiber Tabari, „der Wille Gottes, daß die Herrschaft den Persern

genommen werde und daß der Islam sich ausbreite; darum ließ Gott sie in diese Verwirrung kommen." Zwischen dem Tod der Burandocht und der Thronbesteigung des letzten Sasaniden (16. Juni 632) verfloß wenig über ein Jahr, wonach man auf die Wirren schließen kann, welche die Fortschritte der Araber begünstigten.

Jeздеgerд III. 632—651.

Chosros Enkel Jeздеgerд, der Sohn Scheherjars, bestieg nach diesen Thronwechselfn zwischen Frauen und Kindern, selbst erst 21 Jahre alt, den Thron der Chosroen, und schon naheten die Feldherrn der Araber, welche zu den Fürsten zu sagen pflegten: „Nimm unsere Religion an oder zahle Tribut oder bereite dich zum Kampf; die Männer, welche ich befehle, lieben den Krieg und den Tod, wie du die Lust und das Leben liebst.“ Der arabische Vasallenkönig von Hira war der erste im weiteren Umfang des persischen Reiches, welcher dem Feldherrn Abu-Bekr, Chalid, Tribut erlegte. Die Stadt Dbolla (zwischen Basra und Kufa an einem Canal Forat Meisan gegenüber), einen Stapelplatz der indischen Waaren, vertheidigte der Perser Hormuz, der den Chalid zum Zweikampf forderte. Letzterer war ein unscheinbarer Mann, es gelang ihm aber, einem Hieb des Hormuz auszuweichen und ihm ein Bein zu stellen; als er den Dolch nach ihm zückte, liefen die Perser herbei, wurden aber von den Arabern zurückgeworfen, und Chalid schnitt dem Hormuz den Kopf ab. Die kostbare rothe mit Edelsteinen gezierete Tiara des Getödteten wurde dem Chalid von Abu-Bekr geschenkt. Die Schlacht bei Dbolla wird „der Tag der Ketten“ genannt, weil die Perser Ketten mit sich führten, um die eingefangenen Araber zu fesseln, oder, wie auch berichtet wird, weil sie sich mit Ketten aneinander gebunden hatten, um eher zusammen zu sterben als Einen fliehen zu sehen. Eine persische Armee unter dem Arsatiden Karen wurde zu Hülfe gesandt: sie begegnete den Flüchtigen. Wieder brachte ein Zweikampf der Feldherrn bei Madzar den Arabern Sieg. Ein weiterer Erfolg über die Perser überlieferte dem Chalid Basra. In der folgenden großen Schlacht standen im persischen Heere auch Krieger arabischer Abkunft aus Susiana, welche zudem Christen waren. Der persische Anführer, ein Dihgan oder Landedelmann, lagerte bei Mais, dem alten Bologesia (etwa da wo heute Kefil liegt), und hatte die Absicht, den Angriff bis zur Ankunft einer größeren persischen Streitmacht zu verschieben. Chalid, hiervon unterrichtet, rückte sofort vor und besiegte die Perser nach heißem Kampfe; die Gefangenen ließ er an den nahen Euphratcanal führen und abschlachten; von dieser Blutarbeit, welche einen Tag und eine Nacht dauerte, erhielt der Canal den Namen „Fluß des Blutes“. Auch Hira, welches seinen früher eingegangenen Vertrag gebrochen hatte, wurde erobert. Sodann fiel der große Proviantplatz der Perser, Ambar, sowie eine Reihe von Festungen, und alle Siege der Araber waren mit furchtbarem Blutbad

verbunden, indem sie die Gefangenen oder ereilten Flüchtlinge sämmtlich tödteten. Während Chalid und dann sein Nachfolger Abu Dbaida die Eroberung Syriens bewerkstelligte, wurden die Kämpfe in Mesopotamien fortgesetzt. Bei Babel wurden die Perser abermals in die Flucht getrieben; ihre Elephanten, welche von den Arabern in die Augen geschossen sich umwandten, brachten das Perserheer in große Verwirrung.

Die Königin Burandocht sandte Kustam, den Sohn des Farruch-Hormazd, nach Mesopotamien, und die Städte erhoben sich in der Hoffnung, die Herrschaft der Araber abzuschütteln, und letztere sahen sich auf Hira beschränkt. In einer blutigen Schlacht bei Namarik errangen jedoch die Moslem den Sieg. Burandocht rüstete noch ein Hülfscorps unter Führung des Peroz Bahman Djabui aus; es führte 30 Elephanten mit, unter ihnen Chosros weißen Schlachtelephanten, der das Palladium des Reichsheeres, das lederne Banner des Schmides Kawe trug. Eine zwei Tage tobende Schlacht bei Merwaha kostete den Arabern das Leben von sieben Feldhern; der erste derselben wurde von dem weißen Elephanten mit dem Rüssel ergriffen und mit den Füßen zerstampft. Die Moslem wurden in den Euphrat getrieben und flohen. Jedoch waren die Perser am Verfolgen ihres Sieges verhindert, weil in Ktesiphon ein Aufstand gegen die Königin ausgebrochen war, und der Feldherr nach Ktesiphon berufen wurde. Obgleich die Araber nun einen mit Plünderung verbundenen Raubzug nach Bagdad unternehmen konnten, um zur Zeit des Jahrmartzes das hier aufgestapelte Kaufmannsgut auf 1000 Kameelen zu entführen, auch nochmals einen Erfolg über die Perser errangen, so sehen wir diese doch wieder im Besitz des Landes bis über den Euphrat hinaus. Mit der Thronbesteigung Fezdegerds nahmen die Perser einen neuen An-



Silberdrachme Fezdegerds III.

lauf; umfassende Maßregeln zur Vertheidigung wurden getroffen, die mesopotamische Bevölkerung schlug sich wieder auf die Seite der Perser, und der arabische Feldherr Mothanna zog sich in die Defensive zurück; eine Armee, welche an Zahl die arabische weit übertraf, rückte über den Euphrat in die Nähe von Kadesia. Dieser Ort, heute Kader, liegt einen Tagesritt südlich von Kerbela; ausgebehnte Ruinen, Hallen und Bogen mit Masken-Ornamenten sassanischen Stils bezeichnen die Stätte, wo um die Geschichte eines Weltreiches gestritten wurde. Nachdem Mothanna an einer Wunde, welche er bei der Niederlage von Merwaha davongetragen hatte, gestorben war, trat Saad, Sohn des Abu Waktas, an die Spitze der Moslem. Sein Vorgänger hatte ihm auf dem Todtbette den Rath gegeben, den Feind durch wiederholte Einfälle zu beunruhigen und bevor es im persischen Reich zu neuen Verwirrungen kommen würde, nicht in das Innere desselben vorzurücken, eine Hauptschlacht nur an der Grenze der Wüste anzunehmen, wo man vor der Befolgung durch die Perser im Fall einer Niederlage sicher sein dürfte; aber Mothanna den Saad, sich seiner Gattin, der schönen Selma, anzunehme-

welche denn auch nach dem Tode ihres Gatten die Gemahlin Saads wurde. Saad war indessen zur Zeit der Schlacht von Kadefia krank und konnte sie nur vom Walle der Burg aus, zur Seite seines Weibes, betrachten. Die Schlacht begann mit zahlreichen Zweikämpfen, welche bald in den Massenkampf übergingen. Die arabischen und persischen Hölle steigerten die Wildheit des Kampfes dadurch, daß jene vor den persischen Elephanten, diese vor den mit flatternden Decken behangenen arabischen Kameelen scheu wurden. Die beiden ersten Tage der Schlacht waren für die Perser günstig, am dritten wankte aber ihre Linie; die Elephanten ergriffen die Flucht, die Nacht zog herauf, aber Rustam setzte den Kampf fort. Man nannte dieses Gefecht die Nacht des Gebeltes; Araber und Perser kämpften Mann gegen Mann, die Söhne dröhnten wie von Hämmern in der Schmiede; das Tagesgrauen fand die Kämpfer noch bei ihrer blutigen Arbeit. 6000 Moslem lagen todt auf der Wahlstatt. Da erhob sich von Westen ein Sturmwind, der den Persern Wolken von Sand entgegentrieb. Die Araber warfen ihre ganze Kraft auf das Centrum und brachten es zum Weichen. Hier befand sich auch Rustam, der die Schlacht von einem Sessel aus leitete, aber weil der Sturm das Zeltbach entführt hatte, sich vor der Sonne in den Schatten eines Kameels geflüchtet hatte. Ein Araber, vor der Staubwolke von Rustam nicht bemerkt, traf das Kameel und schnitt ihm einen Strich durch, welcher einen Saad mit Geld festhielt; dieser fiel dem Rustam aufs Haupt, er sprang auf und suchte durch Schwimmen zu entkommen, aber er verstauchte sich den Fuß und fiel in die Hand des Arabers, der ihm den Kopf abschnitt und auf seine Lanze steckte. Dies war das Zeichen der Flucht für die Perser, von denen eine ungeheure Zahl auf dem Schlachtfeld todt blieb. Die Beute war sehr groß, besonders viel prachtvolle Waffen und Kostbarkeiten geriethen in die Hände der Araber, denen der Luxus der Perser etwas ganz Unbekanntes war. Auch auf der Flucht erfolgte noch ein blutiges Treffen, in welchem mehrere persische Generale den Tod fanden. Diese große Schlacht brachte Persien in die Gewalt der Araber (März 635); die zahlreichen Schlachten, welche den Untergang des Reiches noch hinzogen, waren nur letzte verzweifelte Versuche, die iranische Selbständigkeit und mit ihr die aus dem Alterthum ererbte Bildung und Religion vor der Zerstörung durch die rohen Söhne der Wüste zu vertheidigen.

Die Araber erbauten auf dem neu eroberten Gebiete zwei nachmals berühmte Städte, Kufa und Basra. Die letztere, an der Stelle mehrerer unter einem Dihgan stehenden Dörfer angelegt, sollte ein Bollwerk sein gegen etwa von Oman her den Persern zu Hülfe kommende Streitkräfte; sie wurde und ist noch heute ein wichtiger Platz für den indischen Handel.

Jezebegerd besaß keine fähigen Feldherrn mehr. Saad zog mit 60,000 Mann gegen Atesiphon, und als er noch einen Tagesmarsch von der Stadt entfernt war, entfloh der König mit Zurücklassung seiner Schätze, ihm folgten die Bewohner, die in ihrer Angst Alles im Stich ließen. Als der arabische

Feldherr im März 637 in die leere Stadt einzog, recitirte er eine Stelle aus der 44. Sure des Koran: „Wieviel Gärten und Wasserquellen stehn da lassen, wieviel Felder und reiche und angenehme Wohnstätten, wo sie Freud genossen haben! und wir haben den Genuß alles dessen einem andern Volk gegeben, und weder Himmel noch Erde weint um sie.“ Saad zog in den Palast (Miwan) des Kobad (Tas Kesra), einen 120 F. breiten und 300 F. lange Marmorbau mit einem Säulenporticus, warf sich unter Recitirung der Eingangssure des Koran achtmal zu Boden und betete das Siegesgebet, welches Muhammed bei der Einnahme von Mekka gebetet hatte. Er ritt sodann in die Stadt und trat in das Schloß des Chosro, in dessen Räumen — ihre Zahl kennt nur Gott der allwissende — Gold, Silber, Edelsteine, Prachtkleider, Teppiche, Waffen gehäuft lagen. Die Einzelheiten welche die Geschichtschreiber bei Beschreibung der Beute aufbewahrt haben, zeigen, wie weit die Perser in Luxus und Verfeinerung der Sitten vorgeschritten waren; und wie mächtig der Eindruck war, welchen die große Stadt mit allen ihren Anstalten für die Ausbildung des Wohllebens auf die Araber machen mußte, kann man sich vorstellen, wenn man bei Tabari*) liest, daß Sezdegerd zu der Gesandtschaft, welche ihn zur Unterwerfung aufforderte, sagte: 'Ich habe viele Völker gesehen, Türken, Deilemiten, Slaven, Inder und andere, aber niemals habe ich arbeitseligere als euch gefunden, Mäuse und Schlangen sind eure Nahrung und eure Kleider bestehen aus Fellen der Kameele und Schaafse, wie vermöget ihr mein Reich zu erobern?' und daß die Gesandtschaft erwiderte: „Du hast Recht; Hunger und Blöße war vordem unser Loos, aber Gott hat uns einen Propheten gegeben, dessen Religion unsere Stärke ist.“ Es wird berichtet, daß bei der Vertheilung der Beute auf jeden der 60,000 Soldaten 12,000 Dirhem (etwa 6800 Mark) entfielen. Vieles Erbeutete ließ sich nicht theilen, viele wußte man gar nicht zu schätzen. Man fand ein Kameel mit einer Kiste beladen, worin das Kleid Chosros sich befand; auf den Borten lagen Arabine zwischen Perlen aufgenäht; die Kiste enthielt außerdem Kleider von Goldgewebe, die Krone, das Siegel des Chosro und zehn Brokate. In welcher Grade derartige Costümkstücke die Bewunderung der Araber erregen mußten wird man beurtheilen können, wenn man weiß, daß sie nur gewebte Stoff kannten, und die Schneiderei erst von den besiegten Persern lernten. Die Rüstung des Chosro bestand aus einem goldenen Harnisch, einem Helm, Arm und Beinshielden ebenfalls von Gold. Im Schatzhaus fand man ein goldenes Roß mit einem von Edelsteinen besetzten silbernen Sattel, sowie ein silbernes Kameel mit einem goldenen Füllen. Ein kostbares Stück war ein weißer Brokatteppich von 60 Ellen im Geviert; den Rand desselben bildete ein grün-blumengewebe, dessen Blüthen aus Smaragden, Beryllen, Rubinen, Türkisen und Topasen bestanden. Die Könige bedienten sich des Teppichs im Winter um an die Blumen des Lenzes erinnert zu werden. Der Teppich wurde zu

*) Uebersetzt von Zotenberg III, 387.

geschnitten und für ein Stück desselben wurden nicht mehr als 8000 Dirhem bezahlt. Ein Magazin enthielt die ausgefuchtesten Wohlgerüche in Glasgefäßen, Kampfer, Ambra, Moschus. Alles wanderte nach Mekka, wo es verschleudert wurde. Im Hafen lag eine Schiffsladung Kampfer aus Indien, welchen die Perser in ihre Wachskerzen zu thun pflegten. Die arabischen Soldaten sollen ihn als Würze aufs Brot gelegt haben. Selbst die Hausthüren in Ktesiphon wurden ausgehoben und in die neuen Häuser in Kufa eingesetzt.

In der Ebene von Djalula stellten sich die Perser unter dem Arsakiden Mihran den Arabern; die Gefechte dauerten 6 Monate lang, endlich wurden die Perser geschlagen (Dezember 637). Der König befand sich in Holwan; hier steht ein Schloß östlich von Zohab, welches noch heute Kalahi Zezbidjird heißt. Die Ruine liegt auf einem Bergvorsprung, der an der Seite, wo er mit dem Gebirge zusammenhängt, durch eine 20 Fuß dicke Mauer, die noch heute vertheidigungsfähig, und einen Graben von bedeutenden Dimensionen geschützt ist. Ein einziger Pfad, mit Mauern und Thürmen bewehrt, führt auf das Schloß. Zezdegerd floh von hier nach Rai, als er die Kunde von der Niederlage erhielt. Eine Schlacht beim Schloß der Schirin lieferte das nahe gelegene Holwan den Arabern aus. Fast zu derselben Zeit spielten die Christen die Stadt Tektir am Tigris, den Sitz des nestorianischen Katholikos oder Masrian, den Arabern in die Hände, und Mosul ergab sich später ebenfalls den Moslem. Noch in demselben Jahre (Januar 638) fielen die Städte Masabadan und Sirwan an den Vorhöfen des Zagros nach einer dreitägigen Schlacht.

Im Jahre 639 rüsteten sich die Araber zur Eroberung von Sufiana. Das Land stand, wie noch sechs andere des Reiches, unter der erblichen Herrschaft einer mit der königlichen verwandten Familie. Diese sieben Fürsten waren berechtigt, eine Krone zu tragen, welche nur etwas kleiner war als die Tiara des Königs. Der tapfere Hormuzan, der bereits bei Kadefia mitgekämpft hatte, wurde von zwei arabischen Armeen auf Suk al Ahwaz zurückgeworfen. Eine blutige Schlacht unter dessen Mauern ging verloren, und Hormuzan zog sich auf Ram Hormuz zurück und schloß Frieden. Nach einiger Zeit zog der Statthalter der Persis, Schehret, dem Hormuzan zu Hülfe, und beide vereinigten sich in Toster (Schuschter), welches besser befestigt war als Ram Hormuz. Die Stadt wurde ein halbes Jahr lang belagert, und es wurden achtzig Gefechte geliefert. Darauf verrieth ein Perser den Arabern den Tunnel, welcher unter der Burg das Wasser des Kercha in die Stadt führte, und es drangen 100 Araber in die Burg ein, während die Armee vor den Stadthoren stand. In der Burg lag die von Sapor I. erbaute Citabelle, welche Hormuzan mit 1000 Schützen besetzte. Er stellte dem arabischen Feldherrn vor, daß seine 1000 Schützen niemals ihr Ziel verfehlten, und daß die Citabelle nicht einzunehmen sei; es wurde ihm bewilligt, daß er mit freiem Geleit abziehe und sich persönlich dem Chalifen

stelle. Hormuzan reiste daher nach Medina und erregte durch die Pracht seiner Erscheinung das Erstaunen der Bewohner. Er fand Omar in der Moschee, in einer Ecke schlafend, in einem geflickten Rod. Hormuzan sagte, ein solches Kleid sei das eines Propheten, nicht eines Fürsten. Hormuzan wurde seiner Kleider beraubt und in einen leinenen Kittel gehüllt. Sodann befahl ihm Omar, zu reden. „Soll ich reden als Todter oder Lebendiger?“ „als ein Lebendiger.“ „So gieb mir die Versicherung, daß Du mich nicht tödten willst.“ Omar entgegnete, diesen Sinn habe sein Wort nicht haben sollen: „Wer einen Moslem getödtet hat, soll nicht lebendig bleiben.“ „So laß mich so lange am Leben, bis ich einen Becher Wasser getrunken habe.“ Omar ließ einen Krug bringen. Der Perser goß den Krug aus und die Erde sog das Wasser auf. So blieb er am Leben.

Jeздеgerd sammelte neue Streitkräfte, als er hörte, daß der Sieger von Kadesia von Omar abberufen war. Eine Armee von 150,000 Mann wurde bei Nehawend zusammengezogen, wohl in der Absicht, auf der Straße von Kermanschah und Holtwan wieder nach dem Tigris vorzubringen. Gerade diese Straße schlugen die Araber unter Roman, Sohn des Motarren, ein und kamen über Mardj und Tazar vor Nehawend an, welches sie mit Palissaden besetzt fanden. Als die Belagerung zwei Monate gedauert hatte, zogen die Araber zwei Tagemärsche zurück, um die Perser aufs freie Feld zu locken. Diese, in der Meinung, der Feind sei flüchtig, verließen ihre Stellung und wurden alsbald von den Arabern angegriffen und in die Flucht geschlagen; der persische General Perozan wurde auf der Flucht ergriffen und getödtet. Zwei Drittel der Perser sollen in der Schlacht gefallen sein (640). Jeздеgerd floh über Ispahan, Kerman und Nischapur nach Chorasän, und die Eroberungen der Moslem erstreckten sich bald über ganz Medien und Atropatene bis nach Derbend, das Gebiet von Ispahan und Rai (welches geplündert und theilweise zerstört wurde), Parthien und Gorgan (Hyrcanien), 643. Die Persis fiel dadurch, daß die Araber einzelne Corps gegen die verschiedenen Städte rücken ließen, während der persische Statthalter eine Streitkräfte bei Tawadj versammelt hatte; die Armee mußte sich nun in kleine Abtheilungen trennen, welche nach einander überwältigt wurden. Scherz fiel in einer großen Schlacht bei Nishehr. Doch dauerte die Belagerung von Darabgird drei Monate, und ein Ausfall trieb die Araber gegen die Berge, dann aber errangen sie angeblich durch ein Wunder den Sieg.

Im Jahre 642 eroberten die Araber Armenien. Ihr Feldherr Habib ibn Maslama rückte von Mesopotamien aus ins Land mit einer geringen Heere, welches aber durch Nachschub verstärkt wurde, als man erfahren hatte, daß die armenische Streitmacht durch Alanen, Abchazen und Chazaren unterstützt wurde. Da Habib und der Befehlshaber der Hülfsstruppen sich veruneinigten, wurde letzterer, Selman, zur Eroberung von Arran abgeordnet, während Habib die Umgebung des See's von Wan eroberte und nach Ueberstreichung des Aras die damalige Hauptstadt Dovin am Medzamor angri-

und sie an vier Ecken anzünden, die Bewohner niedermachen und die Häuser plündern ließ. Der Sieger verfolgte seinen Weg ohne große Schwierigkeiten bis Tiflis. Byzanz gab seine Ansprüche auf Armenien nicht auf, und so wurde das Land, von den beiderseitigen Statthaltern verwaltet, der Schauplatz langer verheerender Kriege. In der Folge kam noch einmal unter dem alten Geschlechte der Bagratuni ein armenisches Reich auf (859), allerdings von den Chalifen abhängig, aber doch in gewissem Grade selbständig; es dauerte aber nur bis gegen Ende des 11. Jahrhunderts, wo es Byzantiner und Türken an sich rissen. Zu derselben Zeit jedoch kam eine verwandte Fürstenlinie, die des Rhupen (Ruben), zur Herrschaft über ein armenisches Reich, welches seinen Schwerpunkt in Kilikien und Kappadokien hatte, aber auch schon im Anfang des 13. Jahrhunderts fremden Herrschern unterlag.

Nichts widerstand den begeisterten Schaaren Omars, deren Feldherrn mit dem Rufe: „Gott, zeige heute die Herrlichkeit des Islam, vernichte die Ungläubigen und schenke mir den Märtyrertod!“ mit der Fahne in der Hand in die feindlichen Reihen stürmten; und es dürfte weniger unser Erstaunen wach rufen, daß die tapfern Söhne Arabiens, von dem neuen Glauben befeelt und von den unbekanntem Reichthümern der Länder angelockt, ein zerfallendes und durch dauernden Kriegszustand erschöpftes Reich über den Haufen warfen, als die Wahrnehmung, daß die Perser immer neue Heeresmassen aufbrachten, welche oft in mehrtägigen Schlachten das Land vertheidigten. Nach und nach begannen die Fürsten der Provinzen an Jezdegerds Sache zu verzweifeln und um Frieden zu bitten. Am längsten bewahrten ihre Freiheit die kaspischen Küstländer, in denen, wie wir gesehen haben, auch die ältesten sagenhaften Kunden der iranischen Vorzeit sich erhalten haben. Leider weiß man nur sehr wenig von ihrer Geschichte, da sie von zuverlässigen Geschichtschreibern nur gelegentlich erwähnt werden und eine zusammenhängende Geschichtserzählung erst mit der Zeit des Islam beginnt. **Ayros** hatte einst seinen Sohn **Tanaogares** zum Statthalter von Medien, Armenien und der **Kadusier** (**Gilek**) ernannt; die **Achämeniden** hatten wiederholt mit der Unterwerfung der gilanischen Stämme zu schaffen, und **Alexander** bestätigte den Fürsten von **Tabaristan** in seiner Herrschaft, wahrscheinlich nachdem derselbe ihm die Anerkennung als König der Könige gezollt hatte, womit nicht viel mehr als eine neutrale Stellung bezeichnet war. Die **Parther** standen meist in freundschaftlicher Beziehung mit **Tabaristan**, da die **Ispehbeds** aus einer Nebenlinie des königlichen Hauses abstammten; auch **Ardeschir I.** bestätigte die einheimische Dynastie des **Djesfenschah**, welche jedoch von einem Sohn **Kobads I.**, **Kejus**, gestürzt wurde. Dieser verfeindete sich mit seinem Bruder **Chosto Anoschirwan**, der ihn 537 besiegte und **Karen**, einen Sohn **Suchras**, zum **Ispehbed** einsetzte. Der fünfte Nachfolger **Suchras** wurde zur Zeit **Jezdegerds III.** durch **Gil Gaubare**, Sohn **Gilan-schahs**, welcher der Sohn eines **Sasaniden Peroz** und der Königstochter von **Gilan** war, besiegt, und von diesem stammten die **tabaristanischen Dynastien** ab; er

hatte zwei Söhne, Dabuje und Badusepan, von welchen zwei Fürstenhäuser ausgingen, das eine herrschte bis zum Jahre 761, wo die Schare der Araber unter Omar ben el Ala die Stadt Amol eroberten. Der letzte Ispehbed dieser Dynastie flüchtete mit seiner Familie und Habe in eine Höhle, worin er 2½ Jahr zugebracht hatte, als eine Seuche ausbrach und er sich aus Verzweiflung vergiftete. Die Dynastie des Badusepan erlebte mehr Glück; obwohl zeitweise von den Chalifen und ihren Nachfolgern bedrängt, behauptete sie ihre Unabhängigkeit während 35 Regierungen bis zum Jahre 1453, worauf sie sich in zwei Linien trennte, die erst von den Sefiden unterworfen wurden. Trotz der politischen Unabhängigkeit gewann doch die arabische Religion Eingang; unter einem dieser Fürsten, Scheherjar I (908—923) trat eine große Anzahl Feueranbeter in Dailem zum Islam über. Von jenem Karen stammten die Herrscher ab, welche bis zum Ende des 9. Jahrhunderts im Gebirge von Tabaristan schalteten. Unter Chosro Parwez wurde ein Mann Namens Bauja zum Statthalter von Istach, Aderbeidjan, Irak und Tabaristan ernannt. Diese Würde bekleidete er bis zur Regierung der Azarmidocht, welche ihn zu sich entbieten ließ; er zog sich jedoch in einen Feuertempel zurück, und erst nach Jezdegerds Tode erwählte ihn die Tabaristaner zum Fürsten, und seine Nachkommen beherrschten das Land, obwohl das Küstenland Mazenderan zuweilen abspenstig wurde, weshalb man die Dynastie auch die Könige der Berge nannte. Bauja war von einem gewissen Balasch ermordet worden, jedoch kam sein Sohn Suruch nach Tödtung des Usurpators wieder auf den Thron. Die Dynastie dauerte bis 1006, wo der Fürst von Gorgan ihr ein Ende machte. Die zweite Linie der Bergkönige herrschte von 1073—1209, wo der letzte Fürst von einem alchidischen Statthalter gestürzt und getödtet wurde. Beide Dynastien führten sich auf Bauja zurück, ebenso eine dritte, welche 1237—1349 Amol residirte.

Die Araber hatten auch in Chorasmien, dem heutigen Chiwa, einen schweren Stand. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es erst 71 dem Kutaiiba bin Muslim, Statthalter von Chorasan, mit Benutzung eines zwischen dem Schah und seinem Bruder ausgebrochenen Zwistes, die arabische Herrschaft in der Weise geltend zu machen, daß der Schah in seiner Würde verblieb, aber einen arabischen Wali (Statthalter) neben sich dulden mußte.

Jezdegerd war zu tabeln, daß er vorzog, in einem von Maulthieren getragenen Tachtirawan als vorderster der Fliehenden zu entweichen, anstatt wie der letzte Achämenide und der letzte Parther inmitten seiner Garden zu stehen. Er fand zuletzt Ruhe von seiner Flucht in Marw; hier erbaute er einen Feuertempel und setzte in denselben das heilige Feuer, welches er von Rom mitgenommen hatte, und welches das älteste Feuer Irans gewesen sein soll. Rings um den Tempel legte er Gärten an, und er residirte dort mit 400 Personen, unter welchen sich aber kein Krieger befand. Dieser Hofstaat von Sklaven, Köchen, Kammerdienern, Marstallern, Weibern, Greifen und Kindern

kehrte bald seine Mittel auf. Kaum ein Jahr dauerte es, daß die Araber auch nach Marw kamen. Die Berichte der Geschichtschreiber lassen den Sezdegerd nach dem anderen Marw (Marwruud), nach Balch und über den Oxus fliehen. Der Chakan der Türken habe ihm Hülfe gebracht, sodaß zum letzten Male die Waffen für den König von Iran klrkten. Zwei Monate hindurch sei fast täglich gekämpft worden, bis die Tapferkeit Ahnaf, des arabischen Feldherrn, den Ausschlag gegeben habe. Er habe die drei riesigsten Söhne Turkestans zum Zweikampf gefordert, und als er alle drei erlegt, hätten die Türken beschlossen, sich nicht weiter für einen Fremden die Köpfe blutig schlagen zu lassen und seien abgezogen. Sezdegerd sei nach Marw zurückgeirrt, wo ihn die Perser hätten zwingen wollen, sich den Arabern zu unterwerfen. Indessen scheint der wirkliche Hergang der gewesen zu sein, daß der Basall des Sezdegerd, welcher in Marw residirte, sich mittelst eines Bündnisses mit dem türkischen Fürsten von Transogiana der Araber zu erwehren und nach Vesteitigung des Königs ein eigenes Reich zu stiften beabsichtigte. Erst nach Sezdegerds Tode unterwarf Ahnaf Chorasän und nöthigte jenen Basall zur Flucht. Geschichtlich ist, daß der Palast von Marw umstellt wurde, und daß Sezdegerd, um sein Leben zu retten, sich an einem Strick die Mauer hinabließ; er floh und kam in eine Mühle am Flusse Kazi, der bei Marw vorbeifließt, und sank zum letzten Mal in Schlaf. Beim Tagesgrauen ermedte das golbschimmernde Gewand des Königs die Eier des Müllers „und mit einem sichern Schläge auf das Haupt des schönen blaffen todesmüden Königsjünglings, ohn' ihn aus dem tiefen Schläfe zu erwecken, in des Todes tieferen versenkt' er ihn“ (Müldert). Dies geschah im Sommer des Jahres 651.

Der Chalif Omar wurde am 4. November 644 ermordet, und unter seinem Nachfolger Osman unterwarfen die arabischen Feldherrn das Land Iran bis nach Indien und bis zum Oxus.

Es endet hier die eigenthümliche persische Geschichte, aber auch persischer Ruhm und persische Herrlichkeit für immer. Mag nun der Contact der Perser und der semitischen Araber von übler Wirkung gewesen sein, mag die Unfähigkeit der Araber für umsichtige Regierung und Verwaltung erobelter Länder und das System der um die Zukunft unbesorgten Ausnutzung ihrer Hülfquellen der materiellen Wohlfahrt den tödtlichen Stoß versezt, mag auch die Kraft der Nation sich abgenutzt haben in den Leistungen früherer Zeiten — das Persien seit der arabischen Eroberung bietet ein unerquickliches Bild. Eine Zeit lang geht es noch glänzend weiter, die Litteratur entfaltet eine herrliche Blüthe, und es ist als ob der Geist der Perser auf ihre Besieger niedergelassen und die glänzenden Gaben, welche in der Seele der neuen herrschenden Nation schlummerten, erweckt hätte; ja selbst in der Politik erheben talentvolle Fürsten noch dann und wann das Banner Irans, aber es sind Meteore, welche einen Moment das Auge blenden, um alsbald wieder in Nacht zu verschwinden. Der furchtbarste Schlag war die Eroberung Irans durch die Mongolen, in Folge deren Wohlstand, Bildung und Menschen-

Leben in nie dagewesener Furchtbarkeit zertrümmert und vernichtet wurde: Seitdem ist überall Stagnation und Rückgang; der Handel hat andere Wege eingeschlagen, die Politik ist ein trauriges Balanciren zwischen englischen und russischen Einflüssen, der finstere Fanatismus des Islam vereitelt die wiederholten Anstrengungen, sich durch Anschluß an die abendländische Bildung emporzuarbeiten, eine Mißregierung, deren Beamte ihre Unterthanen als Schwämme betrachten, welche man auszupressen hat, das Gespenst des Hungers, welches bei der mangelhaften Communication nicht aufhört zu drohen: die Feinde an den Landesgrenzen und andere Calamitäten sind wenig geeignete Vertrauensgegenstände auf die Zukunft des Reiches des Königs der Könige einzulösen: Selbst die Thätigkeit der Perser im Gebiet der Litteratur und schönen Wissenschaften, welche auch heute noch von Fürsten beschützt, in allen Ständen eifrig gepflegt werden, erhebt sich kaum über eine litterarische Liebhaberei; die aus classischer Zeit überlieferten großen Vorbilder werden nachgeahmt, denn sie sind in Aller Mund, und jeder Mensch von Erziehung vermag seine Rede oder Schrift mit Geistesblüthen des Saadi und Hafis zu zieren; neu ist nur ein bedenklicher Zusatz von Behagen an Dingen, wovon man bei uns in guter Gesellschaft nicht spricht. Wenn sich hier eine erfreuliche Thätigkeit in einer idealen Richtung zeigt, so ist dagegen der Zustand der exacten Wissenschaften auf deren allseitigem Ausbau ein großer Theil des europäischen Fortschritts beruht, ein trostloser, denn dieselben sind wenig über das bereits im frühem Mittelalter geleistete hinausgegangen; der Aberglaube bildet eine Schranke gegen die Einführung nützlicher Kenntnisse, welche erst durch jahrhundertlangen Unterricht beseitigt werden könnte. Bei alledem sind die Geistesgaben der Perser höchst bedeutend und vielfältig. Ein gelehrter Orientalist, welcher zugleich Naturforscher ist, hat den Satz ausgesprochen, daß die Häufigkeit der Geisteskrankheiten in dem Grade zunehme, als eine übertriebene Kultur das Maß der körperlichen und geistigen Kräfte eines Volkes übersteige; er sieht in dem endemischen Irrsinn unserer Zeit eine Folge dieses Mißverhältnisses, in dem höchst seltenen Vorkommen von Geistesstörungen bei den Persern und Arabern ein glückliches Verhältniß ihrer Geisteskräfte zu ihrer Kultur, welche doch ihrerzeit die höchste des Erdkreises war. Ein Perser, welcher das Glück hat, alle seine Gaben durch einen guten Unterricht geweckt und gebildet zu sehn, wird durchaus nicht gegen einen Europäer zurückstehn. Der einzelne Mensch kann seiner Länge keine Hilfe zusetzen, und kein Unterricht vermag den Mangel an Geistesgaben zu ersetzen, wohl aber kann auch der begabteste durch Vernachlässigung zurückbleiben oder durch Zerrüttung seines Körpers um den Verstand kommen. Die Wiederherstellung in letzterm Falle wird ebenso schwer eintreten, wie die Wiedererhebung eines seiner höchsten Güter verlustig gegangenen und materiell gesunkenen Volkes: unmöglich ist sie nicht, aber unter der Regierung Nasreddins und seiner türkischen Dynastie ist nicht viel Aussicht auf sie vorhanden.

Verzeichniß der Illustrationen und Quellen-Angabe derselben.

- Seite 3: Taf i Girrah (Flandin et Coste, Voyage en Perse, IV, pl. 214).
- .. 5: Löwe zu Ekbatana (Flandin et Coste).
- .. 8: Tempel des Halbia in Musafir (Botta et Flandin, Monument de Niniveh II, pl. 141).
- .. 9: Tiglatpileser (Rawlinson, G., the 5 great Monarchies II, 331).
- .. 13: Grab des Midas (Texier, Description de l'Asie Mineure I, pl. 56).
- .. 26: Marmorgrab in Xanthos (Fellows, a Journal written during an excursion in Asia Minor, pl. 228).
- .. 26: Felsgrab in Myra (Fellows, an Account of discoveries in Lycia, p. 198).
- .. 27: Harpyie (Fellows, Account p. 170).
- .. 27: Münzen von Crete und Myra (Fellows, Account p. 284, pl. 34, No. 8. 16).
- .. 45: Grab des Myros (Ker Porter, Travels in Georgia, Persia, Armenia etc. I p. 499 pl. 14).
- .. 46: Säulensofel von Pasargada und Samos (Reber, Geschichte der Baukunst im Alterthum 316).
- .. 47: Basrelief von Murgab (Ker Porter I, 492 pl. 13).
- .. 52: Relief am Berge Behistan (Ker Porter II, pl. 60).
- .. 65: Persische Münzen (Mionnet, Description de Médailles. Supplément T. VIII, pl. XIX No. 3. 4).
- .. 65: Darius (Description de l'Égypte, T. V, pl. 29).
- .. 69: Huramazda (Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie, pl. 111 bis. ter).
- .. 69: Ormazd (sasanisch) (Ker Porter I, p. 548 pl. 23).
- .. 74: Feueraltar, Feuergefäß, tragbarer Feueraltar (Texier pl. 123. Spiegel, Avesta übersezt, X. III. Ker Porter I, pl. 49).
- .. 89: Sarkophag von Barla (Loftus, Travels in Chaldaea and Susiana 204).
- .. 93: Löwe den Stier würgend (G. Rawlinson IV, 319).
- .. 94: Anahita (Loftus 379).
- .. 102: Persepolis (Flandin et Coste II, pl. 78).
- .. 103: Thorsalle des Xerxes (Flandin et Coste II, pl. 77).
- .. 104: Palastwache (Ker Porter I, 601, pl. 36).
- .. 106: Palast des Xerxes (Fergusson, History of Architecture I, p. 174).
- .. 107: Der König tödtet das ahrimanische Thier (Ker Porter I, 673, pl. 53).
- .. 110: Rastchi Rustam (Texier pl. 127).
- .. 112: Siegel des Darius (Rawlinson IV, 182).
- .. 142: Darius Kobomannus in der Schlacht bei Issos (Museo Borbonico, vol. VIII, t. 40).
- .. 149: Artaxes I. (Mionnet, Suppl. T. VIII, pl. 20, No. 1. Visconti, Iconographie grecque, III, t. 3, No. 1. 2).
- .. 152: Mithribates I. (Visconti, t. 3, No. 7).
- .. 156: Xigran (Mionnet, Suppl. T. VIII, pl. 14, No. 3).
- .. 158: Orodes (Visconti III, pl. 4, No. 9).
- .. 159: Persischer Panzerreiter (Ker Porter II, pl. 62).

250 Verzeichniß der Illustrationen und Quellen-Angabe derselben.

- Seite 173: Al Sabhr (Ross, Journal of the R. Geograph. Society, 1841. vol. IX.
G. Rawlinson, the sixth great Monarchy, Frontispiece).
- „ 178: Ardešir I. (Ker Porter, I, 548 pl. 23).
- „ 180: Pforte des Palastes in Firuzabad (Flandin et Coste I, pl. 41).
- „ 181: Palast von Firuzabad (Flandin et Coste).
- „ 181: Façade von Sarwistan (Flandin et Coste I, pl. 29).
- „ 184: Granatgemme Sapor's (nach einer dem Verfasser von Herrn Bertsch mitgetheilten Photographie).
- „ 189: Silberdrachme Sapor's II. (Collection de Monnaies sassanides de feu le Lieutenant-Général J. de Bartholomaei, publ. par B. Dorn (2 édition) pl. VII, No. 14).
- „ 209: Taf Rejra (Rtesiphon) (Flandin et Coste IV, pl. 216. Fergusson II, 431).
- „ 210: Goldmünze des Chosro Anoschirwan (Bartholomaei-Dorn, pl. 24, No. 45).
- „ 240: Silberdrachme Sezdegerd's III. (Bartholomaei-Dorn, pl. 31, No. 7).

Verzeichniß der Illustrationen.

Am Text.

- Seite** 3: Taf i Girrah. (Flandin et Coste, Voyage en Perse IV, pl. 214.)
- .. 5: Löwe zu Esbatana. (Flandin et Coste.)
- .. 8: Tempel des Salsbia in Musafir. (Botta et Flandin, Monument de Niniveh II, pl. 141.)
- .. 9: Zigaretzpileser. (Rawlinson, G., the five great Monarchies II, 331.)
- .. 13: Grab des Midas. (Texier, Description de l'Asie Mineure I, pl. 56.)
- .. 27: Sarphe. (Fellows, Account p. 170.)
- .. 27: Münzen von Erekle und Myra. (Fellows, Account p. 284, pl. 34, No. 8. 16.)
- .. 45: Grab des Rhyos. (Ker Porter, Travels in Georgia, Persia, Armenia etc. I, p. 499 pl. 14.)
- .. 46: Säulensofel von Pasargada und Samos. (Reber, Geschichte der Baukunst im Alterthum 316.)
- .. 47: Basrelief von Murgab. (Ker Porter I, 492 pl. 13.)
- .. 52: Relief am Berge Behistan. (Ker Porter II, pl. 60.)
- .. 65: Persische Münzen. (Mionnet, Description de Médailles. Supplément T. VIII, pl. XIX No. 3. 4.)
- .. 65: Darius. (Description de l'Égypte, T. V, pl. 29.)
- .. 69: Ahuramazda. (Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie pl. 111 bis. ter.)
- .. 69: Ormazd (sasanisch). (Ker Porter I, p. 518 pl. 23)
- .. 74: Feueraltar, Feuergefäß, tragbarer Feueraltar. (Texier pl. 123. Spiegel, Avesta übersetzt, T. III, Ker Porter I, pl. 49.)
- .. 89: Sarkophage von Warfa. (Loftus, Travels in Chaldaea and Susiana 204.)
- .. 94: Anahita. (Loftus 379.)
- .. 103: Thorhalle des Kerges. (Flandin et Coste II, pl. 77.)
- .. 104: Palastwache. (Ker Porter I, 601 pl. 36.)
- .. 110: Raffhi Kustam. (Texier pl. 127.)
- .. 112: Siegelcylinder des Darios; London, brit. Mus. (Photographie.)
- .. 142: Darius Rodomannus in der Schlacht bei Issos. (Museo Borbonico, vol. VIII, t. 40.)
- .. 149: Münze von Arsates I. (Mionnet, Suppl. T. VIII, pl. 20, No. 1. Visconti, Iconographie grecque, III, t. 3, No. 1. 2.)
- .. 152: Silberne Tetradrachme von Arsates VI. Mithridates I. (v. Gallat, Numismat. Zeitschr. I, T. 8, 2.)
- .. 156: Münze von Tigran (Mionnet, Suppl. T. VIII, pl. 14, No. 3.)
- .. 158: Münze von Drobos. (Visconti III, pl. 4, No. 9.)
- .. 159: Persischer Panzerreiter. (Ker Porter II, pl. 62.)
- .. 173: Al Sabyr. (Ross, Journal of the R. Geograph. Society, 1841. vol. IX. G. Rawlinson, the sixth great Monarchy, Frontispice.)

- Seite 178: Ardeschir I. (Ker Porter, I, 548 pl. 23.)
 „ 180: Porte des Palastes in Firuzabad. (Flandin et Coste I, pl. 4)
 „ 181: Palast von Firuzabad. (Flandin et Coste.)
 „ 181: Façade von Samwistan. (Flandin et Coste I, pl. 29.)
 „ 184: Granatgemme Sapor's; Gotha, herzogl. Sammlg. (Nach einer
 fasser von Herrn Bertsch mitgetheilten Photographie.)
 „ 189: Silberdrachme Sapor's II. (Collection de monnaies sassanid
 le Lieutenant-Général J. de Bartholomaei, publ. par B. Dorn
 pl. VII, No. 14.)
 „ 209: Taf Kejra (Stesiphon). (Flandin et Coste IV, pl. 216. Fergusse
 „ 210: Goldmünze des Chosro Anoschirwan. (Bartholomaei-Dorn, pl. 2
 „ 240: Silberdrachme Fezdeger's III. (Bartholomaei-Dorn, pl. 31, No

Dollbilder.

- „ 26: Marmorgrab zu Xanthos. (Fellows, A journal written duri
 cursion in Asia Minor.)
 „ 26: Felsgrab in Myra. (Fellows, An account of discoveries in I
 „ 93: Löwe den Stier würgend; Relief an der Treppe des Keryes. (C
 son, the sixth great Monarchy.)
 „ 102: Ruinen von Persepolis; Ansicht von Osten her. (Stolze-Andreas, S
 „ 106: Relief an der Treppe des Keryes. (Ebd.)
 „ 108: Relief aus dem Palaste des Keryes: der König tödtet das ahriman
 (Ker Porter, Travels in Georgia, Persia, Armenia etc.)
 „ 182: Der Triumphbogen in den Ruinen von Palmyra; im Hinter
 Baalstempel. (Nach photographischer Naturaufnahme.)
 „ 183: Grabthürme in den Ruinen von Palmyra. (Nach photographisc
 aufnahme.)
 „ 183: Ruinen von Palmyra, von der großen Colonnade aus gesehen;
 grunde die Burg. (Nach photographischer Naturaufnahme.)
 „ 184: Sapor's Triumph über Valerian. Relief von Naqsch-i Rostam
 Andreas, Persepolis.)

Doppelvollbild.

- „ 105: Palast des Dareios; Ansicht von Süden. (Stolze-Andreas, Per

Beilage.

- „ 220: Facsimile einer Seite des Avesta. Aus der ältesten, 1325 n. Ch
 benen, den Yasna enthaltenden Handschrift. Kopenhagen, Cod. K

Karten.

- „ 7: Vorder-Asien mit besonderer Rücksicht auf die alte persische Geschi
 dem Entwurfe von Ferd. Justi. I. Blatt.
 „ 149: Dasselbe. II. Blatt.
-

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Vorwort	V
Einführung	1
Älteste Erinnerungen und Herrschaft der Meder	1
Stammtafel der Achämeniden	15
Herrschaft der Achämeniden	16
Kyroß; 559—529	16
Kambyses (Kambuzija); 529—522	48
Darius I.; 521—485	50
Xerxes (Chscharja); 486—465	113
Artaxerges I. (Artachsatra); 465—425	126
Xerxes II., Sogdianos, Darius II.; 425—404	128
Artaxerges II. (Mnemon); 404—361	129
Artaxerges III. (Dchos); 361—336	137
Darius Kodomannus; 336—330	139
Alexander; 331—323	144
Herrschaft der Parther	148
Stammtafel der Arsakiden	149
Arsakes I.; 248—246	149
Arsakes II. Tiridates; 246—214	149
Arsakes III. Artaban I.; 214—196	150
Arsakes IV. Priapatios; 197—188	151
Arsakes V. Phraates I.; 188—161	152
Arsakes VI. Mithridates I.; 170—136	152
Arsakes VII. Phraates II.; 136—127	153
Arsakes VIII. Artaban II.; 127—124	154
Arsakes IX. Mithridates II.; 124—87	155
Arsakes X.; 87—77	156
Arsakes XI. Sanatroiles; 77—68	156
Arsakes XII. Phraates III.; 68—60	157
Arsakes XIII. Mithridates III.; 60—56	158
Arsakes XIV. Orodes I.; 56—37	158
Arsakes XV. Phraates IV.; 37—2	162
Arsakes XVI. Phraatakes; 2 vor bis 4 nach Chr.	164
Arsakes XVII. Orodes II.; 4 n. Chr.	164
Arsakes XVIII. Vonones I.; 4—12	165
Arsakes XIX. Artaban III.; 12—42	165
Arsakes XX. Bardanes, Arsakes XXI. Gotarzes, Arsakes XXII. Meherdates; 42—51	167

	Seite
Arjates XXIII. Bonones II.; 51	168
Arjates XXIV. Bolagases I.; 51—62	168
Arjates XXV. Patorus; 77—108	171
Arjates XXVI. Chosroes; 108—130	171
Arjates XXVII. Bolagases II.; 130—149	174
Arjates XXVIII. Bolagases III.; 149—191	174
Arjates XXIX. Bolagases IV.; 191—209	175
Arjates XXX. Bolagases V. und Arjates XXXI. Artaban IV.; 209—226	176
Herrschaft der Sasaniden	177
Stammtafel der Sasaniden	177
Ardeschir I.; 226—241	177
Sapor I.; 241—272	182
Narse; 293—302	189
Ormizd II.; 302—309	189
Sapor II.; 309—379	189
Ardeschir II.; 379—383	192
Tezdegerd I.; 399—420	193
Barahran V.; 420—438	194
Tezdegerd II.; 438—457	196
Ormizd III.; 457—459	203
Peroz (Firuz); 459—484	203
Balasch (Balarich); 484—488	204
Kobad; 488—531	204
Chosro Anoschirwan; 531—578	207
Ormizd IV.; 578—590	234
Chosro Parvez; 590—628	235
Kobad Schiruc; 628	238
Ardeschir III.; 628—629	238
Tezdegerd III.; 632—651	239
Verzeichniß der Illustrationen	249

Allgemeine Geschichte

in

Einzel Darstellungen.

Unter Mitwirkung von

felig Bamberg, f. von Bezold, Alex. Brückner, Const. Bulle, felix Dahn,
G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Theod. Flathe,
Ludw. Geiger, Gust. Herzberg, O. Holzmann, f. Hommel, E. O. Hopp,
ferd. Justi, B. Kugler, S. Lefmann, Ed. Meyer, A. Müller, W. Oncken,
M. Philippson, R. Pietschmann, H. Prutz, S. Ruge, Th. Schiemann
B. Stade, A. Stern, Ed. Winkelmann, Adam Wolf

herausgegeben

von

Wilhelm Oncken.

Erste Hauptabtheilung.

Vierter Theil. II. Hälfte.

Geschichte der Phönizier.

Don Richard Pietschmann.

Berlin,

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

1889.

Geschichte
der
P h ä n i z i e r.

Don
Dr. Richard Pietschmann.

Mit Illustrationen und Karten.



Berlin,
G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.
1889.



Uebersetzungsrecht wie alle anderen Rechte vorbehalten.

**Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.
Beginn des Satzes am 8. April 1909.**

Geschichte der Phönizier.



Erster Abschnitt.

Abgrenzung der Aufgabe. Quellen der phönizischen Geschichte.

Die vorliegende Darstellung der Geschichte der Phönizier verfolgt nicht den Zweck, etwa durch Mittheilung annähernd aller gegenwärtig bekannten Quellen oder durch Anführung möglichst vieler in dieses Gebiet gehöriger Nachrichten die Vollständigkeit eines selbständigen Hand- oder Lehrbuchs nachzuweisen. Die Aufgabe, die sie vor allen Dingen erfüllen sollte, war vielmehr, die Schilderung der Geschichte des Alterthums, welche die übrigen Bände der Haupt-Abtheilung der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ bilden, eine Ergänzung zu bilden. Die Zeiträume, von denen jene Bände kommen, kommen hier daher nicht nochmals zur Darstellung. Das Phönizien der Griechen und Karthago sind hier zwar nicht gänzlich ausgeschlossen, sollen aber doch mehr Erwähnung und Berücksichtigung finden, als zur Bervollständigung der Darstellungen, welche G. F. Herzbergs „Griechenland und Rom“ und Ferdinand Schlegels „Geschichte des alten Persiens“ enthalten, erforderlich ist. Der Vergleich der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ entsprechend dürfen die nur lose miteinander verbundenen Nachrichten und weniger den Geographen und Historikern, als den Specialforschern interessirenden Einzelheiten vorbehalten, mag auch manches Material darunter sein, das, vor der Hand wenigstens nicht recht verwertbar, in Zukunft vielleicht einmal Nutzen bringen könnte. Der Eindruck des Mosaikartigen einer Notizenammlung wird sich ohnehin, durch die Anhäufung trockener Gelehrsamkeit, heutzutage und wohl noch auf die Zukunft hinaus bei Darstellung der phönizischen Geschichte schlechterdings vermeiden lassen. Trotz der Menge von Ergebnissen, welche die Alterthumsforschung gerade auf dem Gebiete des Morgenlandes während der letzten Jahrzehnte neu zu verzeichnen gehabt hat, bleibt nach wie vor das Gesamtbild, die Geschichte und Gesittung der morgenländischen Völker des Alterthums unvollständig, in mehr als einer Hinsicht ein höchst fragmentarisches. Noch mehr tritt dies in dem Ganzen wenig innerer Zusammenhang; noch immer ist die Darstellung der Theile, in die es zerfällt, eine sehr ungleichmäßige. Das ist namentlich, was Berthold Niebuhr einschlug, als er in den Vorträgen über die Phönizier, welche er in den Jahren 1826 und 1829 an der Universität Göttingen hielt, „die kluge und anmuthige Disposition“ des Pompejus Trogus zum

Leitfaden für die „nichtrömische Geschichte“ des Alterthums wählte, ist im Princip gegenwärtig noch nicht so ganz veraltet, wie man häufig glaubt. Die überraschenden Aufschlüsse, die man den Bemühungen der orientalischen Philologie und Sprachwissenschaft, der glücklichen Entzifferung von Inschriften, die früher unlösbare Räthsel darboten, und der planmäßigen Durchforschung von Denkmälerstätten verdankt, haben zwar die Beurtheilung mancher vordem bereits bekannten Quellen wesentlich umgestaltet, haben eine Fülle unschätzbbarer Urkunden, die im Verborgenen schlummerten, und große Reste altorientalischer Literatur überhaupt erst zugänglich gemacht, haben das Leben und Treiben längst verschollener Zeiten wieder in das helle Licht des Tages gerückt und das erwünschte unmittelbare Verständniß für manche Gedankenrichtungen und Glaubenssagen der Vorzeit eröffnet, die bei all ihrer Seltsamkeit oft von unendlichem Einflusse gewesen sind, bereichern aber meist nur einzelne bestimmte begrenzte Gebiete des historischen Wissens oder liefern nur zerstreute Gruppen von Thatfachen. Denn was wir den orientalischen Quellen entnehmen können, sind doch, je nach den Sprachen und Schriftarten, in denen dieselben abgefaßt sind, vorwiegend Aufschlüsse entweder über Aegypten oder über die Ländergebiete des Euphrat und Tigris, über Juda und Israel oder über das Reich der Achämeniden. Daß es möglich sei, die Geschichte fremder Nationen zum Gegenstande eines Studiums zu machen, das ist augenscheinlich keinem Aegyptier oder Assyrier jemals in den Sinn gekommen. In vielen Fällen ermöglichen uns allerdings die neu erworbenen, häufig den Ereignissen fast gleichzeitigen Nachrichten eine Kritik oder Controlle der schriftlichen Aufzeichnungen, welche die Historiker der Griechen, Römer und Juden uns hinterlassen haben. In anderen gestatten sie deren Inhalt zu berichtigen und weit darüber hinauszu- gehen. Noch mehr aber zeigen sie gerade recht eindringlich, wie lückenhaft, vieldeutig und wenig ergiebig die meisten der Quellen sind, mit denen man sich behelfen muß, wie ausgedehnt und zahlreich die Zeiträume sind, die wir besten Falls noch mit Hypothesen ausfüllen können. Den Mangel an zusammenhängenden, auf planmäßigen Erkundigungen und Nachforschungen beruhenden Berichten, für den häufig mehr als ein verloren gegangenes Werk der classischen Autoren Ersatz geboten haben würde, lehren sie nicht verschmerzen.

Zu denjenigen Völkern, auf deren Geschichte aus den großen Entdeckungen, welche die Erforschung der altorientalischen Schriftdenkmäler gemacht hat, am wenigsten Licht fällt, gehören die Phönizier. Verglichen mit dem Nilthale, mit Assyrien oder Babylonien, selbst mit Kleinasien, ist Phönizien selbst geradezu arm an monumentalen Ueberresten aus vorgriechischer Zeit. Baudenkmäler, die an Großartigkeit oder Widerstandsfähigkeit mit den Pyramiden von Gize oder mit den Tempeln von Karnak und Luxor hätten weiteifern können, hat es auch nie besessen. Wohl schon im Alterthum hat in den engebauten Städten Phöniziens dasselbe Zerstörungswerk begonnen, das Memphis und so viele andere Großstädte der alten Welt fast vollständig vom Erdboden hat verschwinden lassen: statt sich die Mühe und Kosten zu mach-



Die Metropolis von Saïda (Sidon) bei Mogharet Ablun.

1

teine aus den Brüchen zu holen und herzurichten, hat man, wo es irgend ging, das ungleich billigere und bequemere Verfahren vorgezogen, bereits tiges Baumaterial sich einfach durch Abbrechen alter nutzlos dastehender zuwerke zu verschaffen. Mit Vorliebe haben die Araber Säulen in Stücke chlagen, um die Fragmente derselben in Mauern einzubauen; durch diesen hiteltonischen Kunstgriff meinten sie die Festigkeit erheblich zu steigern. n Kirchen- und Burgenbauten der Kreuzfahrerzeiten sind gleichfalls die einvorräthe manches ehrwürdigen Gemäuers zum Opfer gefallen. Schwerlich ringere Verwüstungen haben die Kriegerschaaren der hellenistischen und mischen, der arabischen und türkischen Eroberer angerichtet. Der Anblick r Grabdenkmäler hat die Habgier der Schatzgräber gereizt; man hat sie ne jede Schonung zerstört, um sie auszurauben. Gibt es doch in keinem ohammedanischen Lande eine Bevölkerung, welche die Denkmäler der heidnischen vorzeit mit irgend welcher Regung von Bewunderung oder gar Pietät oder uch nur mit einem leisen Anfluge von selbstlosem Interesse betrachtete. Regelnäßige Transporte antiker Bausteine gehen noch heutigen Tages von Tyros nach Alfa und Beirut. Auch Erdbeben schließlich haben das Ihrige gethan, um in Trümmer zu legen und unter Schutt zu begraben, was von Menschenhänden etwa noch verschont geblieben war. Was noch übrig ist, sind meist tumme Zeugen: gewaltige Grund- und Befestigungsmauern und kahle, im felsen des Erdbodens ausgehöhlte Grabgemächer. Andererseits ist aber auch nicht viel geschehen, um die Schätze, welche der Boden ohne Zweifel noch eherbergt, zu Tage zu fördern. Die einzige archäologische Expedition größeren Stils, die Phönizien zum Forschungsobjecte hatte, ist die Ernest Renans gewesen, der von 1860—1861 auf Befehl des Kaisers Napoleon III. hier Ausgrabungen und andere Untersuchungen anstellte.¹⁾ Die ansehnliche Sammlung phönizischer Alterthümer, welche das Louvre-Museum in Paris besitzt, ist zum rößten Theile ein Ergebniß dieser Expedition.²⁾ Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man von ihr eine ganz neue Epoche in dem Studium der Vergangenheit Phöniziens datirt. Jedes Unternehmen, welches in ähnlicher Weise über Zeit und Geldmittel verfügte, würde voraussichtlich gleiche Erfolge rnten; das lehren die Funde, die erst jüngst unter Hamby-Beys Leitung n das Museum zu Constantinopel gewandert sind. Freilich, etwas Aehnliches u erbeuten, wie die „Annalen“ Thutmes' III. oder die ausführlichen Siegeserichte der assyrischen Könige, darf man überhaupt nicht erwarten. An Inschriften in phönizischer Schrift und Sprache fehlt es zwar auch in Phönizien elbst nicht ganz — obschon gerade hier nur der Fundort sehr weniger von den is jetzt bekannten phönizischen Inschriften liegt — doch ist keine einzige arunter, die es als Geschichtsquelle an Werth auch bloß mit der Mosa-

1) Vergl. Mission de Phénicie dirigée par M. Ernest Renan, Paris 1864; mit einem Bande Tafeln: Planches, exécutées sous la direction de M. Thobois.

2) Notice sommaire des monuments phéniciens du Musée du Louvre par . Ledrain, Paris 1888.

Inschrift¹⁾ aufnehmen könnte. Die große Menge der Orte, an denen außerhalb Phöniziens phönizische Inschriften vereinzelt oder in erheblicher Anzahl entbed worden sind, veranschaulicht deutlich die weite Verbreitung, die der phönizische Volksstamm allmählich gewonnen hat. Die wichtigsten Fundstätten sind Cypern, Aegypten, Athen, Malta, Sizilien, Sardinien, Marseille und die nordafrikanischen Küstenstriche. Der Zahl nach das größte Contingent hat der Boden Karthagos geliefert. Geschichtsdenkmäler sind die phönizischen Inschriften nach Zweck und Inhalt nur in beschränktem Maße. Meist sind es bloß Wahrzeichen der Frömmigkeit, Motivinschriften von wenig statlicher Form fabrikmäßige Erzeugnisse ganz ordinären Ursprungs. Aus Anlaß eines Gelübdes in schmucklose oder dürftig mit ein paar symbolischen Bildwerken oder flüchtig gearbeiteten Ornamenten verzierte Steinplatten eingegraben, enthalten sie außer eintönigen Formeln selten mehr als die Namen von Gottheiten und Privatpersonen. Bei ihrer lapidarischen Kürze sind überdies die Redewendungen dieser Widmungen in mancher Hinsicht noch schwer verständlich. Dasselbe gilt von den Grabinschriften, deren Zahl ebenfalls nicht gering ist. Ausführlichere Texte bieten nur die Inschriften der 1855 und 1887 entdeckten Sarkophage zweier Könige von Sidon, die Inschrift einer Stele, welche ein König von Byblos (Gebal) der Göttin Beltis (Ba'alat) gewidmet hat, und zwei zu Marseille und zu Karthago aufgefundene Tafeln mit tarifartigen Verzeichnissen über Opfer und die den Priestern zukommenden Opfergebühren. Die Pariser Akademie hat 1867 eine Commission eingesetzt, welche eine vollständige Sammlung und Erläuterung aller phönizischen Inschriften herauszugeben begonnen hat.²⁾ Verhältnismäßig wenig ergiebig für die Geschichte sind auch die Münzen, welche phönizische Aufschriften tragen. Das Wichtigste an ihnen sind die Ortsnamen, die auf ihnen stehen, denn sie sind in sehr vielen Fällen die einzige Quelle, aus welcher wir die phönizische Namensform erfahren, ferner einige Herrschernamen, die auf ihnen vorkommen, und die Abbildungen von Stadtgottheiten, Symbolen und anderen Gegenständen, welche sie aufweisen. Sie sind eigentlich kein Erzeugniß rein phönizischen Ursprungs; sondern erst aus der Nachahmung griechischer Münzen hervorgegangen. Ein großer Theil von ihnen besteht sogar aus Originalarbeiten griechischer Künstler; andere sind wiederum bloß Nachahmungen der phönizischen Münzen und nicht einmal phönizisches Nachwerk. Die Zahl der Orte, von denen es Münzen mit phönizischer Aufschrift giebt, ist noch bedeutend größer als die der Fundstätten von Inschriften und beschränkt sich ebenfalls, wie schon angebeutet, weder auf das Gebiet des eigentlichen Phöniziens noch auf das des karthagischen Reiches.

1) Vergl. über diese: Bernhard Stade, Geschichte des Volkes Israel I, S. 53.

2) Corpus Inscriptionum Semiticarum ab Academia inscriptionum et litterarum humaniorum conditum atque digestum. Pars prima, inscriptiones Phoenicis continens I, fasc. 1—4, Parisiis 1881—1887; mit 4 Heften Tafeln. Die Herausgeber sind Ernest Renan und Philippe Berger.

Ziel mittheilsamer als die phönizischen erweisen sich allerdings die alt-ägyptischen und die assyrischen Sprachdenkmäler. Aegypten sowohl wie Assyrien haben ihrer Zeit um die Herrschaft über Syrien und Phönizien langwierige Kriege geführt, die in Syrien zum Austrage gekommen sind. Zu Aegypten im Besonderen hat Phönizien geraume Zeit hindurch in engsten Beziehungen gestanden. Sowohl auf den Papyrusrollen und Tempelwänden der Aegypter als auch in den Annalen und Prunkinschriften der assyrischen Könige ist daher von Phönizien und dessen Nachbarländern ziemlich häufig die Rede. Doch sind diese Erwähnungen, vor Allem die meisten Angaben, welche die Aegypter gelegentlich machen, so wenig ausführlich, daß sich daraus über den Gang der Geschichte bloß eine ganz lückenhafte und nur sehr wenig belebte Uebersicht gewinnen läßt.¹⁾ Immerhin hat man diesen beiden Gattungen von Quellen im Vereine mit den Nachrichten, welche aus den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments und den Aussprüchen der hebräischen Propheten sich entnehmen lassen, zu verdanken, daß man überhaupt irgend eine Art von Auskunft über Einzelheiten aus langen Zeitabschnitten besitzt, in denen uns die griechischen und römischen Autoren ihre Führung versagen.

Was die letzteren anlangt, so geben sie nach wie vor die wesentlichste Grundlage unserer Kenntniß. Von Homer an, in dessen Gesängen ja die sidonischen Männer und sidonischen Waaren eine so stereotype Rolle spielen, bis zu den letzten Erzeugnissen der griechischen Literatur reicht die Reihe der Schriftsteller, die mehr oder minder als historische Gewährsmänner betrachtet werden dürfen, wenn sie auch zum Theil nur längst Ueberliefertes wiederholen. Ein selbständiges Werk über Phönizien und dessen Geschichte in einer der beiden classischen Sprachen ist jedoch nicht bis auf die Neuzeit gelangt. Die Zahl der griechischen Autoren, die eigens über phönizische Dinge geschrieben haben, ist dabei keine ganz kleine gewesen. Es hat sowohl Werke gegeben, die für Uebersetzungen aus dem Phönizischen ausgegeben wurden, um unter dieser Maske beliebige Lehren zu predigen, als auch Werke, die daraus hauptsächlich ins Griechische übertragen waren. Daß für uns von außerordentlichem Werthe sein würde, auch nur eine dieser echten Uebersetzungen zu Rathe ziehen zu können, bedarf keiner Erörterung. Ferner hat es griechische Autoren gegeben, die über phönizische Geschichte ganz vom Standpunkte des Griechenthums aus berichtet zu haben scheinen und beispielsweise über die angebliche Fahrt des Menelaos zu den Phöniziern ernsthafte Untersuchungen zum Besten gaben. Auch scheint eine ganze Reihe von Werken sich mit Phönizien im Sinne der von tendenziösen Zielen geleiteten Schriftstellerei des Hellenismus besetzt zu haben, so beispielsweise die „Judischen und phönizischen Geschichten“

1) Die Nachrichten der ägyptischen Quellen hat ganz neuerdings Jakob Krall ausführlich zusammengestellt und die daraus sich ergebenden Folgerungen erörtert. Siehe die Abhandlung „Studien zur Geschichte des alten Aegypten, III.: Tyros und Sidon“ im 116. Bande der Sitzungsberichte der philosophisch-historischen Classe der Akademie der Wissenschaften in Wien.

des Philostratos und die „Phönizische Alterthumskunde“ des Aegypters Hieronymos.¹⁾ Andere Autoren schließlich hatten den Inhalt ihrer Darstellung unmittelbar oder mittelbar aus phönizischen Originalquellen geschöpft. Am besten unterrichtet muß, nach den wenigen uns erhaltenen Proben zu urtheilen, Menander von Ephesus gewesen sein. In einem Buche, das im Wesentlichen wohl die Form von Annalen gehabt hat, hatte dieser — wie Flavius Josephus berichtet — „die Begebenheiten, die unter jedem einzelnen Könige bei den Hellenen und Nichthellenen sich ereignet hatten, aufgezeichnet und war dabei bemüht gewesen, aus den an Ort und Stelle vorhandenen einheimischen Aufzeichnungen den geschichtlichen Thatbestand zu ermitteln.“ Josephus hat allerdings Menanders Werk wahrscheinlich gar nicht selbst zur Hand gehabt, sondern wohl nur Auszüge daraus benutzt. Auch ergeht er sich etwas zu gern in überschwänglichen Lobsprüchen auf die Gewährsmänner, auf die er sich zur Bestätigung seiner eigenen Berichte beruft. Und daran, daß Menander wirklich von einem Stadtarchive des damaligen Morgens- und Abendlandes zum andern gereist sein könnte, um überall selbst der Wahrheit auf dem Grund zu gehen — wie das Josephus, wenn man ihn beim Worte nimmt, fast behauptet —, ist nicht zu glauben. Nicht bloß auf einzelnen, sondern auf den meisten Gebieten hat sein Wissen nicht aus erster Hand stammen können. Jedenfalls aber sind seine Quellen für die tyrische Geschichte ganz vorzügliche gewesen, das geht klar aus den Mittheilungen, die Josephus angeführt hat, hervor, und der Verlust gerade dieses Werkes ist ein unersehlicher. Nachrichten, die wenigstens zum Theil in letzter Instanz gleichfalls auf echt phönizische Ueberlieferungen zurückzugehen scheinen, sind auch in dem Auszuge des Justinus aus dem großen Geschichtswerke des Pompejus Trogus erhalten.

Die Literatur der Neuzeit, welche mit der Geschichte Phöniziens zu thun hat, ist zu mannigfaltig und ausgedehnt, als daß es möglich wäre, sie hier aufzuführen. Von epochemachender Bedeutung sind zuerst die Untersuchungen des großen französischen Philologen Joseph Scaliger und des grundgelehrten Samuel Vochart geworden. Das größte Verdienst um die Kenntniß des phönizischen Alterthums hat unter den Neueren F. C. Movers. Leider hat der Tod diesen scharfsinnigen und gedankenreichen Forscher abberufen, bevor er sein Hauptwerk²⁾ hat ganz zu Ende führen können. Als umfangreichste Materialien-

1) Gelegentlich liest man, dieser Autor habe unter Antigonos in Syrien das Amt eines Statthalters bekleidet. Diese Angabe beruht aber auf einer Verwechslung mit Hieronymos von Kardis.

2) Die Phönizier von F. C. Movers. I. Bd.: Untersuchungen über die Religion der Phönizier, mit Rücksicht auf die verwandten Götterdienste der heidnischen Israeliten, der Karthager, Syrer, Babylonier und Aegypter. Bonn 1841. — II. Bd., 1. Theil: Politische Geschichte und Staatsverfassung. Berlin 1849. — II. Bd., 2. Theil: Geschichte der Kolonien. Berlin 1850. — II. Bd., 3. Theil: Handel und Schifffahrt. Berlin 1856. Zur Ergänzung dieses Werkes kann die knappere und mehr abgerundete Darstellung dienen, welche Movers in dem von ihm verfaßten Artikel „Phönizien“ der „Allgemeinen

sammlung, als eine höchst selbständige wissenschaftliche Leistung und wegen der vielen Probleme, die es zur Sprache bringt, bleibt es ein Buch von dauernd hohem Werthe. Im Einzelnen sind viele von den Ergebnissen, zu denen Movers gelangt ist, nicht mehr stichhaltig. Der Berichtigung bedürfen besonders seine religionsgeschichtlichen Untersuchungen, bei denen er fast durchweg das eigentlich Phönizische nicht hinreichend ausgeschieden, Zusammenhänge, die nicht erwiesen sind, stillschweigend angenommen und die Bedeutung vieler Nachrichten falsch beurtheilt hat. Auch war, als er seine Arbeiten begann, die Entzifferung der phönizischen Schrift noch nicht ganz über die ersten Grundlagen hinaus. Die Lesung, mit der er sich begnügt hat, und die Worterklärungen, die er beibringt, sind daher in einer großen Anzahl von Fällen jetzt ganz veraltet. Inzwischen ist die phönizische Schrift und Sprache zum Gegenstande viel eingehenderer Studien gemacht worden, und die Zahl der Denkmäler, die in Betracht kommen, hat sich außerordentlich vermehrt. Nach Movers hat nur noch John Kenrick unternommen, die Geschichte Phöniziens zusammenfassend in einem besonderen Werke zu schildern.¹⁾ Sehr zu bedauern ist, daß Alfred von Gutschmid nicht mehr Zeit behalten hat, seine Untersuchungen zur Geschichte Phöniziens in ausführlicher Gestalt zu veröffentlichen. So besitzen wir hierüber von seiner Hand außer Mittheilungen, die er beiläufig gemacht hat, nur den kurzen, aber gehaltvollen Abriß, den die Encyclopaedia Britannica enthält.²⁾ Hier sei auch auf die Schilderungen der Geschichte Phöniziens hingewiesen, die Max Duncker, Gaston Maspero und Eduard Meyer in ihren ausgezeichneten Gesamtdarstellungen der Geschichte des alten Orients geliefert haben.³⁾ Was schließlich die Geschichte Karthagos anlangt, so ist das Beste, was wir darüber besitzen, ein noch unvollendetes, ebenso sehr von reichem Wissen wie von kritischer Umsicht zeugendes Werk Otto Melchers.⁴⁾ Doch mag auch noch die viel weniger gründliche und selbständige Arbeit von Smith⁵⁾ hier mit Erwähnung finden.

2. Eigenart der Geschichte der Phönizier.

Literaturerzeugnisse oder Denkmäler irgend welcher Art, die geeignet sind, als Geschichtsquellen zu dienen, können, wie das klar und treffend Eduard

Encyclopädie“ von Ersch und Gruber geliefert hat. Ich citire diesen Artikel im Folgenden als „Movers, Phönizien.“

1) Phoenicia. By John Kenrick. London 1855. — Erst kurz bevor obige Zeilen mir im Saße zur Revision vorlagen, erhielt ich die neueste Darstellung der Geschichte Phöniziens, welche als Theil des Sammelwerkes The Story of the Nations unter dem Titel Phoenicia by George Rawlinson 1889 in London erschienen ist.

2) Artikel Phoenicia in der 9. Auflage der Encyclopaedia Britannica.

3) Auch ist hier als neueste Darstellung der phönizischen Geschichte die kurze Uebersicht zu nennen, die Ernest Babelon in dem von ihm redigirten 6. Bande der 9. Auflage von François Lenormants Histoire ancienne de l'Orient veröffentlicht hat.

4) Geschichte der Karthager von Otto Melcher, I. Bd., Berlin 1879.

5) Carthage and the Carthaginians, by R. Bosworth Smith, London 1878.

Meyer in der Einleitung seiner „Geschichte des Alterthums“ „Geschichte des alten Aegyptens“ (S. 2) auseinandersetzt, ni Vorbedingungen, sondern nur bei Völkern entstehen, die sich bei einer verhältnißmäßig weit fortgeschrittenen Cultur befinden der Erfindung irgend einer Schrift sind. Sehr verschiedenartig wiederum müssen erfüllt sein, bevor überhaupt die Möglichkeit einer derartig gesteigerten Kultur eintreten kann. Ueberall da, wo Klima und diejenige Bodenbeschaffenheit, welche alle peripherische der Erdoberfläche vermöge ihrer nach dem Meere zu erfolgerung seit undenklichen Zeiten besitzen, vorhanden waren, hätte vornherein eine solche Gesittung sich entwickeln oder wenigst anbahnen müssen. Statt dessen ist es bekanntlich zuerst nur an r geschehen, in der Alten Welt nur am oberen Laufe des Hoaa Mündungsgebiete des Euphrat und des Tigris und an den l stroms. Ohne Zweifel hat zu der Gunst der geographischer noch etwas Anderes hinzukommen müssen, vor Allem die Be Thätigkeit der Bewohner. In ihnen mußte die Befähigung se dem unflüchtigen Treiben der Nomadenhorde in die geordnete Ackerbauers überzugehen, die Befähigung, den Boden durch Arbar zu machen und mit Erfolg den Künsten des Friedens si War mithin auch die Veranlagung der Masse ein sehr maßgef ein seinem Ursprunge nach unergründlicher Factor, so bedurft eines besonderen Anlasses, um die schlummernden Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. In der harten Schule der Noth, das tägliche Brot mußten sie sich stählen und vervollkomm treibende Zwang, diese Nöthigung trat ein mit der Zunahme wurde eine gebieterische Macht, sobald man nicht mehr vo Ertrage der Viehzucht allein das Leben zu fristen vermochte Ausgangspunkte bis zum wirklichen Zustandekommen ei Gesittung ist noch ein weiter Weg. Er hat sich nur unt Friedens, nur während langer Zeiten einer ungestörten, v griffen sicheren Entwicklung mit allem Erfolge zurücklege dann in dem Gesammtergebnisse, in allen Zügen und V entstandenem Gesittung einerseits das Eigenartige des Vo Licht erblickt hat, und andererseits das ganze Wesen sie in dieser Umgebung erzeugt hat, scharf und deutlich (

Auf eine Entstehungsgeschichte dieser Art weisen tungen hin, die wir im Anfange der Geschichte vorfin Chinesen, in Westasien die der Babylonier, in Afrika gemeinsames Kennzeichen ist, daß sie jede für sich e fertig geworden sind, die innere in sich abgeschlossen ihnen sich ausdrückt. Eine so innig mit der D durchtränkte Cultur übt bei ihrer gewaltigen Conse

der Nation eine unüberwindliche beschränkende Wirkung aus, erzieht ihn zu einer besonderen Species des Genus homo. Es ist das, was an den Chinesen uns so absonderlich vorkommt, was an den Aegyptern den Griechen so auffiel, daß sie — wie Herodot von diesen sagte — Alles anders machen als die übrigen Menschen. Aus einer Kultur dieser Gattung lassen sich wohl Entlehnungen machen, lassen sich besonders Neußerlichkeiten, technische Errungenschaften und praktische Kunstfertigkeiten übertragen. Als Ganzes aber paßt sie nur in den Raum, in dem sie groß geworden ist. Der Ausbreitung der Nation, deren Eigenthum sie ist, legt sie daher erhebliche Schranken auf. Am deutlichsten veranschaulicht das die Geschichte der Aegypter. Sobald im eigenen Lande Ordnung herrschte, haben sie immer von Neuem versucht, Nubien bauernnd unter ihre Herrschaft zu bringen, und es immer wieder verloren, sie haben lange Zeiten hindurch große Strecken Syriens in Besiß gehabt und sie doch endgültig wieder aufgeben müssen. In Nubien ist das Aegyptertum ganz aus der Art gekommen, nach Palästina hat es sich überhaupt nicht verpflanzen lassen; im Nilthale dagegen hat es mit allen seinen wesentlichen Eigenheiten trotz aller Fremdherrschaft, die es im Lande gab, fortbestanden bis zur Einführung des Christenthums. Die Gesittung der Babylonier ist zwar von den Assyrern als Ganzes übernommen worden, aber die Lebensbedingungen der oberen Gebiete des großen Stromlandes waren auch von denen der unteren keineswegs grundverschieden, und die altbabylonische Kultur ist auch ihrem Ursprunge nach schwerlich etwas so ganz Einheitliches gewesen wie die ägyptische. Die Geschichte beider Völker, der Aegypter wie der Babylonier, bewegt sich im engsten Zusammenhange mit der Territorialgeschichte eines geographisch ganz bestimmt umgrenzten Landstriches.

Anders dagegen steht es mit den Phöniziern. In viel geringerem Maße ist ihre Geschichte Landesgeschichte. Unter allen gesitteten Völkern des Alterthums sind sie das erste, das verstanden hat, von der Scholle Landes, auf der es seine nationale Eigenart erworben hatte, mit Behauptung dieser Eigenart und seiner Gesittung unabhängig zu werden, das erste, welches durch Auswanderung, durch Niederlassungen, die es in der Fremde gründete, Raum gewonnen hat, um zu voller geschichtlicher Geltung zu kommen. Gleich den Hellenen, die nach ihnen mit ähnlichen Mitteln Aehnliches erreichten, sind sie ein Volk, in dessen geschichtlichem Leben vor Allem die Einheit der Abstammung zum Ausdruck gelangt. Der kühnen Unternehmungslust, mit der sie auf den schrankenlosen Pfaden, die das Meer ihnen eröffnete, verlockendem Gewinne nachgingen und wählerisch sich selbst die Stätten suchten, wo sich am vortheilhaftesten eine Heimath einrichten ließ, verdanken sie ihre Stellung in der Weltgeschichte. Es wäre kein besonders hervorragender Antheil, der ihnen zufiele, wenn er ausschließlich nach der Bedeutung der Städte des eigentlichen Phöniziens bemessen würde. In die Gestaltung der Machtverhältnisse des alten Orients, in das politische Leben ihrer Nachbarschaft haben die Duodezstaaten dieses Landstriches so gut wie niemals bestimmend ein-

gegriffen. Höchstens hat an einzelnen für den großen Zusammenhang der Ereignisse ziemlich geringfügigen Wendepunkten ihr Vorhandensein und die Politik, die sie gerade befolgten, mit den Ausschlag bestimmen helfen. Würde wir nach der Geschichte von Tyros und Sidon mehr fragen als nach der von Gaza und Asdod, wenn nicht hauptsächlich durch Vermittelung der Phönizier der erste Verkehr des Morgenlandes mit dem Abendlande ins Werk gesetzt worden wäre, wenn nicht eine phönizische Pflanzstadt, Karthago, als gefährlichster Gegner der Griechenstädte Siziliens und dann der aufstrebende Weltmacht Roms die erbitterten Kämpfe um die Herrschaft in den Gestadländern der westlichen Hälfte des Mittelmeeres ausgefochten hätte, die nach einer langen an Waffenthaten armen Vergangenheit den Namen der Puni unsterblich gemacht haben. Der Ruhm, welcher die Feldherrngestalten Hamilkar und Hannibal verklärt, verleiht auch dem Mutterlande einen Abglanz von weltgeschichtlicher Größe. Daß im Schoße von Pflanzstädten und in Kreise ausgewanderter Bruchtheile eines thatkräftigen Volkes eine Neugestaltung nationalen Lebens sich vollzieht, ist in der Völkergeschichte allerdings nicht ohne Analogie; ich erinnere an die Staatengründungen der Araber und der Normannen, an die Entstehung der Vereinigten Staaten Nordamerikas aus den Ansiedlungen Neu-Englands. Aber nur selten gelingt da wie schon diese Beispiele zeigen, ohne daß dabei eine erhebliche Einbuße an nationaler Eigenart sich verspüren ließe. Meist schließen solche politische Neugestaltungen zugleich eine mehr oder minder vollständige Umwandlung des Volksthums in sich; der Anpassung an veränderte Lebensbedingungen ist ein großer Theil Nationalität zum Opfer. Spuren derartiger Umwandlungen sind aber den Phöniziern der Kolonialstädte wenig anzumerken. Wie hoch ferner die Summe der fruchtbaren Anregungen und fertigen Ergebnisse welche die phönizischen Seefahrer und Kaufleute mit ihren Waaren den Völkern des Westens und vor Allem der Kunst der Hellenen zugeführt haben, kann man erst jetzt an in richtigem Maße zu würdigen, nachdem durch die Grabungen in Griechenland Ueberreste aus vorhomerischer Zeit in beträchtlichen Mengen aufgedeckt worden sind. Auf den gesammten Verlauf der Kulturgeschichte aller späteren Zeiten hat dadurch die Ausbreitung der Phönizier einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Was sie tauglich gemacht hat, auch in diesem Sinne ein weltgeschichtliches Volk zu werden, war neben der Zähigkeit des Willens, mit der sie ihre Ziele verfolgten, ein hoher Grad von geistiger Empfänglichkeit, der ihnen gestattet hat, die Errungenschaften fremder Kulturen mit Leichtigkeit sich zu eigen zu machen, es war die Geschmeidigkeit und Umformbarkeit mit der sie auch in einer ganz fremdartigen Umgebung sich heimisch zu machen verstanden. Von der Gunst oder Ungunst bestimmter Verhältnisse sind sie ebenso wenig unabhängig gewesen, wie das je ein Volk auf Erden gewesen ist; es wird sogar sich zeigen, daß sie nach einer Art Gesetzmäßigkeit nur bei Erfolge erzielt haben, wo sie bei ihren Unternehmungen auf Völker stießen deren Gesittung sich noch im Werden befand oder während der Zeitraum

die in Betracht kommen, zu eigener Bedeutung sich überhaupt nicht aufgeschwungen hat. Die Virtuosität aber, mit der sie gerade derartige Zustände zu ihrem Vortheil auszubenten und eine nationale Existenz inmitten einer solchen Umgebung fortzusetzen wußten, diese hochgesteigerte Ausbildung des Anpassungsvermögens war ihr eigenstes Erbtheil, war etwas, was wenigstens den alten Kulturvölkern am Nil und am Euphrat schlechterdings nicht möglich gewesen wäre. Es lag das hauptsächlich daran, daß in der Kultur der Phönizier von vornherein nicht das Nationale, sondern das von fremden Völkern Erlernte und Erborgte überwog. Das machte sie zu einem bequemen Gewande, benahm ihr und ihren Trägern das Schwerfällige, das bei selbständigerem Ursprunge sich geäußert hätte, hielt sie frei von manchen starren Fesseln und unabänderlichen Gebrechen, welche eine einheitlich nationale Durchbildung und eine isolirte Entstehungsgeschichte mit sich bringen.

3. Der Name Phönizien.

Wie der Schauplatz der Geschichte der Phönizier in seiner Ausdehnung der Lage aller ihrer Ansiedelungen folgt, so ist auch Phönizien weniger ein fester geographischer Begriff als ein Name, der nur im Allgemeinen denjenigen Abschnitt des syrischen Küstenlandes bezeichnen sollte, dessen Hauptbevölkerung phönizischer Abstammung war. Dementsprechend ist auch der Name Phönizien,¹⁾ Phoinike, den die Griechen dieser Küstenstrecke beilegte, etymologisch aus dem griechischen Namen der Bewohner: Phoinix, in der Mehrzahl Phoinikes, abzuleiten, nicht umgekehrt Phoinix von dem Namen des Landes. Phoinix ist gebildet wie Kilix, der „Kilikier,“ und bezeichnet den Phönizier als einen Menschen von röthlich gebräunter Hautfarbe, wie im Griechischen auch phoinos die Bezeichnung für eine Farbe, für ein ins Bräunliche gehendes oder gesättigtes Roth ist. Derselbe Wortstamm, der in phoinos und Phoinix liegt, kehrt auch in Poenus, der „Punier,“ wieder, in einer Bezeichnung, welche die italischen Stämme wohl der Benennung entnahmen, die sie aus dem Munde der Hellenen Großgriechenlands hörten. Da im Griechischen Wortbildungen wie Phoinix als Volksnamen nicht gerade häufig vorkommen, ist den Griechen die Grundbedeutung von Phoinix nicht immer im Bewußtsein geblieben und sie haben schon frühzeitig angefangen, mancherlei erkünstelte Etymologien dafür zu erfinden, die zum Theil ganz willkürlich und abgeschmackt ausgefallen sind, zum Theil aber auch noch bei neueren Gelehrten Beifall gefunden haben. Auch haben die Letzteren nicht versäumt, wieder ihrerseits die Zahl der mißlungenen Deutungsversuche noch zu vermehren. Auf die Mehrzahl dieser Erklärungen, auf eine Widerlegung der Behauptung, die Phönizier hätten ihren Namen nach Phoinix erhalten, der ein Bruder des Kadmos gewesen sei, oder er bezeichne sie als „Rothfärber,“ als „Purpurträger“ oder gar als „Raub-

1) Φοινίκη; bei den Römern Phoenice. Späteren Ursprungs als Phoenice ist die Form Phoenicia.

mörder“ und „Todtschläger,“ und dergleichen Einfälle mehr, brauche ich hier nicht näher einzugehen, da dieselben längst zu den abgethanen Dingen gehören. Auf einigermaßen richtiger Fährte bewegen sie sich immerhin insofern, als dabei richtig Phoinike als das abgeleitete und Phoinix als das Stammwort betrachtet wird.

Da den Griechen die Dattelpalme und deren Frucht zuerst durch Vermittelung der Phönizier bekannt geworden ist, hieß bei ihnen dieser Baum gleichfalls phoinix, die „phönizische“ Palme.¹⁾ Schon im Alterthum ist daher eine sehr verbreitete Erklärung gewesen, Phoinike nicht von Phoinix, der „Phönizier,“ sondern von phoinix, „Dattelpalme,“ herrühren zu lassen; Phoinike bedeute „Palmenland,“ „Land der Dattelpalme.“ Viele Gründe für die Richtigkeit dieser Erklärung hat unter den Neueren besonders Rover geltend gemacht. Wenn etwas, so sei der Palmbaum das treffendste Wahrzeichen Phöniziens; keine andere Küstengegend der Mittelmeergebiete hab-



Karthagische Münze.
Originalgröße.
(Berlin, Kgl. Münzcabinet.)

größere Bestände an Palmenwäldungen aufzuweisen gehabt. Als Sinnbild des Landes prange ja auch auf Münzen von Tyros und seiner Tochterstadt Karthago das Bild des Palmbaums. Verschiedene andere phönizische Städte hätten auf ihren Münzen Palmzweige geführt. Datteln erwähne Athenäus ausdrücklich einen geschätzten Artikel des phönizischen Handels. Datteln gerade können aber höchstens irrtümlich ein Erzeugniß und nicht bloß für einen Handelsartikel Phöniziens gegolten haben. In Phönizien bräuhet Phoenix dactylifera ihre Früchte überhaupt nicht Reife.²⁾ Aus der Abbildung des Palmbaums Münzen, die ihrem ganzen Ursprunge nach aus griechischen Vorbildern entstanden sind, folgt sehr wenig. Beschränkt sie sich doch keineswegs auf Münzen phönizischer Städte; es giebt noch manche andere Münzen Syriens, die ebenfalls den Palmbaum zum Abzeichen haben. Ob Griechen mit Vorliebe bei dem Namen Phöniziens an den des Palmbaum gedacht haben und ob die Abbildung desselben häufig diese Volksetym zum Ausdruck hat bringen sollen, das kommt viel weniger in Betracht die Frage, ob diese Etymologie die richtige ist. Und das kann sie nicht sein. Wie die Griechen bei ihren etymologischen Leistungen der Regel nach kühn als glücklich gewesen sind, so haben sie auch in diesem Falle Schwierigkeit, welche ihrer Lieblingsdeutung in erster Linie entgegen-

1) Vergl. Victor Hehn, Culturpflanzen und Hausthiere, 5. Aufl., S. 487—488.

2) Vergl. Carl Diener, Libanon, Grundlinien der physischen Geologie von Mittel-Syrien, Wien 1886, S. 174; Otto Anke, Geographie des Westjordanlandes, Frankfurt a. M. 1887, S. 115; R. Leprieux, Syrie, 2. Aufl., S. LXXIII.

ständig übersehen. Denn es gehört zu dem sprachlich durchaus Unmöglichen, daß, nachdem aus phoinix, „Dattelpalme,“ ein Ländername von der Form Phoinike gebildet war, aus diesem Ländernamen durch Ableitung als Bezeichnung für die Bewohner sich je wieder eine Form wie Phoinix hätte ergeben können. Auf diese Unmöglichkeit hat besonders O. Meißner aufmerksam gemacht. Er selbst hat dann allerdings eine neue Erklärung, wenn auch nur als Vermuthung, aufgestellt, gegen die fast genau derselbe Einwand erhoben werden muß.¹⁾ Er erkennt als richtig an, daß die Grundbedeutung von Phoinix sowohl wie von Phoinike in der Farbenbezeichnung phoinos enthalten sei, hält aber Phoinix für eine Uebersetzung und zwar aus dem Aegyptischen. Derjenige Theil von Asien, welcher zunächst an Aegypten angrenzte, habe bei den Aegyptern ja eigens das „rothe“ Land geheißten. Ein Völkernamen, der von dieser Benennung „Rothland“ abgeleitet wäre, scheint aber im Aegyptischen gar nicht vorhanden gewesen zu sein, und auf jeden Fall würde, wenn man Meißner Recht gäbe, wieder angenommen werden müssen, was unannehmbar bleibt, daß der griechische Name des Landes eine ursprünglichere Wortform



Münzen römischer Procuratoren Judäas. Originalgröße.

- a. Aus dem 89. Jahre des Kaisers Augustus. Kornähre mit der Umschrift *KAIΣΑΡΟΣ*, „des Cäsars“ (vergl. Matth. 23, 21). Revers: Palmbaum.
 b. Aus dem 4. Jahre des Kaisers Tiberius. Inschriften von rechts nach links zu lesen. Palmzweig mit der Umschrift *ΙΟΥΔΑΙΑ*. Revers: Lorberkranz; darin *TIB (επι) ΚΑΙΣΑΡ (ος)*.

sei als der des Volkes. Ganz ebenso steht es mit der Meinung von A. H. Sayce,²⁾ Phoinike sei die griechische Uebersetzung des Namens Kest, den Phönizien bei den Aegyptern führte, und das „Land Kest“ bedeute „Palmenland.“ Nur spricht gegen diese Ansicht noch der triftige Grund mit, daß die im Aegyptischen üblichen Namen für die Dattelpalme und deren Frucht *benre*, *bene* und *beni*, aber nicht *kest* gelautet haben. Auch vermag man sich nicht recht vorzustellen, aus welchem Anlasse diejenigen Phönizier, welche mit den Griechen zuerst in Verührung geriethen, selbst wenn dieselben zu den phönizischen Ansiedlern aus der Gegend der Nilmündungen gehört hätten, zur Verständigung sich gerade der ägyptischen Sprache bedient und ihr eigenes Land und Volk den Griechen gegenüber nicht mit phönizischen, sondern mit ägyptischen Worten bezeichnet haben sollten.

Bedeutete aber „Phönizien“ im Munde der Griechen ursprünglich nichts weiter als einen Landstrich, dessen Bevölkerung vorwiegend aus Phöniziern

1) Otto Meißner, Geschichte der Karthager I, S. 5—6.

2) Vergl. The Ancient Empires of the East: Herodotos I—III. With Notes, Introductions, and Appendices, by A. H. Sayce. London 1883, S. 406.

bestand, so erklärt sich auch, warum der Begriff Phönizien me Schwankendes und Ungenaues behielt. Nur einen kleinen Abschnitt Syriens haben die Phönizier dauernd in Händen gehabt. Denkt die Gesamtausdehnung des syrischen Küstenlandes von der B Islanderun, dem Busen von Iffos, im Norden bis zu El-Arisch i in drei gleiche Theile zerlegt, so ist es ungefähr der mittlere Absch beginnt, reichlich bemessen, etwas nördlich von der Mündung des Kebir, des Cleutheros der Alten, und reicht bis zur Bucht von S etwa von der Mitte der großen Einbuchtung, welche gegenwärtig de Djun Akkar führt, bis nahe an den mächtigen Vorsprung, den Karmel bildet. Längs dieser Strecke reichte sich im Alterthum eine t Stadt an die andere und wird auch die Landbevölkerung nach e Sprache zum größten Theil zu den Phöniziern gehört haben. Doch ge an einzelnen Punkten der im Norden und Süden angrenzenden Küste Orte, in deren Einwohnerschaft das phönizische Element zu Zeiten über fast ausschließlich vertreten war, auch Orte, die von vornherein ledigli lassungen des phönizischen Volksstammes waren. Einzelne dieser D daher die Alten gelegentlich mit zu dem eigentlichen Phönizien gere als davon getrennte Ansiedelungen betrachtet und dann den Grenzen f dementprechend bald eine größere, bald eine geringere Ausdehnung zug

Meist haben auch die Alten, da zu ihrer Zeit die politische Selb der Städte Phöniziens längst zu Grabe getragen war, nach einen willkürlichen Sprachgebrauche Phönizien bloß als einen bequemen verwendet und sich dabei mehr nach einer zeitweilig gerade geltenden Eintheilung als nach der wirklichen Ausdehnung des von Phöniziern Landstriches Syriens gerichtet, ohne immer genau zu verfahren. Herodot wiederholt Phönizien in einer Bedeutung, bei der es no Myriandos am Meerbusen von Iffos reichen würde. Bis dahin der That die Griechen während der Perserzeit die Küste Syriens gerechnet zu haben, nicht bloß weil es unter den Bewohnern vo damals wie auch noch später Phönizier gab, sondern besonder Umstandes, daß in dieser Gegend ¹⁾ damals eine große Provin reiches begann, die, bis an die Grenzen Aegyptens reichend, einschloß. Dagegen überträgt Herodot an einer anderen Stelle den Namen Palästinisches Syrien, mit dem später so gut w der südlichste Abschnitt des syrischen Küstenlandes bezeichnet scheinlich auch auf das eigentliche Phönizien. In der Seleuki Nordgrenze Phöniziens Orthosia an der Mündung des etw nördlich von Tripolis in das Meer laufenden Nahr el-Verib, wärts also nicht ganz bis an die Mündung des Cleutheros

1) Am Vorgebirge Posibium, gegenwärtig Ras el-Buseit, ob des Drontes.

Als Südgrenze dagegen galt die Mündung des Chorjeus oder Krokodilflusses, des Nahr Berka, der südlich vom Karmel ins Meer fließt. Bis in dieselbe Gegend, bis nach Cäsarea, verlegen auch die Schriftsteller der Römerzeit die Südgrenze, wohl aus keinem anderen Grunde, als weil man Palästina nicht weiter nach Norden reichen ließ. Die Nordgrenze dagegen verlegten einige Autoren, wie Josephos, wieder bis an die Mündung des Eleutheros, die meisten dagegen noch weiter nordwärts bis in die Gegend von Balanaia, gegenwärtig Banijas, wo auch während des Mittelalters die Grenze zwischen dem Königreiche Jerusalem und dem Fürstenthume Antiochia lag.

4. Naturbeschaffenheit des Landes.

Ziehen wir die Grenzen nach Norden an der Mündung des Nahr el-
Rebir, nach Süden an der Nordspitze des Karmel, so erhalten wir eine
Küstenlinie, deren Ausdehnung im Ganzen wenig über 200 Kilometer beträgt.
Nehmen wir das ehemalige Balanaia als nördlichsten und die Mündung des
Nahr Berka als südlichsten Punkt, so kommen auch nur rund 350 Kilometer
heraus. Ist das an sich schon eine Längenausdehnung von ganz geringfügiger
Dimension, so sind die Breitenverhältnisse Phöniziens noch viel mehr ganz
außergewöhnlich bescheiden. Denn was die Phönizier inne gehabt haben, war
bloß der schmale Streif ebenen Landes, der längs dieser Küstenlinie sich
hingieht. Die gewaltige Gebirgsmasse, die, von Nord nach Süd verlaufend,
fast die ganze Oberfläche des syrischen Landkörpers gegen Westen hin für sich
in Anspruch nimmt, hält sich nur an dem südwestlichen Abschnitte ihres Bereichs
so weit von dem Meeresufer entfernt, daß zwischen ihr und der See Platz
für eine breite Abdachung und reichliche Strandentwicklung übrig bleibt. Vom
Karmel ab nordwärts dagegen lagert sie mit ihren Haupterhebungen, dem
galiläischen Tafellande, der Libanonkette und den nosairischen Bergzügen, fast
überall unmittelbar am Gestade. Kämpfend schieben sich hier ihre Umrisse
einer Reihe streitbarer Bastionen, vergleichbar mit trohigen Häuptern, von den
Rücken mächtiger Bergwälle aus gegen das Meer vor, das längs der Strecke
des steilsten Abfalls des Randgebirges schon in mäßiger Entfernung vom
Land ungewöhnliche Tiefe besitzt. Die Vorsprünge der kranzförmig in ge-
schlossenen Formen von dem Grundstocke der Gebirgszüge ausstrahlenden
Bodenerhebungen wirken am maßgebendsten auf die Gestalt, die hier dem
Küstenlande eigen ist. Nur von Vorsprung zu Vorsprung spannen sich die
Räume ebenen Landes aus, bogenförmig gegen die See hin eingebuchtet,
gegen das Land hin meist schnell aufsteigend, stets mehr in die Länge als in
die Breite gezogen. An weiten, aus dem Schooße der Bergmassen herab-
steigenden, zum Uferlande sich ausbreitenden Thalniederungen fehlt es völlig.
Nur auf ganz kurze Entfernung von der Küste behalten die Haupteinschnitte,
die aus dem Tieflande ostwärts in das Bergland hineinreichen, das Gepräge
von Seitenthälern. Zwar zieht durch das ganze Hochland sich eine große

Thalbildung der Länge nach hin; deren zwischen dem Libanon und Antilibanon eingeschlossener Theil, das „hohle Syrien,“ Cölesyrien der Araber der „Spalt,“ die Bekaa, wie der gegenwärtige Name lautet, ist jedoch Landschaft für sich. Ihre Grundrichtung folgt ebenso wie die der Gebirge mit strengem Parallelismus der Flucht der Küstenlinie. Auf entspringen allerdings zwei Flüsse, die ihre Gewässer dem Mittelländischen Meere zuführen. Beide bewegen sich aber auf der größten Strecke in Laufes gleichfalls der Küste parallel, bahnen sich erst nach langem Um den Zutritt zum Gestade und durchmessen nur mit einem kurzen Absch ihres Laufes das Küstengebiet. Der eine von ihnen, der Nahr el-Asi Drontes mündet so weit nördlich, daß er überhaupt nicht als Fluß Phöniz aufgefaßt werden kann. Der andere, gegenwärtig Litani oder Kasimje genant ist in dem westwärts gerichteten Theile seines Laufes, in den Bergzügen die er durchschneiden muß, um anderthalb Stunden nördlich von Tyros See zu erreichen, „keineswegs ein zahm durch Ebenen oder Kornfelder hinschlängelnder Silberfaden, nicht ein breiter, im sanften Spiegel sich Gewässer Städte und Weiler, Hügel und Thäler wiederstrahlender Strom sondern ein wilder Gebirgsbach, dessen grüne Fluthen über ihr reiches Bett schäumend und sich überschlagend einhertosen, gleichsam als es ein drunten in der gähnenden hundert und mehrmals hundert Fuß tiefen Schlucht sich krümmendes Schlangenungethüm, das, angefettet, immer immer wieder von Neuem erfolglos ringend, sich abmüht, aus dem düsternen Kerker des fürchterlichen Felsverliehes zu entkommen.“¹⁾ Das Gebirge von Seitenterrassen gehört auch zu den besonderen Merkmalen der übrigen Flußläufe, die Phönizien mit Wasser versorgen. Von der Westseite der Gebirge aus, besonders vom Libanon her, winden sie sich bis zu ihrer Mündung oder bis zum Eintritt in den ebenen Küstensaum durch enge, senkrechten Klüftungen des Gebirgskörpers entsprechende Schluchten hin.²⁾ Ebenen einigem Umfange giebt es daher auf dem Gebiete des eigentlichen Phöniz nur sehr wenige. Zu nennen sind vornehmlich die Niederungen, welche Nordende des Libanon die Bucht Djun-Akkar umsäumen, denen die Umgegend von Tarabulus (Tripolis) sich anschließt, die Gefilde in der welligen Landschaft die Beirut umgiebt, und die Uferebene, die südlich von Sidon sich hingiebt. Am geräumigsten aber ist die Ebene, die nördlich vom Karmel landeinwärts fächerförmig an der Bucht von Haifa sich ausbreitet und nach Norden Akko hinaus bis zum Ras Nakura sich fortsetzt. Nach Südwesten tritt sie nahe an den Gebirgszug des Karmel heran. Nach Südosten steht sie in den oberen Lauf des Kischon (Nahr el-Mufatta) mit der Ebene Jesree Zusammenhang, die jedoch zu Phönizien niemals gehört hat. Im Durchsch

1) E. W. W. Van de Velde, Narrative of a Journey through Syria and Palestine in 1851 and 1852. Edinburgh und London 1854, I, S. 113.

2) Carl Diener, Libanon, S. 133—143.

schwankt die Breite des phönizischen Landstrichs zwischen einer viertel und einer halben deutschen Meile. An manchen Stellen grenzen Meer und Gebirge so **hart** aneinander, daß dazwischen kaum Raum für eine schmale Straße **vorhanden** ist. An einzelnen Orten fehlt es selbst an dem dazu nöthigen **Platz**, und, um das Verkehrshinderniß, das dort sich darbot, zu beseitigen, hat man bereits im Alterthum künstliche Bergpfade in dem abschüssigen Gestein des Uferhanges ausbrechen müssen.¹⁾

War das Land, das die Phönizier ihr eigen nennen durften, auch ein Land von sehr geringem Flächeninhalt, so gewährte es seinen Bewohnern doch mehr, als man in der Meinung, die Ausgangsstätte so vieler Kolonien müsse selbst nothwendigerweise eine sehr unwirthliche Gegend gewesen sein, oft hat zugeben wollen. Bei seiner maritimen Lage erfreut es sich eines **ähnlich** gemäßigten Klimas wie die meisten anderen Gestabelandschaften des Mittelmeerbeckens. Die scharfen Gegensätze, die zwischen den beiden Jahreszeiten der subtropischen Zone der Alten Welt, zwischen den regenlosen Monaten und der Regenzeit, herrschen, werden gemildert durch den hohen Feuchtigkeitsgehalt der von der See her einströmenden Westwinde. Während in Alexandria die regenlose Zeit sich durch sechs Monate hinzieht und in Jerusalem ungefähr fünf Monate anhält, dauert sie in Beirut nur von Anfang Juni bis Ende September, also nur ungefähr vier Monate.²⁾ Drückende Hitze stellt sich nur im September ein, da dann Windstille eintritt. Die Monate der stärksten Regengüsse sind Januar und Februar. Im Allgemeinen empfängt das phönizische Küstengebiet ebenso reichliche Mengen feuchter Niederschläge wie die Küsten Algiers oder Siziliens. Für die Vegetation bedeutet die regenlose Zeit die Zeit des Winterchlafes, das erste Fallen von Regen im Anfang Oktober den Anbruch des Frühlings. Ebenso übt auch die Nähe des Meeres ihren Einfluß auf die Temperaturverhältnisse aus und gestaltet sie gleichmäßiger, als sie weiter südlich und im Binnenlande sind. Selten fällt in Beirut die Temperatur während des Winters unter 10° C.; während der Sommermonate beträgt sie im Durchschnitt 25° bis 28° C.

Große Mannigfaltigkeit entspringt aus all den Abstufungen in den Niveauverhältnissen des Bodens, die besonders auf den westlichen Abhängen des Libanon unmittelbar nebeneinander vertreten sind, und aus dem Wechsel in der Beschaffenheit des Terrains. Heißt es doch vom Libanon, er trage auf seinem Haupte den Winter, auf seinen Schultern ruhe der Frühling, in seinem Schooße der Herbst und zu seinen Füßen der Sommer. Von den Schneemassen, die auf seinen in breiten Umrissen bis zu einer Höhe von durchschnittlich 3000 Meter emporstrebenden Kammgipfeln während der Wintermonate sich aufhäufen und dieselben während des größeren Theiles des Jahres in ihr blendendweißes

1) Einen Ueberblick über die Gruppierung der Bodenerhebungen giebt die „topographische Karte von Palästina“ in B. Stades „Geschichte des Volkes Israel“ Bd. I, S. 148.

2) C. Diener, Libanon, S. 163.

Gewand kleiden, führt er auch seinen Namen „Libanon,“ d. i. der „weiße“ Berg — nicht von der Farbe des Kreidefalks, aus dem seine Felswände hauptsächlich bestehen (wie man den Namen gelegentlich hat erklären wollen), denn deren Leibfarbe ist eher Roth, ein röthliches Grau. Diese gewaltigen Auffpeicherungen von Schnee, welche die Regenzeit auf den Scheiteln des Djurd, wie die Region der höchsten Gebirgsrücken des Libanons gegenwärtig genannt wird, zurückgelassen hat, schmelzen alljährlich im Laufe der regenlosen Monate wieder ab. Die Feuchtigkeitsmengen, in die sie sich auflösen, fidern durch das durchlässige Kreidegestein der Rammassen und treten auf der Westseite des Libanons an der Grenze der Sandsteinlager, aus denen die Oberfläche der mittleren Bergzone, das Terrassenland der Bussut, wie diese mittleren Erhebungen jetzt arabisch genannt werden, zusammengesetzt ist, wieder zu Tage. In dieser Zone liegt das Quellengebiet der meisten Flußläufe, die, vom westlichen Gehänge des Libanons entspringend, Phöniziens Gestade mit ihren Gewässern tränken.¹⁾ So ist das Raß, aus dem das fruchtbare Erdreich der untersten Zone, das „Sahil“ (Gestade), wie es bei den gegenwärtigen Bewohnern heißt, sich belebt, zum guten Theil ein Geschenk des Berglandes. Und nicht bloß das, auch dieses Erdreich selbst stammt aus dem Berglande, ist aus der Region der Vorberge, die wiederum hauptsächlich der Kreideformation angehören, durch die Gewalt der Wasser ausgewaschen und in die Niederungen hinuntergeschlemmt worden. Mit dem kalkhaltigen Mergel, den die zahllosen während der Regenzeit entstehenden Gießbäche immer von Neuem herbeischaffen und über den Boden ausbreiten, wird ihm sogar stets wieder viel von der Kraft ersetzt, die ihm durch Anbau entzogen wird. In manchen Gegenden Phöniziens begnügt sich daher noch gegenwärtig der Landmann mit der einfachsten Art der Feldbestellung, spannt vor den schlichten, aus Holz dürftig zusammengezimmerten syrischen Pflug ein Joch Ochsen, pflügt die Scholle um, streut die Saat in den gelockerten Boden und überläßt sie vertrauensvoll dem Schicksal.²⁾

Ob es auch in Phönizien keinen Ueberfluß an ertragsfähigem Grund und Boden, so lohnte er doch da, wo er vorhanden war, reichlich mit seinen Erzeugnissen die Mühe der Bearbeitung. Die außerordentliche Gunst der Witterung der Monate April und Mai läßt das Getreide zu sehr früher Reife kommen, Weizen im Mai und Gerste oftmals schon im April. Bedarf gegenwärtig die Bevölkerung der phönizischen Gestade zu ihrer Ernährung

1) C. Diener, Libanon, S. 129.

2) C. W. M. Van de Velde, Narrative of a Journey, I, S. 90. — „Wenn man sieht, auf was für trostlos steinigem Boden hier noch Gerste und Weizen gedeihen,“ sagt Hans Prutz (Aus Phönizien, Leipzig 1876, S. 145), „und sich die erbärmlichen Holzpflüge betrachtet, mit denen der Boden nicht gepflügt, sondern nur leicht gericht wird, so kommt man unwillkürlich auf den Gedanken, was für überreiche Ernten hier gewonnen werden könnten, wenn man sich die Mühe gäbe, den Boden von dem darüber gestreuten Steingeröll zu reinigen und mit einer ordentlichen eisernen Pflugchar umzurühen.“

Einer regelmäßigen nicht unbedeutenden Zufuhr von Korn, so wird dies doch im Alterthume nicht in ganz demselben Maße nöthig gewesen sein. Der Betrieb des Ackerbaues hat die Ausdehnung und Intensität, die er damals besaß, ohne Zweifel nicht wieder erreicht, und große Strecken Landes, die früher Getreide lieferten, werden gegenwärtig durch den Anbau von Pflanzenarten in Anspruch genommen, die nur zu industriellen Zwecken Verwendung finden. Was gegenwärtig die Reisenden, die Phönizien durchwandert haben, als größten Schmuck des Landes mit gleichmäßigem Entzücken rühmen, ist allerdings der breite Gürtel von prächtigen, wohlgepflegten Gärten, der die Umgebung der meisten Städte und Ortschaften verschönert. Auch im Alterthum wird, wo die Bodenbeschaffenheit es zuließ, im Umkreise der Städte ein üppiger Kranz von Gartenland und Baumpflanzungen sich hingezogen haben. Wie viele von den Baumarten und Obstgattungen, die gegenwärtig auf diesem Abschnitte des syrischen Küstenlandes vertreten sind, schon von den Bewohnern der Städte des Alterthums gezüchtet wurden, läßt sich nicht mehr durchweg mit Sicherheit feststellen. Die Frage, wo einzelne dieser Culturpflanzen eigentlich heimathsberechtigt gewesen sind und zu welchen Zeiten sie zuerst in den verschiedenen Landschaften Asiens, Afrikas und Europas sich eingebürgert haben, ist noch nicht lange zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschungen gemacht worden, bleibt in manchem besonderen Falle noch ganz in der Schwebe und läßt wegen des Mangels an zuverlässigen Nachrichten selten eine bestimmte, über das bloß Wahrscheinliche hinausgehende Entscheidung zu.¹⁾ Gäbe es noch erhebliche Ueberreste der phönizischen Literatur, so würden wir daraus ein deutlicheres Bild von dem ehemaligen Aussehen der Fluren des Landes gewinnen, ein Bild, wie für Palästina nach den Angaben der Heiligen Schrift sich entwerfen läßt.

Die Grundzüge der Küstenflora der Mittelmeerländer prägen sich auch in der Vegetation Phöniziens aus, vor Allem in dem zahlreichen Vorkommen von Arten immergrüner Gewächse mit schmalen, lederartig hartem Blattwerk. Sie gleicht am meisten der Küstenflora Spaniens, Algiers und Siziliens. Was das Auge des Nordländers in Phönizien am meisten vermißt, sind Wiesen. „Statt der rasenbildenden Gräser herrschen Staudenformen, wie spanisches Rohr und Zwiebelgewächse, vor, unter welchen *Violaceen*, Tulpen, Hyacinthen, Narcissen, *Crocus* und Orchideen im Frühling eine Blumenpracht entfalten, wie sie die mitteleuropäische Flora in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit nirgends aufzuweisen vermag. Ephen, Schlingrosen, Osterluzei und Passionsblumen umranken das üppige Dickicht, durch

¹⁾ Victor Hehn's geistvolles Werk „Culturpflanzen und Hausthiere“ (5. Aufl., Berlin 1887) giebt über viele Einzelheiten die beste Auskunft, nur hat dem Interesse des Verfassers trotz der bewunderungswürdigen Belesenheit, die ihm eine Fülle von Thatfachen erschließt, und seines methodischen Verfahrens etwas fern gelegen, seine Untersuchungen da, wo sie das Gebiet der orientalischen Philologie berühren, ebenso eingehend durchzuführen, wie sie auf den übrigen Gebieten ausgefallen sind.

dessen sperrende Wände selbst für den schmalen Reitpfad erst künstlich Bahn gebrochen werden muß. Wo fließendes Wasser reichlich zu Gebote steht, da tritt zu den genannten Pflanzenformen noch der baumartige Oleanderstrauch hinzu, dessen blüthengeschmückte Kronen alsdann den schönsten Schmuck der Uferlandschaft bilden.“¹⁾ So zeigt sich gegenwärtig das Landschaftsbild an dem unteren Laufe der größeren Flüsse, den meist dichte Gesträuchmassen umsäumen, ein wirres, von Menschenhand unberührtes Buschwerk, das vorwiegend aus den immergrünen Laubbölzern der Lorbeer- und Myrthengattung besteht. Zu solchen Stellen der niedrigsten Küstenregion, auf deren Boden ein verwilderter Pflanzenwuchs sich jetzt in voller Freiheit und Schönheit ergeht, fehlt es nicht an Contrasten. In derselben Linie der Niederungen wechseln damit bald weite Strecken öden Terrains, auf denen „der Flugand der Dünen und die Geschiebe der Bergwässer eine unbestrittene Herrschaft behaupten,“ bald die Ansiedelungen mit ihren Obstgärten, Fruchthainen und Palmen, dazu auf welligem Terrain große Anpflanzungen von Oliven und Johannisbrotbaum.²⁾ Wie schon erwähnt, ist die Dattelpalme ein Fremdling auf phönizischem Boden und verräth das noch damit, daß sie dort ihre Frucht nicht ganz zur Reife zu bringen vermag. Daß sie aber in Phönizien früher in viel größeren Mengen angepflanzt worden ist, als dies jetzt noch geschieht, und zu den charakteristischsten Pflanzen des Gestades gehört hat, darüber besteht kein Zweifel.³⁾ Aus reifen Früchten, die der Handel den Phöniziern vom südlichen Palästina her in großer Menge zuführte, ist sie gezogen worden; die reife Frucht bedarf nur des Erdreichs, um zu keimen und aufzugehen.⁴⁾ Ursprünglich zu Hause sind in Phönizien oder wenigstens auf den Vorbergen des Libanons der Delbaum, der in der Region der Bussut dort überall wild vorkommt, wenn er genießbare Früchte bringen soll, aber veredelt werden muß, und der Feigenbaum, der ebenfalls dort wild wächst, jedoch nicht minder zur Entwicklung seiner Früchte der Hand des Menschen bedarf. Zu dem Feigenbaum gesellt sich in derselben Region der Weinstock, den ja auch die biblischen Bücher so oft als dessen Genossen erwähnen, und der Nußbaum. Dem Feigenbaum verwandt ist die stattliche schattenreiche Sykomore, deren Vaterland jedoch über ägyptische Sudan zu sein scheint. Sie ist wohl bereits im Alterthum nach Phönizien gelangt und gedeiht dort gut in den Küstengegenden, ist aber dort gegenwärtig nur noch wenig verbreitet, hauptsächlich auf dem Gebiete von Tyros

1) U. Diener, Libanon, S. 175. Vergl. auch Oscar Fraas, Drei Monate am Libanon, Stuttgart 1876, S. 57. Der Vegetation der Flußufer gehören auch die Tamarisken (*Tamarix syrica* und *Tamarix Pallasii*).

2) Die Früchte des Johannisbrotbaums (*Ceratonia siliqua*; arabisch *charrâ*) dienen als Viehfutter und auch Armen als Nahrung. Es sind die Früchte, die der verlorene Sohn (Lucas XV, 16) zu essen beehrte, aber nicht erhielt.

3) Theobald Fischer, Die Dattelpalme (Ergänzungsheft 64 zu Petermanns Mittheilungen), Gotha 1881, S. 13.

4) Th. Fischer, Beiträge zur physischen Geographie der Mittelmeerländer, Leipzig 1877, S. 147.

Und Sidon, besonders jedoch in der Umgegend von Beirut. Sie liefert ein **Leidliches** Nutzholz, und um dieses zu erhalten, hat man in der Neuzeit die **alten** Stämme meist gefällt, neue Bäume aber nicht nachgepflanzt. Einer der **Schönsten** unter den Bäumen des Gartenlandes ist der Granatbaum, der seit **Jeher** in Syrien und Kleinasien sehr viel wegen seiner brennendrothen Blüten **und** seiner schwellenden kernreichen Äpfel gezogen worden ist. Aus seiner **Rinde** bereitet man einen Gerbstoff, der zur Lederfabrikation dient. Der **Maulbeerbaum**, der jetzt auf den Wusfut in ausgedehntem Maße cultivirt wird, **ist** von den alten Phöniziern noch nicht angebaut worden, ebenso wenig das **Zuckerrohr**, das im Mittelalter, wie Wilhelm von Tyros berichtet, in der **Ebene** von Tyros in großen Anpflanzungen gezogen wurde, aber erst durch **die** Araber eingeführt ist.

Noch mehr als der Mangel an Wiesen befremdet den Nordländer, daß **es** in Phönizien keinen Wald giebt, weder an den Gestaden noch auf den **Bergzügen** des Libanon. Denn was der gegenwärtige Bewohner dieses **Landes** mit dem stolzen Titel Wald zu benennen pflegt, ist kein Wald, **Sondern** sind nur vereinzelte Gruppen von Waldbäumen. Die berühmten **Gebirge** des Libanon bei Bschere¹⁾ sind unzweifelhaft Ueberreste einer **Ehemaligen** reichlicheren Bewaldung. Auch sind auf dem westlichen Gehänge **des** Libanon in den Sandsteinregionen, etwa 1000 Meter über dem Meere, **noch** Pinien (*Pinus pinea*) vertreten, obwohl nur in kleinen Beständen, auch **Cypressenarten** und Thujaen, sowie mehrere Eichenarten, und längs der Küste **Wachsen** auch noch hier und da im Dünenlande wild zwei Fichtenarten, die **Seefichte** (*Pinus maritima*) und die **Alleppofichte** (*Pinus halepensis*). Sehr **Frühzeitig** muß aber schon im Uferlande der einst vorhandene Waldbestand im **Wesentlichen** der Ausrottung anheimgefallen sein und die Entwaldung der **Westseite** des Libanon weit hinauf begonnen haben. Gerade am Libanon wird **der** Wald ursprünglich auch nur die quellenreichen Regionen innegehabt haben, **und** hat daher dort dem Anbau der Oliven, der Rebe und des Feigenbaums, **des** Nußbaums und der Obstbäume das Feld sehr bald geräumt. Was aber **außerhalb** des angebauten Landes an spärlichem Bestande noch übrig blieb, ist **Sorglos** abgeholzt worden, ohne daß Jemand an Aufforstung gedacht hätte. **Häufig** wird gegenwärtig das Fehlen von Wiesen, das Verschwinden der **Waldungen** und die angebliche Abnahme der Fruchtbarkeit des Culturlandes auf eine andere Ursache geschoben und die Vermuthung als sichere Ueberzeugung **ausgesprochen**, daß alle diese Veränderungen nur aus einer vollständigen **Umwandlung** sämmtlicher klimatischen Bedingungen erklärbar seien. Die **günstige** Meinung von ehemaliger höherer Ertragsfähigkeit des Bodens beruht jedoch **bloß** auf übertriebenen Vorstellungen und auf einer Unterschätzung des Fleißes **und** der Sorgfalt, welche die ehemaligen Bewohner des Landes aufgewendet haben. Obwohl gegenwärtig die angebauten Districte des Libanon in Allem

1) Bergl. Stade, Geschichte des Volkes Israel. Bd. I, S. 317.

was die Ausnutzung des Erdreichs und seiner Kräfte anlangt, und in Beziehung auf geschickte und eifrige Pflege der Anpflanzungen den angebauten Gegenden des Küstenlandes gegenüber bedeutend den Vorrang haben, trifft man selbst dort heutzutage noch zahlreiche Spuren an, welche den Beweis liefern, daß daselbst ehemals der Grund und Boden in viel größerer Ausdehnung als gegenwärtig in Benutzung genommen und durch mühsame Arbeiten, z. B. durch künstliche Festigung der Erdterrassen, noch besser für das Gedeihen der Anpflanzungen gesorgt wurde. Hinsichtlich der Wiesen aber mußte erst nachgewiesen werden, daß es deren im Alterthume in den Landstrichen, denen sie gegenwärtig fehlen, in historischer Zeit einmal wirklich gegeben hat.

Während die Flora seit den Tagen des Alterthums durch Aufnahme mancher fremden Species sich bereichert hat, ist die Fauna etwas ärmer geworden. Namentlich hat sich die Zahl der wild lebenden Säugethierarten verringert. Der Löwe, der vor Zeiten in Kleinasien und im ganzen Syrien nicht selten war, ist aus Phönizien jetzt ganz verschwunden. Er wird im 12. Jahrhundert n. Chr. in Syrien zuletzt erwähnt, wo er in der Gegend von Samaria noch existirte. Auch die übrigen Raubthiere vom Katzengeschlechte sind im phönizischen Berglande fast ganz ausgerottet. Immerhin giebt es dort noch den Leopard und den Rothluchs (*Felis caracal*), sowie die Tigertazze (*Felis chaus*), letztere besonders im nördlichen Libanon. Häufiger ist im Libanon der Wolf, nicht ganz unbekannt der syrische Bär. Verbreitet ist das Wildschwein. Ganz spärlich vertreten ist noch das Reh am Südrande des Libanons und auf dem Karmel. Ueber die Hausthiere, welche im alten Phönizien gehalten wurden, giebt es wenige Nachrichten. Die Phönizier selbst fabelten, bei ihnen daheim seien die Kühe so groß, daß nur ganz hochgewachsene Personen, ohne auf einen Schemel zu steigen, an die Euter heranzureichen und die Kühe melken könnten,¹⁾ was sich wenigstens von der gegenwärtig in Syrien heimischen Rinderrasse nicht behaupten läßt; sie ist klein und häßlich. Auch scheint aus anderen Berichten hervorzugehen, daß Phönizien nicht so viel Vieh zu ernähren vermochte, als die Bewohner brauchten, daß Kinder als Opfertiere aus Aegypten,²⁾ Lämmer, Widder und Ziegen selbst aus Arabien und anderen östlich gelegenen Ländern³⁾ bezogen wurden. Außer zu Opfern wird man im Küstenlande das Kind wohl hauptsächlich zum Ziehen des Pfluges verwendet haben, wozu es dort auch gegenwärtig besonders dient. Schwerlich würde sich während der trockenen Jahreszeit so viel Futter haben aufstreifen lassen, um dort große Bestände von Rinderheerden halten zu können. Wie in der Gegenwart haben die meisten Kinder wohl die bergigen Land-

1) *Helian*, Hist. animal. XVI, 33.

2) Dies folgert *Movers* (*Die Phönizier* II, 3, S. 92) aus *Achilles Latinius'* Erzählung von *Leutippe* und *Kleitophon* (II, 15), in der von ägyptischen Kindern die Rede ist, die zu Opfern nach *Thros* gebracht werden; doch ist nicht zu vergessen, daß eine solche Erwähnung in einem Roman wenig auf sich hat.

3) Vergl. *Movers*, ebendasselbst und *Phönizien* S. 324, nach *Ezechiel* 27, 21.

Landes besonders hervorzuheben, welche die eigenthümliche Art der Bedeutung die es einmal in der Weltgeschichte sich erworben hat, vielleicht erläutern können. Daß es bei seiner Beschaffenheit nicht berufen sein konnte, die Ba' eines großen einheitlichen, erobernd vorgehenden Staatswesens zu werden, davon einem so schmalen, nirgends weit in das Hinterland hineinverzweigt Randgebiete aus sich nicht gleichsam ein zersprengender Keil in die geschlossenen Bevölkerungsverhältnisse Vorderasiens hineintreiben ließ, wird ohne Weiteres einleuchten. Um eine nach Osten hin gravitirende Kraftentfaltung zu ermöglichen war das Areal Phöniziens gerade nach dieser Himmelsgegend hin zu sein eingeengt. Nur durch friedliche Mittel, durch Regelung des Handelsverkehrs und Waarenaustausches, konnte die Bevölkerung der Küstenstreifen auf die durch anstoßenden Gebirgslandes dauernden Einfluß ausüben, nicht durch Waffengewalt. Wie eine uneinnehmbare Festung hat namentlich zu allen Zeiten die westliche Gehänge des Libanon, das Montenegro Syriens, wie man genannt hat, dem Ansturm feindlicher Heeresmassen erfolgreich Widerstand geleistet. Auf den in schmalen, zwischen steilen Felswänden eingebettet Schluchten emporsteigenden und über die Rücken der Vorberge in das Hochland des Hochlandes hineinführenden Gebirgspfaden konnten, dem Laufe der Flüsse abern und dem Gange der Bodenerhebungen folgend, wohl Waarentransporte folgen Osten vorwärts bewegen, aber nicht Armeen. Erwachten in der Bevölkerungsherden der Gestadellandschaften Bestrebungen, die auf Herrschaft und Gebietsverweiterung ausgingen, so erhielten diese von vornherein durch die Schranken, welche das Binnenland mit seinen Höhenzügen abgab, ihre Richtung angewiesen. Das führte dann einerseits zu Ablenkungen dieser Bestrebungen auf Ziele, die im Norden und im Süden sich verwirklichen ließen zu Besitzergreifungen und Niederlassungen am Küstensaume des nördlichen Syriens und Palästinas, andererseits zum Ausbruche von Machtstreitigkeiten deren Schauplatz über den winzigen Rahmen des eigentlichen Phönizien nicht hinausreichte. Die Ausichtslosigkeit aller Versuche, durch Verschiebung der Ostgrenzen Gebietsvergrößerungen zu erreichen, gehörte aber auch zu den Ursachen, welche große Theile des phönizischen Volksstammes getrieben haben sich jenseits des Meeres neue Wohnstätten zu gründen.

Das friedliche oder feindselige Verhalten der Gebirgsbewohner ist immer für die Ausdehnung der phönizischen Gebiete auf der Ostseite des Landes maßgebend geblieben. Für Nomadenstämme ist allerdings auf dem westlichen Gehänge des Libanon augenscheinlich wenig Raum gewesen, wohl aber war die Bekaa stets ein Tummelplatz unstäter Völkerschaften. So unzugänglich die Mauern der Gebirgswelt sich aufbauten, so schutzlos lagen die flachen Niederungen da, dem Eindringen feindlicher, von der Hochebene herniedersteigender Kriegerschaaren oder beutesuchender Nomadenhorden preisgegeben. Dieser Umstand ist auf die Auswahl der Stätten, an denen die Phönizier ihre namhaftesten und ältesten Ansiedelungen errichtet haben, nicht ohne sichlichen Einfluß geblieben. Fast ohne Ausnahme halten diese Ansiedelungen sich

Von dem Vorlande der östlichen Bodenerhebungen ganz fern und liegen entweder rings vom Meere umgeben auf felsigen Eilanden, die vor der Küste aus der See emporragen, oder doch unmittelbar an dem Strande auf halbinselartigen Vorsprüngen mit felsigem, das Niveau des Küstenterrains beherrschendem Untergrunde. Allerdings würde man sich einer einseitigen Auffassung schuldig machen, wollte man nur diesen einen Gesichtspunkt als den die Lage der Ortschaften allein bestimmenden anerkennen. Wie schon der Name Sidon lehrt, sind wahrscheinlich nicht wenige der späteren Städte Phöniziens ursprünglich Fischerdörfer gewesen, und Fischerdörfer entstehen selbstverständlich nicht im Binnenlande. Ebenso selbstverständlich war in einem Lande, dessen Flüsse theils im Sommer völlig austrocknen, theils nur in der Nähe ihrer Mündung ein breites Strombett besitzen, aus dem größere Strecken Ackerland mit Wasser versorgt werden können, daß auch diejenigen Bewohner, die nicht vom Fischfange lebten, ihre Wohnsitze in der Nähe des Meeres aufschlugen. Auch hat man darauf hingewiesen, daß die größeren Ansiedelungen längs der Küstenlinie in ziemlich regelmäßigen Abständen von ungefähr je einer Tagesfahrt sich vertheilen. Nur bei Tage segelnd, bei Anbruch der Nacht oder bei ungünstigem Winde vor Anker gehend, hätten die an der Küste entlang fahrenden phönizischen Schiffsherren zu Anlegestellen vorzugsweise Inseln und halbinselartige Vorsprünge gewählt, da diese je nach der herrschenden Windrichtung entweder auf der Süd- oder auf der Nordseite Deckung gewährten. Aus den bevorzugten Ankerplätzen hätten sich dann die ersten Niederlassungen gebildet und die ersten Handelsstädte entwickelt.¹⁾ Daß mit allen diesen Motiven die Absicht, Leben und Eigenthum in Sicherheit zu bringen, gut vereinbar war, leuchtet ein. Daß aber unter den mannigfachen Gründen, welche die Phönizier bewogen haben, sich mit ihren Ansiedelungen ganz nahe an die Küste zu begeben, meist eine der Hauptursachen die Rücksichtnahme auf Gefahren gewesen sein muß, die von der Landseite her erwartet wurden, ergiebt sich deutlich genug aus der Thatsache, daß manche von den Stellen, auf denen gerade die wichtigsten Städte emporgewachsen, dürre Klippen und Felseninseln sind, auf denen es sogar an Trinkwasser fehlt. Die Art der Vertheilung, in der längs der Küste die Ansiedelungen sich gruppiren, macht vielmehr durchaus den Eindruck, als handele es sich ursprünglich um die letzten Zufluchtsstätten eines hartbedrängten Volksstammes, dem von Osten her jeder Fußbreit Landes streitig gemacht wird und der nur auf der See volle Freiheit der Bewegung hat. Zwar ließe sich noch die Annahme vertheidigen, daß bei der Ansiedelung auf unfruchtbaren Eilanden und Landzungen der Wunsch, den ohnehin schmalen Streifen ertragfähigen Erdreichs nicht freiwillig zu verringern, den Ausschlag gegeben habe, und dies mag auch in einzelnen Fällen wirklich geschehen sein. Es muß dann doch aber ein Grund vorgelegen haben, nicht nach demselben Verfahren ähnliche, den fruchtbaren Grund und Boden

1) Hans Bruch, Aus Phönizien. Leipzig 1876, S. VII—VIII.

unbeeinträchtigt lassende Ansiedelungen auch am Fuße des Berglandes zu errichten, und dieser Grund kann nur der gewesen sein, daß während der Zeiträume, in welche die Gründung der phönizischen Niederlassungen fällt, hier die Gebirgsbewohner den Küstenbewohnern, denen sie hier auch physisch zu allen Zeiten überlegen gewesen sind, feindlich gegenüber standen.

Nicht immer hat dieser Gegensatz gewährt. Seine Schroffheit ist bald gemildert und politisch ausgeglichen worden durch das Uebergewicht, welches die höhere Cultur, die im Schooße der Niederungen aufblühte, allmählich den Phöniziern verlieh. Renan's etwas paradoxer Ausspruch, Phönizien sei überhaupt nicht ein Land, sondern bloß eine Reihe von Hafentorten mit etwas Zubehör von schmalem Terrain gewesen,¹⁾ würde sonst unbedingt richtig sein. Nur läßt sich die Geschichte dieses Ausgleichs nicht mehr verfolgen und es läßt sich nicht mehr feststellen, in welchem Maße längs der ganzen Strecke in den verschiedenen Perioden der Geschichte Phöniziens die Bewohner des Berglandes mehr oder weniger unter dem Einflusse phönizischer Cultur ihre Lebensweise umgestaltet und sich dem phönizischen Wesen angenähert haben. Aber daß ganze Stämme durch diesen Einfluß ihrer ursprünglichen Rationalität fast völlig entfremdet und sogar zeitweilig in politische Abhängigkeit von den Phöniziern gerathen sind, steht fest. So erging es z. B. großen Theilen der nordisraelitischen Stämme Isachar, Naphtali und Sebulun, die auf den bergreichen Landstrichen im Südosten Phöniziens hausten.²⁾ Viele von den Waaren, die in den Städten Phöniziens angefertigt wurden, fanden regelmäßig ihren Absatz im Gebirgslande, dessen Erzeugnisse, Wein und Olivenöl z. B., Bauholz, Wolle und Schlachtvieh, als Entgelt dafür an die Küste geliefert wurden. Große Mengen von Sklaven wurden aus dem Innern an die Bewohner des Gestabelandes verhandelt. Aber nicht bloß nach Waaren und Sklaven gab es in den Städten einen zunehmenden Begehr. Auch die Arbeitskraft der in rauherer Ursprünglichkeit dahinlebenden Söhne der Bergregion selbst fand hier lohnenden Erwerb im Dienste der Kaufherren auf den Stapelplätzen und Schiffswerften. Wer aber verschmähte, im Schweisse seines Angesichtes sein Brot zu essen, oder die Waffen nicht ablegen mochte, auch der ließ sich leicht durch den müheloser und oft aussichtsvolleren Gewinn in die Ebene locken, der dort dem Söldner winkte. Nur aus einem andauernden Zuzuge von Angehörigen fremder Stämme läßt die Zunahme der Dichtigkeit der Bevölkerung in den Städten Phöniziens sich hinreichend erklären. Auch enthält die Vertheilung der Hauptstädte Phöniziens einen klaren Hinweis auf die Beziehungen zu dem Hinterlande. Sie entspricht der Lage der großen Verbindungsstraßen, die vom Fuße der Höhenzüge aus durch lange Quereinschnitte des Gebirgskörpers sich emporklimmend auf die Hochländer Syriens ausmünden.³⁾ Mit anderen Worten: diejenigen Ansiedelungen der Phönizier,

1) Ernest Renan, *Mission de Phénicie*, S. 836.

2) Vergl. B. Stade, *Geschichte des Volkes Israel* Bd. I, S. 169—171.

3) Carl Ritter, *Erdkunde*, XVII, S. 33—34.

welcher Schlachten geschlagen wurden, die über das Schicksal von ganz Syrien zur Entscheidung führten, liegt das phönizische Gestade von der Nordspitze des Karmel an bis gegen 20 Kilometer nordwärts über Akka hinaus völlig offen da. Die Ansiedelungen der Phönizier waren daher auf dieser Strecke nur wenig mehr durch ihre Lage geschützt als die Besetzungen, welche sie südlich vom Karmel an der Küste von Palästina hatten. Aehnlich war es mit dem nördlichsten Abschnitte des Landes bestellt. Für ein feindliches Heer, das bis Laodikeia vorgeedrungen war, gab es längs der ganzen Küstenstrecke bis etwas über Tripolis hinaus keine Terrainschwierigkeiten mehr zu überwinden. Auch Heere, welche in der breiten nordsyrischen Hochebene am Orontes aufwärts zogen, fanden westlich von dem See von Kadesch (Höms) in dem Zwischenraume, der das Kossair-Gebirge von dem Nordende des Libanon trennt, einen nahen, dem Laufe des Nahr el-Kebir folgenden Verbindungsweg zu den Niederungen von Djun Akkar. Diese Niederungen gehen aber südwärts nur bis etwa 2 Kilometer südöstlich von Tripolis. Zwischen diesem Punkte dagegen und dem Nordende der Ebene von Akka liegt ein Küstengebiet, das jedem Vormarsche, welcher, sei es von Norden, sei es von Süden her, der Strandlinie zu folgen versucht, wie das die vor dem Libanon sich hinbreitenden Gruppen von Bodenerhebungen zur Nothwendigkeit machen, ganz außerordentliche Schwierigkeiten in den Weg thürmt. Es ist das Gebiet der steilen Küstenvorsprünge, ein Gebiet von ungefähr 120 Kilometer Länge. Wie es als Ganzes nach Norden und nach Süden durch die von Osten hervortretenden Ausläufer des Libanon abgeschlossen ist, so zerfällt es wieder im Einzelnen von einem Küstenvorsprunge zum anderen in lauter ebenso von der Hand der Natur auf der Nord- und auf der Südseite verbarrikadirte, auf der Ostseite an das Gebirge sich anlehrende kurze Ebenen. Nimmt man hinzu, daß, wie schon geschildert worden ist, an vielen Stellen die Brandung der See unmittelbar an den Fuß der Küstenvorsprünge schlug, und daß hier selbst für die Ansiedelungen möglichst isolirte Stätten gewählt waren, so ist kein Wunder, daß im Bereiche dieser doppelt und dreifach mit natürlichen Schutzwehren versorgten Terrainabschnitte gerade diejenigen Städte sich entwickelt haben, die in der Geschichte des phönizischen Volksstammes bis zum Emporkommen Karthagos die hervorragendste Rolle spielen. Auch in einzelne Theile dieser Aneinanderreihung von abgeordneten Küstenstrecken war es möglich von Cölesyrien aus sich den Zutritt zu erzwingen, nach der Ebene von Berytos, wenn man die Wasserscheide überschritt, die das Flußgebiet des Orontes von dem des Lykos trennt, nach der Ebene von Tyros, wenn man den Lauf des Litani abwärts verfolgte. War aber die Herrschaft der phönizischen Städte auf die westlichen Abhänge des Libanon auch nur durch den Abschluß von Verträgen mit den Bergbewohnern ausgedehnt, so war es ebenso leicht, diese Pässe selbst gegen einen an Zahl überlegenen Feind zu vertheidigen wie die schmalen Pfade, die am Rande des Meeres an den schroffen Klippen der Vorgebirge vorüber oder über deren Rücken hinweg führten.

Ein Problem, das vielfach Nachdenken erregt hat, liegt in der Thatſache, daß gerade die Phönizier in der Geſchichte als ein Volk von Seefahrern auftreten. Man hat das meiſt aus der Beſchaffenheit ihres Landes ableiten wollen. Ein derartiger cauſaler Zuſammenhang beſteht in der That. Die erſte Vertrautheit im Verkehr mit der See werden ſich die Phönizier unſtreitig beim Betreiben des Fiſchfanges erworben haben. Jedenfalls hat nicht, wie in Aegypten und in Meſopotamien, das Vorhandenſein eines großen ſchiffbaren Fluſſes die erſte Anleitung zum Zimmern von Booten und Rachen gegeben. Denn nur ganz wenige von den Flüſſen Phöniziens laſſen ſich eine kurze Strecke vor ihrer Mündung mit Booten befahren. Auch ſtauen an der Mündung derſelben ſich Barren auf. Als beſonders fördernd für die weitere Ausbildung hat man oft der phöniziſchen Küſte eine reiche Gliederung und vorzreffliche Häfen nachgerühmt. Carl Ritter hat ſich die Mühe gegeben, eingehend nachzurechnen, um wieviel der Ueberſchuß an Ausdehnung, welchen die Umriffe der Buchten und Vorſprünge längs der phöniziſchen Küſtenlinie gewähren, den Betrag der in gerader Linie abgemessenen Strecke ihres Verlaufs übertrifft. An dem nordſyriſchen Geſtade giebt es aber Küſtenprofile von viel energiſcherer Zeichnung, als an dem phöniziſchen überhaupt vorkommen, und ſelbſt längs des phöniziſchen Küſtenantheils ſind nicht die beſten Häfen auch zugleich die im Alterthum am meiſten benutzten geweſen. Beirut und Haifa waren in den phöniziſchen Zeiten höchſtens Hafensorte zweiten Ranges, während ihre Häfen ihrer natürlichen Veranlagung nach die von Sidon und Tyros weit übertreffen. In erſter Linie haben die Phönizier in ihrem Lande nicht auf die Güte des Ankerplatzes geſehen, ſondern, wie ſchon erwähnt, diejenigen Ankerplätze bevorzugt, die feindlichen Angriffen am wenigſten ausgeſetzt waren. Ueberhaupt giebt es längs der ganzen Küſte gar nicht ſo überaus vorzügliche Häfen, wie man gewöhnlich meint. Mag es auch möglich ſein, in einzelnen dieſer Hafenſtellen nach Belieben vor dem Nordwinde wie vor dem Südwinde das Schiff zu bergen, ſo gewährt hier doch kein Hafen ausreichenden Schutz vor den Weſtwinden, gerade den Stürmen, die am heftigſten toben. Auch hat längs der ganzen Küſte das Meer eine ſehr heftige Brandung, die gelegentlich ſelbſt bis in eine Waſſertiefe von 84 Meter hinausreichen ſoll. Am ärmſten an Häfen iſt gerade derjenige Abſchnitt, den ich vorhin das Gebiet der Küſtenvorſprünge genannt habe, alſo der Haupttheil des phöniziſchen Geſtades. Das Geſtein, aus welchem hier der Untergrund der Ebenen beſteht, die ſich von einem Vorgebirge zum anderen buchtartig ausſpannen, reicht nicht bloß bis zur Strandlinie heran, ſondern ſetzt ſich längs derſelben faſt überall noch eine Strecke in das Meer hinein in Geſtalt eines vor dem Strande lagernden Klippensaumes fort. Seit unvordenklichen Zeiten iſt die wogende Brandung bemüht geweſen, die Oberfläche dieſes Geſteingürtels abzuwaſchen und ihm ganz das Niveau des Meeresſpiegels zu geben. Faſt genau in dieſem Niveau liegen daher meiſt die tafelförmig gebneten Scheitelſtflächen dieſer Klippenmaſſen bankartig vor der Strandlinie

gestreckt.¹⁾ Ungünstigere Buchten lassen sich für eine Hebe nicht denken. Ueber-
s wird auch der Abraum, das durch die Gewalt der Wogen zermahlene Gestein,
gsherrum in den Tiefen ausgebreitet. Hieraus erklärt sich die Versandung der
enigen allenfalls zu Häfen passenden Stellen. Meist hat man freilich behauptet,
ie phönizischen Häfen seien erst seit dem Alterthum in Versandung begriffen, und
was in ihnen sich ablagere, seien Mengen von Erdbreich, welche die Meeres-
strömung, die, von Süden kommend, an der syrischen Küste entlang gehe,
von den Nilmündungen aus mit sich führe. Eine derartig unmittelbare Wirk-
samkeit der Meeresströmung ist aber bis jetzt noch nicht an einem Punkte
des phönizischen Küstenraumes wirklich nachgewiesen worden. Mittelbar mag
diese Strömung an der Fortführung und Ausbreitung der von der Brandung
hier an Ort und Stelle abgeschlemmten Gesteinsmengen sich betheiligen, hat
sich dann aber daran auch schon im Alterthume betheiligt. Es wird daher
kaum in Zweifel gezogen werden können, daß die phönizischen Häfen in früheren
Zeiten der Versandung nicht minder ausgesetzt waren wie heutzutage. Nur
ist damals mehr für das Abdämmen und Instandhalten geschehen, soweit
der durchschnittlich sehr geringe Tiefgang der Fahrzeuge das erforderte. Auf
jeden Fall aber machten die klippenreichen Untiefen der Buchten diese schon
im Alterthume zu sehr schlechten Ankerplätzen und das Land arm an Häfen.

Nicht einem Ueberflusse an guten Hafengelegenheiten verdanken also die
Phönizier die Erfolge, welche sie zur See errungen haben. Was sich behaupten
läßt, wäre eher, daß sie, trotz der schlechten Häfen, über die sie verfügten,
ein Seefahrtsvolk ersten Ranges geworden sind.²⁾ Dennoch sind die Ursachen,
auf welche sich die frühzeitige Entwicklung der Schifffahrt in Phönizien zurück-
führen läßt, hauptsächlich in der Gestalt der Küsten dieses Landes zu suchen,
allerdings nicht in den äußeren Contouren derselben, sondern in der gesammten
plastischen Gliederung der Küstenlandschaften. Im Wesentlichen ist diese
Gliederung schon oben (S. 17 und 30) geschildert und als das Charakteristische
die Mischung von Steilküste und Flachküste, die längs des größten Theils
Phöniziens herrscht, hervorgehoben worden. Küstenstrecken ähnlicher Bildung
sind an den Gestaden des Mittelmeers so häufig vertreten, daß man für diese
ganze Gattung neuerdings den Namen *Mediterran- oder Mittelmeerküsten*
vorgeschlagen hat.³⁾ Doch kommen Küsten von diesem Typus auch in anderen
Bereichen vor, so in Jemen, Hadhramaut und Oman. Am ähnlichsten ist der
phönizischen vielleicht die ligurische Küste zwischen Genua und Nizza. Der
Einfluß der Küstenformen prägt sich an diesen Gestaden fast durchweg gleich-
mäßig in den Verkehrs- und Bevölkerungsverhältnissen, oft mit höchst über-

1) Carl Ritter, *Erdfunde*, XVII, S. 419; E. Renan, *Mission de Phénicie*,
S. 321—322; G. vom Rath, *Durch Italien und Griechenland nach dem Heiligen
Lande*, Heidelberg 1882, Bd. II, S. 224.

2) Hans Prutz, *Aus Phönizien*, S. VII.

3) F. G. Hahn in der *Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie*, V (Wien
1885), S. 341.

rascherer Aehnlichkeit in einzelnen Bügen aus. Er bringt eine starke Verdichtung der Bevölkerung mit sich, zu deren Ernährung mehr und mehr Fischfang oder Seehandel das Ihre beisteuern müssen. Jeder Fleck Raumes, der zu Feldern dienen kann, wird gewissenhaft ausgenutzt. Die menschlichen Wohnungen drängen sich zu engen Ortschaften von stadtartigem Gepräge oder Städten mit hochstöckigen Häusern zusammen. Die Landstraßen folgen den Windungen des Uferrandes und werden häufig durch die schroff sich vorbauenden Vorgebirge unterbrochen. Für den Verkehr zwischen den einzelnen Theilstrecken des Gestades ist daher der Weg zu Wasser gewöhnlich der kürzere, oftmals der einzig mögliche. Namentlich für Waarentransporte ist er ungleich bequemer als der Weg zu Lande, der nicht bloß den Biegungen der Strandlinie nachgehen, sondern auch in zahllosen Krümmungen an den Seiten der Vorgebirge zu deren Kamm hinauf und mit ebenso viel beschwerlichen Krümmungen von dort wieder zur Ebene hinabsteigen muß. Drohen an solchen Stellen dazu Ueberfälle feindlicher Bergbewohner oder räuberischer Wegelagerer, so wird vollends der Seeweg fast ausschließlich bevorzugt. Für glückliche Fahrten bürgt hier zugleich die Regelmäßigkeit der herrschenden Land- und Seewinde, oft auch die Gunst der Strömung.¹⁾ So ist auch das Betreiben der Fischerei die erste Schule des phönizischen Seemannes gewesen. Das Uebersetzen von den einsam im Meere liegenden Inselklippen zum Strande und von diesem zu jenen Eilanden hat ihn gelehrt, sich auf der Salzfluth mit Sicherheit und Kühnheit zu bewegen. Die Vorgebirge, welche die meisten zwischen ihnen eingeschalteten Ebenen nach Norden und Süden voneinander absperrten, haben die Umgehung auf dem Seewege nöthig gemacht und die Küstenbewohner erst gezwungen, dann dauernd gewöhnt, bei dem Verkehre zwischen den einzelnen Ortschaften hauptsächlich die See zu benutzen. Die Langgestreckte geradlinige Ausdehnung der syrischen Gestadeländer hat dann zu immer weiter vordringenden Unternehmungen Muth gemacht, und darüber hinaus winkten in nicht allzu großer Entfernungen verlockende Ziele in großer Zahl, im Süden Aegypten, im Norden das Gestade Kleinasien, im Nordwesten Cypern, die Brücke zu der Inselwelt des griechischen Archipels.

Wäre lediglich die Bodengestalt der Küstenstrecke Phöniziens maßgebend gewesen, so würde freilich trotz der Nähe jener Ziele der phönizische Volksstamm es nicht dahin gebracht haben, daß nach ihm der ganze östlichste Abschnitt der levantinischen Hälfte des Mittelmeeres bei den Alten den Namen das Sidonische²⁾ oder das Phönizische³⁾ Meer führte. Er würde in der Weltgeschichte nicht viel mehr bedeuten als etwa das Volk der Ligurer. Zwar sind die Ligurer ebenfalls ein seetüchtiges Volk geworden; von der Kühnheit, mit der sie auf elenden Rähnen das Meer befuhren, reden die Alten voll

1) Vergl. hierzu Oskar Peschel, Völkerverkunde, 1. Auflage, S. 205.

2) Dionysius, Periegesis, Vers 117.

3) Plinius, Hist. nat., V, 12 (13); IX, 10 (12).

Bewunderung.¹⁾ Aber so ähnlich auch die ligurische Küste ihrer ganzen Veranlagung nach der phönizischen war, sie hat im Weltverkehr erst seit der Zeiten des Mittelalters angefangen, eine hervorragende Rolle zu spielen. Die Entwicklung der phönizischen Seefahrt ist die geschichtliche Umgebung zu Hilfe gekommen, die Höhe der Cultur, die in Syrien bereits verbreitet war als die Phönizier anfangen, sich aufs Meer hinaus zu wagen, und die Gunst der zwischen den beiden ältesten Culturcentren des Morgenlandes, zwischen Aegypten und Babylonien, vermittelnden geographischen Lage Phöniziens. Allmaritime Vororte des zunächst angrenzenden fruchtbaren Binnenlandes und in weiterem Sinne des weit ausgebreiteten, damit nach Osten und Süden hin in Verbindung stehenden Ländercomplexes Vorderasiens sind die Häfen Phöniziens vermöge ihrer secundigen Einwohnerchaft in erster Reihe die Ausgangspunkte geworden, von denen aus die Erzeugnisse und viele von den Errungenschaften der Cultur des Morgenlandes dem Abendlande zugetragen worden sind. Mehr als anderswo bewegt sich im Orient der Handelsverkehr zwischen den großen Ländergruppen des Innern in althergebrachten ausgetretenen Geleisen fort. Selbst geraume Zeit nach dem Erlöschen der phönizischen Nationalität haben daher diese Häfen noch für den Orient, allerdings aber lediglich für diesen, besonders für Syrien, einen Theil ihrer früheren Bedeutung noch beibehalten. Ist auch seit den Tagen des Alterthums, besonders seit die Söhne Osmans Herren des Landes sind, eine durchgehende Umwandlung in den Größenverhältnissen der meisten Städte eingetreten, so concentrirt sich doch noch immer, obgleich in anderer Vertheilung, die Bevölkerung Phöniziens an denselben Orten wie vor Jahrtausenden; so sehr ergeben sich hier die Mittelpunkte von selbst aus der allgemeinen Lage und aus der Gliederung des Ganzen.

Wenig in Betracht kommt die Kleinheit der Häfen Phöniziens. Bei ihrer Tiefe, so reichte auch ihre Breite vollkommen aus für Fahrzeuge von durchschnittlich geringen Dimensionen. Treffend bemerkt Adolf Bastian: „Vergleicht man die Häfen des griechischen und phönizischen Alterthums mit denen unserer jetzigen Handelsmetropolen, Athen, Sidon, Tyrus mit Sidon, St. Francisco, Bombay, so erscheinen sie als ein Puppenspielzeug für die Kindheit der Geschichte, in richtigen Proportionen zu den Dimensionen des damaligen und des gegenwärtigen Verkehrs. Im Hafen Sidneys mag man einen ganzen Tag umherfahren und hat vielleicht nicht die Hälfte der Schiffe gesehen, die dort liegen; im Hafen Sidons darf man sich nur in ein ganz kleines Boot einschiffen, um nicht gleich am anderen Ende anzustoßen. Das geschlossene Mittelmeer kann nicht jene weiten und prächtigen Baien und Buchten bilden, wie der freie Ocean, und sein allmählich ablaufender Strom mußte von selbst darauf führen, die Schiffe, statt in offener See zu ankern aufs Land zu ziehen.“²⁾

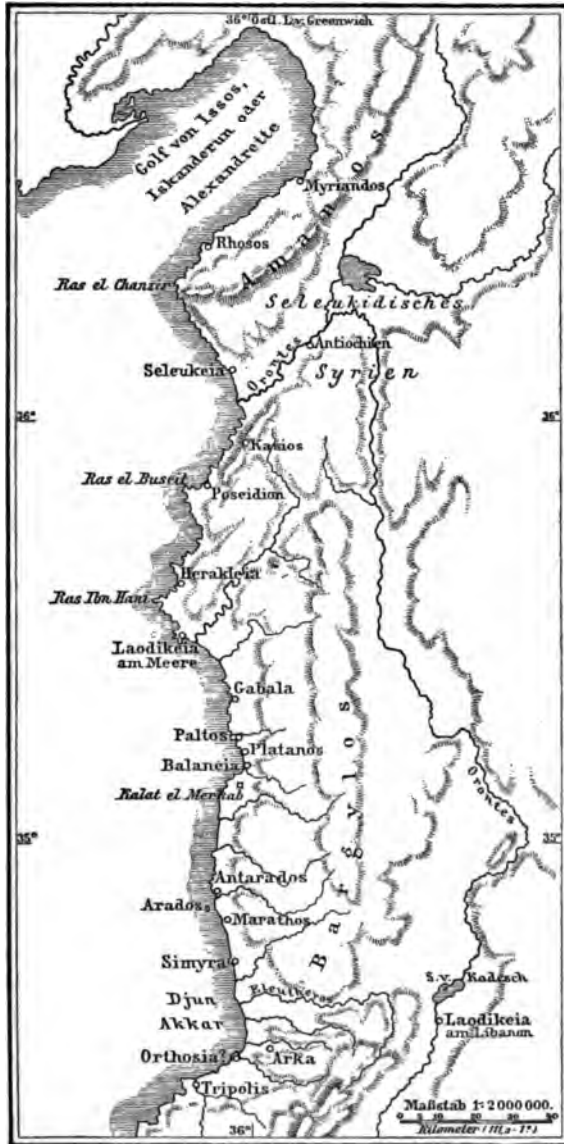
1) Heinrich Nissen, *Italische Landeskunde*, Berlin 1883, S. 468 u. 115.

2) Adolf Bastian, *Geographische und ethnologische Bilder*, Jena 1873, S. 235

5. Die Küstenlandschaften Syriens und deren Städte.

Nachdem so in allgemeinen Zügen ein Bild von der Landesnatur des eigentlichen Phöniziens entworfen worden ist, wird nothwendig sein, zur Ergänzung dieser geographischen Schilderung noch eine mehr topographische Einzelheiten berücksichtigende Aufzählung der wichtigeren phönizischen Städte und Ortschaften, wie diese einst am Rande des syrischen Festlandes nach den Angaben der Alten aneinander reiheten, folgen zu lassen.¹⁾

An der nördlichsten Einbuchtung des syrischen Westades lag ziemlich genau an der Stelle des heutigen Hafensortes Seleukiden oder Alexanderen oder Alexandrette die kleine Hafenstadt Myriandos, die Herodot als nördlichsten Vorort der Phönizier nennt, und deren Einwohner auch Xenophon in seiner Anabasis als Phönizier bezeichnet. Weiter nach Süden, mehr nach dem Eingange derselben Meeres-



Nördlicher Abschnitt des syrischen Küstenlandes.

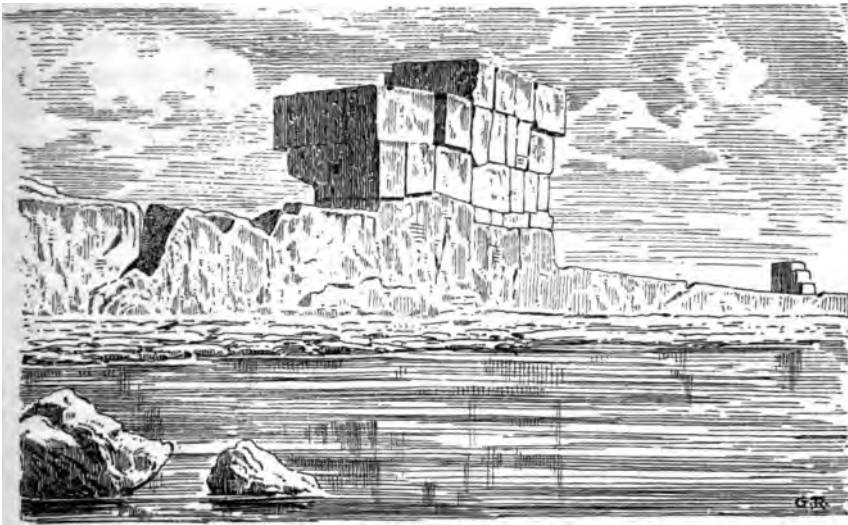
1) Ich benutze dies Mal, um Einzelheiten aus der Geschichte derjenigen Zeiträume zu erwähnen, welche dem Plane der „Allgemeinen Geschichte“ gemäß in dem vorliegenden Bande nicht vollständig dargestellt werden sollen. Vergl. S. 3.

bucht zu, lag vor dem südwestlichsten Ausläufer der Amanoskette, dem Vorgebirge, das jetzt Ras el-Chanzir heißt und bei den Alten den Namen des rhyssischen führte, der Hafenort Rhosos, der gleichfalls eine phönizische Ansiedelung gewesen zu sein scheint. Von dem rhyssischen Vorgebirge südwärts beginnt die Bucht von Antiochia mit dem Mündungsgebiete des Drontes, an dessen Südrande der majestätische Berg Rasios (jetzt Djebel Akra) emporragt. Die Küste tritt dann wieder in weiter Rundung mit Reihen von scharf vorspringenden Vorgebirgen nach Westen, zunächst mit dem kühn geformten Vorgebirge Poseidion (jetzt Ras el-Buseit oder Cap Possibi) und am weitesten westwärts mit dem Ras Ibn-Hani. An einer kleinen Meeresbucht auf der Nordostseite dieses Caps gab es im Alterthume einen Ort Hera-kleia, der wahrscheinlich auch zu den phönizischen Ansiedelungen gehört hat. Am Fuße der südwestlichen Ausläufer der langgestreckten Gebirgskette, von welcher diese Vorgebirge ausgehen, lag auf einer Bodenerhebung am Meere Laodikeia. Seleukos Nikator soll diesen Namen der Stadt zu Ehren seiner Mutter Laodike verliehen haben; aus ihm ist der gegenwärtige Name Ladijje (Latakia) entstanden. Im Alterthume war dieser Ort wegen des vielen Weines berühmt, den die an Bodenerzeugnissen aller Art überreiche Umgegend hervorbrachte, und besaß einen günstig gelegenen, obschon wenig geräumigen und tiefen Binnenhafen. Im Unterschiede zu den vielen Städten desselben Namens hieß es auch das syrische oder Laodikeia an der Seeküste. Der Nahe el-Kebir, der östlich von Ladijje ins Meer geht, ist mit dem Eleutheros, der jetzt denselben Namen führt, nicht zu verwechseln.

Vom Ras Ibn-Hani südwärts tritt die Küste hinter die Linie, welche ihre Gesamtrichtung im Ganzen genommen innehält, nach und nach zurück, am weitesten an der Mündung des Eleutheros, und strebt ihr dann allmählich wieder zu bis zum Karmel, wo der geradlinige Strand Palästinas beginnt und mit leiser Krümmung nach Westen in den Küstenraum Aegyptens ausläuft. Bis zum Eleutheros begleitet sie südöstlich von Ladijje als schmales Vorland die streng von Nord nach Süd sich ausdehnende Richtung der einförmigen Rämme des Kosairergebirges, des Bargylos der Alten. Auf dem nördlichsten Abschnitte dieser Strecke lagen am Strande Gabala, jetzt Djebele, Paltos oder Balbos, jetzt Belbe, Platanos, Balanaia oder Balaneai, jetzt Vanijas. Notizen, die aus der griechischen Literatur in die gelehrten Werke der Byzantiner sich gerettet haben, bezeichnen diese kleinen Städte als Ortschaften Phöniziens, wahrscheinlich mit einem ungenauen Sprachgebrauche. Die Namen lassen meist eine Erklärung aus den nordsemitischen Mundarten zu. Ob es aber gerade Phönizier gewesen sind, die diese Flecken gegründet haben, läßt sich schwerlich entscheiden.

Bevor dann die Küste nach Süden zur Mündung des Eleutheros einbiegt, tritt sie etwas nach Westen vor. Hier liegt der Küste gegenüber mitten im Meere, ungefähr 3 Kilometer von ihr entfernt, eine winzige Insel, ein Felsblock von unregelmäßigen Rändern, etwa 800 Meter lang und 500 Meter

Breit, gegenwärtig Ruad genannt, das ehemalige Arados. Ursprünglich ist es ohne Zweifel ein nach in der Brandung daliegenes, vegetationsloses Felsenriff gewesen. Die unzugängliche Lage der Ansiedelung, die hier schon in sehr früher Zeit bestanden haben muß und, wie erzählt wird, von flüchtig gewordenen Bewohnern Sidons gegründet wurde, rechtfertigt durchaus den alten phönizischen Namen Arwad, d. i. „Zuflucht.“ Eine mächtige Umfassungsmauer, die dicht auf den Ranten des steil abgesprengten Felsenrandes, an dessen Saume gegenwärtig die See einzelne große Sandlager aufgehäuft hat, sich erhob, reichte im Alterthume fast um die ganze Insel herum und ließ nur auf der Ostseite den Hafen frei. Es war ein Hafen von sehr bescheidenem



Reste der Mauern des ehemaligen Arados.

Umfange, der durch einen breiten Damm in der Mitte in zwei Becken getheilt war. ¹⁾ Imposante Ueberreste jener Befestigungsmauern sind noch vorhanden. Sie bestehen aus viereckigen Steinblöcken von 3 Meter Höhe und 4—5 Meter Länge, die aus dem Felsboden des Eilandes selbst in tiefen Gruben, die hinter den Mauern sich entlang ziehen, gebrochen sind. Die gegenwärtige Bevölkerung von Arados, ungefähr 2—3000 Einwohner stark, steht noch in dem Rufe, die tüchtigsten Seefahrer der syrischen Küste zu liefern. Ihr Erwerbszweig ist außer der Schifffahrt nur noch Schwammfischerei. Mit Trinkwasser versorgten sich die ehemaligen Bewohner der Insel theils durch Zufuhr vom Festlande, theils aus Cisternen, in denen sich das Regentwasser

1) William Allan, On the Island of Ruad, North Syria (im Journal of the Royal Geographical Society, XXIII, London 1853, S. 154—155).

ansammelte. Eine große Zahl dieser in dem festen Gestein dieser Insel ausgearbeiteten, mit ihren Wänden nach oben hin sich verengernden Behälter leistet dieselben Dienste noch der heutigen Einwohnerschaft Ruads. Bei Kriegzeiten entnahm man, wie Strabon und andere Autoren des Alterthums berichten, Wasser, wenn die Cisternen nicht ausreichten, einer Quelle, die in dem Meeresarme, welcher die Insel vom Festlande trennt, aus dem Meeresgrunde hervorquoll. Von einem Boote aus wurde über die Stelle des Meeresbodens, an welcher das Süßwasser herauskam, ein aus Blei verfertigter Mantel gefenkt, an dessen oberem eine spitze Oeffnung bildenden Ende ein aus Leder gearbeiteter langer Schlauch eingepaßt war. In diesem Schlauche stieg dann das aufquellende Wasser bis über den Meerespiegel empor und konnte so in Gefäße aufgefangen werden. Zuerst kam zwar etwas salzig schmeckendes, allmählich aber reines trinkbares Wasser zum Vorschein. Bei der Nähe des Nofairiergebirges und der Structur der syrischen Küstengebirge wären im Meere ausmündende Quellen nicht unerklärlich. Auch soll in der That das Vorhandensein einer oder mehrerer Quellen solcher Art im Meere unweit von Ruad sich beobachten lassen.¹⁾ Außer den Cisternen und Umfassungsmauern giebt es heutzutage auf Arabos von der ehemaligen Stadt, deren Häuser zu Strabons Zeit viele Stockwerke hoch waren und eine Menge Einwohner beherbergten, nichts mehr zu sehen. Höchstens wären noch Kellerartige, im Felsen ausgehauene Gemächer zu nennen, die auf der Südseite der Insel zu Tage liegen. Die Wände zeigen kleine Nischen und sind zum Theil noch mit Putz überzogen. Das Meer scheint hier die Umfassungsmauern zerstört zu haben, an deren Unterbauten wohl jene Räume sich einst angeschlossen haben mögen. Auch giebt es in der Nähe des Hafens und draußen am Ufer Stücke von Säulen aus grauem Granit. An ähnlichen Stellen kommen derartige Säulen und Säulenfragmente in Tripolis, Byblos, Tyrus und vielen anderen Städten Phöniziens vor. Man faßt sie gewöhnlich als Ueberreste ehemaliger am Rande der Ufer oder Häfen stehender Colonnaden auf. Sie liegen aber an den Stellen, an denen sie sich jetzt befinden, d. h. meistens im Wasser, nur, weil im Mittelalter (vergl. S. 5) solche Monolithe mit Vorliebe bei der Anlage von Umfassungsmauern und Hafendämmen benutzt worden sind. Auf demjenigen Terrainabschnitte der Insel, welcher vermuthlich in seinem Boden noch zahlreiche Alterthümer birgt, stehen die jetzigen Wohnhäuser mit ihren ganz kleinen Höfen und Gärtchen so eng beieinander, daß sich Ausgrabungen noch nicht haben anstellen lassen.

Wie auf Arabos selbst waren auch auf dem gegenüber liegenden Küstenstriche seit Alters her Phönizier ansässig, die hauptsächlich von Ackerbau gelebt zu haben scheinen. Karne oder Karnos, heutzutage Karnun, war unter diesen Ansiedelungen die nördlichste, die einzige, welche einen Hafen besaß. Sie lag

1) Carl Ritter, *Erdfunde*, XVII, S. 878—879; E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 41—42; Wädeler's *Palästina und Syrien*, 2. Auflage, S. 445. Vergl. auch F. Walpole, *The Ansayrii*, III (London 1851), S. 391—392.

Südblich von Balanaia. Auf Karne folgten Enydra, dessen Lage sich nicht mehr genau nachweisen läßt, und in südöstlicher Richtung von der Insel die alte wohlhabende Stadt Marat, griechisch Marathos genannt, dann weiter südblich Simyra, das neben Arabos in der Völkertafel der Genefis unter dem Namen des angeblichen Stammvaters ihrer Bevölkerung, Semari, erwähnt wird, das heutige Dorf Sumra. Die Geschichtsschreiber Alexanders des Großen schildern Arabos als Mittelpunkt eines Staatswesens, dessen Herrschaft sich nicht allein auf die nächstliegenden Abschnitte der Küste erstreckt, sondern auch weit über diese hinaus reicht. Diese Oberhoheit wird jedoch den Arabiern frühestens erst während der Perserzeit zugefallen sein. Die Völkertafel würde sonst nicht Simyra eine so selbständige, Arabos gleichberechtigte Stellung einräumen. Auch hätte sonst Marathos, das Arabos am nächsten lag, sich nicht zu der Größe entwickeln können, die es zur Zeit Alexanders des Großen noch gehabt haben soll. Strabon rechnet die ganze jehige nosairische Küstenstrecke von Paltos ab zu dem Festlandbesitz von Arabos und bezeichnet Karne als eine Rhede der Arabier. Er erzählt auch, wie dieser Besitz zu Stande gekommen sein soll. Während der Zwistigkeiten, die sich 247 n. Chr. zwischen den Söhnen Antiochos' II., zwischen Seleukos Kallinikos und Antiochos Hierax, entspannen, seien die Arabier auf die Seite des Ersteren getreten, hätten sich aber ausbedungen, daß ihre Stadt Ahyrecht genießen solle. Dieses Ahyrecht hätten selbstverständlich nicht untergeordnete, sondern vorzugsweise hochgestellte Personen in Anspruch genommen. Aus Dankbarkeit für die erwiesene Gastfreundschaft hätten diese einflußreichen Leute später, in ihre Heimath zurückgekehrt, den Unternehmungen der Arabier nach Kräften Vorschub geleistet. Jedenfalls scheinen die Letzteren die Wirren des Ausganges der Seleukidenzeit benützt zu haben, um Marathos und Simyra zu zerstören und das Landgebiet dieser Städte in ihre Hand zu bringen.¹⁾ Seit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung wird häufig Antarabus genannt, eine Stadt, auf welche die Bedeutung der ehemaligen phönizischen Städte dieses Küstengebietes sich übertragen zu haben scheint. Es ist das nordöstlich von Arabos gelegene Tortosa, Arabisch Tartus. Die Stadtmauern und Mauern der Burg von Tortosa²⁾ hat man vielfach für Bauten der Phönizier erklärt. Sie sind aber ebenso wenig

1) Polybios (V, 68) erwähnt, daß Antiochos der Große in Marathos eine Gesandtschaft der Arabier in Empfang nahm und dabei Feindseligkeiten schlichtete, welche jedoch nicht zwischen den Bewohnern von Marathos und den Arabiern, sondern zwischen den „Arabern des Festlandes“ und denen der Insel bestanden. Da Diodor (XXXVI, 6) von den Vergewaltigungen spricht, welche die Arabier zur Zeit des Alexanders von Bala an den Bewohnern von Marathos auszuüben versuchten, pflegt man anzunehmen, daß Marathos um 151 v. Chr. zerstört worden sei. Es steht das jedoch keineswegs fest, da aus der Datirung einer Münze hervorzugehen scheint, daß die Stadt noch im Jahre 77 v. Chr. bestand. Vergleiche J. P. Sic im Numismatische Chronique, New Series, XVII, London 1877, S. 189 und F. J. M. Hoof-Blumer, Monnaies Grecques, Amsterdam 1883, S. 445.

2) Abgebildet bei H. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, S. 411 und 412.

phönizischen Ursprungs wie die Grundmauern des weiter nördlich am Strande gelegenen Hospitaliter Schlosses Merkab¹⁾ oder der berühmten Feste Kaf.²⁾ Das angeblich Phönizische an der Herrichtung der Steine, das Anbringen von Fugenrändern auf der Stirnseite der einzelnen Werkstücke, ist nicht ein sicheres Merkmal für phönizische Arbeit.³⁾ Die Ebene, welche hinter Tortosa sich ausdehnt, ist auf 4 Kilometer hin ein einziges großes Gräberfeld. Leider sind die Aufbauten, die hier einst über den Grabstätten gestanden haben mögen, längst zerstört. Um so lehrreicher sind für die Kenntniß der phönizischen Architektur die Ruinenstätte und die Nekropolis von Amrit, dem ehemaligen Marathos, die seit langer Zeit schon die Aufmerksamkeit der Reisenden und Archäologen auf sich zogen, aber erst von Ernest Renan gründlich durchforscht und beschrieben worden sind.

Es folgt nun die Bucht Djun Akkar, die, dem Zwischenraume zwischen den süblichen Ausläufern des Kosairiergebirges und den nördlichen der Libanonkette (dem Djebel Akkar) entsprechend, etwas nach Osten sich hineinzieht. In dem Theilungsgebiete zwischen den beiden Randgebirgsmassen bahnt sich von dem syrischen Hochlande aus der Nahr el-Kebir seinen Weg zum Meere. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß dieser das ganze Jahr über reichlich mit Wasser versehene „große Fluß“ mit dem Cleutheros der Alten identisch ist. Schon die Angabe, daß der Cleutheros zeitweilig die sübliche Grenze des seleukidischen Syriens, die nördliche von Phönizien und Cölesyrien bezeichnet habe, weist deutlich auf den Nahr el-Kebir. Am Saume des Meeres reichte sich hier in den Zeiten des Alterthums längs der Niederung, die sich nach Westen bis Tripolis fortsetzt, Stadt an Stadt. Doch giebt es kaum irgend ein Gebiet des phönizischen Gestades, in dem alle Spuren ehemaliger Ansiedelungen gründlicher verwischt wären als auf dieser feindlichen Angriffen von Nordosten her am meisten ausgelegten Strecke. Südwestlich vom Nahr el-Kebir mündet der gleichfalls auf dem nördlichen Gehänge des Libanons entspringende Nahr Akkar. An der Stelle, wo er das Gebirge verläßt, liegt auf einem Hügel am Fuße der Höhenzüge ein Trümmerfeld, Tell Arka genannt,⁴⁾ das man für die Stätte der alten phönizischen Ansiedelung hält, deren Vertreter in der Völkertafel Arki oder, wie die Septuaginta schreiben, Arukaios heißt. Es würde dieselbe Stadt sein, welche die Alten Arka oder Arke nennen. Unter Alexander Severus, der dort geboren war, erhielt sie den Beinamen Cäsarea; von den Städten gleichen Namens wurde

1) Vergl. H. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, S. 405 und Vollbild zu S. 282 daselbst.

2) Vergl. H. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge, S. 388, 389, 397—399 und Vollbild zu S. 388 daselbst.

3) Vergl. die Auseinandersetzungen von Ernest Renan (Mission de Phénicie, S. 47—54) und von Greville J. Chester (Notes on Ruad and adjacent Places, in The Survey of Western Palestine: Special Papers, London 1881, S. 78—79).

4) Edward Robinson, Biblical Researches in Palestine, III, London 1841, Appendix S. 138.

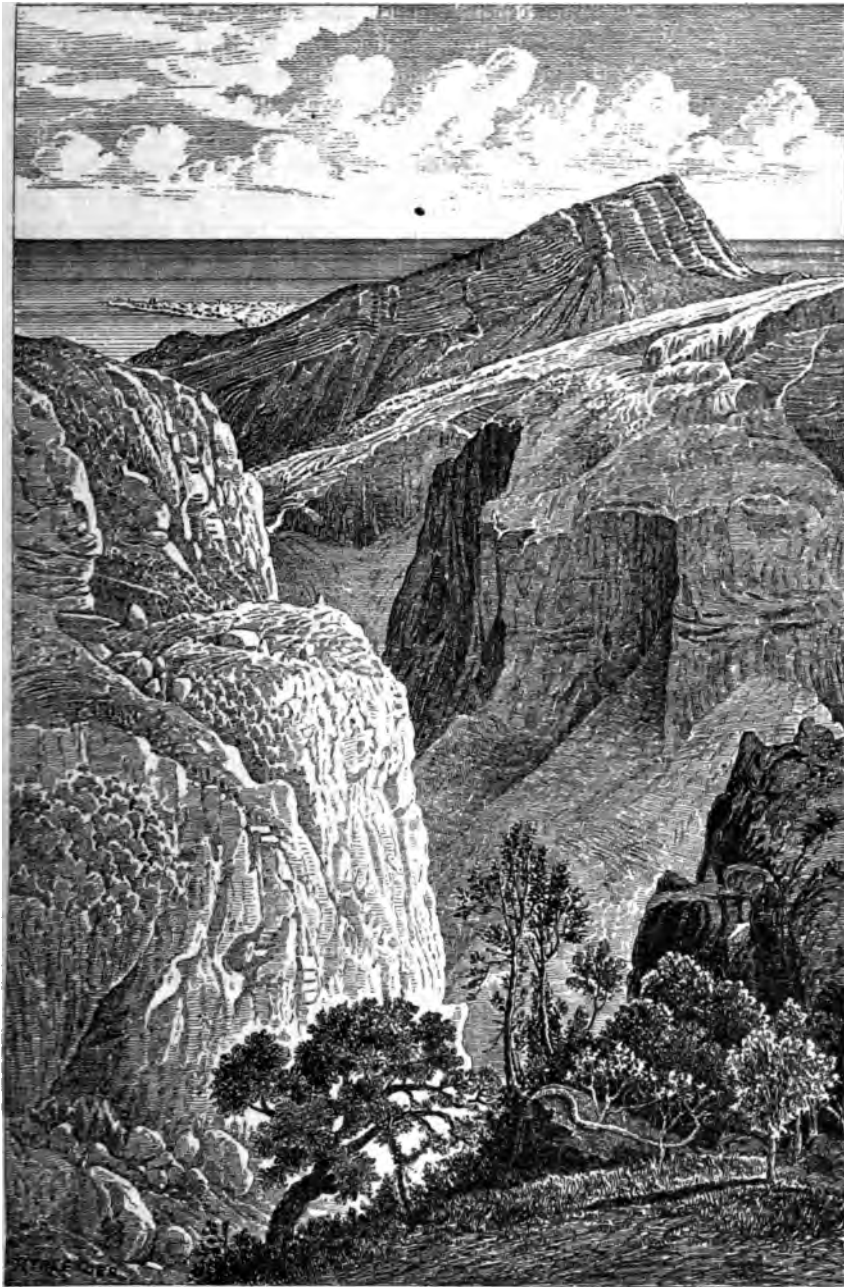
ste durch den Zusatz ad Libanum unterschieden. Noch näher an Tripolis liegt die Mündung des „kalten Flusses,“ Nahr el-Verid, oder des Bruttus, wie er in dem Itinerarium Hierosolymitanum vom Jahre 333 genannt wird, mit dem Flecken Ardh Arthusi. In diesem Orte erblickt man neuerdings die Stätte des ehemaligen Orthosia, über dessen Lage die Angaben der Alten voller Widersprüche sind. Nach Strabon müßte es unmittelbar neben Simyra und wie dieses nördlich vom Eleutheros liegen. Auf jeden Fall liegt es ziemlich in der Nähe dieses Flusses. Die Ermittlung der Ruinen von Orthosia würde schon deshalb von Wichtigkeit sein, weil diese Stadt bisweilen als Grenzort Phöniziens genannt wird (vergl. S. 16). Kurz vor dem südwestlichen Rande von Djun Akkar mündet der Nahr Kadischa, der hoch im Libanon unweit der berühmten Lederngruppe von Bscherre seine Quellen hat und von da aus in der Tiefe einer steilen, überaus malerisch zwischen den durchschnittenen Massen der Gesteinschichten eingebetteten Schlucht sich zum Meere hindurchzwingt.

Unmittelbar vor dem Ausgange dieser Schlucht liegt die heutige Stadt Tarabulus, auch Tripoli genannt. Jenseits der Stadt breitet sich nach Westen und Norden eine fruchtbare, mit Baumpflanzungen übersäte Ebene aus, die nach Westen halbinselartig in eine aus Felsboden bestehende Anhöhe ausläuft. Auf dieser steht die Hafensstadt (el-Mina) von Tarabulus. Klippeneilande, die gleich einem nach Osten geöffneten Kranze an die Spitze dieser Landzunge sich anschließen, bilden die Schutzwehr des Hafens selbst und grenzen ihn gegen Westen ab. Das alte phönizische Tripolis war, wie der griechische Name besagt — den phönizischen kennt man nicht —, eigentlich eine dreifache Stadt. Ein Stadttheil gehörte den Tyriern, ein zweiter den Sidoniern, ein dritter den Arabern. Jeder dieser Stadttheile war mit einer besonderen Mauer umgeben, bildete also eine selbständige Stadt für sich, hat auch wohl seine eigene Verwaltung und Rechtspflege besessen. Es wird sogar behauptet, die Trennung zwischen den drei Stadtbezirken sei nicht bloß durch Grenzmauern gekennzeichnet gewesen, auch der Abstand von einem Bezirke zum anderen habe je ein Stadion betragen. Wann Tripolis gegründet worden ist, läßt sich nicht feststellen. Gewöhnlich wird angenommen, es sei nach 761 v. Chr. geschehen, weil in dem Chronologischen Kanon des Eusebios als Jahr der Besiedelung der „Insel Ardos“¹⁾ das vierte Jahr der vierten Olympiade, d. i. 761 v. Chr., angeführt ist. Auf Ardos hat jedoch sicher schon vor 761 v. Chr. eine namhafte Ansiedelung bestanden. Auch hat man versucht, die Entstehungszeit von Tripolis dadurch zu bestimmen, daß man vorausgesetzt hat, das umgebende Gebiet müsse ursprünglich zu der südlicher gelegenen Stadt Byblos gehört haben, Tripolis könne daher erst entstanden sein, nachdem Byblos' Macht zu sinken anfing. Zu Gunsten der Voraussetzung, auf welcher diese Schlussfolgerung

1) So in der armenischen Uebersetzung des Kanons nach Auchers Ausgabe, Bd. II, S. 172; vergl. auch Alfred Schönes Ausgabe des Kanons, Bd. II, S. 80. In dem griechischen Originaltexte hat vermuthlich Ardos gestanden; jedenfalls ist es gemeint gewesen.

beruht, und daher auch zu Gunsten dieser Schlussfolgerung selbst lassen sich aber keinerlei Thatfachen anführen; es sind lediglich Vermuthungen. Der Umstand, daß Byblos keinen eigenen Stadttheil in Tripolis besaß, obwohl es näher lag als Arados, Sidon und Tyros, kann nicht so gedeutet werden. Kolonien scheint Byblos überhaupt nicht entsandt zu haben.¹⁾ Was sich deutlich erkennen läßt, ist nur, daß Tripolis eine secundäre Schöpfung gewesen ist, die schwerlich aus früher Zeit stammt. Vor der Persezeit wird es nicht erwähnt. Eine selbständige Rolle hat es trotz der Wechselfälle des Geschickes, welche die drei Mutterstädte trafen, in der Geschichte nicht zu spielen vermocht. In der Persezeit stand es in hohem Ansehen und galt als eine Stadt von besonders vornehmer Art, weil dorthin die drei Mutterstädte bevollmächtigte Vertreter zur Berathung über gemeinsame Angelegenheiten und zur Schlichtung von Zwistigkeiten zu entsenden pflegten. Aus dieser Thatfache haben neuere Forscher geschlossen, Tripolis sei überhaupt aus politischen Erwägungen und zwar eigens zu dem Zwecke gegründet worden, um derartige Conferenzen und Auseinandersetzungen auf neutralem Boden vornehmen zu können. Alles, was wir über die Anlage von Tripolis wissen, spricht eher gegen als für diese Meinung. Statt drei getrennter Stadttheile, welche nach den darin wohnenden Sidoniern, Tyriern und Arabiern ihren Namen führen, also ausgesprochenermaßen nichts weniger als neutral sind, würde man doch bei einer auf gemeinsamen Beschluß errichteten Bundeshauptstadt vor Allem einen neutralen Bezirk, etwa einen unter dem Schutze eines Gottesfriedens stehenden Stadttheil erwarten. Es ist nicht zu leugnen, daß die alten Autoren von der Gründung von Tripolis allerdings wie von einer aus gemeinsamer Uebereinkunft der Städte Arados, Sidon und Tyros hervorgegangenen Unternehmung zu reden pflegen. Was ihnen den Eindruck des Planmäßigen machte, war die Gleichberechtigung der drei Stadttheile. Diese Gleichberechtigung die scharfe Abgrenzung scheinen aber auf etwas ganz Anderes hinzuweisen. Sie erinnern sehr an die selbständige Organisation und Abgrenzung

1) Die Vermuthung von Movers (Die Phönizier, II, 2, S. 131—132), daß die befestigte Stadt Byblos am Nil, die bei Stephanos von Byzanz erwähnt wird, eine Kolonie des phönizischen Byblos sein könne, stützt sich bloß auf die Gleichheit des Namens, welche um so weniger zu bedeuten hat, als nicht vorausgesetzt werden darf, daß in beiden Fällen aus Gebal Byblos gebildet werden konnte. Nach Brugsch's Meinung (vergl. Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen, Leipzig 1877, S. 190) war das ägyptische Byblos eine Stadt im östlichen Delta. Er liest den ägyptischen Namen derselben Pibailos und nimmt für dieses Wort einen semitischen Ursprung an. Ob jedoch der ägyptische Stadtname in der That, wie Brugsch will, mit dem hebräischen Worte für die Maulbeerfeige (bālas) zusammenhängt, ist zweifelhaft. — Als Kolonie von Byblos wird auch Melos angeführt. Daß es auf dieser Insel phönizische Ansiedler gegeben hat, scheint festzustehen (vergl. R. D. Müllers Anmerkung zu Festus unter Melos und dessen Geschichten hellenischer Stämme I, S. 117, Anmerk. 4). Zu der Behauptung, daß die ersten Phönizier, welche sich dort niederließen, aus Byblos kamen, wird die Aehnlichkeit jedoch bloß die Namensähnlichkeit veranlaßt haben, die zwischen Byblos und Mimblis, einer Namensform der Stadt Melos, bestand.



Die Schlucht des Nahr Radischa, mit Ausblick auf Tripolie.

Quartiere, welche die verschiedenen Nationen des Abendlandes in den Städten der Kreuzfahrer, und der Quartiere, welche im späteren Mittelalter die Angehörigen der italienischen Handelsstädte in den Haupthandelsplätzen der Levante inne hatten. So zerfiel Akka in eine große Zahl verschiedener Quartiere, das der Pisaner, das der Genuesen, das der Deutschen u. s. w.¹⁾ Mit Recht hat B. G. Niebuhr²⁾ vor der Thorheit gewarnt, diese Eintheilung von Akka aus dem phönizischen Alterthum herleiten zu wollen. Doch hat sie einen ähnlichen Ursprung wie die von Tripolis. Offenbar hat, als die drei Städte von Tripolis entstanden, keine der Mutterstädte über das umgebende Gebiet eine Herrschaft ausgeübt oder angestrebt. Schwerlich ist auch der Raum für diese Niederlassungen durch Usurpation, durch irgend eine Handlung der Gewalt erworben. Nur die günstige Lage des Ortes als Hafensplatzes für den nördlichen Libanon und das nordsyrische Binnenland hat aus jenen drei Mutterstädten Ansiedler herbeigelockt, die ihrer Herkunft und politischen Zusammengehörigkeit entsprechend ihre Wohnsitze gruppenweise beieinander aufschlugen, und hat so allmählich zur Entstehung geschlossener Niederlassungen von arabischer, sidonischer und tyrischer Einwohnerschaft geführt. Daß das Vorhandensein einer derartig zusammengesetzten Stadt nachträglich von selbst Anlaß giebt, Zusammenkünfte zu Verhandlungen zwischen den beteiligten Mutterstädten gerade dorthin anzuberaumen, ist klar. Die Bevölkerung des angrenzenden Landgebietes aber wie überhaupt die Grundbevölkerung des ganzen Küstenstriches längs der Nordseite des Libanons wird gar nicht rein phönizischer Abstammung gewesen sein. Tarabulus hat mit dem ehemaligen Tripolis zwar den Namen, nicht aber die Lage gemein. Das Letztere muß in unmittelbarer Nähe des Hafens gelegen haben. Beruhen nicht die Angaben über die Größe des Zwischenraumes, der zwischen den drei Stadtbezirken blieb, auf Uebertreibung, so würde das Terrain, welches gegenwärtig die Hafenstadt von Tarabulus einnimmt, für das Ganze nicht Raum genug geboten haben. Es giebt dort Reste von Gemächern, die im Felsboden ausgearbeitet waren. Auch hält man die Ueberreste einer Mauer, welche die Landzunge von Nordost nach Südwest überquerte, für antik.

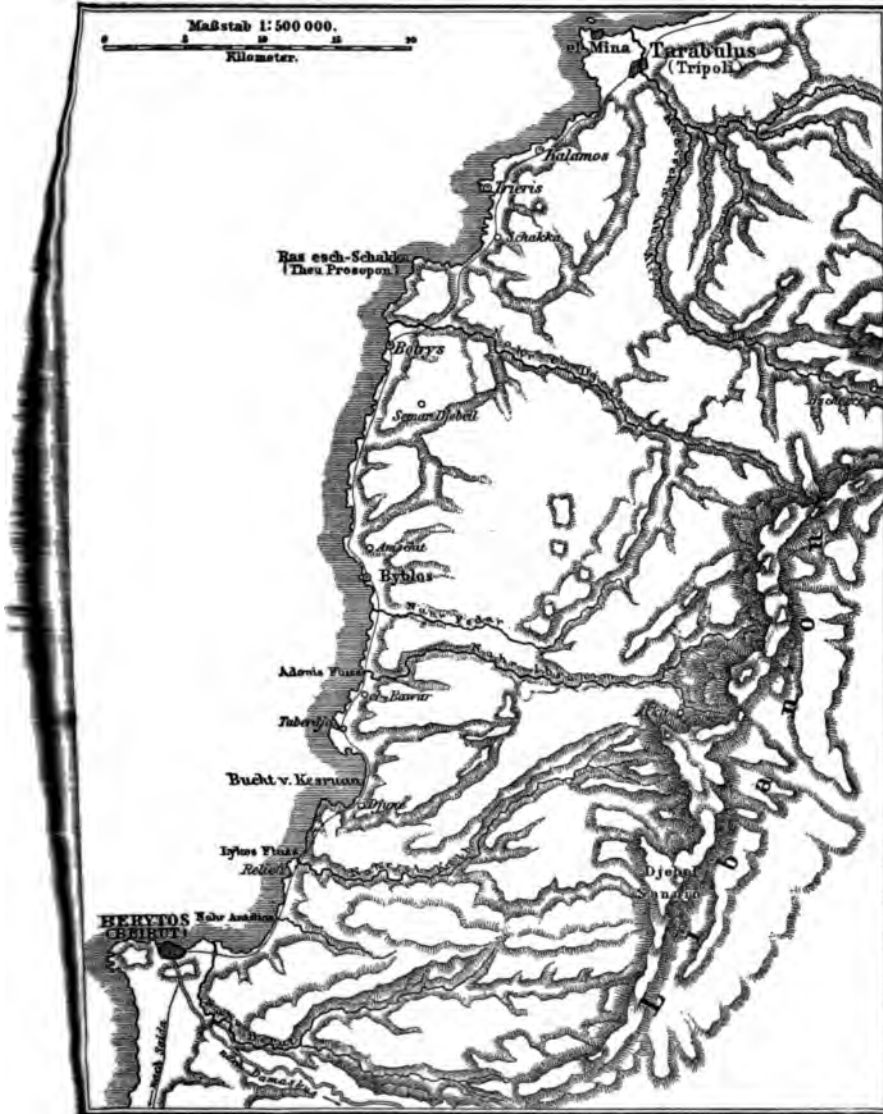
Die nächsten größeren Orte, welche die Straße, die sich südwärts von Tarabulus dicht an der Küste entlang zieht, berührt, sind Kalmon, bei Plinius Calamos genannt, und Enfe, d. i. „Nase“ oder „Vorgebirge“, die Stätte der ehemaligen besetzten Ortschaft Trieres, die durch ein Erdbeben zerstört worden sein soll.³⁾ Es folgt dann die Bucht von Schakka, an deren Süd-

1) Vergl. den Grundriß von Akka in B. Kuglers Geschichte der Kreuzzüge, S. 230.

2) B. G. Niebuhr, Historische und philologische Vorträge, II, Berlin 1848, S. 388, Anm. 1.

3) In der Zeit Justinians; vergl. De locis sanctis quae perambulavit Antoninus martyr circa a. D. 570, herausgegeben von Titus Tobler (St. Gallen 1863), S. 4. Schon lange vorher waren einmal die Orte Kalamos und Trieris von Antiochos dem Großen zerstört und niedergebrannt worden (Polybios V, 68).

runde ein mächtiges Vorgebirge, das Ras esch-Schakka, mit einer 200 Meter hohen Felswand steil in die See abfällt. Im Alterthume führte es den



Das syrische Küstenland von Tarabulus bis Beirut.

Namen Theuprofopon, „Gottesantlig.“ Ein Erdbeben, vermuthlich dasselbe, an dem Trieres zu Grunde ging, hat einen Theil der Bergwand zum Einsturz

gebracht, doch wird behauptet, daß die Umriffe des Caps noch gegenwärtig für die von Norden Kommenden „ganz die Form einer Wüste“ annehmen.¹⁾ Es ist die unwegsamste Stelle der ganzen phönizischen Küste. Die Straße muß eine Umgehung über den breiten Rücken des Ras esch-Schaffa machen, um den armseligen Fischerort Batrun, das alte Botrys, zu erreichen. Etwa 16 Kilometer südlich von Batrun folgt an der Küste Djebeil, im Alten Testamente Gebal genannt. Der phönizische Name der Stadt, die auf einer Anhöhe am Meere lag, hat aller Wahrscheinlichkeit nach Gibel oder Gybel gelautet und bedeutete „Berg.“ Aus Gybel haben die Griechen mit Vertauschung von g und b Byblos gemacht. Seine Hauptbedeutung scheint Byblos als Kultusstätte erlangt zu haben. Als Hasenplatz muß es stets unbedeutend gewesen sein. Sein Hafen mißt an der breitesten Stelle nur 160 Meter. Die Ruinen, die Djebeil noch aufzuweisen hat, stammen aus dem Mittelalter. Das stattliche Schloß von Djebeil scheint mit Benutzung antiker Materialien gebaut zu sein; doch ist es fraglich, ob das Alter dieser Bausteine in eine frühere Zeit als die Römerzeit zurückreicht. In der Umgebung von Djebeil hat Renan viele Ausgrabungen gemacht. Sie ist namentlich reich an Grabstätten der mannigfachsten Art. Nördlich von der gegenwärtigen Stadt, bei Rassuba, ist ein Hügel, den Renan für die Stätte des ehemaligen Haupttempels von Byblos zu halten geneigt ist. Die Nachgrabungen, die er auch hier veranstaltet hat, haben zwar einige interessante Bildwerke und die Reste von Grundmauern eines großen Bauwerks zu Tage gefördert, gewähren aber doch keinen Ueberblick über die Veranlagung der Baulichkeiten, die hier vormals gestanden haben. Etwa 6 Kilometer südlich von Djebeil mündet aus einer wilden Schlucht der Nahr Ibrahim in das Meer. Es ist der Abonisstrom der Alten. Seine Quelle liegt im Libanon unweit von Asfa, dem alten Asala, wo er aus einer abschüssigen Felswand als breiter Strahl herausquillt und in die steile Schlucht, die sein Bett bildet, hinabstürzt. Nach der Schneeschmelze weicht das angeschwollene Gewässer des Nahr Ibrahim die eisenhaltigen Mergelschichten auf, die unterhalb der obersten Kalksteinzone lagern, und färbt sich dadurch dunkelroth. Auch der etwas nördlich vom Nahr Ibrahim mündende Nahr el-Fedar und andere Gießbäche desselben Gebiets zeigen diese Eigenthümlichkeit, die im Alterthum das Zeichen zum Beginn der Abonisklage gab.²⁾ El-Bawar und Taberdja, zwei Ortschaften an der Küste südlich vom Abonisflusse zeigen in ihrer Umgebung Spuren, die darauf hinweisen, daß hier vor Zeiten eine nicht unbedeutende Stadt gestanden haben muß. Man könnte an Palaibhlos denken, eine Stadt, die Plinius zwischen dem Abonis und dem Bybos aufführt, allein Strabon nennt vor Palaibhlos den Berg Klimax und versteht unter Klimax, „Treppe,“ augenscheinlich die im Felsen ausgehauene Straße, welche südlich von Taberdja um das Vorgebirge, welches

1) M. Lepsius, Briefe aus Aegypten, Berlin 1852, S. 402.

2) Vergl. Ritter, Erdkunde, XVII, S. 553, und Lortet in der Zeitschrift Le Tour du Monde 1882, II, S. 400 u. 422; auch C. Diener, Libanon, S. 130.



Quelle des Adonisstromes bei Afta.

am Nordrande der Bucht von Djune oder Kesruan liegt, herumgeht.¹⁾ Palai-byblos wird daher südlich von diesem Vorgebirge zu suchen sein, jedenfalls auch an der Küste und nicht im Binnenlande, wohin es die Erdbeschreibung des Ptolemaios verlegt. Die Stadt Palai-byblos ist zu ihrem griechischen Namen „Altbyblos“ schwerlich aus einem anderen Grunde gekommen, als weil ihr phönizischer Name an das griechische palai, „alt,“ anklang.²⁾ Movers, der in dem viel weiter nördlich (südöstlich von Batrun) gelegenen Flecken Semar Djebeil Palai-byblos erkennen zu müssen glaubt, hält das Letztere dem Namen gemäß für eine Stadt, die Byblos an Alter voranging. Seine Beweisführung ist jedoch nicht überzeugend.

Auf die Bucht von Djune folgt die Mündung des „Hundsflusses“, des Nahr el-Kelb, der etwas nördlich von dem 2488 Meter hohen Djebel Sannin im Libanon entspringt. Die Höhenzüge, welche den Rahmen des engen Flußthales des Nahr el-Kelb bilden, treten auf der Südseite der Mündung so weit in das Meer hinein vor, daß ursprünglich für eine Straße am Meeressaume kein Raum blieb und der Weg um dieses Cap herum in dem schwärzlich-grauen Felsenhänge der Bergwand selbst ausgesprengt werden mußte. Hier wie an anderen ähnlichen Stellen des Küstengebietes scheinen die Phönizier selbst wenig die Hand gerührt zu haben, um bequeme Verkehrswege herzustellen. In allen Gestadeländern von analoger Bodengestalt pflegen die Landstraßen lange vernachlässigt zu bleiben. Der Hauptgrund ist unstreitig, daß sie einem Volke von Seefahrern entbehrlich erscheinen. Immerhin fällt diese Vernachlässigung in Phönizien besonders auf, da man auf Schritt und Tritt längs des ganzen phönizischen Gestades und am Fuße der Berge, welche dem Gestade das Geleit geben, auf Reste anderer Arbeiten stößt, die Beweise genug dafür liefern, daß es den ehemaligen Bewohnern des Landes an der erforderlichen Kunstfertigkeit und technischen Erfahrung in Steinmearbeiten jeglicher Art durchaus nicht gefehlt hat. Möglich, daß sie für eine Erleichterung des Verkehrs längs der Küste geflissentlich nicht gesorgt und gefürchtet haben, mit der Begräumung jener Schranken ihre Heimath zugleich eines großen Theils ihrer natürlichen Verteidigungsmittel zu berauben. Erst Kaiser M. Aurelius Antoninus hat, wie eine noch erhaltene Inschrift lehrt, auf der Südseite der Mündung des Nahr el-Kelb, die Straße, die noch gegenwärtig in Benutzung ist, „in dem vorspringenden Abhänge der Berge durch Sprengarbeiten herrichten und erweitern lassen.“ Diese Straße, die Via Antoniniana, beginnt gegenüber einer Furt, die kurz vor der Mündung quer über den Fluß führt, und geht

1) John Kenrick, Phoenicia, S. 12.

2) In dem Itinerarium Hierosolymitanum vom Jahre 333 folgt auf Tripolis die Station Iribis, d. i. Trieres, dann Bruttos alia, d. i. wohl Batrun, und dann Acobile, alles in gleicher Distanz. Acobile hält Movers (Die Phönizier, II, 1, S. 108, Anm. 101) für ein entstelltes phönizisches Wort und für den Namen von Palai-byblos. Doch kann Acobile nicht so weit südlich gesucht werden. Richtig hat Carl Ritter (Erdkunde, XVII, S. 599) in Acobile Djebeil erkannt.



Küstenstraße mit Fels-Sculpturen an der Mündung des Nahr el-Kelb.

nur wenig aufsteigend über dem Niveau der Brandung, welche den Fuß der abschüssigen Felsmasse umspült, auf der Ostwand des südlichen Vorgebirges rings im Bogen herum. Oberhalb dieser Römerstraße ziehen sich näher dem Gipfel des Vorgebirges Reste von Straßenanlagen älteren Ursprungs hin, für welche der Raum ebenfalls künstlich durch Absprengen des Gesteins aus der Bergwand gewonnen worden ist. Auf diesen höher gelegenen Bergpfaden hat wohl ursprünglich allein der Verkehr über das Vorgebirge sich bewegt. Auch diesen Straßenanlagen haben erst fremde Eroberer, besonders ägyptische Könige, ihre jetzige Breite und Gestalt gegeben. Erfüllt von dem stolzen Bewußtsein, mit mächtiger Hand hier selbst den Widerstand der spröden Natur überwunden zu haben, hat, wie es scheint, zuerst Ramses II. diese Straße zugleich zu einer Art Via triumphalis gemacht und auf den Flächen des Gesteins, das am Rande des Weges stehen blieb, durch drei Gedenktafeln mit Inschriften und bildlichen Darstellungen, die darauf eingemeißelt wurden, die Erinnerung an seine Person und Herrschergröße zu verewigen versucht. Seinem Beispiele sind dann mehrere der assyrischen Könige gefolgt und haben, als sie bei ihren Eroberungszügen hierher gelangten, zum Theil dicht neben den Felsculpturen, welche den Pharao verherrlichen sollten, ähnliche stelenartige Reliefs mit ihrem eigenen Bilde anbringen und durch Inschriften ihren eigenen Ruhm verkündigen lassen. Sechs assyrische Denkmäler dieser Art sind auf den Felswänden noch erkennbar. Ein ähnliches Denkmal, das vermuthlich von Nabukudururur herrührt, hat vor einigen Jahren der dänische Consul Løytved auf der Nordseite des Nahr el-Kelb entdeckt.¹⁾ Nimmt man dazu jene Inschrift aus der Zeit Antonins, die zwischen 176—180 n. Chr. anzusehen sein wird, ferner eine arabische Inschrift, die von der Erbauung einer Brücke über den Nahr el-Kelb durch Sultan Selim I., der 1520 n. Chr. verstarb, berichtet, und schließlich die Inschriften, die hier 1860 die französische Occupationsarmee zur Erinnerung an ihre Anwesenheit hinterlassen hat, so vergegenwärtigt sich auf engem Raum in monumentaler Verkörperung ein wechselreiches Geschichtsbild, das drei Jahrtausende umfaßt. Bei den Griechen führte der Fluß den Namen Lykos, bei den Römern Lycus. Lykos, der „Wolfs-

1) Ueber die Denkmäler am Nahr el-Kelb vergl. Carl Ritter, Erdkunde, XVII, S. 531—546, der die ältere Literatur über diesen Gegenstand ausführlich bespricht; ferner Joseph Bonomi, in den Transactions of the Royal Society of Literature, III, Part I (London 1837), S. 105—107; R. Lepsius, Briefe aus Aegypten, S. 402 und dessen Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien, Abtheilung III, Bl. 197; W. St. Chad Boscamen in den Transactions of the Society of Biblical Archaeology, VII (London 1882), S. 331—352; auch Hans Pruss, Aus Phönizien, S. 48—52; Sepp, Meerfahrt nach Tyrus (Leipzig 1879), S. 65—67; Ebers und Gnife, Palästina, II, S. 46—48. — Ueber Løytveds Entdeckung vergleiche die Proceedings of the Society of Biblical Archaeology, IV (London 1882), S. 9—11. — Auch Antiochos VII. Soter (Sibetes) soll am Lykos zur Erinnerung an seinen Sieg über den parthischen Heerführer Zudates ein Denkmal errichtet haben; vergl. Josephus, Antiquit., XIII, 8.

fluß," ist vermuthlich eine Entstellung, wenn nicht Uebersetzung des einheimischen phönizischen Namens gewesen. Einen Felsblock, der in der Nähe der Mündung im Meere liegt, geben die Araber für die Trümmer eines riesengroßen Bildwerkes aus, welches früher am Flußufer gestanden und, im freistehenden Gestein ausgearbeitet, einen Hund vorgestellt haben soll. Bei der Annäherung eines Feindes, heißt es, sei aus dem Rachen dieser Hundestatue ein so lautes Bellen ertönt, daß man es bis Cypern vernommen habe. Die Türken hätten die Figur zererschlagen und die Stücke ins Meer geworfen.¹⁾ Unstreitig ist diese Erzählung, welche neuere Forscher häufig viel zu ernsthaft genommen haben,²⁾ bloß erfunden worden, um eine Erklärung für den Namen „Hundsfluß“ zu haben. Sie gehört in die Kategorie der ätiologischen Sagen.³⁾ Der Nahr el-Kelb ist im Sommer ziemlich wasserarm und zu keiner Jahreszeit ein schiffbarer Strom. Die Behauptung Strabons, daß der Lykos stromaufwärts mit Lastschiffen befahren werde, hauptsächlich von den Arabiern, muß daher vollständig auf Irrthum beruhen, wenn nicht in Strabons Werk der Wortlaut der Stelle durch Abschreiber verderbt ist. Neuere Reisende haben zwar an der Mündung des Nahr el-Kelb Spuren eines ehemaligen höheren Wasserstandes entdecken wollen. Zu welchem Zwecke man aber jemals Lasten in das schmale, steile Felsenthal, durch das der Fluß seinen Weg nimmt, hätte hinaufbefördern sollen, ist nicht recht einzusehen.

Hat man die Via Antoniniana passirt, so erweitert sich das Gestabeland längs der St. Georg-Bai, die von dem heiligen Georg, dessen Drachenkampf die Sage an dies Gestade verlegt, ihren Namen trägt. In diese langgestreckte Bucht münden zunächst der Nahr Antelias, an dessen oberem Laufe der Ort Antelias mit einer Ruinenstätte liegt, und weiter nach Süden der Nahr Beirut, von den Alten Magoras, bei Nonnos Chaldos genannt. Ähnlich wie in der Gegend von Tarabulus tritt hier eine Strecke ebenen Landes halbinselartig nach Westen ins Meer vor, das Sahil von Beirut, eine Niederung mit fruchtbarem Alluvialboden. Wie dort bildet den westlichsten Vorsprung eine Anhöhe, das Ras Beirut.⁴⁾ Vor dieser Anhöhe liegt am südwestlichen Rande der St. Georg-Bai in einem sanft ansteigenden Terrain, in einem Gartenlande,

1) C. Ritter, Erdkunde, XVII, S. 510—511; Sepp, Meerfahrt nach Tyrus, S. 67; auch Bonomi a. a. D., S. 105.

2) Gell im *Bullettino di corrispondenza archeologica*, Rom 1834, S. 156; Movers, *Die Phönizier*, I, S. 665; Henri Guys, *Relation d'un séjour de plusieurs années à Beyrouth* (Paris 1847), S. 270.

3) Es ist nicht unmöglich, daß, wie der Herzog von Lynes (*Voyage d'exploration à la mer morte*, I, S. 9, Anm.) vermuthet hat, in „Kelb“ noch der ursprüngliche phönizische Name des Flusses enthalten sein mag. Doch zum Beweise für diese Annahme läßt sich nicht das *Alcobile* des Itinerars von 333 anführen, da *Alcobile* sicher gar nicht an der Stelle des Nahr el-Kelb zu suchen ist (vergl. S. 48, Anm. 2).

4) Hans Prutz, *Aus Phönizien*, S. IX, spricht die Ueberzeugung aus, daß diese Anhöhe ursprünglich eine Insel gewesen sei, „welche erst durch Versandung des trennenden schmalen Sundes mit dem Festlande zusammengewachsen ist.“

das von röthlichen Sanddünen umgeben ist, das jetzige Beirut, das Berytos des Alterthums. Der alte phönizische Name, welcher diesen Namensformen zu Grunde liegt, Beerot, bedeutete die „Brunnen,“ ein Ortsname, der auch in Palästina vorkommt. Ueberfluß an Wasser besitzt freilich das moderne Beirut nicht, obwohl man dort in der Nähe des Strandes, sobald man nur wenige Foll tief den Sandboden ausgräbt, reines und frisches Wasser erhalten soll.¹⁾ Im Alterthum werden immerhin für den Bedarf der Einwohner, deren Zahl die jetzige selbst in den Zeiten der höchsten Blüthe der Stadt nicht entfernt erreicht haben kann, die Brunnen, die es auf dem Vorgebirge von Beirut giebt und die noch in Benutzung sind, ausgereicht und Anlaß zur Entstehung des ehemaligen Ortsnamens gegeben haben. Weniger Wahrscheinlichkeit hat die Meinung, Berytos sei von den Phöniziern nach den „Fichten“ benannt worden.²⁾ Man denkt dabei meist an den Fichtenhain, der gegenwärtig der Umgebung der Stadt zur Zierde gereicht, dessen jetziger Bestand an Bäumen zwar größtentheils von einer Anpflanzung herrührt, die erst dem Emir Fachr ed-din ihren Ursprung verdankt, der aber nicht gänzlich eine Schöpfung so jungen Datums zu sein scheint, da schon im Mittelalter ein Fichtenhain in der Nähe der Stadt erwähnt wird. Der Name der Fichte lautete im Phönizischen aber aller Wahrscheinlichkeit nach berus, in der Mehrzahl brusim. Daraus kann nicht Berytos geworden sein. Die Etymologie, welche dieses Wort von dem Namen der Fichte ableiten soll, ließe sich höchstens vertheidigen, wenn der Stadtname nicht phönizischen, sondern aramäischen Ursprungs wäre. Zu einer solchen Annahme liegt aber wenig Grund vor. In der phönizischen Zeit hat Berytos keine ansehnliche Rolle gespielt. Gleich den meisten anderen Städten Phöniziens machte es Anspruch auf sehr hohes Alter. Diodotos Tryphon, der während der Jahre 142—139 v. Chr. sich der Herrschaft über einen Theil von Syrien bemächtigte, soll die Stadt vollständig zerstört haben. Nachdem aber Augustus dorthin eine Militärkolonie verlegt hatte, nahm Berytos, dem er den Namen Julia Augusta Felix verlieh, einen neuen Aufschwung. Herodes Agrippa I. verlegte dann seinen Hofhalt dahin und war bemüht, es durch Errichtung von Prachtbauten zu verschönern. Aus der römischen Kaiserzeit stammen auch die Ueberreste eines stattlichen Aquädукts, welcher die Stadt vom Magoras aus mit Wasser versorgte. Es bildete sich dort eine Schule von Rechtsgelehrten, deren Ruhm der Stadt den Beinamen einer „Mutter und Amme der Gesetze“ verschaffte. Zu den Begründern dieser gefeierten Rechtsschule gehörte Ulpian, ein Zeitgenosse des Alexander Severus. Sie bestand bis in die Mitte des sechsten Jahrhunderts n. Chr. Im Jahre 528 n. Chr. wurde die Stadt durch ein großes Erdbeben zerstört und sank wieder zu einer unbedeutenden Ortschaft herab.

1) Hans Prutz, Aus Phönizien, S. 47.

2) Vergl. z. B. Elisée Reclus, Nouvelle géographie universelle, IX, S. 778; Sepp, Meeresfahrt nach Tyrus, S. 59; D. Fraas, Drei Monate am Libanon, S. 89, Anm. 15.

Ueber die Bewohner der westlichen Abhänge des Libanon liegen keine Nachrichten aus alter Zeit vor. Strabon bezeichnet sie als Ituraier und Araber und nennt sie „samt und sonders ein verbrecherisches Gefindel.“ Sie hausten in befestigten Schlupfwinkeln und beunruhigten von dort aus die Ackerbau treibende Bevölkerung der Ebene, hatten sich aber auch in der Nähe des Meeres, in Botrys, in Gigartos, das in der Nähe des Ras esch-Schakfa zu suchen ist, und in den am Ufer gelegenen Felsenhöhlen eingenistet. Sie besaßen sogar eine Art Burg auf der Höhe des Theuproson. Ihre räuberischen Angriffe richteten sich besonders gegen Byblos und Berytos. Diesem geschlossenen Zustande, der wahrscheinlich erst am Ausgange der Seleukidenzeit eingerissen ist, machte Pompejus ein Ende. Einen der Anführer ließ er zu Byblos enthaupten.

Die Ebene, in der Beirut liegt, setzt sich, immer schmaler in ihrem Verlaufe, nach Süden etwa 22 Kilometer weit bis zum Ras Damur fort. Auf dieser Strecke liegt der Chan el-Chulda oder el-Childe, dessen Name



Münze von Berytos, Col(onia) Ber(ytus), aus der Zeit Hadrians.
Originalgröße.

aus Heldua entstanden ist, mit einer ansehnlichen Gräberstätte. Etwas nördlich vom Ras Damur mündet der Nahr Damur. Bei Polybios heißt er Damuras, bei Philon von Byblos Demarus, Beides Namensformen, in denen, wie der jetzige Name noch lehrt, die Laute der einheimischen ursprünglichen Benennung besser wiedergegeben sein werden als in dem sonst bei den Alten für diesen Fluß üblichen Namen Tamyras.¹⁾ Zur Zeit des Hochwassers ist es ein reißender, schwer passirbarer Strom. Mit dem Ras Damur schalten sich wieder unmittelbar an der Küste die westlichen Vorsprünge des Libanon ein. In dieser Gegend müssen die Ortschaften Platanos (Platane) und Porphyreon gelegen haben, die in dem Kriege, den Antiochos der Große mit Ptolemaios IV. Philopator im Jahre 218 v. Chr. führte, erwähnt werden. Nikolaos, der Feldherr des Ptolemaios, hielt die Engpässe an dieser Stelle der Küste besetzt. Seine Flotte lag in der Nähe vor Anker. Antiochos gelang es, mit einem Theile seiner Truppen vom Nahr Damur aus über die Vorberge des Libanon

1) Vergl. E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 515. Paul Schröder, *Die phönizische Sprache* (Halle 1869), S. 135, leitet dagegen Tamyras von *tāmōr*, „Palme,“ ab und nimmt an, daß dieses Wort im Phönizischen etwa *tamyr* lautete, wofür sich zahlreiche Analoga anführen lassen.

Eine Umgehung zu bewerkstelligen, seinen Gegner durch einen Flankenangriff außer Fassung zu bringen und ihm eine blutige Niederlage zuzufügen.¹⁾

Auf die Vorgebirge südlich vom Ras Damur — Ras Djedra und Ras er-Rumele — folgt die Mündung des Nahr el-Kwali, der im Alterthume, Vermuthlich nach einem Orte Namens Bostra, Bostrenos hieß. Südlich von



Die Küste von Beirut bis zum Ras Serafend.

seiner Mündung beginnt die schmale Ebene von Sidon, die bis zum Vorgebirge von Serafend reicht und eine Längenausdehnung von höchstens 20 Kilometer hat. Mit Ausnahme des Nahr el-Kwali und des Nahr ez-Zaharani, die beide einen großen Theil ihres Laufes in Längsthälern des Libanon zurücklegen und dann erst durch Querthäler dem Gestadelande sich zuwenden, sind die Flüsse, die auf dieser Strecke der Küste ins Meer gehen, sehr un-

1) Polybios V, 68—69.

bedeutende Gewässer, die im Sommer völlig versiegen. Unweit der Mündung des Awali liegt auf einem etwas vortretenden Abschnitte der Küste das heutige Saïda, in dessen Namen die ursprüngliche ethymologische Beziehung des phönizischen Namens Sidon zum Fischfange sich noch erhalten hat, denn auch Saïda bedeutet „Fischfang.“ Seit sich der Verkehr mit Damaskus nach Beirut gewendet hat, ist Saïda gänzlich heruntergekommen. Die Zahl der Einwohner beträgt 10—12 000 Seelen.¹⁾ Die Gärten von Saïda, die im Norden bis zum Nahr el-Awali sich hinziehen, auch im Osten und Süden der Stadt sich ausbreiten, gelten in Syrien als die schönsten nächst denen von Damaskus, ihre Früchte als die auserlesensten und wohlgeschmecktesten des ganzen Landes. Der im nächsten Umkreise des heutigen Saïda gelegene Theil dieses Gartenlandes hat im Alterthum ohne Zweifel mit zu der Stadt Sidon gehört und ist, wie die zahlreichen Trümmer, die dort ausgegraben werden, beweisen mit Baulichkeiten dicht besetzt gewesen.²⁾ Im Osten des Acker- und Gartenlandes, dessen Breite an der breitesten Stelle nur etwa 1400 Meter beträgt erhebt sich eine Kette von Höhenzügen aus Nummulitenkalk. In diesem Felsterrain liegen weit zerstreut die Grabanlagen der ehemaligen Nekropolen vor Sidon. Auf der Suche nach Werthgegenständen und verkäuflichen Antiquitäten haben hier die Bewohner Saïdas und der angrenzenden Dörfer, welche die Gräfte der Vorzeit wie eine Art Bergwerk auszubeuten trachten, seit vieler Jahren maßlose Zerstörungen angerichtet. Trotzdem sind hier, wie erst neuerdings die Ausgrabungen Hamdy-bey's gelehrt haben, noch viele Grabdenkmäler mit unversehrtem Inhalte verborgen. Ja, die Stätten, an denen vor der Zeit der Perserherrschaft die Bewohner Sidons ihre letzte Ruhe gefunden haben ist vermuthlich bis auf den heutigen Tag noch unentdeckt geblieben. Denn soweit die Entstehungszeit all der Grabanlagen, die bis jetzt hier entdeckt worden sind, sich überhaupt annähernd bestimmen läßt, was bei ausgeplünderten Felsgrotten mit kahlen Wänden freilich ein Ding der Unmöglichkeit ist, versetzt uns keine dieser Grabanlagen in die vorpersische Zeit zurück.

In Saïda selbst sind gar keine Bauwerke erhalten, die noch aus den Alterthume stammen. Die ansehnlichsten Ueberreste antiker Bauten sind die Hafenanlagen. Den Hafen von Sidon erwähnt Strabon als einen „gu

1) E. Diener, Libanon, S. 106; Völklers Palästina und Syrien, S. 331 B. Guérin, Description géographique, historique et archéologique de la Palestine 3^e partie: Galilée II (Paris 1880), S. 489.

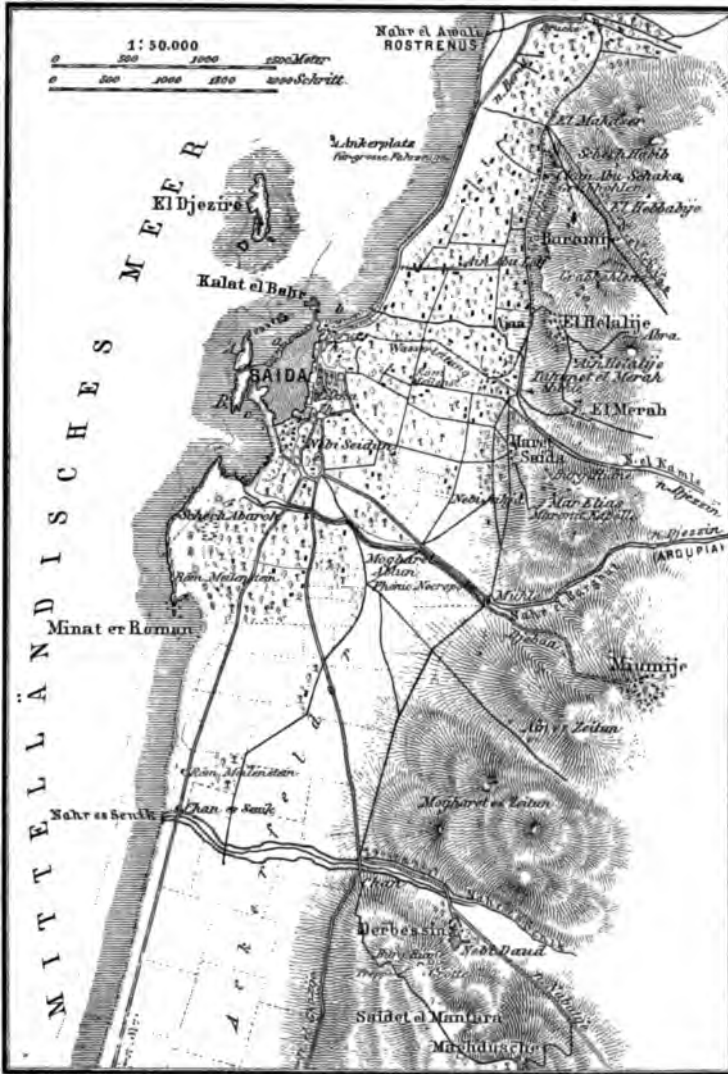
2) Vom Gartenlande umgeben ist auch die Stelle, an welcher der Sarkophag des Königs Eschmunazar ausgegraben worden ist. Ganz in der Nähe sind wiederholt in der Erde versteckt große Mengen antiker Münzen aufgefunden worden, zuerst, soviel man weiß, im Jahre 1829. 1852 fand man hier drei Gefäße aus Blei, welche jede ungefähr 1200 Münzen enthielten, und 1863 wieder drei Gefäße, ebenfalls aus Blei jedoch von anderer Gestalt, von welchen zwei lediglih mit Münzen Alexanders des Großen gefüllt waren. Diese Entdeckungen haben selbstverständlich die Bemühungen der Schräger Saïdas aufs Höchste gesteigert. Vergl. Revue numismatique, Nouvelle série (Paris 1865), S. 3—5.



Ansicht von Saida (Sidon).

•

gestalteten," der Pseudo-Skyllax als einen „geschlossenen.“ Eine genauere Schilderung giebt nur Achilles Tatius in der Einleitung der „Liebesgeschichte



Plan der Umgebung von Saida (Sidon).

des Kleitophon und der Leukippe.“ Nach seiner Beschreibung war es ein breiter Doppelhafen in einer die See in sanftem Bogen auffangenden Krümmung des Gestades. „Da, wo diese Krümmung seitwärts nach rechts einbog,“ befand

sich der künstlich hergestellte Einlaß zu einem Wasserbecken, das „einen Hafen im Hafen“ bildete. In dem ruhigen Gewässer dieses inneren Hafens überwinterten Frachtschiffe, der Ankerplatz außerhalb desselben wurde im Sommer benutzt. Da nach dem Sprachgebrauche der Alten rechts die östliche Himmelsgegend bedeutet, muß der geschlossene „innere Hafen“ westlich von der Stelle gelegen haben, die während des Sommers als Hafen diente. Vergleicht man mit diesen Angaben den Thatbestand, der sich gegenwärtig noch ermitteln läßt, so ergibt sich eine vollständige Uebereinstimmung. Der vorspringende Theil des Gestades, dessen Raum die Stadt Saïda inne hat, läuft in Gestalt eines Dreiecks nach Westen in eine Landspitze aus. Vor dieser Landspitze lagern in der See zwei langgestreckte Felsbänke (A und B), die von Norden nach Süden gerichtet sind. Die südlichere (B) ist mit der Westseite der Stadt durch einen Isthmus verbunden, die nördliche (A) ist eine Insel. Die südliche ragt von der Spitze der Landzunge aus etwa 130 Meter weit in gerader Linie nach Süden in die See hinaus, die nördliche ebenso in gerader Richtung ungefähr 240 Meter weit nach Norden. Zwischen ihnen und der Stadt entstehen so zwei Buchten (a und c), die eine (c) im Süden, die andere (a) auf der Nordwestseite der Stadt. Die südliche Bucht ist nur nach der Westseite zu geschlossen. Die nördliche dagegen ist nicht bloß durch die seewärts vorlagernde große Felsbank (A) nach Westen, sondern auch durch eine Reihe kleinerer Felseninseln und Klippen, die vom Nordende jener Felsbank aus dem Ufer parallel sich hinziehen, auf eine große Strecke hin zugleich nach Nordwesten abgeschlossen. Das östlichste und zugleich verhältnißmäßig größte dieser kleinen felsigen Eilande führt gegenwärtig nach einem Castell, das zum Theil aus Quadern sehr alten Ursprungs im 13. Jahrhundert n. Chr. darauf errichtet worden ist, den Namen Kalat el-Bahr, die „Meeresburg.“ Es steht mit dem Festlande durch einen aus neun Bogen zusammengesetzten Brückenweg in Zusammenhang. Alte Werkstücke von mächtiger Größe liegen hier auf dem Grunde der See umher. Man hat die Vermuthung geäußert, daß dies die Reste eines Dammes seien, der im Alterthume von der Stadt zu dem jetzigen Kalat el-Bahr geführt habe.¹⁾ Doch ist das bloß eine Hypothese. Das Seebecken (a), das auf diese Weise in Gestalt eines länglichen Vierecks vor der Nordwestseite der Stadt abgegrenzt wird, ist der gegenwärtige Hafen von Saïda und der innere Hafen des ehemaligen Sidons. Die Breite dieses Hafenraumes beträgt an der geräumigsten Stelle ungefähr 200 und die Länge im größten Durchmesser etwa 570 Meter. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen kleinen Inseln und Klippen der Nordwestseite waren im Alterthume durch starke Mauern aus großen Werkstücken geschlossen,²⁾ und auf diesem Untergrunde waren hohe Dämme und Befestigungen errichtet, ebenso auf der großen Felsbank (A) der Westseite. Da seit geraumen Zeiten aber Niemand für Instandhaltung der Hafeneinfassungen gesorgt hat, die großen

1) B. Guérin, Description de la Palestine, 3^e partie: Galilée II, S. 490.

2) C. Niebuhrs Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern, III (Hamburg 1837), S. 79.

bekanntenen Quaderblöcke der Dämme vielmehr bis auf wenige Reste abgetragen und fortgeschafft wurden, um zu anderen Bauten Verwendung zu finden, hat das Meer die künstlichen Schranken zwischen den Klippen wieder fortgeräumt und in dem Hafenbezirke seine Niederschläge abgelagert. Der Ankergrund des jetzigen Hafens von Saïda kann daher nur noch von wenigen und ganz kleinen Fahrzeugen benutzt werden. Der größte Theil des Beckens ist so leicht, daß spielende Kinder darin herumwaten. Auch vermag der Hafen nur noch geringen Schutz zu bieten, da, seit die Molen bis auf spärliche Trümmer verschwunden sind, die See bei stürmischem Westwinde ungehindert über Klippen und Felsbänke hinweg in den Hafenraum hineinwogt. Die ortsübliche Erklärung für die Verschlechterung des Hafens ist allerdings, im 17. Jahrhundert habe der Drusen-Emir Fahr ed-din im Hafen Lastschiffe, die mit Steinen gefüllt waren, und Felsblöcke versenken lassen, um die türkische Flotte von einem Landungsversuche abzuschrecken. Diese Erzählung, die nicht allzu lange nach Fahr ed-dins Tode in der Reiseliteratur auftaucht, ist jedoch nicht hinlänglich beglaubigt. Die gegenwärtige Hafeneinfahrt, die zwischen Kalat el-Bahr und den übrigen Inseln liegt, scheint vielmehr ebenfalls eine Stelle zu sein, an der ein Durchbruch des Meeres erfolgt ist. Die alte Einfahrt wird sich zwischen Kalat el-Bahr und dem Festlande befunden haben, auf der Ostseite des inneren Hafens. Denn östlich vom Kalat el-Bahr (bei b) tritt, wie Achilles Tattius es angiebt, die Küste nach Osten im Bogen zurück. Hier und weiter im Norden zwischen dem Gilande, das gegenwärtig el-Djezire, die „Insel,“ genannt wird, und dem Strande, wo noch gegenwärtig die größeren Fahrzeuge vor Anker gehen, war, wie schon der englische Reisende Richard Pococke¹⁾ richtig erkannt hat, der Vorhafen, der während des Sommers als Ankerplatz benutzt wurde. Nachträglich hat dann Heinrich Barth, der 1847 Saïda in Augenschein nahm, in seinen Reisenotizen, die handschriftlich Carl Ritter²⁾ vorlagen, die Meinung geäußert, die offene Meeresbucht (c), die sich im Süden von Saïda ausbreitet, sei der Außenhafen von Sidon gewesen. Diese Bucht ist aber nicht allein gegenwärtig als Ankerplatz selbst für die anspruchslosen Fahrzeuge, die nach Saïda zu gehen pflegen, ganz unbrauchbar, es sind auch bis jetzt in der Umgebung derselben keine Spuren ehemaliger Hafenanlagen nachgewiesen und es giebt überdies zwischen dieser Bucht und dem Hafen der Nordseite (a), der anerkanntermaßen der ehemalige innere Hafen sein muß, keine Durchfahrt. Der Isthmus, durch den die Felsbant, welche die Westseite der südlichen Bucht begrenzt, mit dem Lande zusammenhängt, sperrt die Passage.³⁾ Aus dem

1) Richard Pococke, A Description of the East, and some other Countries, II, Part I (London 1745), S. 86. Aus Flüchtigkeit bezeichnet hier Pococke die Bucht, die er meint und die, wie er selbst sagt, auf der Nordseite von Saïda sich ausdehnt, als „die See zwischen Sidon und Tyrus.“

2) Carl Ritter, Erdkunde, XVII, S. 413—414.

3) Heinrich Barths Hypothese ist, seit Ritter sie mitgetheilt hat, in die meisten Werke, in denen die Häfen Sidons besprochen werden, übergegangen. Daß die

Wortlaute der Aussagen, die Achilles Tatiüs macht, geht deutlich hervor, daß beide Häfen Theile einer und derselben Einbuchtung der Küste gewesen sind, und daß der Außenhafen in dem östlichen und nördlichen, der innere Hafen aber in dem westlichen Abschnitte dieser Meeresbucht gelegen hat. An dieser Auskunft muß man festhalten, solange nicht durch archäologische Untersuchungen, die an Ort und Stelle vorzunehmen sein würden, das Gegentheil erwiesen ist. Daß ich diese Frage hier etwas ausführlich behandelt habe, wird man mir hoffentlich nicht verdenken. Gerade in den Fällen, in denen wir auf spärliche Berichte aus dem Alterthume angewiesen sind, zeigt sich recht, wie häufig man die Angaben dieser Berichte mit willkürlichen, nachträglich entstandenen Hypothesen vermengt und darüber auf den Wortlaut der Quellen zurückzugehen vergißt.

Als größte und berühmteste Stadt der Phönizier wird Sidon in der heiligen Schrift gelegentlich¹⁾ „das große Sidon“ genannt. Verschiedene Bibelerklärer der älteren christlichen Zeit haben annehmen zu müssen geglaubt, es solle dadurch von einem zweiten „kleinen“ Sidon unterschieden werden. Dies ist aber unrichtig; groß ist hier nur ein schmüdender Zusatz.²⁾

Am südlichen Ende der Ebene von Sidon, etwas nördlich vom Ras Serafend, lag die phönizische Stadt Sarpat oder Sarephat, von den Alten Sarepta genannt, allgemein bekannt als Wohnort der „Wittve von Sarepta,“ deren Mehlvorrath nicht verzehrt und deren Delkrug nicht leer wurde, als während der Hungersnoth, die unter Ahab's Regierung herrschte, der Prophet Elias bei ihr seine Zuflucht nahm.³⁾ Die Stelle des Hafens dieser Stadt, nach welcher gegenwärtig ein etwas landeinwärts gelegenes Dorf den Namen Serafend trägt und das Vorgebirge Serafend genannt wird, läßt sich noch nachweisen, auch giebt es in der Nähe eine Metropole mit ansehnlichen Gräbern und zahlreichen Sarkophagen. Den Namen Sarpat pflegt man von saraf „schmelzen“ abzuleiten und in denselben die Bedeutung „Glashütte“ hineinzulegen, in der Voraussetzung, es habe dort Glasfabriken gegeben, nach denen die ganze Ortschaft benannt worden sei. Mit Recht ist aber gegen diese Er-

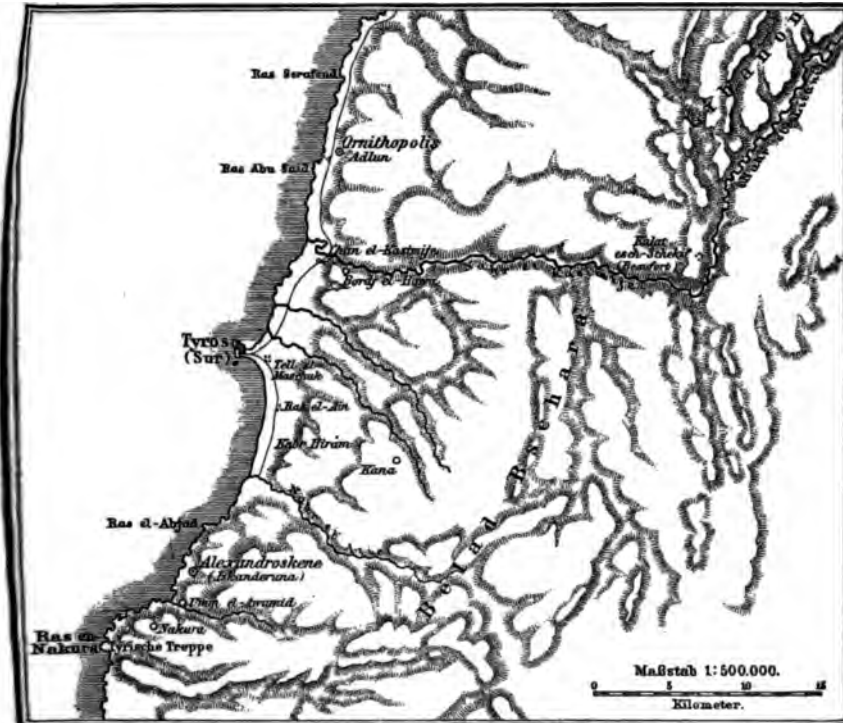
ehemalige Existenz eines südlichen Hafens bloß vermuthet worden ist, wird dabei ganz außer Acht gelassen. In der Meinung, daß es sich um verbürgte Nachrichten handle, hilft man sich gewöhnlich mit der Behauptung, die Durchfahrt, die von dem vermeintlichen südlichen Hafen in den nördlichen führte, sei früher vorhanden gewesen und sei erst im Laufe des Mittelalters verschüttet und überbaut worden. Diese Annahme würde aber bloß gerechtfertigt sein, wenn wirklich beglaubigte Nachrichten zu ihr nöthigten. Es bedarf ihrer gar nicht. Auch wird man häufig angeführt finden, daß der südliche Hafen von Sidon im Alterthume der ägyptische hieß. Das ist aber nirgends überliefert.

1) Josua 11, 8; 19, 28.

2) Vergl. Adrian Relands *Palaestina ex monumentis veteribus illustrata* (Utrecht 1714), S. 680 u. 1011.

3) 1. Könige 17, 9—24; Lukas 4, 25. — Vergl. B. Stade, *Geschichte des Volkes Israel*, Bd. I, S. 525.

Nürung eingewendet worden, daß saraf zwar vom Schmelzen, aber immer vom Erzschmelzen gebraucht wird.¹⁾ Die Bedeutung „Schmelze“ ist an sich nicht anzuzweifeln. Ueber diese Stadt und die übrigen, die es in der sidonischen Ebene noch gab, hat Sidon in den Zeiten seiner Macht jedenfalls wohl die Oberhoheit ausgeübt. Nach Movers' Meinung ist das später anders geworden



Rüstengebiet vom Ras Serafend bis zur tyrischen Treppe.

und die Oberhoheit über Sarepta an Tyrus gefallen. Doch sind die Erwähnungen, aus denen er diesen Schluß zieht, sehr unsicher.²⁾

1) Duc de Luynes, Voyage d'exploration de la mer morte, relation de voyage, S. 22. Ueber eine Glasindustrie von Sarepta ist nichts bekannt. Berühmt war im Alterthum der Wein, der von Sarepta aus in den Handel kam (vergl. Hadrian Relands Palaestina, S. 985—986).

2) Movers, Die Phönizier, I, 2, S. 88. Ueber die Stelle des Pseudo-Strabon, die Movers hier anführt, vergleiche man Menan, Mission de Phénicie, S. 665. Das „Dorf der Tyrier“, das Achilles Tatius nennt, braucht nicht unbedingt dasselbe Sarepta zu sein. Es war jedenfalls ein nicht ungewöhnlicher Ortsname. Er kommt auch in anderen Gegenden Syriens vor (vergl. Menan a. a. D.).

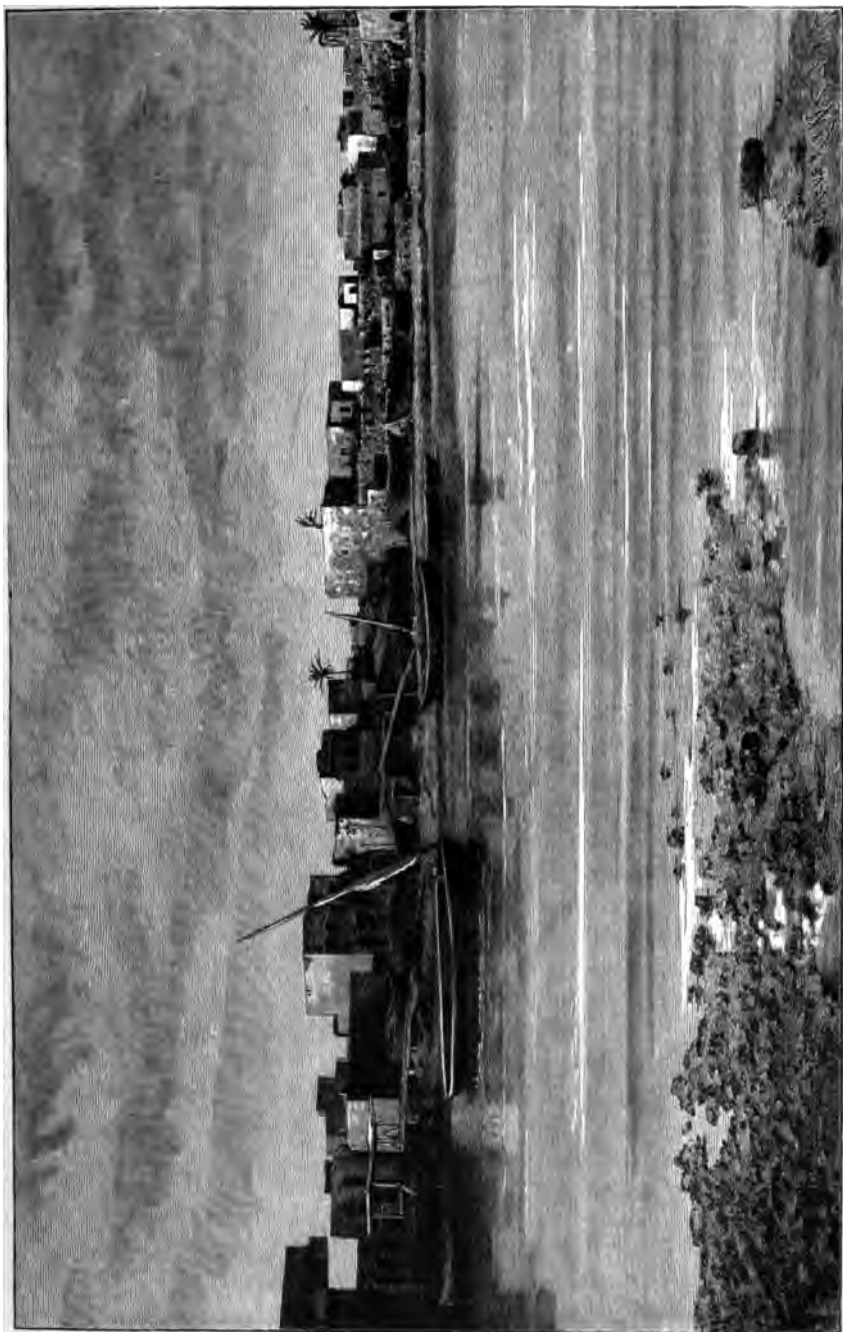
Die Ebene von Tyros, die südlich vom Ras Serafend beginnt, nimmt eine erheblich längere Strecke ein als die sidonische. Die Ausdehnung der Küstenlinie beträgt ungefähr 32 Kilometer. In ihrem nördlichen Abschnitte ist die Niederung sehr schmal, weiter nach Süden nimmt sie etwas an Breite zu, am meisten unmittelbar östlich von Tyros selbst, wo sie ungefähr 3 Kilometer breit ist. Von dem Hauptflusse dieses Gebietes, zugleich dem größten Flusse Phöniziens überhaupt, ist schon mehrfach die Rede gewesen.¹⁾ Es ist der Kasimije oder Nahr el-Litani, dessen Mündung ungefähr 8 Kilometer nördlich von Tyros liegt. Die Benennung Litani, die er auf der längsten Strecke seines Laufes führt, scheint den alten Namen noch zu enthalten, denn in syrischen und samaritanischen Texten wird er Lita genannt,²⁾ der arabisch Geograph Edrissi nennt ihn Lante. Der Name Leontes, der als Bezeichnung für denselben Fluß sich sehr eingebürgert hat, wird ihm mit Unrecht beigelegt und ist eine Entstellung des Namens eines Küstenflüßchens, das in den Karten des Ptolemaios erwähnt wurde, des Leontosopotamos, der mit dem Litani wohl gar nichts gemein hatte.³⁾ In der Kreuzfahrzeit ist auf dem Nahr el-Litani ganz fälschlich der Name Eleutheros übertragen worden,⁴⁾ der mit größter Wahrscheinlichkeit dem Nahr el-Kebir (S. 40) zukommt. Ungefähr halbwegs zwischen Ras Serafend und der Mündung des Litani befinden sich bei der kleinen Ortschaft Adlun die Ruinen einer Stadt, die nach diesen zu schließen, nur von untergeordneter Bedeutung gewesen sein mag, am Ufer ein in das Gestein gehauenes Wasserbecken, das zu den ehemaligen Hafenanlagen der Stadt gehört haben wird, und östlich von der Stadtruinen im Abhange des angrenzenden Höhenzuges eine Metropole mit etwa 30 Grotten, die vermuthlich erst nach Anfang unserer Zeitrechnung angelegt sind. Am nördlichen Ende der Ruinen der ehemaligen Stadt hat der französische Archäolog Rey ein Relief entdeckt, das sich gegenwärtig zu Paris im Louvre-Museum befindet. Es ist darauf ein Vogel in einem Käfig zu sehen. Aus dieser Darstellung schließt Renan, daß man es bei Adlun mit Ornithopolis, der „Vogelstadt,“ zu thun habe, die von einigen Schriftstellern des Alterthums erwähnt wird; das Relief sei als Wahrzeichen des Ortes an der Front des ehemaligen Thores angebracht gewesen. Aus den schwankenden

1) Vergl. oben S. 18 und S. 30.

2) E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 869b; Heinrich Riepert, *Lehrbuch der alten Geographie* (Berlin 1878), S. 159, nach Th. Nöldeke.

3) Vergl. H. Riepert, *Lehrbuch der alten Geographie a. a. D.*, und Carl Ritter, *Erdkunde*, XVII, S. 49.

4) Auf der Karte „Syrien zur Zeit der Kreuzzüge“ in B. Ruglers „Geschicht der Kreuzzüge“ ist der Litani, wie es dem Sprachgebrauche jener Zeit entspricht, als Eleutheros bezeichnet worden. Erst Adrian Reland (*Palaeostina*, S. 291) scheint erkannt zu haben, daß der Eleutheros des Alterthums viel weiter nördlich zu suchen sei, und Richard Pococke (*A Description of the East*, II, Part I, S. 204—205) scheint ihn zuerst richtig in dem Nahr el-Kebir nachgewiesen zu haben.



Ansicht von Sur (Tyros).

Angaben, die man über die Lage von Ornithopolis besitzt, geht nur hervor, daß es nicht weit vom Vorgebirge Serafend zu suchen ist.¹⁾

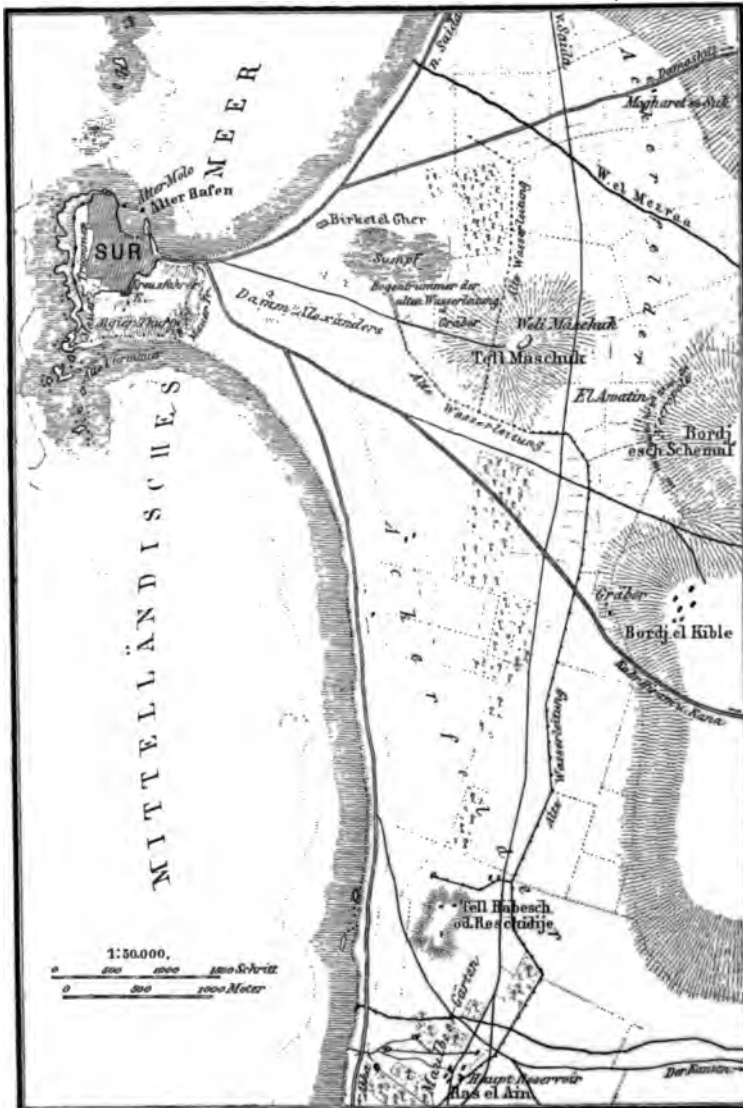
Etwa 8 Kilometer südlich von der Mündung des Litani liegt an einem kleinen Hafen auf der Nordseite einer nach Westen vorspringenden Halbinsel das heutige Sur, ein dürftiges Städtchen, dessen Einwohnerzahl auf höchstens 6000 Seelen geschätzt wird. Der Name bedeutet ebenso wie der vermutlich gleichlautende phönizische, aus welchem die Griechen Tyros gemacht haben, „Fels.“²⁾ Aus Felsboden besteht die ganze westliche Hälfte der Halbinsel. Bis zur Belagerung und Eroberung der Stadt Tyros durch Alexander den Großen, also bis zum Winter 333 auf 332 v. Chr.³⁾ war dieser nach Nordwesten an Breite zunehmende Abschnitt felsigen Bodens, der gegenwärtig einen Flächeninhalt von etwa 57,6 Hektaren hat, eine Insel, welche in ihrer Hauptrichtung sich parallel dem gegenüber liegenden Festlande von Norden nach Süden hinzog. Die Ostseite der Insel soll sich dem Ufer des Festlandes nur bis auf eine Entfernung von vier Stadien, d. i. 740 Meter, genähert haben. Der Meeresarm, welcher die Insel vom Lande trennte, soll in der Nähe der-

1) Zwischen Sarepta und Tyros erwähnt das Itinerar vom Jahre 333 n. Chr. Mutatio ad nonum, d. h. die „Poststation (wo die reitenden Boten die Pferde zu wechseln pflegten) am neunten Meilensteine.“ Auf Grund dieser Notiz pflegt man sehr ansprechend den Namen Ablun für eine Entstellung aus Ad nonum zu erklären. W. Guérin (Description de la Palestine: Galilée, II, S. 472—474) hat aber dagegen sehr richtig den Einwand geltend gemacht, daß Ablun weder von Sidon noch von Tyros aus neun römische Meilen entfernt ist, daß die Entfernung von Sidon mindestens 14, die von Tyros mindestens 12 römische Meilen beträgt. Man darf hinzufügen, daß mehrere der Meilensteine, welche der römische Präses der Provinz Syrien, Venidius Rufus, im Jahre 198 n. Chr. an der Straße, die von Sidon nach Süden führt, hat errichten lassen, noch gegenwärtig vorhanden sind und daß auf ihnen die Zählung von Sidon beginnt. Guérin's Vermuthung, daß nicht Ablun aus Ad nonum, sondern umgekehrt Ad nonum aus Ablun oder einem ähnlich lautenden phönizischen Ortsnamen entstellt worden sei, hat daher viel für sich.

2) Dem phönizischen Sur entspricht mehr als das griechische Tyros der Name Sara, den die Stadt im älteren Latein führt, und das davon abgeleitete Adjectivum sarranus = tyrisch. Die Phönizier schreiben das anlautende s in Sur ebenso wie in sidon. Das t der griechischen Namensform von Sur ist daher auffällig. Es giebt dafür zwei verschiedene Erklärungen. Die eine ist, daß die Griechen den Namen der Stadt Tyros zuerst nicht von den Phöniziern selbst, sondern von einem anderen, vielleicht von einem kleinasiatischen Volke und daher in entstellter Form vernommen haben. Die andere ist, daß es zwei verschiedene Aussprachen des Zeichens gab, welches die Phönizier für s brauchen, und daß die des s in Sidon dem scharfen Hirschlaute näher kam als in sur. Auch ist die Meinung aufgestellt worden, die Aussprache habe sich im Laufe der Zeit geändert und „Tyros“ gebe eine jüngere Aussprache wieder als das alterthümliche Sara.

3) Bergl. Herzberg, Hellas und Rom, Bd. I, S. 517. Eine sehr ausführliche Darstellung der Eroberung von Tyros entwirft Joh. Gust. Droysen, Geschichte des Hellenismus. 1. Theil. Geschichte Alexanders des Großen. 2. Aufl. (Gotha 1877), S. 281—297. Auch vergleiche man John Kenrick, Phoenicia, S. 411—428 und Hans Prutz, Aus Phönizien, S. 195—198.

selben mehr als drei Klafter tief gewesen sein. Die Mauern der Befestigungen, welche zur Zeit Alexanders die Insel umgaben, ragten auf der Ostseite der-



Plan der Umgebung von Sur (Tyros).

selben angeblich mehr als 150 Fuß empor. Ihre Breite war dem entsprechend. Sie waren aus großen Steinen zusammengesetzt, die durch Gips miteinander

verbunden waren. Weniger stark befestigt scheint die Südseite der Inselstadt gewesen zu sein, an welcher die Neorien, die Schiffsmagazine, sich befanden, und an deren Befestigungsmauern der Königspalast anstieß. Um Mauerbrecher an die Befestigungen heranzuführen zu können, ließ Alexander auf einem Pfahlrost aus Steinen und Erde einen Damm aufschütten, der vom Festlande bis an die Ostseite der Insel hinanreichte. Eine leichte Stelle des Meeresarmes, die einen morastigen Untergrund besaß, erleichterte ihm die Ausführung seines Werkes, das von den Alten zu den bewundernswürdigsten Unternehmungen, die je zu Stande gebracht wurden, gerechnet wird. Dieser Damm, der im Laufe der Zeiten durch Sandmassen, welche die See allmählich anspülte, sich erheblich verbreitert hat,¹⁾ bildet ohne Zweifel den Kern der Landzunge, die gegenwärtig das Gebiet der Stadt Sur mit dem Festlande vereinigt. Die Breite derselben beträgt heutzutage an der schmalsten Stelle, da, wo der sandige Boden dieser Landzunge in den felsigen Boden der ehemaligen Insel übergeht, etwa 600 Meter. Die ehemaligen Umriffe des Strandes lassen sich wegen der Sandanhäufungen, die sich vorgelagert haben, nicht mehr heraus erkennen. Ebenso wenig vermag man mit Sicherheit zu unterscheiden, wie breit ursprünglich der Damm, den Alexander auführte, gewesen ist, von welcher Stelle er anfang und an welcher Stelle er an die Insel anstieß. Aus schwachen Bodenhebungen, die auf der Fläche der gegenwärtigen Landzunge in der Richtung von Osten nach Westen sich hinziehen, und aus der Richtung, welche die Trümmer der alten Wasserleitung, die dort zu sehen sind, andeuten, glaubt man jedoch schließen zu dürfen, daß Alexander den nördlichen Theil der Ostseite der Insel mit dem Lande verbunden hat. Daß es Alexander schließlich gelungen ist, die scheinbar unangreifbare Inselstadt in seinen Besitz zu bringen und den heldenmüthigen Widerstand ihrer Vertheidiger zu bezwingen, verdankt er nicht seinem kühnen Plane, durch dessen Verwirklichung er zwar seiner unbeugsamen Thatkraft ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Denn als nach langwieriger mühevoller Arbeit das Werk vollendet war, spotteten die gewaltigen Mauern, zu denen es führte, allen Angriffs- und Zerstörungsversuchen. Die wesentlichsten Dienste bei der Belagerung der Stadt leisteten vielmehr die Schiffe, welche Alexanders Bundesgenossen, die Sidonier, Gerosiratos, der König von Arabos, Enylos, der König von Byblos, die Rhodier, das kilitische Soloi, die Städte Lykiens und die Könige von Cypern, unter ihnen die von Amathus und Kurion, und Pnytagoras von Salamis ihm zur Verfügung stellten. Diese Flotte, die aus mehr als 220 Schiffen bestand, war der tyrischen weit überlegen. Den Tyriern blieb nichts übrig, als auf eine



Münze des Königs Pnytagoras von Salamis. Originalgröße.

1) Nach Diodor (17, 40) war der Damm Alexanders zwei Plethren, d. i. ungefähr 61 Meter breit.

Seeschlacht Verzicht zu leisten, ihre eigenen Schiffe in die Häfen zurückzuziehen und den Eingang der Häfen möglichst abzusperren.¹⁾ Sie vermochten nicht zu verhindern, daß zur See Mauerbrecher auf eigens dazu hergerichteten Schiffen an die weiter vom Festlande abliegenden, mit schwächeren Befestigungswerken versehenen Umfassungsmauern der Insel herangeführt und in Thätigkeit gesetzt wurden. Zwar trafen sie allerlei Vorkehrungen, um ihre Gegner von der Höhe der Mauer herab bei diesem Geschäfte nach Kräften zu stören und deren Bemühungen zu vereiteln. Auch gelang ihnen, den ersten Versuch Alexanders, die Stadt von der Südseite her in Sturm zu nehmen, glücklich abzuschlagen. Als aber drei Tage später Alexander bei ruhiger See den Angriff auf derselben Seite wiederholen, hier eine Bresche legen und zugleich seine Flotten gegen die Eingänge der Häfen vorgehen ließ, war alle Gegenwehr umsonst. Von drei Seiten drangen die Krieger des Königs in die Stadt ein und richteten ein schonungsloses Gemetzel unter den Bewohnern an, bei dem 8000 Tyrier ihren Tod gefunden haben sollen. Als diejenige Stätte, an der innerhalb der Stadt noch am erbittertsten gekämpft wurde, wird das Agenorion bezeichnet. Der König von Tyros, Azemilkos, und die obersten Beamten der Stadt, sowie Abgesandte Karthagos, die gerade in der Stadt anwesend waren, flüchteten in den Tempel des Herakles. Sie wurden begnadigt, die übrigen Einwohner dagegen, die nicht unter dem Schwert des Siegers gefallen waren, und sämtliche Fremden, die in der Stadt betroffen wurden, zusammen 30 000 Personen, wurden in die Sklaverei verkauft.

Aus der Schilderung der Belagerung, die Arrian giebt, und aus anderen Quellen geht hervor, daß Tyros zwei Häfen besaß. Der eine dieser Häfen lag auf der Nordseite der Insel „nach Sidon zu.“ Strabon, der Phönizien nicht selber bereift hat, nennt ihn geschlossen, nach Arrian hatte er aber eine offene Einfahrt. Es ist derselbe Hafen, an dem das heutige Sur liegt. Er reichte früher tiefer ins Land hinein als gegenwärtig. Nachgrabungen, die Renan hat anstellen lassen, haben gezeigt, daß der Hafenraum auf der Südseite mit angeschwemmtem Sande ausgefüllt ist. Auf der Westseite zieht sich die Nordspitze der Insel hin, auf der Ostseite ein schmaler felsiger Vorsprung, auf der Seeseite zog sich ein Molo entlang, so daß nur im Nordosten eine Durchfahrt übrig blieb. Kleine felsige Inseln, welche die Fortsetzung der Nordspitze der tyrischen Insel bildeten, begrenzten den Vorraum des Nordhafens nach Westen; auch dieser Theil der See wurde daher in friedlichen Zeiten als Ankerplatz benutzt. Der zweite Hafen hieß nach Strabon der ägyptische. Nach Arrian lag er gegen Süden, „Aegypten zugekehrt.“ Von diesem Hafen ist keine sichere Spur mehr vorhanden. Man hat ihn meist ganz auf der Südseite der Insel gesucht und auch geglaubt, Reste der Hafenanlagen dort

1) Treffend bemerkt Joh. Gust. Droysen (a. a. O. S. 292), daß, nachdem die tyrischen Schiffe vor der feindlichen Flotte die See hatten räumen müssen, die Stadt mit dem Meere gleichsam das Glacis der Festung verlor.

nachweisen zu können. Denn auf der Südseite des felsigen Theiles der Halbinsel läuft im Meere, von Osten beginnend, hinter einer Reihe von Klippen, die an der Südwestspitze der Halbinsel endigen, eine starke Mauer entlang, oder wenigstens ein Riff, das, in der Entfernung betrachtet, genau wie eine Mauer aussieht. Ob dieses mauerartige Riff in der That aus Quadersteinen zusammengefügt, oder ob es, wie einzelne Berichterstatter¹⁾ lieber annehmen wollen, ein aus dem lebendigen Felsen herausgearbeitetes Werk ist, hat man, da die See, die darüber hinspült, meist sehr bewegt ist, noch nicht untersuchen können. So viel steht aber fest, daß man an den Umrissen, die sich zeigen, keine Art von Hafeneinfahrt wahrgenommen hat, daß auch der abgegrenzte Raum für einen Hafen viel zu beschränkt sein würde. Die ehemalige Einfassung des ägyptischen Hafens kann dieses vermeintliche Mauerelement daher nicht vorstellen. Nicht unwahrscheinlich ist dagegen die Vermuthung, daß es die Außenseite eines durch Aufschüttung künstlich dem Meere abgewonnenen Terrainabschnittes bezeichnet, der den Zwischenraum ausfüllte und wohl schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung, wenn nicht schon früher, wieder ein Raub der Wellen geworden ist.²⁾ Die archäologische Literatur würde um mehrere umfangreiche Abhandlungen,³⁾ die zur Begründung völlig willkürlicher Annahmen geschrieben sind, ärmer sein, wenn die Nachrichten, die in Arrians Darstellung der Einschließung von Tyros enthalten sind, immer sorgfältig in Erwägung gezogen worden wären. Es ist Movers' Verdienst, erkannt zu haben, daß Arrians Aussagen die Meinung, der ägyptische Hafen sei auf der Südseite des ehemaligen Tyros zu suchen, durchaus nicht unterstützen, daß manche Einzelheiten, die dieser glaubwürdigste Berichterstatter erwähnt, dann vielmehr völlig unverständlich sein würden. In der That spricht Alles dafür, daß, wie Movers will, der ägyptische Hafen auf der Ostseite der Insel, allerdings auf dem südlichen Abschnitte derselben gelegen hat. Nur so ist erklärlich, weshalb von dieser Hafenanlage nichts mehr zu sehen ist. Sie liegt unter den Sandmassen begraben, die zur Verbreiterung des Isthmus, den Alexander erbaute, beigetragen haben. Ferner erzählt Arrian, daß Alexander, nachdem er mit seiner ganzen Flotte vergeblich den Versuch gemacht hatte, durch einen Angriff auf die Reihen dicht aneinander gekoppelter Trieren,

1) W. R. Wilde, Narrative of a Voyage to Madeira, Teneriffa, and along the Mediterranean; 2. Ausgabe (Dublin 1844), S. 381.

2) Vergl. Renan, Mission de Phénicie, S. 559—564.

3) Ausschließlich in Kühnen Vermuthungen ergeht sich besonders Boulain de Vossay (Recherches sur Tyr et Palétyr, Paris 1863; vergl. auch Bulletin de la Société de géographie, 5^e série, III, S. 5—17). Viel brauchbarer sind die Mittheilungen von Jules de Bertou (im Bulletin de la société de géographie, 2^e série, XI, S. 150—166 und im Journal of the Royal Geographical Society of London, IX, S. 286—294, besonders aber in seinem Buche Essai sur la topographie de Tyr, Paris 1843). Im höchsten Maße Anerkennung verdienen dagegen einzelne Ergebnisse der Untersuchungen von Movers (Die Phönizier II, 1, S. 217—218).

mit denen die Tyrier die Einfahrt des sidonischen Hafens verschlossen hatten, sich dieses Hafens im Sturm zu bemächtigen, seine Flotte in zwei Geschwader theilte und das kyprische auf der Nordseite des Dammeß, das phönizische dagegen auf der anderen Seite desselben „vor dem Aegypten zugekehrten Hafen“ vor Anker gehen ließ. Von diesem Zeitpunkte ab hielten die Tyrer den ägyptischen Hafen vollständig geschlossen, obwohl er voll von Schiffen war, die durch die Abperrung der Ausfahrt zu gänzlicher Unthätigkeit verurtheilt wurden. Sie würden das schwerlich gethan haben, wenn sie nicht durch die Nähe des phönizischen Geschwaders dazu gezwungen gewesen wären. Dies konnte aber nur der Fall sein, wenn der Hafen sich auf der Landseite der Insel befand und viel weniger weit vom Festlande ablag als der sidonische. Denn den sidonischen Hafen hielten sie für ihre eigenen Schiffe, nachdem die Einfahrt desselben gegen Ueberrumpelungsversuche geschützt war, noch offen und versuchten auch einmal noch von diesem aus durch einen plötzlichen Ueberfall das kyprische Geschwader zu zerstören. Erst als dieser Handstreich mißlungen war, weil Alexander, schnell entschlossen, mit der phönizischen Abtheilung seiner Flotte um die Insel herum fuhr und den tyrischen Schiffen, bevor sie in den sidonischen Hafen sich bergen konnten, eine schwere Niederlage beibrachte, unterblieb auch von dorthier jeder weitere Versuch, die Schiffe zur Abwehr der Feinde zu benutzen. Daß Alexanders für den ganzen Verlauf der Belagerung entscheidend wirkende Fahrt um die Insel unausführbar gewesen sein würde, wenn diejenigen Forscher Recht hätten, die Tyros auf der Südseite des Inselrandes mit einem großen offenen Hafen ausstatten, hat Ernest Renan treffend hervorgehoben; Alexander hätte seinen Weg quer durch diesen offenen Hafen nehmen müssen.¹⁾ Es hat dort also zu Alexanders Zeit keinen derartigen Hafen gegeben. Nähert man sich aber von Südosten dem Gebiete, das die heutige Stadt Sur einnimmt, so trifft man an der schmalsten Stelle der Landenge auf den sogenannten algierischen Thurm, einen Befestigungsturm, der zu den Befestigungsbauten mittelalterlichen Ursprungs gehört, von denen fast auf allen Seiten des westlichen Abschnittes der Halbinsel Ueberreste vorhanden sind. Unmittelbar in der Nähe dieses Thurms liegt „auffallend tief, gegen die Umgebung wie eingesenkt und von dem allmählich immer höher aufgethürmten Sande hier und da wie von einem Walle umgeben und überragt, ein Garten, der nicht bloß durch sein üppiges Grün, seine knorrigen Tamarisken, die rothblühenden Granathäuser und seine wohlgepflegten Maulbeerbäume den Blick erfreut, sondern durch die angedeutete Eigenthümlichkeit seiner Lage noch ein ganz besonderes Interesse erweckt. Wie eine Dase erscheint er in der Sandwüste ringsum, und der fruchtbare Boden, den er aufweist, will zu der so ganz anders gearteten Umgebung durchaus nicht passen.“ Prof. Hans Bruß, dessen Reisebericht aus Phönizien ich diese Beschreibung entlehne,²⁾

1) E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 565.

2) Hans Bruß, *Aus Phönizien*, S. 211—212.

Und vor ihm Ernest Renan¹⁾ sind an Ort und Stelle zu der Ueberzeugung gelangt, die einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit besitzt, daß der Raum, den dieses Gartenland bedeckt, ein Theil des ägyptischen Hafens gewesen sein kann, oder daß wenigstens am besten dieser Hafen an jener Stelle zu suchen sein wird.

Zu sehr vielen Erörterungen hat auch schon seit längerer Zeit die Frage Anlaß gegeben, wie groß man sich den Umfang der ehemaligen Inselstadt vorzustellen habe. Nach den Mittheilungen zu urtheilen, die sich aus Arrians Bericht über die Eroberung durch Alexander den Großen ergeben, würde die Zahl der Einwohner mit Einschluß der Fremden sich damals auf mehr als 40 000 belaufen haben. Man hat geglaubt, es müsse an Raum gefehlt haben, um so vielen Menschen Wohnung und Obdach zu verschaffen, wenn nicht damals der Umfang der Insel bedeutend viel größer gewesen wäre, als sich nach den Veranschlagungen, bei welchen die gegenwärtige Ausdehnung des felsigen Gebiets der nunmehrigen Halbinsel zu Grunde gelegt wird, herausrechnen läßt. Auf der Südseite der Insel scheint in der That, wie schon erwähnt, ein Abschnitt, der zu der ehemaligen Stadt gehörte, von der See überpült zu sein. Bestätigen sich die Ergebnisse, zu denen neuerdings der französische Archäologe B. Guérin gelangt ist, so läßt sich an Trümmern, die nur bei völlig ruhiger See über den Wasserspiegel hervorragten, längs der Westseite nachweisen, daß auch dort Terrain verloren gegangen ist. Die Mauerreste, die auf dem Felsboden des westlichen Randes der Halbinsel ruhen und deren Fundamente vielleicht noch aus phönizischer Zeit stammen, würden nach Guérins Auffassung nur Bestandtheile einer zweiten, inneren Stadtmauer sein, die ihnen parallel im Meere sich hinziehenden mauerartigen Trümmer dagegen, die nach Aussage einheimischer Bootslente und Fischer aus Mauerwerk bestehen sollen, würden einer zerstörten großen Außenmauer angehören. Es wäre die doppelte Mauer, die nach Wilhelm von Tyros noch im Jahre 1124 n. Chr. die Stadt auf der Seeseite abschloß.²⁾ Der Zwischenraum, ein ziemlich langer Streif felsigen Bodens, darf also unter allem Vorbehalt bis auf weiteres ebenfalls zu dem Gebiet der ehemaligen Inselstadt hinzugerechnet werden. Aus Gründen, die noch nicht völlig aufgeklärt zu sein scheinen, bilden sich allerdings im Meerwasser längs der ganzen phönizischen Küste an vielen Stellen aus dem mürben, von der Brandung zermahlene Gestein, aus Sand, Scherben, Schutt und anderen Bestandtheilen eisenharte Conglomerate, die in den Spalten der Felsenriffe und auf ihren Flächen sich ablagern. Sie gewinnen das täuschende Aussehen eines grauen betonartigen Mörtels und können leicht damit verwechselt werden. Dafür jedoch, daß auf jenen Strecken

1) E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 566. Renan giebt die Möglichkeit zu, daß die tiefe Lage jenes Gartenraumes auch bloß davon herrühren könne, daß die Oberfläche der ganzen Umgebung sich erhöht, der Gartenraum dagegen das ursprüngliche Niveau behalten habe.

2) B. Guérin, *Description de la Palestine: Galilée*, II, S. 183—185.

längs der Westseite und längs der Südseite der Insel, die jetzt im Bereiche der Wellen liegen, in der That noch im Mittelalter Mauern gestanden haben, dafür sprechen auch zahlreiche Fragmente von Säulenschäften, die dort an einzelnen Stellen reihenweise im Meere sich vorfinden und zwar zum Theil in so weiter Entfernung vom gegenwärtigen Rande der Halbinsel, daß sie an diese Stellen nicht unmittelbar vom Ufer aus gestürzt sein können. Eine Verringerung des Umfangs der Insel um einen ausgebehnteren Betrag, als aus jenen muthmaßlichen Anzeichen geschlossen werden darf, anzunehmen, dafür liegt dagegen kein Grund vor. In den meisten großen Städten des Alterthums hat sich der größere Theil der Einwohner mit einem viel geringeren Raume beholfen, als ihn die Wohnungen der gleichen Anzahl von Menschen in unseren Städten zu beanspruchen pflegt. Mit Recht weist auch Renan auf San-Malo hin, das bei 160 000 Quadratmeter Oberfläche zu Zeiten einmal mehr als 12 000 Einwohner befaßte.¹⁾ Tyros, welches ungefähr das Vierfache der Ausdehnung von San-Malo besaß, kann daher sehr gut auch die vierfache Einwohnerzahl beherbergt haben. Wie Arados hatte es wenigstens in der römischen Zeit vielschichtige Häuser; ja, die Zahl dieser Stadtwerte soll selbst die in Rom übliche übertroffen haben. Die Erdbeben, mit denen die Stadt heimgesucht wurde und die Tyros geradezu berüchtigt machten, richteten deshalb hier besonders viel Schaden an. Daß aber ganze Stadttheile infolge dieser Erdbeben ins Meer gesunken seien, wie man angenommen hat, läßt sich nicht nachweisen. Die Bodengestalt des Halbinselkörpers und der Verlauf der Tiefenlinien im Umkreise desselben machen gar nicht diesen Eindruck. Nur das Hereinbrechen der ungestüm brandenden Wogen des Meeres in minder widerstandsfähige Strecken des Uferraumes hat hier wie an so vielen anderen Orten der phönizischen Gestade einen Verlust an Landgebiet erzeugt. Wenn der Rabbi Benjamin von Tudela im Jahre 1173 n. Chr. mit seinen in Tyros damals ansässigen Stammesgenossen noch auf dem Grunde der See einen Steinwurf weit vom Ufer das versunkene Tyros mit seinen Thürmen, öffentlichen Plätzen und Prachtbauten liegen zu sehen glaubte, so hat an dieser Vision hauptsächlich eine allzu wörtliche Auslegung der bilderreichen Aussprüche des Propheten Ezechiel Schuld, der ja dem stolzen Meeresschiffe Tyros, das sich selber vermessen rühmte: ich bin die Vollendung der Schönheit, und über den Fall Jerusalems jubelte, ankündigt, auf hoher Fluth werde es ein Sturm von Osten her zerschellen, seine Reichthümer und seine „Märkte“ mitten in die See hineinschütten, Jahwe werde die Wogen der Tiefe heraufbeschwören, die großen Wasser über der hochgepriesenen Stadt zusammenschlagen und ihren Grund und Boden fortschwemmen lassen, so daß nichts übrig bleibe als nackter Fels, „ein Trockenplatz für Fischerneze inmitten des Meeres.“

Große Meinungsverschiedenheiten herrschen auch hinsichtlich der Frage, wieviel Raum die auf dem Festlande gelegenen Vorstädte einnahmen. Man

1) E. Renan, Mission de Phénicie, S. 553.

wird nicht fehlgreifen, wenn man voraussetzt, daß ebenso, wie gegenwärtig noch Sur die größte Ortschaft des zugehörigen Festlandgebietes bildet, auch im Alterthume die Inselstadt an Ausdehnung und an Einwohnerzahl die einzelnen Ansiedelungen, die es auf dem gegenüber liegenden Gestade gab, weit übertroffen haben wird, und daß diese Ansiedelungen nur insofern ein Ganzes vorstellten, als sie vom Strande aus bis zum Rande des im Osten angrenzenden Hügellandes durch das ganze Gebiet der fruchtbaren, mit beständig fließenden Quellen und kleinen Wasserläufen gut versorgten Ebene gruppenweise vertheilt zwischen Ackerfeldern und Gartenland dicht beieinander sich hinzogen. In diesem Sinne darf man allerdings, wie es geschehen ist, den Vorstädten auf dem Festlande eine Ausdehnung von mehr als anderthalb Meilen zuschreiben. Das Ganze ist man gewöhnt, Palaityros, „Alt-Tyros,“ zu nennen, weil nach den Angaben einzelner Schriftsteller des Alterthums Tyros unmittelbar gegenüber auf dem Festlande eine Stadt dieses Namens gelegen haben soll. Auch hat man viel darüber gestritten, ob Palaityros wirklich die ältere Stadt und Inseltyros nur eine später entstandene Niederlassung, ob also der Name Tyros bloß von einer Stadt des Festlandes auf die Insel übertragen sei. An sich würde dies ja durchaus nicht etwas Unmögliches sein, da man sich doch kaum vorstellen kann, daß die Phönizier sich zuerst auf der Insel und dann erst auf dem Festlande niedergelassen haben. Aber die Bezeichnung Sur, „Fels,“ paßt nicht auf die Niederung, die der Insel unmittelbar gegenüber sich ausbreitet, ist dagegen die beste, die für jene Insel überhaupt erfonnen werden konnte. Das Wahrscheinlichere bleibt daher, daß die Ansiedelungen auf dem Festlande, die Tyros am nächsten lagen, nach der Inselstadt genannt worden sind. Das Geschichtsbild, das man sich gewöhnlich entwirft, wonach ursprünglich sich auf der Insel bloß Waarenlager und ein altes Heiligthum des Herakles befunden hätten, auf dem Festlande dagegen die eigentliche Stadt gewesen wäre, beruht auf höchst unsicheren Nachrichten. Es würde sogar zulässig sein, zu bezweifeln, ob vor der griechischen Zeit überhaupt irgend eine Ortschaft dieses Abschnittes der Festlandküste den Namen Tyros oder gar Alttyros geführt habe, wenn nicht von Palaityros auch, wie man aus Josephos erfährt, bei Menander die Rede gewesen wäre. Die Ortschaft, auf welche der Name der Inselstadt mit ausgebehnt wurde, scheint also in der That nachträglich Anspruch auf den früheren Ursprung gemacht zu haben. Selbst das ist jedoch bloß eine Vermuthung. Sie darf nur unter allem Vorbehalt ausgesprochen werden. Es ist ebenso gut möglich, ja, recht wahrscheinlich, daß Palaityros, wie schon George Grote angenommen hat,¹⁾ ursprünglich nichts als die falsche Uebersetzung eines ähnlich klingenden Ortsnamens war, der eine ganz andere Bedeutung hatte. Mit Unrecht beruft man sich darauf, daß die Bewohner der Inselstadt selbst Alexander dem Großen gegenüber zugegeben haben sollen, das Festlandtyros sei das ältere. Einige

1) George Grote, History of Greece, III (London 1847), S. 356.

classische Autoren haben allerdings erzählt, daß die Tyrier dem makedonischen Könige auf seine Erklärung, er beabsichtige, auf der Inselstadt in dem dort stehenden Tempel des Herakles, dem ältesten dieses Gottes, den es überhaupt gebe, ein feierliches Opfer darzubringen, mit kaltem Hohne erwidert hätten, bei diesem Vorhaben würde zweckentsprechender sein, wenn der König es in Palaityros ausführe, denn der dortige Heraklestempel sei noch viel älter. Diese Erzählung scheint aber nichts als eine witzige Ausschmückung der Tatsache zu sein, daß Alexander seinen Wunsch, die Insel zu betreten, mit dem Vorgeben, dem Herakles daselbst opfern zu wollen, motivirt hat. Arrian, der höchst gelehrt auseinandersetzt, daß wirklich der Heraklestempel der Inselstadt älter als alle sonst vorhandenen sei, würde sonst nicht unterlassen haben, auch die dem widersprechende Behauptung der halbstarrigen Tyrier anzuführen. Jedenfalls kann Palaityros nicht die großartige, fast mehr als meilenlange Uferstadt gewesen sein, zu der es manche neueren Geschichtsschreiber gern haben machen wollen. Von einer solchen Stadt ist längs der ganzen Strecke, die in Betracht kommt, nicht die geringste Spur zu entdecken. Alle Anzeichen weisen vielmehr darauf hin, daß die Ortschaften, die ehemals dort vorhanden gewesen sind und in großer Zahl sich aneinander reihten, fast durchweg eher das bescheidene Gepräge von Dörfern getragen haben werden. Im Felsen ausgearbeitete Wasserbehälter, Kellern und schmutzlose Gräfte, auch schwere Steinfänge ohne Inschriften sind fast die einzigen Ueberreste, die man vorfindet. Es sind Denkmäler, wie sie wohlhabende Grundbesitzer und Bauern, aber nicht die Bewohner einer Weltstadt ersten Ranges zu hinterlassen pflegen. Eine Ausnahme bilden nur die Ueberreste einer Wasserleitung, die von den Quellen, welche südlich von Tyros unweit der Küste bei Reschidije und Ras el-Ain („Quellentopf“) zum Theil mit großer Gewalt und uner schöplicher Reichhaltigkeit aus dem Boden in die Höhe steigen, zunächst 4500 Meter weit nach dem östlich von Tyros gelegenen Hügel Tell el-Maschuf geht und von dort sich sowohl nach Norden als auch nach Westen, also in der Richtung auf Tyros fortsetzt. Das meiste, was von dieser Wasserleitung noch zu sehen ist, sind zwar Anlagen, die erst aus römischer und noch späterer Zeit stammen. Doch rührt wenigstens ein unterirdischer Kanal, der, im Felsen ausgearbeitet, zwischen Ras el-Ain und Tell el-Maschuf hinläuft, vielleicht auch die kunstgerechte Einfassung der Hauptquelle von Ras el-Ain, einer gewaltigen, 5 Meter hohen Wasserfäule, noch aus phönizischer Zeit her. Daraus, daß die Leitung nicht in gerader Linie auf Tyros zuführt, sondern sich zunächst so weit nach Osten hält, läßt sich nur entnehmen, daß sie nicht bloß das Wasser in die Nähe der Inselstadt bringen, sondern es auch den Feldern zukommen lassen sollte. Auch mag bei Tell el-Maschuf einer von den größeren Vororten von Tyros gelegen haben. Aber weder dort noch bei Ras el-Ain hat man sichere Anzeichen für das ehemalige Vorhandensein einer Stadt nachzuweisen vermocht. Die Grabanlagen, die in der Nähe des Tell el-Maschuf sich befinden, zeugen eher vom Gegentheil.

Noch mehr als diese Gründe sprechen gegen die angebliche Ausdehnung von Palaityros die Widersprüche, in denen die Angaben der verschiedenen Autoren, die es erwähnen, sich bewegen. Ein Theil dieser Nachrichten läßt kaum eine andere Erklärung zu, als daß während der hellenistischen Zeit zwar die Ueberlieferung bestand, daß es Tyros gegenüber eine Stadt Namens Palaityros gegeben habe, daß man aber damals von dieser Stadt selbst nichts mehr aufzufinden wußte und sie als völlig untergegangen betrachtete. Daher die Sage, die in einigen Lebensbeschreibungen Alexanders des Großen auftaucht, daß Alexander die Stadt niedgerissen habe, um die Steine zur Fundamentirung seines Dammes zu benutzen, oder, wie ein anderer Bericht lautete, daß sie verschwunden sei, weil er ihre Trümmer dazu verbraucht habe. Arrian, der ausdrücklich erwähnt, daß der König in Verlegenheit gerieth, woher er Steine zu seinem Bau bekommen solle, weiß davon nichts und nennt Palaityros mit keiner Silbe. Nachträglich scheint dann wieder der Name bestimmten, und zwar im Laufe der Zeit ganz verschiedenen Vertlichkeiten des Festlandes beigelegt worden zu sein. So hat Plinius die Nachricht aufbewahrt, daß Tyros zusammen mit Palaityros einen Umfang von 22 Stadien, d. i. 4070 Meter, besessen habe; sein Gewährsmann kann also unter Palaityros bloß einen Stadttheil von sehr geringer Ausdehnung verstanden haben, der unmittelbar an die Ostseite von Tyros angrenzte. Strabon dagegen berichtet, Palaityros liege 30 Stadien südlich von Tyros, also ungefähr bei Ras el-Ain. Es genügt, dies anzuführen, um zu zeigen, daß die Ortschaft, die Menander als Palaityros bezeichnet hat, schon zur Zeit Alexanders des Großen nicht mehr vorhanden gewesen sein kann¹⁾ und daß über die Lage dieser Ortschaft die nachträgliche Verwendung, in welcher derselbe Name gebraucht wird, keine Auskunft zu geben vermag. Zugleich wird einleuchten, wie unkritisch der Versuch ist, aus jener späteren Benennung sich eine Vorstadt von Tyros zu construiren, die das ganze Gestade von der Mündung des Vitani bis südlich zum Ras el-Ain und im Osten bis über Tell el-Maschut²⁾ hinaus anfüllt.

An die Ebene von Tyros schließt sich im Süden die unwegsame, aus steilen Vorgebirgen und fast unmittelbar an das Meer heranreichenden Berg- rücken zusammengesetzte Strecke der Küste an, von der schon auf S. 30 die Rede gewesen ist. Das nördlichste dieser Vorgebirge heißt bei Plinius Pro-

1) Es ist eine sehr ansprechende Vermuthung von Ernst Wilhelm Hengstenberg, wenn er in seiner allerdings zur Begründung einer durchaus verfehlten Hypothese verfaßten Schrift *De rebus Tyriorum* (Berlin 1832, S. 26) die Meinung ausspricht, Menander habe jene Stadt nur deshalb „das alte Tyros“ genannt, weil sie zu seiner Zeit bereits zerstört war. Dieser Annahme steht in der That nach dem Wortlaute jenes Menander-Fragments nichts entgegen.

2) Die Entfernung zwischen der Ostseite des heutigen Sur und Tell el-Maschut beträgt nach Bertou 4650 Meter, d. i. mehr als 25 Stadien, in gerader Linie also mehr als so viel, wie Tyros und Palaityros nach Plinius zusammen im Umfange gehabt haben würden.

montorium Album und gegenwärtig Ras el-Abjad, „das weiße Cap.“ Es besteht aus blendend weißem Kalkgestein und ragt gegen hundert Meter über der Fluth empor, deren Wogen bei bewegter See mit krachendem Getöse an den schroff abstürzenden Wänden sich brechen und zu feinem nebelartigen Gischt zerstäuben. Von ihrer Gewalt legen die Höhlungen Zeugniß ab, die sie in dem Fuße der Felsmasse ausgewaschen haben. Auf der Südseite des Vorgebirges ist der Pfad, der von der Höhe hinabführt, in Form von Stufen aus dem harten Gestein am Rande eines senkrechten Absturzes entlang ausgesprengt, und wo selbst dazu der Abhang zu steil war, sind darin Stufen aus behauenen Stein eingefügt.

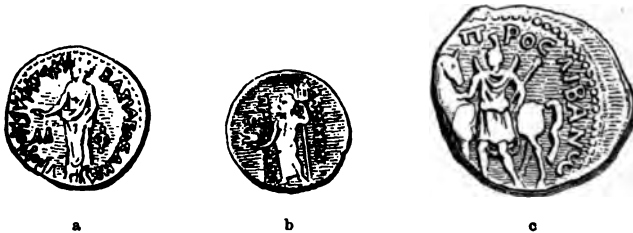
Unweit des Abstieges liegen zur Linken die Trümmer eines Ortes, der im 4. Jahrhundert n. Chr. unter dem Namen Alexandroschena erwähnt wird und eigentlich wohl Alexandrostene, „Zelt Alexanders,“ hieß, denn noch in der Kreuzfahrzeit erzählte man sich die Fabel, daß hier während der Belagerung von Tyros das Zelt des großen Eroberers gestanden habe. Die Burg, die an dieser Stelle Balduin I. im Jahre 1116 erbaute, nannte man Standarion, Scandarium, auch Scandalium. Selbst an dem Namen Islanderuna, den gegenwärtig die Trümmerstätte führt, zeigt sich noch unverkennbar, wie lebhaft einst die Sage mit dem Falle von Tyros und Allem, was damit zusammenhing, sich beschäftigt haben muß. Etwas weiter nach Süden liegt eine zweite Trümmerstätte, die Umm el-Amid oder Umm el-Awamid, „Mutter der Säulen,“ genannt wird. Die Bauten, nach deren noch vorhandenen Säulen der Ort jetzt so heißt, stammen erst aus griechischer Zeit. Doch haben die Ausgrabungen, welche Renan hier veranstaltet hat, auch interessante Alterthümer phönizischen Ursprungs zu Tage gefördert. Ein älterer arabischer Name desselben Ortes scheint Medinet et-Taharan oder Medinet Turan (die „Stadt Taharan“ oder „Turan“) gewesen zu sein, worin, wie wenigstens Renan vermuthet, möglicherweise eine phönizische Namensform, die etwa Kirjat Sor (das „tyrische Kirjat,“ die „Tyrierstadt“) gelautet haben würde, enthalten sein kann. Auch meint man, daß in dieser Gegend eine Ortschaft Hammon zu suchen sei, die im Buche Josua (19, 28) dem jüdischen Stamme Asser zugesprochen wird. Aus einer phönizischen Inschrift, auf der von „Laodikeia“ die Rede ist, glaubt Renan,¹⁾ der sie hier entdeckt hat, schließen zu dürfen, daß Umm el-Awamid zu den vielen Städten gehörte, die in der Seleukidenzeit den Namen Laodikeia erhalten haben. Eine sichere Entscheidung darüber läßt sich nicht fällen. Es ist sehr zweifelhaft, ob in der That auf der Inschrift mit Laodikeia der Ort bezeichnet werden sollte, an welchem die Botivtafel, auf der sie steht, einst errichtet worden ist. Dem Wortlaute nach sind auch ganz andere Auffassungen möglich und ebenso erlaubt. Hat Renan Recht, so würde damit auch eine Frage aufgeklärt sein, die schon lange

1) Vergl. E. Renan, Mission de Phénicie, S. 710—715 u. 744, und Corpus inscriptionum semiticarum, Pars I, Tomus I, S. 29—32.



Ras el-Ujjat.

schwebt. Es giebt nämlich aus der Zeit des Königs Antiochos IV. Epiphanes¹⁾ von Syrien Münzen mit einer phönizischen Aufschrift, die „Laobiteia, einer Mutter in Kanaan (das heißt: einer Hauptstadt Phöniziens)²⁾“ gehörig“ lautet. Man pflegt diese Münze bald der cölesyrischen Stadt Laodicea ad Libanum zuzuweisen, ohne zu erklären, weshalb dort gerade Münzen mit phönizischer Aufschrift geprägt sein sollen, bald hält man für die Stadt, die gemeint ist, dasjenige Laodikeia, das gegenwärtig Ladikije³⁾ heißt. In beiden Fällen bleibt der Zusatz, welcher die betreffende Stadt als eine Metropolis Phöniziens bezeichnet, höchst befremdend. Anspruch auf diesen Titel konnte doch nur eine Stadt erheben, die im eigentlichen Phönizien lag. Auf das cölesyrische Laodikeia paßt er gar nicht, und das andere Laodikeia liegt ebenfalls nicht in Phönizien, sondern an der nordsyrischen Küste. Keine der Beschreibungen Phöniziens, die aus dem Alterthume erhalten sind, erwähnt überhaupt eine



Drei laodikeische Münzen. Originalgröße.

- a. „Laobiteia, Mutter in Kanaan.“ Aus der Zeit Demetrius II.
 b. „Laobiteia am Meere.“ Aus der Zeit Antiochos IV.
 c. „Laobiteia am Libanon.“ Mit dem Bilde des Gottes Men.

Stadt dieses Namens. Dagegen findet man in dem Commentare des Eustathios zur Periegesis des Dionysios und bei Stephanos von Byzanz eine aus dem verloren gegangenen Werke des Philon von Byblos entlehnte alberne Erzählung, aus der hervorgeht, daß es in Phönizien eine Stadt gegeben hat, die ursprünglich Ramantha oder Ramitha, d. i. wohl Rama oder Ramat, die „Höhe,“ hieß, dann von den Griechen erst Leute Akte und schließlich Laobiteia genannt worden ist. Auch hat man auf Delos eine griechische Inschrift gefunden, welche einem Kaufmanne „Gargias, Sohn des Dionysios, dem Laobiteer aus Phönizien“ das letzte Lebewohl nachruft.⁴⁾ Schon Eustathios hat jene Erzählung Philons auf das syrische Laodikeia bezogen, und es ist auf Grund der-

1) Er herrschte 175—164 v. Chr. Ähnliche Münzen giebt es auch aus der Zeit des Demetrius II. Nikator (146—138 v. Chr.) und des Alexander II. Sebina (128—123 v. Chr.); vergl. H. C. Reichardt in der Numismatischen Zeitschrift II (Wien 1870), S. 1—3.

2) Vergl. S. 98 und 105.

3) Vergl. S. 36.

4) Corpus Inscriptionum Graecarum, Addenda 2322 b 23. Vergleiche auch ebendort 2322 b 24: *Μαλχιών Ἀπολλωνίου Λαοδικεῦ, χρηστὸν χαίρει.*

selben allgemein angenommen worden, daß syrische Laodikeia müsse eine uralte Niederlassung der Phönizier sein. Die erwähnten phönizischen Münzen und deren Legende hat man daher häufig als eine unzweideutige Bestätigung dieser Annahme betrachtet. Sie wird aber hinfällig, sobald sich in Phönizien selbst ein Laodikeia nachweisen läßt. Dann ist die Meinung des Eustathios, daß Philons Erzählung sich auf die nordsyrische Hafenstadt beziehe, nichts als eine gelehrte Combination ohne jegliche Autorität, — und mehr scheint sie auch wirklich nicht zu sein. Erstlich ist das Vorhandensein eines Laodikeia im eigentlichen Phönizien schon durch die delische Inschrift hinlänglich gesichert, denn der Sprachgebrauch der Zeit, aus welcher sie stammt, dehnt den Namen Phönizien nicht mehr auf die nordsyrischen Küstenlandschaften aus. Zweitens ergibt sich auch aus einer der Notizen, die Eustathios mittheilt, meines Erachtens, daß Philon gleichfalls nicht ein in Syrien, sondern ein in Phönizien gelegenes Laodikeia gemeint, ja, daß er sogar die Stelle bezeichnet hat, wo es zu suchen ist. Es ist entweder Umm el-ʿUwamid selbst, oder doch dessen nächste Umgebung, die Strecke vom Ras el-ʿUbiad bis zum Ras en-Nakura und Ras el-Mescherfi. Wenn irgend ein Strand der syrischen Küste, so verdient dieser den Namen Leute Alte, den, wie Eustathios nach Philon versichert, das „phönizische Laodikeia“ einst geführt haben soll. Denn Leute Alte bedeutet eine weiße Steilküste, an der die Brandung sich bricht. Die Griechen würden demnach diesen phönizischen Ort zuerst nach der Gegend benannt haben, in der er sich befand. Dasselbe Küstengebiet würde später als Ganzes in der Inschrift von Umm el-ʿUwamid, wenn man die entscheidende Stelle wörtlich übersetzt,¹⁾ als „der Bezirk von Laodikeia“ bezeichnet sein. Nur ein Bedenken bliebe bestehen. Das Abzeichen beider Arten von Münzen, sowohl derjenigen, deren griechische Aufschrift das nordsyrische Laodikeia „am Meere“, als auch derjenigen, deren phönizische Aufschrift die Metropolis Phöniziens nennt, ist ein und dasselbe: Poseidon, in langem Gewande, in der einen Hand den Dreizack, in der anderen den Delfhin haltend, stehend oder auf dem Throne sitzend.²⁾ Aber die Möglichkeit, trotz dieser Uebereinstimmung die Münzen zwei verschiedenen Städten zuzuweisen, ist vorhanden, da die Wahrzeichen der einzelnen syrischen und phönizischen Städte, die auf

1) Sie lautet dann: „Dem Gebieter, dem Baal-Schamem, wie es gelobt hat Abdelim Ben-Mattan Ben-Abdelim Ben-Baalschamar im Bezirke von Laodikeia: diese Thür und deren Thürflügel habe ich hergestellt in Erfüllung dessen; ich habe sie errichtet im Jahre 180 des Gebieters der Könige, dem Jahre 143 des Volkes von Tyros, damit es mir zum Gedächtniß gereiche und zu einem guten Namen zu Füßen meines Gebieters des Baal-Schamem ewiglich; möge er mich segnen.“

2) Es giebt auch Münzen von Laodikeia am Meere mit ganz anderen Abzeichen; vergl. darüber J. J. van Hoof-Blumer, *Monnaies grecques* (Amsterdam 1883), S. 439—440, und Barclay W. Head, *Historia numorum* (Oxford 1887), S. 660. Auf den Münzen von Laodicea ad Libanum ist vorzugsweise der Gott Men abgebildet, der ein Pferd am Bügel hält; vergl. J. de Saulcy, *Numismatique de la terre sainte* (Paris 1874), S. 3—5, und Barclay W. Head, *Historia numorum*, S. 663.

ihren Münzen vorkommen, überhaupt nicht viel Abwechslung zeigen, und diese Möglichkeit ist viel größer als die andere, daß eine nordsyrische Stadt sich für eine Metropolis Phöniziens ausgegeben habe.

Das felsige rauhe Gestade, an dem Umm el-Awamid sich befindet, schließen nach Süden zu die beiden bereits erwähnten Vorgebirge Ras el-Mescherfi und Ras en-Nakura ab, die letzten Ausläufer des nach Südwesten gerichteten bergigen Belad Beschara. Der neuerdings geebnete Weg, auf dem man den Rücken des Ras en-Nakura, dessen Höhe auf 60—70 Meter geschätzt wird, passirt, ist auf der Südseite ursprünglich ebenfalls ein in Gestalt von Stufen im lebendigen Felsen ausgehauener Steg gewesen. Im Alterthume hat dieser Weg, den man zunächst betreten mußte, wenn man von Süden her Tyros sich nähern wollte, und der auch wohl ein Werk der Tyrier gewesen ist, den Namen die Treppe der Tyrier (Klimax Tyrion, Scala Tyrionum) geführt. ¹⁾ „Mit einem Gemisch von Schreck und Bewunderung senkt sich vom Gipfel aus der Blick hinab in den Abgrund, der jäh zur Seite sich aufthut, und in dessen Tiefe die kochende See, häufig mit brüllendem Toben, ihren blendend weißen Wogenschaum hoch emportwirbelt.“ ²⁾

Die ebene fruchtbare Küstenlandschaft, die südlich vom Ras en-Nakura beginnt und bis zum Karmel reicht, kann kaum noch zu Phönizien im engeren Sinne des Wortes gerechnet werden. Die Rolle, welche die Städte dieses Gebiets im Alterthume gespielt haben, war eine höchst nebensächliche. Bezeichnend dafür, daß auch hier die geschichtliche Entwicklung von ähnlichen Bedingungen abhängig war wie im eigentlichen Phönizien, ist die Lage der wenigen namhaften Städte dieser verhältnißmäßig ausgedehnten Strecke. Die nördlichste von ihnen ist Achsib, von den Griechen Ekhippa geheißen, dessen Name sich noch in dem der heutigen Ortschaft Sib erhalten hat. Dann etwa 15 Kilometer weiter südlich Akka, hebräisch Akko, griechisch Ake, zeitweilig auch nach irgend einem der ägyptischen Könige aus dem Hause der Ptolemäer, wahrscheinlich nach Ptolemaios I., Ptolemaïs genannt, gegenwärtig ein Ort von 8—9000 Einwohnern, während des Alterthums und noch im Mittelalter unbedingt Hauptstadt des ganzen angrenzenden Küstengebietes. Ferner am südlichen Ende der geräumigen, von Akka zum Karmel im Bogen sich hinziehenden Meeresbucht Haifa, das erst in der Neuzeit angefangen hat, einen der Brauchbarkeit seines Hafens entsprechenden Aufschwung zu nehmen, im Alterthume Kaiapha oder Hefa genannt, der Geburtsort des Hohenpriesters Kaiphas; und etwas weiter westlich in unmittelbarer Nähe von Haifa Syla-minos, die „Sykomoren“-Stadt. ³⁾ Es sind Alles Ortschaften, die unmittelbar

1) Da am Ras en-Nakura keine Stufen mehr im Felsen vorhanden sind, verlegen viele Reisende die Treppe der Tyrier auf Ras el-Abiad. Doch geht aus den Angaben, die Josephos macht, hervor, daß dieser Name Ras en-Nakura zukommt.

2) R. Guérin, Description de la Palestine: Galilée, II, S. 168.

3) Vergl. über diesen Hafensort, der häufig nach Haifa verlegt wird, den Herzog von Luynes in der Revue numismatique, 1858, S. 367; J. de Saulcy, Numis-



Mas en-Natura.

am Saume des Meeres, am äußersten Rande des breiten Gestades liegen, und wie die ganze Ebene in ihrem Profil und mit ihrer Umgebung gleichsam ein Bild der tyrischen und der sidonischen Ebene in vergrößertem Maßstabe,



Südlicher Teil der Küstenländer Syriens.

so ist wiederum innerhalb seiner Umgebung Akko das Gegenstück zu Tyros und zu Sidon. Auch mit Berytos und mit Tripolis darf man es vergleichen.

matique de la terre sainte, S. 149—152, und E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 753. Wie Conder (*Tent Work in Palestine*, I, S. 181—182) berichtet, macht noch ein verkrüppelter Sykomorenbaum, der in der Nähe von Tell es-Semal steht, dem alten Namen dieser Dertlichkeit Ehre.

Was sich wiederholt und vor Allem die Gleichartigkeit der Entstehung kenntlich macht, ist die Auswahl des Raumes, den Akka einnimmt. Es ist wieder das am meisten vorspringende Stück der ganzen Theilstrecke der Küste, von der Ebene, die im Osten sich hinbreitet, durch eine felsige Erhöhung abgegrenzt, von ihrer östlichen Peripherie durch ziemlich gleich weite Abstände getrennt. Eine Bucht von mäßigem Umfange, die das Meer zur Seite des Küstenvorsprungs ausgewaschen hat, ¹⁾ hat zur Ansiedelung auf der gesicherten schmalen Anhöhe zuerst eingeladen. Kein großes Bevölkerungscentrum im Innern des Landes entspricht dieser Hafenstadt; sie ist nie Vorort einer größeren binnenländischen Ansiedelung gewesen, in ihr selbst vielmehr hatte das Leben ihrer ganzen Umgebung seinen Mittelpunkt. So isolirt entwickelt sich eine Hafenstadt eben nur, wenn sie Schöpfung eines Volksstammes ist, dem außer dem Gestadelande nichts weiter gehört. An günstigen Bedingungen



Akka von Süden gesehen.

fehlte es im Uebrigen nicht. Die fruchtbaren Thalebenen Galiläas mit ihren Kornfeldern, Obstgärten und Olivenhainen bildeten unmittelbar im Osten ein ergiebiges Hinterland, weiter nach Süden war es die gepriesene große Ebene Jesreel und am südlichen Rande des Gestades der Karmel mit seinen Wäldungen, Nebenhügeln und Baumpflanzungen. Geringen Culturwerth besitzt nur der südliche Theil der Küste, der zwischen Haifa und Akka sandig und mit Dünen besetzt ist, der nördliche hat ebenfalls ein fruchtbares und gut bewässertes Erdreich. Fragt man, warum trotzdem im Alterthum Akka weit hinter Tyros und Sidon zurückgeblieben, warum es erst zur Zeit der Kreuzzüge eine Stadt von Bedeutung geworden ist, so lassen sich die Ursachen nicht verkennen. Sie entspringen zum Theil, wie vorher schon erläutert worden ist (S. 29), daraus, daß dieser Theil des Gestadelandes von dem Binnenlande nicht so scharf wie die nördlicheren Strecken durch hohe Gebirgsmassen abgesondert ist, daß er

1) Vergl. den Plan der Umgebung von Akka in Bernhard Ruglers Geschichte der Kreuzzüge, S. 229.

sogar von Südosten her vollständig offen daliegt. Doch war nicht bloß dieser Küstenstrich weniger von Natur geschützt, es waren ihm auch die großen Verkehrsstraßen abgeschnitten, die nach Nordsyrien und zum Euphrat führten. Die Bahnen, auf denen der Waarenaustausch, der für Vorderasien eine Art Welthandel bedeutete, sich bewegte, mündeten weiter nördlich, nahmen die Richtung auf Sidon und auf Tyros. Nur ein kriegerischer, erobernd vorgehender Volksstamm hätte die dazwischen sich aufthürmenden Schranken ebnen und beseitigen können. So blieb es nur ein sehr kleines Stück Welt, das von Akka aus offen war. Die Bedeutung aber, die es im Mittelalter gewonnen hat, verdankt Akka außer seiner Eigenschaft als sicher und verteidigungsfähig gelegener Hafenplatz vor Allem dem Verlaufe der Begebenheiten, die vorübergehend den Kampf um den Besitz Jerusalems zu einer der europäischen Christenheit wichtigen Angelegenheit machten.

Von dem größten der Flüsse, die auf dieser Strecke ins Meer gehen, dem Nahr el-Mukatta oder Kischon, ist schon auf S. 18 die Rede gewesen. Aus den vielen Parallelhältern, in die das galiläische Bergland sich gliedert, erstrecken sich zahlreiche Flußläufe, die meist im Sommer trocken liegen, bis zur Küste. Etwas südlich von Akka mündet der Nahr Naaman oder Nahr Naamin. Man hält ihn für denselben Fluß, der im Alterthume Belos oder Pacida hieß. Von dem Sumpfe Gendebia am Fuße des Karmel, ¹⁾ aus dem Plinius diesen Fluß entspringen läßt, ist allerdings nichts zu entdecken.

Zu Phönizien im weiteren Sinne darf außer der Ebene von Akka auch ein Theil von der Küste der flachen, nach Aegypten zu an Breite zunehmenden Gestadellandschaften gerechnet werden, die südlich vom Karmel im Westen der Bergländer Samarias und Judäas sich ausdehnen. Es ist der nördliche Abschnitt zwischen dem Karmel und Jafa, die Küste der Landschaft, welche bei den Juden den Namen Scharon (Saron), die „Ebene,“ führte, während die Strecke südlich von Jafa bei ihnen Schefela, die „Niederung,“ hieß. Bei Athlit, etwa 15 Kilometer südlich von dem äußersten Vorsprunge des Karmel, sind auf der Ostseite und auf der Seeseite des Ortes großartige Arbeiten

1) Nach Plinius (Naturalis historia, V, 19) gab es auf dem Berge Karmel eine Stadt desselben Namens, die ursprünglich Agbatana hieß. Eine griechisch-ägyptische Sage, die Herodot (III, 64) wiedergiebt, berichtete, das Orakel von Duto habe dem Kambyses gemeldet, er werde den Tod in Agbatana finden, Kambyses sei auch wirklich in Agbatana gestorben, aber nicht in der medischen Hauptstadt, sondern in einer syrischen Stadt desselben Namens. Schwierig ist die syrische Stadt, von der in dieser wenig glaubwürdigen Erzählung die Rede war, am Karmel zu suchen. Sie wird vielmehr Hamath sein. Vergl. A. von Gutschmid, Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients, Leipzig 1876, S. 96, Anm.; Max Duncker, Geschichte des Alterthums, IV (5. Aufl.), S. 434—435; G. Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum, S. 531; Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums, I, S. 612. Auf einer ägyptischen Stele wird erzählt, daß die Bewohner der Stadt Bechten in Nordsyrien sich aus Theben ein Bild des Gottes Thons geborgt haben sollen, und daß dieses Bild die Tochter des Fürsten von Bechten geheilt habe. Auch die Erfinder dieser Wundergeschichte mögen dabei Hamath im Sinne gehabt haben.

sichtbar, die im lebendigen Felsen ausgeführt worden sind und einen ungeheuren Aufwand von Arbeitskraft gekostet haben müssen. Es ist ungewiß, aus welcher Zeit sie herrühren, doch müssen sie, als dort die Tempelherren im Jahre 1218 n. Chr. das Castellum Peregrinorum erbauten, bereits vorhanden gewesen sein. Auf der Seeseite ist das Gestein in Gestalt breiter stufenförmiger Abfälle ausgeglichen. Auf der Ostseite ist im Felsboden eine Art Engpaß oder Graben ausgesprengt, den zu beiden Seiten die Felswände einfassen, mit einem im Gestein ausgearbeiteten Eingange, mit zahlreichen nischenartigen Einschnitten auf beiden Seiten und mit geebneten Flächen, die Häuser als Wand gebietet haben. Im Anfange des 13. Jahrhunderts n. Chr. führte diese Stelle bei den Kreuzfahrern den Namen Petra incisa, der „Einschnitt im Felsboden.“ Es sind Befestigungsanlagen, wie sie in ähnlicher Gestalt auch im eigentlichen Phönizien vorkommen. Befestigungswerke derselben Gattung hat nach den Angaben, die Stephanos von Byzanz aus der „Phönizischen Geschichte des Klaudios Ptolemaios“ mittheilt, auch die von Phöniziern bewohnte Stadt Dor (Dora) besessen, die, ebenfalls an der Seeküste, bei dem heutigen Flecken Tantura, etwa 17 Kilometer südlich von Akko lag. Dies ist der südlichste Punkt des syrischen Gestades, an dem mit Sicherheit eine phönizische Ansiedelung sich nachweisen läßt. Es folgt dann der Naḥr Zerka, „blaue Fluß,“ den man für den Krolobilfluß hält, welchen Plinius in dieser Gegend nennt, weil in den Sümpfen an der Mündung desselben gegenwärtig noch Krolobile vorkommen. Jenseits desselben liegen, wegen der vorlagernden Dünen von der Landseite aus gegenwärtig fast den Blicken des Reisenden entzogen, die Ruinen der Stadt Cäsarea, die Herodes der Große durch große Wasserbauten in einen Hafenplatz umzuwandeln versuchte.¹⁾ Es ist möglich, daß auch diese Stadt von Phöniziern gegründet war, da ihr ursprünglicher Name „Thurm des Straton“ gewesen zu sein scheint, und Straton die hellenisirte Namensform des phönizischen Eigennamens Astartaton zu sein pflegt. So gut wie ganz verödet ist gegenwärtig der eintönige, baumlose Strand zwischen Kaisarije, der Ruinenstätte Cäsareas, und Jafa, doch weisen noch einzelne Trümmer, besonders die von Apollonia bei Arzuf,²⁾ 15 Kilometer nördlich von Jafa, darauf hin, daß auch hier es im Alterthum nicht an Städten fehlte. Jafa selbst hieß bei den Juden Japho, d. i. „Anmuth,“ „Schönheit,“ und phönizisch Jophi, griechisch Jope oder Joppe.³⁾ Die Lage

1) Vergl. B. Stade und D. Holzmann, Geschichte des Volkes Israel, Bd. II, S. 494.

2) Auch Arzuf ist wahrscheinlich eine Ansiedelung phönizischen Ursprungs und ihr Name von Arzuf oder Arzuf, dem Namen eines Gottes, abzuleiten. Vergl. Th. Nöldeke in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XLII, S. 473.

3) Die Ableitung des Namens ist nicht ganz sicher. Erklärungen, die aus altchristlicher Zeit stammen, schwanken schon zwischen „Schönheit“ und „Auschau,“ „Warte,“ also etwa Belvedere. Neuere Erklärer haben auch als Bedeutung das „Helle,“ „Leuchtende“ vorgeschlagen und dies auf die weißen Kalkfelsen von Joppe bezogen.

scheint die Meinung einiger Schriftsteller des Alterthums zu bestätigen, die Joppe als eine phönizische Stadt betrachten. Es liegt an der Abdachung eines 46 Meter hohen Felsens, der See zugekehrt. Auch hat es eine Art Hafen, der auf der Westseite durch eine Reihe von Klippen eingefasst wird, welche aber bei dem hohen Seegange, der hier herrscht, mehr die Einfahrt gefährden als Schutz gewähren. Alle ehemaligen Häfen und Ankerplätze dieses Abschnittes der Küste und noch mehr die des südlicheren haben sich seit den Tagen des Alterthums unstreitig unter dem Einflusse der Küstenströmung ungemein verschlechtert, ja sind unter diesem Einflusse gänzlich undrauschbar geworden. Daß die Schlammmassen, die in ihnen sich abgelagert haben, im Wesentlichen ein Geschenk des Nilstroms sind, darf nicht angezweifelt werden. Fast ebenso groß ist aber sicher auch die Wirkung der herrschenden Windrichtung, die vermöge der Kraft der Brandung längs der Küstenlinie dichte Sandmassen aufstaut, sie auf den Strand treibt und die Dünenbildung erzeugt.

Die Städte der großen nach dem Volke der Philister vorzugsweise Palästina oder das palästinische Syrien genannten Küstenebene, die südwärts von Joppe anfängt, hatten fast durchweg eine ganz anders geartete Lage als die Städte Phöniziens.¹⁾ Die namhaftesten Ansiedelungen befanden sich hier mit wenigen Ausnahmen mitten in der Niederung oder doch jenseits der Dünenreihen, die den Strand umsäumen. Dem jüdischen Gebiete am nächsten lag Gat, das ganz verschollen und verschwunden ist. Die anderen vier Städte der philistäischen Pentapolis²⁾ lassen sich noch nachweisen. Unter ihnen war die nördlichste und am meisten landeinwärts gelegene Etron, griechisch Alkaron, von dem an der alten Stätte fast nichts als der Name in der Form Akir sich erhalten hat. Weiter südlich und mehr in der Nähe der Küste lag Aschob, die „Festung,“ griechisch Azotos, das heutige Esbub. Es folgte Aschion (Askalon), die einzige unter diesen Städten, die dicht am Meere lag und unmittelbar an einen Ankerplatz angrenzte, der allerdings in Bezug auf Tiefe und Geschütztheit wohl schon im Alterthume nur ganz bescheidenen Anforderungen genügt hat. Die Stadt selbst lag wie in einem Kessel, von Bodenerhebungen und Festungswällen auf der Landseite rings umgeben. Ein sehr fester Platz war auch Gaza, d. h. das „Starke,“ das heutige Ghazza. Nach Arrian befand es sich zwanzig Stadien (3700 Meter) vom Meere entfernt auf einem großen steilen Hügel, und besaß einen Kranz von starken Mauern. Dazu war in der Umgebung des Hügel der Boden voll Triebsand, der feindliche Annäherungen unmöglich machte. Die Ingenieure Alexanders des Großen sollen die Stadt zuerst für uneinnehmbar erklärt haben. Der König aber ließ von allen Seiten her die Stadt mit breiten Erdwällen umziehen, führte auf diesen die Belagerungsmaschinen heran und erschütterte mit ihnen sowie

1) Ueber die Geschichte des philistäischen Küstenlandes giebt es eine eingehende Untersuchung von R. B. Stark (Gaza und die philistäische Küste, eine Monographie, Jena 1852).

2) Vergl. B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, Bd. I, S. 143.



Huinen von Gajarra.

durch Untergraben die Mauern, so daß an dieselben Sturmleitern gelegt werden konnten, auf denen die Makedonier die Befestigungen erklimmen.¹⁾ Gaza besaß eine von der eigentlichen Stadt getrennte Hafenstadt, die ebenso wie ein Stadttheil von Askalon den Namen Majumas führte.²⁾ Es ist die südlichste Stadt des ganzen syrischen Küstengebietes. Außer diesen fünf Städten des philistäischen Bundes ist nur noch Jabne oder Jabneel erwähnenswerth. Dieser Ort, der an der Stelle des heutigen Jabne, halbwegs zwischen Ekron und dem Meere lag, scheint wenigstens in der hellenistischen Zeit eine ansehnliche Einwohnerschaft gehabt zu haben. Zu ihm gehörte ein Hafennort an der Küste, der ebenso wie die Stadt selbst von den Griechen Jamnia oder Jamneia genannt wird. Südlich von Gaza beginnt die an Brunnen arme Sandwüste et-Tih, das Grenzgebiet zwischen Asien und Afrika, welches die Küstenstraße durchzog, die in drei Tagereisen von Gaza über Raphia (jetzt Rifa) und Rhinotorura (Kalat el-Arisch) am Strande des Meeres entlang zur Nilmündung von Pelusion führte.

Vergleicht man die Zusammenstellung von Nachrichten über die Gestadlandschaften der syrischen Küste des Mittelmeeres, welche ich soeben zu geben versucht habe, mit den eingehenden Darstellungen der alten Geographie Aegyptens oder der Euphratländer, welche in zahlreichen neueren Monographien und Geschichtswerken gegenwärtig vorliegen, so wird ein Unterschied besonders ins Auge fallen. In diesen Darstellungen ist vorwiegend von Thatfachen die Rede, die einheimischen Quellen entnommen sind; sie liefern die wesentlichen Anhaltspunkte, von denen ausgehend der Assyriolog oder Aegyptolog ein Bild von der ehemaligen Vertheilung der Ansiedelungen, von ihrer Veranlagung, Entstehung und geschichtlichen Bedeutung, von der Abgrenzung der Provinzen und Landesheile sich zu reconstituiren unternimmt. Mit den ältesten einheimischen Geschichtsurkunden beginnend, verfolgt er den Gang der Entwicklung bis in die Zeiträume, in welchen die Aufschlüsse, welche die Denkmäler ihm zur Verfügung stellen, aus Berichten griechischer und römischer Autoren oder den Geschichtschreibern des jüdischen Volkes eine Erläuterung und Bervollständigung erhalten. So vermag er, das Gesammtergebniß zu einer nach Zeiträumen gegliederten Schilderung des Landes zu gestalten.

Bei Untersuchungen zur Landeskunde des alten Phöniziens dagegen läßt nur in ganz vereinzelt Fällen eine ähnliche Methode sich innehalten. Beispielsweise würde zwar möglich sein, bei einer Specialuntersuchung über die Topographie von Tyros von den ägyptischen Texten auszugehen, in denen Tyros erwähnt wird, und darauf die Angaben der Keilschriften und in

1) Vergl. R. B. Stark, Gaza und die philistäische Küste, S. 235—244.

2) Movers' Meinung, daß Majumas „in ägyptischer Sprache einen Ort am Meere“ bedeute (Die Phönizier, II, 2, S. 178), ist aus grammatischen Gründen unzulässig. Der Name ist nicht ein Lehnwort aus dem Aegyptischen, sondern lautet eigentlich Majjamâ und bedeutete „Erewasser“ (vergl. Georg Hoffmann in der Zeitschrift für Numismatik, IX, Berlin 1882, S. 27).

Mananders Fragmenten erhaltenen, aus den syrischen Annalen stammenden Nachrichten folgen zu lassen. Eine zusammenhängende Schilderung des Zustandes Phöniziens in einer der Geschichtsperioden, die hier zur Besprechung kommen sollen, oder selbst nur ein verhältnißmäßig vollständiger Ueberblick über Zahl und Vertheilung der damaligen phönizischen Ortschaften läßt sich dagegen mit den vorhandenen Mitteln nicht entwerfen. Die Grundlage unserer Kenntniß des phönizischen Landes bilden eben nicht einheimische, sondern hauptsächlich griechische und römische Quellen, vor Allem geographische Werke, die lange nach Beginn der Perjerzeit verfaßt sind. Fast alle Einzelheiten, die aus den übrigen Quellen sich ergeben, haben untereinander wenig Zusammenhang und sind meist selbst mehr der Erklärung bedürftig, als geeignet, den Schauplatz, auf dem die älteste Geschichte der Phönizier sich bewegt hat, in klaren Zügen zu kennzeichnen und uns vertrauter zu machen.

Das Bild Phöniziens, zu dem die Nachrichten der Alten sich zusammenfassen lassen, muß daher als Ersatz dienen. Es ist allerdings nur ein spätes, lückenhaftes Nachbild des vordem Gewesenen. Zum nicht geringen Theile ist es bloß gelehrte Ueberlieferung der allerdürftigsten Art. Nur zum Theil beruht es auf dem Berichte von Augenzeugen, die wenigstens die Verhältnisse geschildert haben, wie sie zu ihrer Zeit bestanden. Die Zustände, auf deren Kenntniß es hier am meisten ankommen würde, gehörten für alle Bericht-erstatte, die wir haben, längst der Vergangenheit an. Sie ruhen gleichsam tief verschleiert im Hintergrunde. Nur die ehemalige Herrlichkeit von Sidon und Tyros wirft ein verklärendes Licht auf ihre Umgebung.

Wer die Ansiedelungen phönizischen Ursprungs längs der syrischen Küste der Reihe nach auszuscheiden versucht und die Angaben der Alten genauer Prüfung unterzieht, wird bald gewahr werden, daß eine strenge Trennung in vielen Fällen nicht durchführbar ist. Bezeichnet auch ursprünglich der Name Phönizien ein von Phöniziern bewohntes Land, so kann doch die Ausdehnung, in welcher dieser Name verwendet worden ist, nicht als Kennzeichen dienen. Denn in der Verwendung desselben kommt häufig, wie schon hervorgehoben wurde (S. 16), bloß eine späte politische Abgrenzung oder sogar nur eine administrative Eintheilung zum Ausdruck. Auch sind die Ortschaften, deren phönizischer Ursprung trotz der Aussagen der Alten, welche ihre Gründung den Phöniziern zuschreiben oder sie zu Phönizien rechnen, sehr angezweifelt werden muß, oft sogar ganz unwahrscheinlich ist, durchweg Hafensplätze. Unter dem Schutze und ausgleichenden Einflusse langjähriger Fremdherrschaft hatten in ihnen phönizische Einwanderer ihre Wohnsitze aufgeschlagen, sie hatten dort durch Handel Wohlstand, durch Reichthum Ansehen und Macht und damit das Uebergewicht über die ursprüngliche Einwohnerschaft erworben. Nicht ohne Grund konnten nachträglich derartige Ortschaften als Städte der Phönizier gelten, besonders wenn ein früher armseliger, bloß von Fischern bewohnter Flecken am Strande erst seit der Einwanderung phönizischer Kaufleute, wie es gewiß nicht selten sich ereignet haben wird, zu einer namhaften Hafenstadt

herangehoben war.¹⁾ Augenscheinlich haben auch die Nachkommen der phönizischen Einwanderer nicht unterlassen, ihre Vorfahren als das ursprünglich herrschende Element und als die eigentlichen Urheber des Gemeinwesens hinzustellen. Es ist bezeugt, daß in der Seleukidenzeit und später noch die verschiedenen phönizischen Gemeinwesen voll Wetteifer, als handele es sich um einen Freibrief für Befugnisse der ausgedehntesten Art, das hohe Alter ihres Ursprungs nachzuweisen und einander abzustreiten bemüht gewesen sind. Hatten Anfangs hauptsächlich die Rangstreitigkeiten zwischen Tyros und Sidon sich zu der Frage nach der früheren Entstehung zugespitzt, so fand dies Beispiel seit der Seleukidenzeit auch in geringeren Städten Nachahmung. Nur in diesem Sinne ist es auszulegen, daß zeitweilig selbst ein Ort wie Laodikeia²⁾ — mag es nun das unweit von Tyros oder sogar das „am Meere“ gelegene gewesen sein — auf seinen Münzen den Anspruch verewigen ließ, eine „Mutter Phöniziens“ zu heißen. Kritik an den angeblich ortseinheimischen Ueberlieferungen zu üben, ist weder den Griechen noch den Römern möglich gewesen. Sie haben auf Treu' und Glauben hinnehmen müssen, was ihnen an Ort und Stelle erzählt worden ist, zum Theil von Eingeborenen, zum Theil von Hellenen, die in der Fremde sich angesiedelt hatten, zum Theil auch von hellenisirten Barbaren, die geflissentlich es darauf anlegten, die Verhältnisse in falschem Lichte erscheinen zu lassen. Von den Nachrichten oder vermeintlichen Aufschlüssen, die ihnen auf diese Weise zugänglich wurden, ist das Meiste sehr bald verloren gegangen. Was übrig ist, sind wenige zusammenhängende Berichte, einzelne werthvolle Andeutungen und eine Menge kurzer, meist ohne Angabe der Quelle und der Begründung aus jetzt verlorenen Werken, vielfach sogar nur aus Erläuterungsschriften geschöpfter Notizen.

Geht man näher ein, so stellt sich heraus, daß bei den Alten nicht bloß Phönizien allmählich ein Landesname von sehr schwankender Bedeutung geworden, sondern daß schon sehr früh etwas Aehnliches dem Volksnamen Phönizier widerfahren ist, allerdings nicht in dem Sinne, als ob derselbe jemals auf

1) Dies scheint der Hergang der Dinge besonders südlich vom Karmel und vor Allem an der philistäischen Küste gewesen zu sein. Für die Zustände, die Strabon schildert, ist bezeichnend, daß er, nachdem er mit seiner Darstellung, die von Norden nach Süden der Ausdehnung der Küste folgt, bei Belusion angelangt ist, die Worte einfließt: „Das ist also die Beschaffenheit Phöniziens.“ In den Zeiten, aus welchen die Berichte stammten, denen er sich anschließt, hatten augenscheinlich sämtliche Hafenorte selbst der philistäischen Küste eine vorwiegend phönizische Bevölkerung. Seit wann dies der Fall war, wann die Phönizier anfangen, südlich von Zoppe festen Fuß zu fassen, das läßt sich nicht mehr ermitteln. Versucht würde aber sein, diese Zustände als zu allen Zeiten des Alterthums vorhanden zu betrachten. Sie sind wahrscheinlich ein Erzeugniß der Perserzeit. Es ist aber auch denkbar, daß schon früher einmal ähnliche Verhältnisse bestanden haben, daß nur die Philister sie aufhoben, und daß seit dem Verfall ihrer Macht die Phönizier die Hafenstationen der philistäischen Küste sich auf friedlichem Wege wieder angeeignet haben. Der Grundstock der Bevölkerung war mit ihnen ja von Anfang an gleicher Abstammung. Vergl. S. 94.

2) Vergl. oben S. 74.

ein ganz anderes, mit den Phöniziern gar nicht verwandtes Volk übertragen worden wäre. Er hat nie etwas Anderes bezeichnen sollen als Angehörige desselben Menschenschlages, der in den Gesängen Homers die „sidonischen Männer“ hieß, nie etwas Anderes als Vertreter derjenigen Nation, welcher Sidon, Tyros und das umliegende Gestade gehörten. Wohl aber haben die Griechen, als sie die syrischen Gestadeländer aus eigener Anschauung kennen lernten, sich von der großen Mannigfaltigkeit der in diesen Gebieten herrschenden Völkerverhältnisse zuerst eine sehr unzureichende und provisorische Vorstellung gemacht. Hat doch Syrien selbst denjenigen Namen, welchen es noch heutigen Tages führt, bloß daher, daß die Griechen Anfangs auf sämtliche Bewohner des ganzen zwischen Kleinasien, Aegypten, dem syrischen Küstenabschnitte und dem Persischen Meerbusen eingeschlossenen Ländercomplexes ohne Unterschied eine entstellte Form des Namens ihrer ehemaligen Beherrscher, der Assyrer, übertragen haben. Zu verwundern ist es also nicht, daß sie auch um Verschiedenheiten, die es zwischen den einzelnen Unterarten von sogenannten Syrern gab, sich Anfangs wenig gekümmert haben. Vor Allem aber betraf das die Stämme, die unmittelbar längs des Gestades wohnten. Es zeigt das besonders eine Bemerkung, die Herodot¹⁾ macht. Erfüllt von dem Bestreben, seine Landsleute über den Ursprung der Götter, denen sie Verehrung erwiesen, aufzuklären, stellt er nämlich die Behauptung auf, die Verehrung der Aphrodite stamme aus der Stadt Askalon, und zum Beweise führt er an, es sei dort, soviel er durch Erkundigungen herausgebracht habe, das älteste Heiligthum dieser Göttin gewesen, nach der eigenen Aussage der Aegyptier sei von dorthier der Cultus der Aphrodite nach Kyprios verpflanzt, und das Heiligthum auf Kythera sei von Phöniziern errichtet worden, die ja „aus diesem Theile Syriens“ gekommen seien. Spricht auch in dieser Bemerkung die außerordentlich weite Ausdehnung mit, die für Herodot der Begriff Syrien hatte, so ist doch nicht zu verkennen, daß er in diesem Falle, froh, die wahre Heimath des Aphroditecultus nachgewiesen zu haben, für gleichgültig erachtet, daß Askalon gerade nicht den Phöniziern, sondern zu einem Landstriche gehörte, den, wie er selbst an einer anderen Stelle seines Werkes aus sagt, die „palästinischen Syrer,“ d. h. das Volk der Philister, innehatten.



Münze von Askalon.
Originalgröße.

6. Abstammung der Phönizier.

Nur zum kleinsten Theile stammen die Thatfachen, die näheren Aufschluß über die ethnographische Stellung der Phönizier geben, aus den Ueberresten der historischen und geographischen Literatur der beiden classischen Völker. Sie sind hauptsächlich Ergebnisse der Erforschung des Alten Testaments und der Erforschung der Denkmäler der phönizischen Schrift und Sprache.

1) II, 105.

Die phönizischen Inschriften zeigen, daß die Sprache, welche die Phönizier geredet haben, ein Zweig der großen Sprachenfamilie war, für die man den Gesamtnamen semitische Sprachen erfunden hat. Sie zeigen ferner, daß sie zu der nordsemitischen Gruppe gerechnet werden muß, zu der außer ihr das Aramäische, das Assyrische und das Hebräische gehören, und daß sie innerhalb dieser Gruppe am nächsten dem Hebräischen sich anschließt. Aus den Inschriften, aus den phönizischen Eigennamen und vereinzelt Wokabeln, welche die Griechen und Römer anführen, aus den Sätzen in punischer Sprache, welche Plautus in seiner Komödie *Poenulus* dem Karthager Hanno in den Mund gelegt hat, um durch das in sechsfüßige Jamben gezwängte Kauderwelsch die Laclust seines Publikums zu reizen, kurz aus den spärlichen, wenig lehrreichen Ueberresten, die noch vorhanden sind, wird es allerdings nie gelingen, mehr als eine in vielen durchaus wesentlichen Punkten bloß auf methodische Voraussetzungen sich gründende Kenntniß und Auffassung der phönizischen Sprache zu gewinnen, und andererseits ist auch das Althebräische eine untergegangene, nur unvollständig bekannte Sprache. Trotzdem aber ist die Uebereinstimmung, die nicht allein im Wortschatz, sondern auch im Satzbau noch zu Tage tritt, eine so große und eingehende, daß Phönizisch und Hebräisch unbedingt als Mundarten einer und derselben Sprache betrachtet werden müssen.¹⁾ Es ist dieselbe Sprache, die erwiesenermaßen auch der Stamm Moab geredet hat, und welche vermuthlich auch die Sprache des Stammes Edom und der Söhne Ammon, der Ammoniter, gewesen ist. Wäre die Literatur des jüdischen Volkes völlig untergegangen, wären von seiner Sprache nur noch derartige Ueberbleibsel vorhanden, wie es die phönizischen Sprachdenkmäler sind, so würde man diese Sprache eben nicht Hebräisch nennen, sondern sagen, daß die Israeliten einen Dialekt des Phönizischen geredet haben. Die Phönizier theilten ihre Sprache aber nicht allein mit Israel und mit denjenigen Stämmen, welche die Kinder Israel selbst²⁾ als ihre nächsten Verwandten betrachtet

1) Ueber das Phönizische im Allgemeinen vergleiche Th. Möldeke, *Die semitischen Sprachen*, eine Skizze (Leipzig 1887), S. 25—27. Eine Grundlage für die Erforschung des Phönizischen schuf zuerst Wilhelm Gesenius mit seinem Werke: *Scripturae linguaeque Phoeniciae Monumenta quotquot supersunt edita et inedita I—III*, Leipzig 1837. Doch haben die Untersuchungen über diese Sprache erst seit dem Erscheinen von Paul Schröders Werk: *Die phönizische Sprache, Entwurf einer Grammatik nebst Sprach- und Schriftproben* (Halle 1869), eine gesicherte Basis gewonnen. Ein „Phönizisches Wörterbuch“ gab M. A. Levy 1864 in Breslau heraus.

2) Ich beziehe mich auf die Aussagen der Israeliten mit allem Vorbehalt, da die Zusammenstellung Israels mit Moab, Ammon, Edom in dieser Genealogie an sich, wie Eduard Meyer in der *Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft* VI (Gießen 1886), S. 11—12 hervorhebt, nur auf geschichtliche und politische, nicht auf ethnologische Verhältnisse eine sichere Anwendung gestattet. Nur daß die Sprache Moabs das Hebräische war, darf als erwiesen betrachtet werden. Ein Rückschluß auf Ammon und Edom ergibt sich aus dieser Thatsache nicht mit Sicherheit, auch nicht daraus, daß in der Königszeit einzelne Angehörige dieser Stämme unter den Israeliten als Gleichberechtigte leben.

haben. Es war auch die Sprache der Bewohner desjenigen Theiles des Westjordanlandes, den die Israeliten in Besitz nahmen, der kanaanäischen Stämme, die ihnen sich nicht unterwarfen, und sogar, wie die Form und Bedeutung der Ortsnamen, soweit diese überhaupt eine Erklärung zulassen, beweist und wie aus der Bedeutung der Namen philistäischer Könige, die in den assyrischen Inschriften genannt werden, hervorgeht, die Sprache des Volkes der Philister, also des Landes Kanaan im weitesten Sinne des Wortes. Das Verbreitungsgebiet dieser Sprache umfaßte also das phönizische und das ganze an dieses sich anschließende südlidere Gestabeland, fast das ganze daran anstoßende Bergland diesseits des Jordans, das Bergland jenseits des Jordans vom Norden des Landes Gilead bis zum Südostrande des Todten Meeres und aller Wahrscheinlichkeit nach auch eine weite Strecke im Süden des Todten Meeres. Stämme von sehr verschiedenartiger geschichtlicher Bedeutung, Stämme, die seit Menschengedenken im Besitze einer auf sesshafter Lebensweise beruhenden Gesittung waren, sind mit anderen, die es niemals über das Stadium des Nomadenthums weit hinausgebracht haben, durch engste Verwandtschaft ihrer Sprache zu einer Einheit verbunden.

Wie ist diese Erscheinung zu deuten? Ist hier die Sprachverwandtschaft Zeichen gemeinsamer Abstammung oder nur Folge historischer Vorgänge? Es würde verfrüht sein, diese Fragen endgültig beantworten, die Untersuchung darüber für abgeschlossen erklären zu wollen. Es handelt sich dabei lediglich um Möglichkeiten. Die Lösungen, die in Vorschlag gebracht worden sind, laufen meist auf Behauptungen hinaus, die, wie es in der Natur der Sache liegt, sich weder streng widerlegen, noch streng unter Beweis stellen lassen. Ich beschränke mich darauf, einige Erwägungen anzuführen, die bei der Beurtheilung jener Fragen hauptsächlich berücksichtigt werden müssen.

Vor Allem kommt die Thatsache in Betracht, daß fast in allen Ländergebieten des Orients, in denen, wie das in Palästina der Fall war, Culturland und Wüste unmittelbar aneinander grenzen, sich noch heutigen Tages die Erscheinung beobachten läßt, daß ein Theil des Volkes in Städten und vom Ertrage des Handels und des Ackerbaues, ein anderer Theil desselben Volkes dagegen ohne feste Wohnstätte und vorwiegend vom Ertrage der Viehzucht lebt. Unendlich oft ist schon geschildert worden und es soll an dieser Stelle daher nicht wiederholt werden, wie auf Grund dieser Verhältnisse innerhalb eines und desselben Volkes Gegensätze hervorgerufen werden, die besonders darin zum vollsten Ausdruck gelangen, daß der Nomade, da für ihn Reinheit der Abstammung, Reinheit des Blutes ein viel höheres Gut ist als für den Städter, die unmittelbare Stammesgemeinschaft mit dem in Städten hausenden Theile seines Volkes ablehnt, und wie diese Gegensätze noch fortwährend sich ausgleichen und immer wieder von Neuem sich einstellen dadurch, daß unausgesetzt durch Einwanderung einzelner Individuen und Familien in die Städte der Uebergang von den nomadischen zu den an feste Wohnsitze gebundenen Lebensformen sich vollzieht. Daß die Eroberung der diesseits des

jordan's gelegenen Landstriche durch die Kinder Israel im Wesentlichen eine Besitzergreifung durch Einwanderung in die Städte dieses Landstrichs auf eine allmähliche Umwandlung der früher nomadischen Stammesverbände zu Städtern und Ackerbauern zurückzuführen ist, wird gegenwärtig fast allgemein angenommen. Es liegt dann aber auch keine Nothigung zu der Annahme vor, die man gelegentlich wenigstens als etwas sehr Wahrscheinliches hingestellt hat, daß die Kinder Israel vorbem eine andere Sprache gesprochen hätten, als diejenige, die man gegenwärtig Hebräisch nennt, und daß sie letztere erst zugleich mit dem Lande Kanaan von den Bewohnern desselben mit denen sie durch Heirath und Gemeinschaft der Interessen allmählich einer Einheit verschmolzen, sich angeeignet hätten. Diese Annahme wird vielmehr unwahrscheinlich, wenn jener Vorgang, die Niederlassung in Kanaan in Wirklichkeit ein der Hauptsache nach so friedlicher gewesen ist, wie es der That den Anschein hat. Sie wird noch unwahrscheinlicher dadurch, daß man dann etwas Aehnliches auch in Bezug auf den Stamm Moab voraussetzen müßte, der ja ebenfalls Hebräisch geredet hat; es müßte dann auch ursprünglich nicht die Sprache dieses Stammes, sondern die der Canaaner gewesen sein, die in den Wohnsitzen, welche Moab in historischer Zeit inne hatte, gehaust haben sollen. Ebenso stände es voraussichtlich mit Edom und sogar mit den Söhnen Ammon. Die Theorie, daß die Israeliten ihre ehemalige Sprache mit der Sprache der Kanaanäer vertauscht haben, erzeugt also nur Schwierigkeiten und enthält im Grunde bloß eine Verschiebung. Die Thatbestand, daß das Phönizische eine Sprache ist, die nicht bloß längs dem phönizischen Gestades, sondern auch im ganzen Palästina mit Einschluß des Ostjordanlandes einst die herrschende war, bleibt derselbe. Ist erwiesen, es möglich ist, daß Angehörige eines und desselben Volkes und einer derselben Sprache sich in Nomaden und in Ackerbauer theilen — und das als erwiesen betrachtet werden —, so fällt auch das Bedenken fort, aus jener Theorie entsprungen ist. Denn sie beruht vor Allem auf der Vorstellung, daß so hohe Grade von Verschiedenheit aller geschichtlichen Lebensläufe und der ganzen Gestaltung der Lebensweise, wie das auf der einen die Phönizier und deren Verdienste um die Cultur der Menschheit, auf anderen die thatenarmen, genügsam ihre Herden weidenden Roma des Ostjordanlandes vergegenwärtigen, nebeneinander nicht innerhalb einer von gleicher Abstammung vertreten sein können; es sei nicht möglich, eine Theil in seiner Entwicklung so weit vorschreiten könne, während andere so ungleich weit dahinter zurückbleiben könne. In dieser Wirkung unbewußt noch die längst veraltete Lehre nach, daß die Gattung der Menschheit eine Art von feststehendem Schema innehält, daß die verschiedenen Kategorien einer derartigen Stufenfolge von Entwicklungsstadien, Condorcet sich auf Grund eines philosophischen Systems zurechtgerichtet, bloß leere Schulbegriffe sind, sondern daß sie auch in der Geschichte durch ganze Völkerstämme, gleichsam reinlich ausgestaltet sich wieder

Man hat die vorhandenen sprachlichen Thatfachen noch auf eine andere Weise erklären wollen und die Ueberzeugung geäußert, die Phönizier und die Kanaanäer des israelitischen Landes seien ihrer Abstammung nach nicht Semiten gewesen; die semitische Mundart, die sie in geschichtlicher Zeit gemeinsam mit den Israeliten redeten, sei nicht ihre ursprüngliche, sondern eine von den Israeliten entlehnte Sprache; aus der sprachlichen Gemeinschaft sei nur zu schließen, daß die Phönizier während langer Zeiträume, die allerdings in die vorgeschichtliche Zeit fielen, Wohnsitz inne hatten, in denen sie unmittelbare Nachbarn semitischer Völker, darunter der späteren Israeliten, waren; so hätten sie nicht bloß eine rein semitische Mundart, sondern auch viele Züge des semitischen Volkscharakters sich angeeignet. Als eine Vermuthung, die sich auf Vorgänge einer geschichtslosen Urzeit bezieht, dürfte diese Hypothese an dieser Stelle unerörtert bleiben, wenn sie nicht zur Erklärung für geschichtliche Zustände und geschichtliche oder vermeintlich geschichtliche Nachrichten ausgenutzt würde. Anlaß zur Entstehung dieser Hypothese hat eigentlich nur der Umstand gegeben, daß nach dem gegenwärtigen, deutlich die Spuren mehrfacher Uebersetzung und Interpolation zur Schau tragenden Wortlaute des Textes des 10. Kapitels der Genesis, also in der sogenannten mosaischen Völkertafel, Kanaan nicht unter den Söhnen Sems, sondern in einer Reihe mit Kusch, Misrajim und Put unter den Söhnen Hams aufgeführt wird. Misrajim bezeichnet die Aegypter, Kusch die Völker des jetzigen Nubiens, Put bedeutet wahrscheinlich Libyen. Statt zu untersuchen, wie Kanaan in diese Gesellschaft gerathen ist, hat man die Völkertafel in ihrer jetzigen Gestalt wie einen untrüglichen Kanon für Ethnographen behandelt und sich abgemüht, für die objektive Richtigkeit dieser Zusammenstellung die fehlenden Beweise beizubringen. In diesem Bestreben hat man die Verwirrung noch erhöht, indem man aus einem Zusatz, der erst ganz nachträglich in die Völkertafel eingeschaltet worden sein kann, aus Vers 8 des 10. Kapitels, geschlossen hat, Kusch sei nicht bloß der Name der Nubier, sondern auch der Babylonier. Hierin ebenfalls einen bedeutsamen Fingerzeig für zukünftige Ethnographen erblickend, hat man einen ganz neuen Gattungsbegriff, den der kuschitischen Völkersfamilie, erfunden. Er umfaßt Völker, die sowohl mit den Semiten als auch mit den sogenannten Hamiten aufs Engste verwandt sein, die in geschichtlicher Zeit nichts als semitische Mundarten geredet haben, die trotzdem aber ihrer Abstammung nach eine besondere Einheit für sich gebildet haben sollen. Zu diesen, den Kuschiten, würden dann auch die Kanaanäer des israelitischen Landes und die Phönizier gehören. Allen derartigen Rückblicken in die unabsehbar entlegene Ferne der Urzeit, in welcher noch Hamiten und Kuschito-Semiten ungetrennt beieinander wohnten, um sich gegenseitig zu beeinflussen, ist der Boden entzogen worden, seit Julius Wellhausen ¹⁾ den Nachweis geführt hat, daß die älteste Ueberlieferung der Israeliten die Noachiden von Sem, Japhet und Kanaan abstammen ließ, Kanaan also zum Bruder des Sem machte.

1) Jahrbücher für deutsche Theologie, XXI (Gotha 1876), S. 403.

Zur Bestätigung der Hypothesen, die damit als beseitigt gelten dürfen, hat man auch angeführt, daß die Phönizier ihrem Wesen nach, also vom Standpunkte der Völkerpsychologie betrachtet, sich von den übrigen Angehörigen der semitischen Völkerfamilie angeblich völlig verschieden gezeigt haben sollen. Den rein semitischen Nationen fehle es durchweg an Sinn für künstlerische Thätigkeit und an technischer Erfindungsgabe, an Sinn für Gemeindeverfassung und Durchbildung des Staatswesens, an Beruf und Neigung zum Betriebe der Schifffahrt und zur Errichtung von Colonien. Alle diese und viele andere unterscheidende Eigenschaften mehr seien im höchsten Maße gerade in den Phöniziern vorhanden gewesen. Ist das richtig, so beweist das doch nur, daß man den Begriff des semitischen Geistes etwas zu eng gefaßt hat, daß man ihn weiter fassen muß, als mit dieser lediglich negativen Definition geschehen ist. Ueber die Zugehörigkeit zu einer Völkerfamilie kann eine derartige Definition, wenn nicht andere Gründe hinzukommen, allein nicht die Entscheidung geben. Neben Stämmen von höchster Begabung findet man innerhalb jeder Völkerfamilie minder entwicklungsfähige Abzweigungen, ohne daß sich bestimmen ließe, ob diese Verschiedenheit im einzelnen Falle mehr eine Folge ursprünglicher Veranlagung, oder mehr eine Nachwirkung der Vorgeschichte ist. Die Entfaltung zur Cultur bewegt sich nicht ausschließlich innerhalb psychologischer Grenzen, sondern wird ebenso theils gehemmt, theils gefördert durch rein materielle und geschichtlich zu Stande gekommene Vorbedingungen. Wuchs, Blattform, Blüthe und Frucht einer und derselben Pflanzenart gedeihen zur höchsten erreichbaren Vollkommenheit nur in der günstigsten klimatischen Umgebung und auf dem am besten vorbereiteten Boden, verkümmern dagegen in der Anpassung an Verhältnisse, die nicht mehr als eine dürftige Existenz erlauben, zu Formen, in denen selbst das geschulte Auge des Botanikers mit Mühe die allgemeinen Eigenschaften der Gattung herauszuerkennen vermag. Noch mehr bedarf die Entwicklung der Veranlagung eines Volkes der geeigneten Umgebung und sie bedarf außerdem der Gunst der Zeiten. So wenig wie der Grundtypus einer Pflanzenart, so wenig ist auch der Grundcharakter eines Volksgeistes einer inneren Umwandlung und einer unbegrenzten Veränderung fähig; er ist aber auch keineswegs etwas absolut Unabänderliches. Wie weit im einzelnen Falle der Spielraum der Veränderlichkeit reicht, das erkennt man nicht aus philosophischen Schlüssen, sondern aus den Lehren der Geschichte. Geht es aber über die Grenzen des Möglichen hinaus, wenn Stämme, welche, wie die Phönizier, während langer Zeiträume, bevor sie in der geschichtlichen Ueberlieferung auftauchen, in beständiger Berührung mit Völkern, welche damals Vertreter der höchsten Gesittung der Menschheit waren, und unmittelbar in der Nähe des Meeres in fruchtbaren Landstrichen gelebt haben, in dem Gepräge ihres Wesens eine größere Vielseitigkeit bekunden als Stämme derselben Völkerfamilie, die an demjenigen Zeitpunkte, mit welchem für sie ein Leben im Lichte der Geschichte beginnt, soeben erst anfangen, eine nomadische oder halbnomadische Lebensweise aufzugeben, der Wüste den Rücken zu kehren und

sich in Städten niederzulassen? Genügt nicht die einfache Erklärung, daß den Phöniziern gelungen ist, jene höhere Vielseitigkeit zu erwerben, weil sie durch die Lage ihrer Wohnsitze frühzeitig genöthigt gewesen sind, als Fischer das Meer sich dienstbar zu machen, als Ackerbauer in festen Ansiedelungen zu leben, weil sie zur rechten Zeit und noch frisch empfänglichen Sinnes die Errungenschaften fremder Nationen kennen und sich aneignen lernten, weil sie viel früher als ihre nächsten Stammesgenossen und darum mit nachhaltigerem Erfolge das Wesen eines Wüsten bewohnenden, von einem Weideplage zum anderen schweifenden Hirtenvolkes von sich abstreifen mußten? Ist nicht mit in Betracht zu ziehen, daß nachträglich auch das jüdische Volk seit der Rückkehr aus dem babylonischen Exil und noch mehr seit der Zerstörung Jerusalems durch Titus, um seine Existenz zu fristen, in immer ausgedehnterem Maße Erwerbszweigen und Berufsarten sich zugewandt und darin Fähigkeiten an den Tag gelegt hat, die den Israeliten der Königszeit noch fast gänzlich fremd gewesen sind?

Nur ein Volk gehörte mit Sicherheit seiner Abstammung nach nicht zu denjenigen Stämmen, die in historischer Zeit die Sprache der Israeliten und Phönizier geredet haben: das Volk der Philister. Es ist als eingewandert zu betrachten. Wo es zu Hause war, bevor es, augenscheinlich durch Waffengewalt, die Gestabelandschaft Schefela (S. 80) in Besitz nahm, ist unbekannt. Manche Anzeichen deuten auf nahe Beziehungen zu den Aramäern des nördlichen Syriens. Als ursprüngliche Heimath der Philister bezeichnete die israelitische Ueberlieferung Kaphthor, ein Land, das jedenfalls nicht an der Küste Syriens zu suchen ist; ¹⁾ Jeremias (47, 4) nennt es eine Insel. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß damit Kreta gemeint sein kann. Vor dem Eindringen der Philister muß die Bevölkerung des Küstengebietes der Sprache wie der Abstammung nach in engstem Zusammenhange mit den Kanaanäern des angrenzenden Berglandes gestanden haben. Das Ergebniß der Eroberung scheint hier gewesen zu sein, daß die kriegerische Nation, welche die Herrschaft erwarb, bald mit der Landesbevölkerung eine so vollständige Mischung einging, daß sie auch die Sprache derselben annahm. Daraus folgt, daß die Volkszahl der eingewanderten Philister zu gering war, als daß das Umgekehrte hätte geschehen können. Hier hat man also ein Beispiel, daß die Sprache der historischen Zeit nicht ein Zeichen der Abstammung ist. Rückschlüsse daraus auf die Vorgeschichte der Sprache der Kinder Israel zu ziehen, halte ich aber nicht für angebracht; dazu fehlt es an unzweideutigen Nachrichten und Anzeichen.

Faßt man das Gesagte zusammen, so liegt, abgesehen von der gesonderten Stellung, welche die Philister einnehmen, kein Grund vor, die Gemeinschaft der Sprache nicht als Kennzeichen der gemeinsamen Abstammung der Phönizier,

1) Ueber Kaphthor vergl. die Untersuchungen von Georg Ebers, *Ägypten und die Bücher Moses*, I (Leipzig 1868), S. 127—252.

der Kanaanäer der philistäischen Küste und des Binnenlandes, der Kinder Israel und der zu diesen gehörigen Stämme anzuerkennen. Jede dieser Unterabtheilungen würde demnach als Abzweigung eines und desselben Volkes betrachtet werden dürfen. Wenigstens hat keine derselben in ihrem Gepräge, so wie dieses als Einheit in der Geschichte sich abhebt, etwas, was an jener Auffassung hindern oder sie verbieten könnte. Weiter zu gehen, zu versichern, daß es sich lediglich um verschiedene Namen eines durchweg homogenen Volkes handele, daß nicht bloß der Grundstock ein einheitlicher, sondern daß auch jeder Theil in gleichem Maße reiner Abstammung sei, wäre zu viel behauptet. Es bleibt immer zu berücksichtigen, daß die Streiflichter, die von den uns erhaltenen Nachrichten aus auf die ältesten Völkerverhältnisse Syriens fallen, Vieles, um nicht zu sagen das Wichtigste, im Dunkel lassen und überhaupt dem Raume und der Zeit nach sich nur auf einzelne Abschnitte erstrecken. Man ist gewohnt, ja, wenn man überhaupt auf ein Verständniß der Verhältnisse nicht verzichten mag, sogar genöthigt, eine provisorische Uebersicht mosaikartig aus allerlei sehr heterogenen Resten von Nachrichten zusammenzustellen, obwohl diese durchaus nicht alle in gleiche Zeit zurückreichen, und hat sich daher gewöhnt, auch bei der Schilderung der ältesten Zustände von aramäischen, von kanaanitisch-amoräischen, von ismaelitisch-arabischen Stämmen zu reden, als seien es Begriffe von einem ein- für allemal feststehenden Inhalte. Es ist mehr bequem als sachlich gerechtfertigt, wenn dabei diesen Begriffen vollständig die Summen von Vorstellungen untergelegt werden, die man aus dem ganzen geschichtlichen Verlaufe, soweit dieser bekannt ist, gewonnen hat. Denn gerade die ersten Nachrichten, die vorkommen, ziehen sich durch eine Reihe sehr weit auseinander liegender Zeiträume und geben fast durchweg über nichts weniger Aufschluß als über Abstammungsverhältnisse. Das Bestere gilt selbst von denjenigen Nachrichten, welche die Form von Genealogien haben. Ein Theil von ihnen, den völlig auszufondern und kritisch zu verwerthen bei der complicirten Beschaffenheit gerade dieser Art Ueberlieferung immer eine höchst schwierige Aufgabe bleiben wird, zeigt allerdings, welche Anschauungen beispielsweise die Israeliten der Königszeit über Verwandtschaft und Zusammenhang einzelner Stämme sich gebildet haben. In Ermangelung jeder anderweitigen Auskunft wird man auf solche Angaben immer hohen Werth legen müssen, sobald sich voraussetzen läßt, daß zur Zeit ihrer Entstehung eine wirkliche Kenntniß noch vorhanden sein konnte. In den meisten Fällen kann dies aber gar nicht mehr festgestellt werden oder ergiebt sich sogar das Gegentheil, daß die genealogische Geschichtsconstruction da beginnt, wo sie den freiesten Spielraum findet, nämlich da, wo das Reich des Wissens aufhört. Sie kleidet sich in das Gewand der Ueberlieferung, hat aber nur in seltenen Fällen bloß den Zweck, Erklärungen zu gewähren, sondern viel häufiger eine ganz praktische Bedeutung. Sie soll Ansprüche rechtfertigen, vorübergehend eintretende politische Beziehungen beschönigen, historische Gegensätze überbrücken helfen. Aus diesem Grunde gestattet sie mehr Rückschlüsse

auf die Absichten und Veranlassungen, die zu ihrer Entstehung geführt haben, als auf Thatfachen einer früheren Vergangenheit. Was jeden Versuch zu einer Analyse der Bestandtheile, aus denen die einzelnen Stämme, um deren gemeinsamen Ursprung es sich hier handelt, möglicherweise zusammengesetzt waren, verbietet oder wenigstens vor der Hand sehr mißlich macht, ist jedoch nicht allein die Beschaffenheit und Incongruenz der Nachrichten und Traditionen, sondern auch der Umstand, daß man es zum großen Theil mit noch sehr losen Volksverbänden zu thun hat. Derartige Vorgänge, wie die Uebersiedelung der Israeliten in das Westjordanland, können sich im Kleinen auf der Nordostseite und auf der Südseite Palästinas vorher unendlich oft wiederholt haben, ohne daß davon eine Erinnerung zurückblieb. Die Stämme, die so in Kanaan heimisch wurden, haben sicher, solange sie sich noch in der Wüste bewegten, viele Elemente anderen Ursprungs in sich aufgenommen. Die Kämpfe um den Besitz von Brunnen, Weideland und Herden, dazu die Fehden der Geschlechter, die das Leben des Nomaden ausfüllen, die Leichtigkeit, mit der die Wohnsitze gewechselt werden können, lassen die Absonderung in Stämme, die unter den Bewohnern der Wüste herrscht, nie zu einer bleibenden Gliederung kommen. Großen Vereinigungen führt ihre Macht fortwährend kleinere Stämme, die vom Untergange bedroht sind, zu. Selten gelingt es Familien, die ihrem Stamme zur Macht über weite Gebiete verholfen haben, ihm dieselbe mehrere Generationen hindurch zu erhalten. Binnen Kurzem kommen vielmehr wieder andere Stämme an die Reihe, die früher mächtigen Gemeinschaften lösen sich auf, Theile von ihnen werden erbarmungslos ausgerottet, aus dem Reste und anderen heruntergekommenen Trümmern von Stämmen gestaltet sich ein neues Ganzes, auf das dann häufig der Name des ehemals mächtigen Stammverbandes übergeht. Erfolgt schließlich der Uebergang in feste Wohnsitze, so erlischt sehr bald die Erinnerung an alle derartigen Vorgänge, nur die Geschichte einzelner herrschenden Familien behält höchstens eine Tradition. Da das Andrängen der Nomaden gegen das Culturland und das Uebersiedeln ganzer Stämme in die fruchtbaren Bergländer und Niederungen Palästinas auf Bedingungen beruht, die seit undenklichen Zeiten ihre Wirkung ausüben, können also die Bewohner, die Palästina und das zugehörige Küstenland in geschichtlicher Zeit aufwies, nicht unbedingt als ein in allen Bestandtheilen homogenes Volk gelten.

Ein Schluß läßt sich jedoch aus diesen Verhältnissen mit großer Wahrscheinlichkeit ziehen. Es ist der, daß die Phönizier, da ihre Wohnsitze dicht an den Rand der Küste und am weitesten nach Norden vorgeschoben liegen, ursprünglich auch die reinsten, die am wenigsten mit fremden Elementen versetzten Vertreter des in vielfache Verzweigungen von ungleicher Reinheit des Blutes aufgelösten Volkes sind, das mit ihnen eine Sprache redete. Innerhalb Phöniziens wiederum, darf man voraussetzen, hat eine einheitliche Abstammung am meisten in denjenigen Küstengebieten geherrscht, die auf der Ostseite und Südseite durch Höhenzüge gedeckt waren, also in den Strecken nördlich vom

Karmel und vorzüglich in der tyrischen und sidonischen Ebene. Alle übrigen Strecken waren von Osten und Süden her mehr oder weniger leicht zugänglich, und ihre Bewohner haben von Anfang an das allmähliche Einwandern von Abzweigungen fremder Stämme um so weniger verhindern können, als es ihnen selbst augenscheinlich wie den Kanaanäern des Binnenlandes an politischem Zusammenhalt fehlte. Erst die Entstehung des israelitischen Königthums hat hier dem Zuge von Südosten und Osten her wirksame Schranken gezogen.

Nur den historischen Begebenheiten, welche den nie bis zur Bildung eines großen einheitlichen Staatswesens gebliebenen, aber auf gemeinsamer Abstammung und großer Aehnlichkeit der Lebensweise beruhenden Zusammenhang zwischen den vorisraelitischen Bewohnern des Westjordanlandes und den ihnen verwandten Ansiedlern der Küstenstrecken gelockert und aufgehoben haben, ist daher zuzuschreiben, daß in der Geschichte die Phönizier als eine besondere Nation erscheinen, und daß der Schauplatz ihrer Geschichte, soweit sie in Syrien sich abspielt, bloß ein kleiner Abschnitt der Küstenlandschaften und nicht zugleich das im Osten angrenzende Binnenland ist. Sie sind von vornherein ebenso wenig eine politische Einheit, wie es die Bewohner des vorisraelitischen Palästinas sind. Als Nation betrachtet, bleiben sie deshalb ein etwas unbestimmter Begriff; ihre Ansiedelungen sind nur gleichsam die Vorpostenkette der weit zerstreuten Lager, die Angehörige desselben Stammes in den Bergländern Palästinas aufgeschlagen hatten. In beiden Bevölkerungs-schichten, in der des Küstengebietes wie in der des Berglandes, ist überdies das Gefühl für nationale Zusammengehörigkeit ein wenig lebendiges, wird es stark beeinträchtigt durch die Zersplitterung in lauter kleine, politisch selbständige oder wenigstens nach möglichst hoher Selbständigkeit strebende Gemeinwesen. Nur im kleinsten Kreise erweist der Sinn für Ausgestaltung des Staatslebens, den man den Phöniziern nachgerühmt hat, sich thätig und wirksam. Wie D. Meißner in seiner Geschichte der Karthager treffend hervorhebt, gab zwar die Gleichartigkeit des Wesens und Auftretens dem Auslande allen Grund, den einzelnen Phönizier als Repräsentanten einer Nationalität zu betrachten, aber er selbst fühlte sich doch nicht in erster Linie als Angehöriger einer großen Volksgemeinschaft, sondern in erster Linie als Arabier, Sidonier, Tyrier, oder jenseits des Meeres als Gabitaner, Karthager u. s. w. Es lag das nicht allein an der natürlichen Gliederung des phönizischen Küstenlandes, an den engegezogenen Grenzen der Abschnitte, in die es zerfiel, sondern, da dieselbe Neigung zur Sonderung der Interessen der einzelnen Ortschaften und Gaue ebenso in den Ueberlieferungen über die Zustände, die zur Zeit der Einwanderung der Israeliten im Westjordanlande herrschten, auffällig hervortritt, scheint diese Neigung einem Grundzuge im Wesen des ganzen Volkstammes zu entsprechen, von dem die Phönizier nur ein Theil waren.

Es ist in dieser Hinsicht besonders charakteristisch, daß es weder für diesen Volkstamm, noch für die gemeinsame Sprache einen Gesamtnamen gab. Die Aegyptier nennen die nördliche Hälfte Palästinas im Allgemeinen

Amar oder Amur, den westlichen Theil der südlichen Hälfte Kanaan (Kanaana). In ähnlicher Weise heißen bei den Israeliten die ursprünglichen Bewohner der nördlichen Hälfte Amoräer, die der südlichen Kanaanäer; beide Namen werden gelegentlich in so weitem Sinne gebraucht, daß sie fast die Bedeutung eines Gesamtnamens erhalten,¹⁾ aber nur, weil es an einem solchen tatsächlich fehlte; sie sind aus Namen von Landstrichen gebildet. Die etymologische Bedeutung von Kanaan, das „Niedrige,“ und der Sinn, in welchem die Ägypter dieses Wort als Ländernamen verwenden, weisen auf die Küste hin, die so im Gegensatz zu dem Berglande Palästinas — nicht, wie man früher vielfach geglaubt hat, im Unterschiede zu Aram — bezeichnet wird. Kanaanäer, d. h. „Bewohner der Niederungen,“ können daher zuerst von den Israeliten nur die von ihnen nicht abhängigen Ansiedler der Küstenlandschaften Palästinas genannt worden sein. Doch haben sie diesen Namen auch mit Vorliebe in Ermangelung eines anderen gebraucht, um der in Abhängigkeit gerathenen Bevölkerungsschicht des heiligen Landes im Ganzen einen Namen zu geben. Die Gleichartigkeit der Abstammung und Gesittung ließ diese Uebertragung, bei welcher an die geographische Grundbedeutung des Wortes nicht mehr gedacht wurde, als etwas völlig Sachgemäßes erscheinen. So hat sich dann schließlich die Verwendung der Benennung Kanaan für alle Landstriche, welche im Besitze der Kinder Israel waren und auf deren Besitz sie Anspruch zu haben glaubten, eingebürgert, obgleich das zum größten Theil lauter bergige Gegenden und vorzugsweise die höher gelegenen Strecken Palästinas waren. Nur im Sinne dieser nachträglichen Verwendung ist es auch aufzufassen, daß in einem Abschnitte des Buches Jesaias, der vielleicht die späteste Weissagung des großen Propheten enthält,²⁾ das Hebräische die „Mundart Kanaans“ (Sefat Kena'an) im Gegensatz zur Sprache der Heiden und besonders der Ägypter genannt wird; sie ist ja ebenso gut die Sprache der Heiden gewesen, die in den Ebenen des Gestabelandes ihre Wohnsitze hatten. Daneben wurde Kanaan auch als besondere Benennung für diese Ebenen und Kanaanäer als Benennung für ihre Bewohner beibehalten. In der griechischen Uebersetzung der Septuaginta wird Josua 5, 1 „Könige der

1) Vergl. H. Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie, XII (Berlin 1880), S. 267, Anm.

2) Jesaias 19, 18. Vergl. B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, Bd. I, S. 587, Anm. 1. Aus dieser Stelle ergibt sich daher nicht, daß die „Mundart Kanaans,“ wie man gemeint hat, ursprünglich nur die Sprache der Kanaanäer und nicht von Hause aus auch die der Kinder Israel gewesen sei. Was daraus folgt, ist nur, wie schon Ibn Esra erkannt hat, daß auch die Kanaanäer keine andere Sprache hatten, als das Hebräische. — Die Bezeichnung Hebräisch ist für diese Sprache im Alten Testamente nicht üblich. Sie wird 2. Kön. 18, 26, 28, Jesaias 36, 11, 13 als Sprache des Königreichs Juda Judäisch im Gegensatz zum Aramäischen genannt, und heißt so auch noch Nehemia 13, 24 als die rein erhaltene Mundart der aus dem Exil zurückgekehrten jüdischen Gemeinde im Gegensatz zu den Vulgärdialekten, die inzwischen sich gebildet hatten.

Kanaanäer“ dementsprechend mit „Könige Phöniziens“ wiedergegeben. Kanaanäer war ferner im Munde des Israeliten gleichbedeutend mit Krämer, Hausirer, Handelsmann; offenbar aus keinem anderen Grunde, als weil Kanaan anfänglich bloß Name Phöniziens und der Meeresküste Palästinas war, und damit die Heimath der Mehrzahl der Leute gekennzeichnet wurde, die im Binnenlande von Ort zu Ort herumziehend ihre Waaren feilboten und Einkäufe machten, theils auch dort in den größeren Städten ständige Märkte abhielten und dort sogar, wie zum Beispiel in Jerusalem zur Zeit Nehemias die tyrischen Fischhändler, dauernd ihren Wohnsitz genommen hatten.

Die Phönizier ihrerseits nannten den schmalen Landstrich längs des Meeres, den sie selbst inne hatten, ebenso, wie bei den Israeliten und wahrscheinlich ursprünglich auch bei den Einwohnern selbst die südlich daran angrenzenden Küstenlandschaften hießen, bis in späte Zeiten Kanaan, also „Niederland.“ Den unmittelbaren Beweis dafür liefert besonders die Aufschrift der von mir bereits erwähnten Stadtmünzen von Laodikeia, welche dieser Ortschaft den Titel „Mutter in Kanaan“ beilegten (vergl. S. 74 u. S. 105). Für gewöhnlich scheinen allerdings die Phönizier nicht dieser, sondern der kürzeren Grundform desselben Wortes sich bedient zu haben, die Kená' gelautet haben muß. Denn es ist aus dem Alterthum die Notiz erhalten, daß der eigentliche Name ihres Landes Thna oder, wie ebenfalls überliefert wird, Dchna gewesen sei, und der Bewohner von Thna heiße Thnaos, d. i. phönizisch Kená'i. Sogar scheint leidlich beglaubigt zu sein, daß in einem genealogisch construirten Schema der Urgeschichte ihres Volkes, welches die Phönizier augenscheinlich in Ermangelung einer echt mythischen Ueberlieferung künstlich sich zurechtgelegt hatten, unter den angeblichen Stammvätern, von denen sie sich herleiteten, auch ein Eponymos des Landes unter dem Namen Kená' oder Kená'i, griechisch Thna oder Thnas, aufgezählt wurde. Ganz sachgemäß hat daher Philon von Byblos diesen angeblich mythischen Eigennamen mit Phoinix übersezt. Ein griechischer Grammatiker erklärt Thnas für den phönizischen Namen Agenors, d. h. derjenigen Gestalt der hellenischen Sagenwelt, welche die griechischen Mythographen aus sehr willkürlichen Gründen vorzugsweise als den Stifter phönizischer Städte und geradezu auch als Stammvater der Phönizier zu betrachten liebten; auch dies führt darauf, daß Thnas nur einen Eigennamen wiedergiebt, der thatsächlich in einheimischen, wenn auch erst spät entstandenen Berichten über die Urzeit Phöniziens eine dem analoge Rolle gespielt hat. In diesen Berichten haben also die phönizischen Genealogen dasselbe Verfahren eingeschlagen, das in derartigen nachträglich ausgedachten Traditionen häufig sich verräth: sie haben den Ursprung ihres Volkes von einer eigens zu diesem Zwecke erfundenen Person abgeleitet, der sie eine vulgäre Namensform des Landes beilegten. Neben Kená' scheint jedoch ebenso lange und noch bis in viel spätere Tage Kanaan der Name gewesen zu sein, den selbst die ausgewanderten Phönizier ihrem Vaterlande gaben. Wenigstens erzählt der Kirchenvater Augustin, daß noch zu seiner Zeit

die Bauern in dem ehemals karthagischen Theile Afrikas, wenn man sie fragte, was sie seien, auf Punisch zur Antwort gaben: Chanani, „Kanaanäer.“¹⁾

Den Griechen und Römern sind mit Ausnahme weniger Gelehrten und zufällig Unterrichteten die Namen Kanaan und Kanaanäer als Bezeichnungen für das Land und Volk der Phönizier immer unbekannt geblieben, offenbar weil die Phönizier selbst diese Worte nicht häufig im Munde führten und vorzogen, jeder mehr nach seiner eigenen Vaterstadt sich zu benennen. So kommt es, daß man beiden Namen selbst da nicht in dem erwähnten Sinne begegnet, wo das am meisten vorauszusetzen sein würde, nämlich in den ägyptischen und in den assyrischen Inschriften. In den letzteren sind beide Worte bis jetzt überhaupt noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen. Daß den Aegyptern Kanaan zwar ein geläufiger Begriff war, daß sie darunter aber nur den südlichsten Abschnitt der Küste Syriens verstanden, ist schon auf S. 97 hervorgehoben worden. Selbst die Israeliten bedienen sich der Ausdrücke Kanaan und Kanaanäer, wo ausschließlich von Phönizien und Phöniziern die Rede ist, nicht so häufig, als man erwarten möchte; sie wenden dieselben vielmehr auf Phönizien und die Phönizier meist nur in einem Sinne an, in welchem das phönizische Gebiet mit anderen Gebieten und der phönizische Volksstamm mit anderen Volksstämmen zusammengefaßt wird. An einzelnen Stellen der Bücher des Alten Testaments wird sogar Kanaan in einer Bedeutung gebraucht, die geradezu verbietet, an eine Beziehung auf Phönizien überhaupt zu denken. So besonders in dem überaus alterthümlichen Ausspruche, der Genesis 9, 25—27 Noah in den Mund gelegt wird: „Verflucht ist Kanaan, der Knechte Knecht sei er seinen Brüdern; gesegnet ist Jahwe, der Gott Schems,²⁾ und Kanaan soll ihnen Knecht sein; Jahwe gebe Weite dem Jeset, und er wohne in den Zelten Schems, und Kanaan soll ihnen Knecht sein.“ Ohne Zweifel sind diese Worte Ueberbleibsel eines alten Liedes und viel älteren Datums als die Erzählung, die ihnen vorangeht. Will man sie auslegen, so ist daher nothwendig, sie als etwas für sich Bestehendes aufzufassen. Man erhält den Eindruck, daß das Lied, zu dem diese Worte gehörten, aus einem ganz

1) An der Thatsache, daß Chanani damals noch der Name war, welchen die Grundbevölkerung jener Gegend sich beilegte, ist nicht zu zweifeln, noch weniger daran, daß diese Bezeichnung aus der karthagischen Zeit stammte. Doch darf nicht verschwiegen werden, daß Chanani auch auf die Grundbedeutung des Wortstammes „niedrig sein“ zurückgehen kann und möglicherweise daher auch bloß entweder das gemeine Volk als die „Niedrigen“, oder die Landbevölkerung als „Bewohner der Niederung“ bezeichnen, auf die Herkunft aus Phönizien dagegen sich gar nicht mehr beziehen sollte. Daß jene etymologische Grundbedeutung den punisch redenden Afrikanern noch lebendig im Bewußtsein war, darf als erwiesen gelten, denn Augustin schöpft offenbar aus seiner Kenntniß dieser ihm geläufigen Mundart, wenn er an einer anderen Stelle erwähnt, daß Chanaan die Bedeutung „niedrig“ habe.

2) So lautet der überlieferte Text. Carl Budde (Die biblische Urgeschichte — Gen. 1—12, 5 — untersucht, Gießen 1883, S. 294—297) schlägt die Aenderung vor: „Jahwes Gesegneter ist Schem.“ Man wird sich aber schwer entschließen, den Wortlaut gerade eines so alten Bruchstückes zu ändern.

bestimmten Anlasse, hervorgerufen durch eine einzelne geschichtliche Begebenheit, gedichtet sein muß. Schem und Jefet bezeichnen zwei einander verbündete Stämme als nahe Stammesverwandte; als ebenso verwandt, als Bruder, gilt hier auch Kanaan. Wird trotzdem angekündigt, daß in Zukunft Kanaan nicht mehr als Bruder behandelt werden, sondern von seinen Brüdern rücksichtslos geknechtet und unterdrückt werden soll, so muß Kanaan irgend etwas begangen haben, wodurch er den Horn Schems, der in jener Verwünschung sich Luft macht, heraufbeschworen hat. Die gegenwärtig am meisten übliche Erklärung, der Spruch beziehe sich nicht auf einen Vorgang, sondern auf einen Zustand, er habe nur den Zweck, die Abhängigkeit der vorisraelitischen Bevölkerung Palästinas von dem israelitischen Adel zu rechtfertigen und als ein uraltes Verhängniß darzustellen, ist, soviel auch zu Gunsten dieser Erklärung sich anführen läßt, schwerlich die richtige. Um altgewohnte Verhältnisse, um Kanaanäer, die längst in Unterthänigkeit leben, kann es sich nicht handeln. Die Unterwerfung, von der die Rede ist, ist noch etwas Bevorstehendes, mehr angedroht, als verwirklicht. Was sich ausspricht, ist nur der glühende Wunsch, Kanaan in der niedrigsten Knechtschaft zu sehen, sei es auch bloß dadurch, daß Jahwe Jefet „Weite,“ d. h. eine Ausdehnung seiner Herrschaft verleiht. Zu allen Unternehmungen, welche das ersehnte Ziel einer Rache an Kanaan herbeizuführen vermögen, reicht daher Schem bereitwillig Jefet die Bruderhand und wird Jefet im voraus der Segen erteilt, ein Segen, der mehr der Ermahnung gleicht: verfährt ohne Bedenken mit dem verruchten Geschlechte unseres Bruders Kanaan, wie wir damit verfahren werden, dann sollt ihr uns stets liebe Genossen und willkommenen Gäste sein, und der Gott unserer Väter wird eure Macht wachsen lassen. Mit so neidlosem Entgegenkommen nach der einen Seite, voll so tiefen Ingrimms und leidenschaftlichen Hasses nach der anderen redet man nicht von Dingen, die längst in Erfüllung gegangen sind. Nur unter dem unmittelbaren Eindrucke einer herben Kränkung können die Worte, die in Vers 25–27 erhalten sind, entstanden sein. Ob das Lied, von dem sie ein Theil sind, dem Verfasser des Abschnittes Genesis 9, 18–29 seiner Zeit noch als Ganzes bekannt und ob darin die Ursache der Verfluchung Kanaans angedeutet war, läßt sich zwar mit Sicherheit nicht mehr nachweisen; Beides ist jedoch in hohem Grade wahrscheinlich. Es wird dort erzählt, daß eines Tages, als Noah sich an Wein berauscht hatte und vor Trunkenheit besinnungslos in Entblößung dalag, ein Sohn Noahs¹⁾ mit frechem Spotte sich darüber lustig gemacht habe, die beiden anderen Söhne Noahs dagegen hätten mit geziemender Scheu des hilflosen Zustandes des Vaters sich angenommen. Aus dem Rausche erwacht, habe dann Noah über Kanaan den Fluch, über Schem und Jefet den Segen

1) Der Verfasser nennt ihn Ham. Daß in diesem Abschnitte aber an allen Stellen, wo Ham genannt wird, Kanaan eingesetzt werden muß, darf als erwiesen betrachtet werden. Der beste Beweis dafür ist, daß nicht Ham, sondern Kanaan büssen muß und verflucht wird.

ausgesprochen. Man wird kaum bezweifeln dürfen, daß alles Wesentliche in diesem Berichte, besonders aber die Angabe, daß ein Bruder Schems und Jefets an dem gemeinsamen Erzeuger durch unkindliches Benehmen sich schwer versündigt hat, nicht aus einer besonderen Tradition stammt, sondern lediglich aus bildlich angewendeten Ausdrücken hervorgegangen ist, mit denen einmal in dem Liede, welches die Verwünschung des Geschlechtes Kenaans enthielt, eine einzelne Handlung desselben als eine widernatürliche und fluchwürdige gebrandmarkt werden sollte. In der Zeit, in welcher aus den Redewendungen, die das Lied zu diesem Zwecke gebrauchte, die Einzelheiten der überlieferten Erzählung von der für Kanaan so verhängnißvollen Trunkenheit Noahs abgeleitet wurden, hat man jedoch den Vorgang, von dem in dem Liede die Rede war, nicht mehr als bildliche Schilderung einer historischen Begebenheit, sondern buchstäblich als ein Ereigniß aus dem Zeitalter der Erzväter aufgefaßt. Umgestaltungen in dieser Richtung sind ja unvermeidlich, sobald die Kenntniß des tatsächlichen Hintergrundes einer in kühnen Vergleichen und Personificirungen sich ergebenden Darstellung erloschen ist. In Wirklichkeit wird die Handlung, welche das Lied mit den stärksten Ausdrücken als eine Verletzung der heiligsten Pflichten kennzeichnen wollte, offenbar in nichts Anderem bestanden haben, als daß zu einer Zeit, in der Schem und Jefet durch gemeinsame Widersacher in schwere Bedrängniß geriethen, vielleicht durch einen plötzlichen Ueberfall eine große Niederlage erlitten hatten, die Bewohner einzelner kanaanäischen Ansiedelungen, der Blutsgemeinschaft uneingedenk, sich nicht gescheut haben, ihre Schadenfreude an den Tag zu legen, vielleicht auch versucht haben, die Ereignisse sich möglichst zu Nutzen zu machen. Statt eine Schmach, die sie wie eine eigene hätten mitempfinden sollen, auszulösen zu helfen, statt ihren gefährdeten Brüdern beizustehen, haben sie Alles gethan, um das Aergerniß erst recht groß werden zu lassen. Im Gleichnisse gesprochen, heißt das eben: sie haben in widernatürlicher Verworfenheit die Ohnmacht und Blöße des eigenen Vaters verhöhnt. Daher wird ihnen angekündigt, ihr Recht, als Blutsverwandte angesehen zu werden, sei damit verwirkt und aufgehoben, zur Vergeltung für ein so ruchloses Benehmen sei die niedrigste Sklaverei nicht niedrig genug, man werde sie gebührend zu strafen wissen, denn, soweit der Arm Schems nicht reiche, werde Jefet die Büchtigung übernehmen. Eins tritt mit voller Bestimmtheit in der Verwünschung Kenaans hervor: es ist die Ueberzeugung, zu der auch die wissenschaftliche Forschung unserer Tage gelangt ist, daß die Kanaanäer und die Israeliten im Grunde genommen Angehörige eines und desselben Volkes sind. Diese Ueberzeugung, die nachträglich wieder den Israeliten ganz abhanden gekommen ist, wird gerade hier so nachdrücklich betont, daß das Lied in einer Umgebung entstanden sein wird, in welcher die Israeliten auch mit nicht-kanaanäischen Bevölkerungsschichten, also mit den Philistern, in Berührung standen. Dies weist also auf Judäa hin. Die Philister werden die Widersacher Schems und Jefets sein, auf deren Seite, wie vermuthet werden muß, die-

jenigen kanaanäischen Ansiedelungen, über welche der Fluch verhängt wird, gestanden haben. Dann sind mit Kanaan also hier die kanaanäischen Bewohner der Niederungen im Westen des judäischen Berglandes gemeint.¹⁾ Jede Beziehung auf Phönizien ist dagegen ausgeschlossen; bis nach Tyros und Sidon reicht der Gesichtskreis des Liedes überhaupt nicht. Schem, d. i. „Ruhm,“ mag die Israeliten als die herrschende Classe Judäas bezeichnen können; es kann hier aber auch noch Name eines besonderen, später verschollenen israelitischen Stammes sein. Das Letztere kann auch mit Jefet der Fall sein, doch ist das minder wahrscheinlich, weil in dem Segen so ausdrücklich Jahwe als der Gott Schems bezeichnet wird. Carl Budde hat neuerdings den Vorschlag gemacht,²⁾ gegen den eigentlich sich wenig einwenden, der sich aber auch nicht unbedingt beweisen läßt, hier unter Jefet die Phönizier der Küste zu verstehen. Daß Jefet als ein Bruderstamm Schems bezeichnet wird, würde dann ebenfalls bloß die Anerkennung einer Thatsache enthalten. Auch die Phönizier, besonders die phönizischen Ansiedler südlich vom Karmel werden unter den Angriffen der Philister schwer zu leiden gehabt und zur Abwehr sich gewiß häufig mit den Israeliten des Binnenlandes verbündet haben. Doch die Meinung Buddes, daß Jefet, d. i. „Schönheit,“ eine ganz abstrakte Bezeichnung für die Phönizier überhaupt sei und sich auf den Glanz und die Schönheit ihrer Städte beziehe, wird man nicht theilen können, wenn nicht das Lied, aus dem Vers 25—27 entnommen ist, bloß ein Lehrgebicht, sondern wenn es, wie ich annehme, ein aus ganz concreten Vorfällen, aus Kriegsbegebenheiten zu erklärendes Rachelied war. Eher würde möglich sein, bei Jefet an Jaso, Joppe (vergl. S. 81) zu denken.

Die Tradition, welcher der Verfasser von Genesis 9, 20—27 und die Völkertafel in ihrer jetzigen Gestalt folgen, hat nachträglich Ham zum Bruder Jefets und Schems und Kanaan zum Sohne Hams gemacht. Kanaan ist daher in der Völkertafel einer Gruppe von Stämmen und Völkern eingereiht, die, ethnologisch betrachtet, mit den Kanaanäern wenig oder gar nichts gemein haben, aus dem Verbanne der semitischen Völker dagegen ausgeschaltet. Die geographischen Grenzen, die in der Völkertafel den Geschlechtern Kanaans angewiesen werden, entsprechen im Allgemeinen denjenigen Gebieten, welche man auf Grund anderweitiger Nachrichten und Thatsachen als kanaanäische betrachten muß. Sie reichen von Sidon bis nach Gerar und Gaza, von da ostwärts bis zum Todten Meere und vom Todten Meere nordwärts bis Bescham (Lajisch), d. i. Dan,³⁾ also bis an die Nordgrenze des israelitischen

1) Das Lied würde also eine von den vielen Uebersieferungen Judäas sein, die in die Sagen Geschichte Israels aufgenommen sind. Vergleiche über diesen Vorgang *Eduard Meyer, Der Stamm Jakob und die Entstehung der israelitischen Stämme* (Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, VI, 1886), S. 12—14.

2) Carl Budde, *Die biblische Urgeschichte*, S. 325—364.

3) Vergl. J. Wellhausen in den *Jahrbüchern für deutsche Theologie*, XXI, S. 403—404.

Palästinas. Unter den Nachkommen Kenaans werden aber Stämme aufgeführt, deren Wohnsitz über dieses Gebiet nach Norden weit hinaus gehen. Diese Aufzählung muß man daher als einen später hinzugefügten, vor der Erwähnung der Grenzen eingeschobenen Nachtrag betrachten, der bloß der Vervollständigung halber gemacht worden sein kann.¹⁾ Dann darf man aber auch nicht — wie es geschehen ist²⁾ — gerade mit Chet, einem dieser Volksstämme, eine Ausnahme machen wollen, oder darf wenigstens nicht annehmen, daß derjenige, der Chet zum Sohne Kenaans gemacht und ihn Sidon, dem „Erstgeborenen“ Kenaans, zur Seite gestellt hat, damit das Volk der Cheta tatsächlich richtig ethnologisch classificirt habe und daß ihm mehr als bloß noch der Name dieses Volkes bekannt gewesen sei. Denn die Wohnsitz dieses Volkes lagen in Wirklichkeit ebenfalls nördlich von Dan, sie begannen erst nördlich vom Hermon,³⁾ und der eigentliche Herd des Chetareiches war Kadesch am Orontes, also Cölesyrien. Will man trotzdem Chet neben Sidon stehen lassen, so geht das nur, wenn man voraussetzt, daß bereits der ursprüngliche Verfasser des von Kanaan handelnden Abschnittes der Völkertafel nichts mehr davon gewußt hat, daß dies die Wohnsitz der Cheta waren, daß der Abschnitt vielmehr erst zu einer Zeit geschrieben worden ist, in der man sich schon gewöhnt hatte, das gänzlich verschollene, bloß noch dem Namen nach bekannte Volk der Hittim oder Cheta für einen Theil der vorisraelitischen Ureinwohner Palästinas und darum für einen kanaanäischen Stamm anzusehen.⁴⁾ Das Ergebnis bliebe mithin dasselbe: die Stelle, an der Chet in der Völkertafel erwähnt wird, erlaubt nicht, irgend welche Rückschlüsse auf die noch gänzlich unaufgeklärte Abstammung der Cheta zu machen, sie vermag darüber überhaupt keinerlei authentische Auskunft zu geben, und es ist völlig ungerechtfertigt, auf Grund dieser Stelle die ehemaligen Bewohner der Bekaa, des Libanons und Cölesyriens für Kanaanäer auszugeben oder die Cheta als ein Brudervolk der Phönizier zu betrachten.⁵⁾

1) Vergl. J. Wellhausen a. a. O.

2) Carl Budde, Die biblische Urgeschichte, S. 222. Anm.

3) Dan lag südwestlich vom Hermon; nicht Dan, sondern etwa Kadesch, mindestens aber der Hermon müssen also in der Aufzählung der Grenzen als nördlichste Punkte des Binnenlandes bezeichnet werden, wenn auch die Cheta als Abkömmlinge Kenaans hätten Raum finden sollen. Aus anderen Gründen als den im Texte angegebenen hat M. J. de Goeje (in der Theologisch Tijdschrift, IV, Amsterdam-Leiden 1870, S. 241) gefolgert, daß die Erwähnung Chets in dem überlieferten Texte der Völkertafel ein ganz nachträglicher Zusatz und daß dieser Zusatz lediglich aus dem Wunsche, sämtliche vermeintlichen Urbewohner Palästinas in der Völkertafel unterzubringen, zu erklären sei.

4) Dies geschieht ja in der sogenannten Grundschrift des Pentateuchs.

5) Man wird sich schwer entschließen, Chet in diesem Abschnitte der Völkertafel ganz auszuspalten, wie die auf Chet folgenden anderen Namen von vermeintlichen Söhnen Kenaans, weil sich nicht gut annehmen läßt, daß Anfangs auf den Satz „Kanaan zeugte Sidon, seinen Erstgeborenen,“ sogleich der Satz „danach aber zerplitterten sich die Geschlechter der Kanaanäer“ und die Aufzählung der Grenzen gefolgt sein können.

Heißt in diesem Abschnitte der Erstgeborene Kanaans Sidon, so wird damit der Name der Stadt Sidon zu einer Person umgedeutet. Es hat den Zweck, einen Namen für den Stammvater der Sidonim, der „Sidonier,“ zu haben. Mit Sidonim bezeichneten die Israeliten, jedenfalls nach einem Sprachgebrauche, den sie bei ihrer Ankunft im Westjordanlande bereits vorgefunden haben, keineswegs ausschließlich die Bewohner der Stadt Sidon und der zu dieser Stadt gehörenden Ebene, obschon dies die Grundbedeutung des Wortes war. Sie pflegten vielmehr diesen Namen auch in übertragenem Sinne anzuwenden, um diejenigen Kanaanäer, die am Fuße des Libanon ihre Wohnsitze hatten, von den übrigen zu unterscheiden, d. h. sie pflegen ihn als einen allgemeinen Volks- und Stammmamen für diese Kanaanäer zu gebrauchen. Mehrfach werden daher auch die Bewohner von Tyros Sidonier genannt. Wo nicht eine ausdrückliche Beziehung auf die Stadt Sidon vorliegt, muß man sogar in den Schriften des Alten Testaments unter Sidonier bloß die Phönizier überhaupt, als eine einheitliche Nation aufgefaßt, und häufig selbst unter Sidon den ganzen Landstrich Phönizien verstehen. Diese Verwendung in so zusammenfassendem Sinne setzt selbstredend voraus, daß, als sie entstand und sich einbürgerte, unter allen Städten Phöniziens Sidon als die bedeutendste und hervorragendste galt. Daneben werden andere Ursachen mitgewirkt haben, vor Allem die Thatsache, daß die Phönizier selbst sich am liebsten nach ihrer besonderen Vaterstadt zu benennen pflegten; für fremde Nationen ergab sich daraus von selbst ein Anlaß, aus dem Namen der am meisten erwähnten und bekanntesten Stadt eine Bezeichnung für den ganzen Volksstamm zu machen. Es ist das der Grund, weshalb die Griechen den phönizischen Seefahrern, die ihre Küsten und Inseln besuchten, ebenfalls den Gesamtnamen Sidonier oder sidonische Männer beigelegt haben: diese Fremdlinge nannten sich der Mehrzahl nach selbst so; sie kommen theils aus Sidon selbst oder aus dem Gebiete dieser Stadt, theils gaben sie das wenigstens an, um überhaupt verständlich machen zu können, wo in aller Welt eigentlich die Ortschaft lag, aus welcher sie stammten. In derselben Weise werden in Syrien zuerst die Kanaanäer der Küste Palästinas des Namens „Sidonier“

Weniger kommt wohl der Grund in Betracht, den Carl Budde (Die biblische Urgeschichte, S. 222, Anm.) dafür anführt, daß Chet neben Sidon stehen bleiben müsse, der Grund, daß Beides Eigennamen seien, nicht Patronymika, wie die Vers 18 aufgezählten Bezeichnungen für einzelne Städte. Chet sollte eben nicht eine Stadt, sondern einen Volksstamm bezeichnen. Jedenfalls muß aber die Aufzählung der Grenzen als etwas betrachtet werden, das von dem Verfasser des Abschnittes über Kanaan selbst herrührt. Hat derselbe Verfasser Chet neben Sidon namhaft gemacht, so hat er mithin unter Chet ein ganz anderes Volk als die Cheta, die wir aus den ägyptischen und assyrischen Quellen kennen lernen, und als die Hittiter, die nordwärts vom Hermon ansässig waren, sich vorgestellt. Er würde dann über die Bedeutung von Chet nicht mehr haben ausfragen können als etwa Josephos, der in seiner Jüdischen Archäologie (I, 139 ed. Niese) „Chettaios“ zu denjenigen Völkern rechnet, „von denen man nichts mehr weiß als die Namen, die in den heiligen Schriften vorkommen, da die Hebräer die Städte derselben zerstreuten.“

sich bedient haben, um ihre in dem nördlicheren Abschnitte des Gestabelandes ansässigen Stammesgenossen zu bezeichnen. Sie waren geradezu dazu gezwungen, weil jene für ihr eigenes Land ja ebenfalls bloß die Gesamtbezeichnung Kanaan und für ihren Volksstamm als Nation keine andere als die Bezeichnung Kanaanäer besaßen. Dieser Gewohnheit werden einfach die Israeliten sich angeschlossen haben. Es ist wesentlich, dies hier hervorzuheben, weil daraus folgt, daß diejenigen Stellen des Alten Testaments, an denen „Sidon“ den Sinn „Phönizien“ und „Sidonier“ den Sinn „Phönizier“ hat, nur Belege für den herrschenden Sprachgebrauch sind, daß die Verwendung jener Worte in diesem Sinne aber an sich über die jeweilige Ausdehnung der Macht der Stadt Sidon und den jeweiligen Umfang des unmittelbar unter ihrer Herrschaft stehenden Gebiets bestimmte Aufschlüsse keineswegs zu gewähren vermag. Auch in dem oben besprochenen Abschnitte der Wälfertafel ist in Sidon dieser Sinn hineingelegt. Nicht der Gründer der Stadt Sidon ist damit gemeint. Der Volksstamm der Phönizier als solcher ist es, dem das Recht der Erstgeburt unter seinen Brüdern zugesprochen wird. Was damit anerkannt werden soll, ist jedoch nicht etwa das höhere Alter der phönizischen Ansiedelungen, sondern die in die Augen fallende Thatsache, daß die Phönizier es viel weiter gebracht haben als alle übrigen Kanaanäer. Durch Reichthum und Macht kennzeichnen und erweisen sie sich von selbst als die Bevorzugten.

Die weite Verbreitung der Benennung Sidonier erklärt sich aber nicht allein aus den Gründen, die schon angeführt wurden. Gewohnt, im Auslande Sidonier zu heißen und sich dort daher als Volk so zu nennen, haben vielmehr die Phönizier offenbar frühzeitig angefangen, diesen Namen auch ihrerseits als eine treffende Gesamtbezeichnung zu betrachten und ihn dem Namen Kanaanäer vorzuziehen. Den deutlichsten, wenn auch einen etwas sehr nachträglichen Beweis liefern die Aufschriften einiger Münzen, welche eine Beziehung auf die zwischen einzelnen phönizischen Städten herrschenden Rangstreitigkeiten enthalten, von denen schon auf S. 86 die Rede gewesen ist. Dieser Eifersüchteleien gedenkt auch Strabon, indem er bei der Erwähnung von Sidon und Tyros hinzufügt: „Welche von beiden Städten aber Metropolis (Mutterstadt) der Phönizier zu heißen habe, darüber liegen beide miteinander in Streit.“ Aus den phönizischen Aufschriften verschiedener Münzen Sidons geht nun hervor, daß Sidon nicht allein den Anspruch erhob, die „Mutter,“ d. h. Mutterstadt, von Tyros zu sein, sondern daß sie sogar in der ganzen Reihe von Tochterstädten, die auf diesen Münzen hergezählt wird, Tyros bloß die letzte Stelle einräumte. Die mächtige Rivalin soll damit augenscheinlich aufs Empfindlichste zurückgesetzt werden, ihre Prätentionen werden gesiffentlich ignorirt, als liege Sidon am wenigsten an der Ehre, auch Mutter gerade dieser Tochter zu sein. Tyros seinerseits pflegt auf den Münzen mit phönizischer



Münze von Sidon.
Originalgröße.

Legende, die es prägen ließ, sich häufig ebenfalls den Rang einer „Mutter“ beizulegen, zählt dann aber keine Tochterstädte auf, sondern nennt sich schlechthin „Mutter der Sidonier,“ der Sidonim. Im Munde der Tyrier hat hier also „Mutter der Sidonier“ geradezu denselben Sinn, den Strabon durch „Metropolis der Phönizier“ ausdrückt. Dieselbe Bedeutung hat deshalb auch der Titel „Mutter in Kanaan“ auf den wiederholt¹⁾ genannten Münzen der Stadt Laodikeia. Die Münzen, welche die urkundlichen Belege hierfür geben, datiren aus der Seleukidenzeit. Die Aufschrift ist für Leute bestimmt, denen nicht die griechischen, sondern nur die phönizischen Schriftzeichen verständlich sind, so gut wie ausschließlich also für die phönizische Bevölkerung des syrischen Gestadlandes. Daraus geht mithin hervor, daß damals in Phönizien selbst „Sidonier“ die am meisten übliche Bezeichnung für den phönizischen Volksstamm war. Da dies selbst bei den Tyriern der Fall ist, obwohl damals Tyros an Wohlstand und Macht Sidon und zwar schon seit geraumer Zeit weit überlegen war, muß die Entstehung dieses Sprachgebrauchs in eine viel frühere Periode zurückgehen.²⁾

Anstatt der Bezeichnung „Sidonier“ wird für die Phönizier im Allgemeinen seit der Perseerzeit gelegentlich an einzelnen Stellen der heiligen Schrift auch „Tyrier“ gebraucht. Die phönizischen Fischhändler und Krämer, die zu Jerusalem ansässig waren, heißen z. B. im Buche Nehemia 13, 16 Tyrier; sie werden schwerlich aber sämtlich bloß aus der Stadt Tyros gekommen sein. Bei den Griechen erhielt sich die allgemeine Bedeutung des Namens Sidonier in der nachhomerschen Zeit fast nur noch im rein dichterischen Sprachgebrauche. Es ist nur Nachahmung dieses Sprachgebrauches, daß auch römische Dichter vielfach in die Worte „Sidonier“ und „sidonisch“ den Sinn „Phönizier“ und „phönizisch“ hineinlegen. Dasselbe geschieht in nachhomerischen griechischen und in vielen römischen Dichterverken mit den Worten „Tyrier“ und „tyrisch.“ In dem letzteren Falle ist die Ursache dieselbe, welche die Juden veranlaßt, nachträglich mitunter dem Namen Tyrier eine derartige Bedeutung zu verleihen; es ist die Thatsache, daß längst nicht mehr Sidon, sondern Tyros die hervorragendste Stellung unter den Städten Phöniziens einnahm. Volksthümlich ist bei den Griechen und darum auch bei

1) Vergl. S. 74, S. 86 u. S. 98.

2) Vergl. hierzu De Vogüés Mémoire sur une nouvelle inscription phénicienne in den Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des inscriptions et belles-lettres, Savants étrangers, 1. Série, Tome VI, 1. partie, S. 64–66; auch Movers, Die Phönizier, II, 1, S. 94–95. Da die Könige von Sidon sich König „der Sidonier“ und nicht König „von Sidon“ nannten, ist zweifelhaft, ob die auf Cypern gefundene sehr alte Inschrift Corpus Inscript. Semitic. I, Tomus I, Nr. 5 in der That — wie meist angenommen wird — der älteste urkundliche Beweis dafür ist, daß die Phönizier sich selbst als einer Nation den Namen Sidonier beizulegen pflegten. Doch darf das auch ohne diese Bestätigung bereits für diejenigen Zeiträume angenommen werden, in welche diese Inschrift selbst nach der frühesten Datirung, die für dieselbe überhaupt möglich ist, fallen würde.

den Römern diese Verwendung der Worte „Tyrier“ und „tyrisch“ augenscheinlich niemals geworden. Schon in den homerischen Dichtungen taucht die Bezeichnung „phoinikisch“ als gleichwerthig mit „sidonisch“ auf. Auch ist in der Odyssee bereits von Phoinike, Phönizien, wenn auch nur an einer Stelle die Rede. Diese Benennungen¹⁾ haben dann die gewiß ursprünglicheren, von „Sidon“ und den „Sidonim“ hergenommenen in der Volkssprache völlig verdrängt. Schon Herodot versteht unter „Sidoniern“ bloß noch Bewohner von Sidon, wie er unter „Tyriern“ nur die von Tyros versteht. Inzwischen hatten die Griechen selbst eine viel genauere Kenntniß der verschiedenen Gestadelländer des Mittelmeeres erworben und ihre eigenen Wohnsitze durch Gründung von Kolonien weit ausgedehnt. Ihrem Gesichtskreise waren selbst die phönizischen Kolonien des westlichsten Abschnittes der Mittelmeerländer viel näher gerückt; sie hatten dadurch immer mehr aus eigener Anschauung eine deutlichere Vorstellung von der großen Verbreitung des phönizischen Volksstammes gewonnen. Auf Sizilien namentlich waren sie unmittelbare Nachbarn phönizischer Ansiedler, die theils hier längst eine zweite Heimath gefunden hatten, theils Karthago oder eine andere phönizische Pflanzstadt des gegenüber liegenden Küstengebietes Nordafrikas ihre Mutterstadt nannten. Wenn nicht die griechischen Bewohner Siziliens, so werden mithin doch griechische Seefahrer, die Reisen zu den Ländern des Westens unternahmen, die ersten gewesen sein, welche für den weit verbreiteten Volksstamm, zu dessen Kolonien sie in diesen Gegenden gelangten, die Benennung Phoiniker eingeführt haben. Die Vertreter desselben, die ihnen dort zu Gesicht kamen, nannten sich eben nicht Sidonier, wie es die ersten Angehörigen dieses Stammes, welche die Griechen selbst in ihrem eigenen Lande aufsuchten und den Bewohnern der griechischen Inseln und Küsten dadurch bekannt wurden, gethan hatten. Ihre Herkunft bezeichneten sie vielmehr mit ganz verschiedenen Namen, je nach der Stadt, in der sie zu Hause waren. Auf die Einwohner der phönizischen Hafenstädte Nordafrikas und Siziliens ließ sich die Bezeichnung Sidonier nicht übertragen und sie war vielleicht nicht einmal in ihrer allgemeinen Bedeutung denjenigen Griechen geläufig, welche mit diesen Gegenden zuerst in Verkehr traten. In diesem Verkehr wird daher der Name Phoiniker entstanden sein, ein Name, der nicht auf die Herkunft des Einzelnen eingeht, sondern den ganzen Volksstamm nach einem Merkmale seiner äußeren Erscheinung als einen Menschenschlag von dunkelröthlicher Hautfarbe kennzeichnen soll, so etwa, wie man die Indianerstämme Nordamerikas ohne Unterschied Rothhäute zu nennen pflegt.

Was gegen diese Ableitung sich einwenden läßt, läuft darauf hinaus, daß von allen übrigen Eigennamen, welche die Griechen angewendet haben, um für fremde Völkerstämme eine Bezeichnung zu besitzen, kaum ein einziger

1) Ueber Ursprung und Bedeutung der Worte *Φοινίξ*, Phönizier, und *Φοινίκη*, Phönizien, sowie Poenus, Punier, vergl. S. 13, auch S. 121.

so klar seine etymologische Bedeutung verräth, und daß gerade die meisten griechischen, mit ix endigenden Völkernamen ihrer Etymologie nach vielleicht die am wenigsten verständlichen sind. Daß Phoinix, der „Phoiniker,“ seiner Form nach griechisch sei, und daß die Griechen, als sie dieses Wort bildeten, an eine Farbenbezeichnung, die ein dunkles Roth bedeutete, gedacht haben, wird meist eingeräumt. Doch gilt für möglich und wahrscheinlich, daß trotzdem dieser Eigennamen nicht griechischen Ursprungs sei; er sei die Umformung und Umdeutung eines Fremdwortes; nur deshalb erscheine die etymologische Bedeutung so durchsichtig. Die Phönizier selbst besaßen zwar anerkanntermaßen keine Gesamtbezeichnung für ihren eigenen Volksstamm, der Phoinix nachgebildet sein könnte. Dagegen gebrauchen häufig die Aegypter als eine solche Gesamtbezeichnung das Wort Fenchu, eine Pluralform von dem Singular Fench. Fench-u und Phoinik-es, Fench und Phoinix hat man daher einander gleichgesetzt. Schon dies ist aus grammatischen Gründen nicht ganz unbedenklich. Die Griechen müßten dann aus dem letzten Consonanten des ägyptischen Wortes eine Endung gemacht haben, denn der Stamm von Phoinix lautet nicht Phoinik, sondern Phoin. In Poen-us, der „Punier,“ würde dann sogar derselbe Bestandtheil ganz fortgefallen sein. Man würde folglich annehmen müssen, daß die Gestalt, in welcher die Griechen das Fremdwort Fench, Fenchu sich mundgerecht gemacht haben, nur äußerlich ein echt griechisches Gepräge aufweist. Weil Völkernamen wie Kil-ix, Kil-ikes und Thre-ix, Thre-ikes den Griechen ganz geläufig waren, würden sie nach einer falschen Analogie auch Fench, Fench-u in Phoin-ix, Phoin-ikes umgewandelt haben. Wird das zugegeben — und es ist ja an sich durchaus nicht unmöglich —, so würde allerdings erklärlich sein, daß die echt griechische Form und die von den Griechen erst hineingetragene etymologische Bedeutung des Wortes den ausländischen Ursprung desselben völlig in Vergessenheit brachten. Die ägyptische Grundform würde in dieser Entstellung so unkenntlich sein, daß dann aus Phoin-ix eben auch das lateinische Poen-us entstehen konnte. Auch würde es dabei bleiben, daß Phoinike von Phoinix abgeleitet werden muß. Es würde bei dieser Frage ferner wenig ins Gewicht fallen, daß der Ursprung des Wortes Fenchu an sich noch ziemlich räthselhaft ist, und daß die Aegypter mit diesem Eigennamen wahrscheinlich Anfangs nicht die Phönizier bezeichnet, sondern ihn erst im Laufe der Geschichte auf den phönizischen Volksstamm übertragen haben. In den Zeiten, die in Betracht kommen, haben in der That die Phönizier bei den Aegyptern diesen Namen geführt. Undenkbar wäre es also nicht, daß die Griechen ihn in dieser Bedeutung entweder im Verkehre mit den Aegyptern, oder — was die Umformung des Namens um so wahrscheinlicher machen würde — aus dem Munde eines Volkes vernommen haben, welches mit dem Küstengebiete des Nildeltas und den dortigen Ansiedelungen der Phönizier in Verkehr stand und daher gewohnt war, die Phönizier mit demselben Namen zu benennen, den ihnen die Aegypter zu geben pflegten. Gegen die Ableitung aus dem Aegyptischen läßt sich also

aus grammatischen Bedenken nicht ohne Weiteres Widerspruch erheben. Sie bleibt jedoch zweifelhaft, weil es sich nicht bloß um die Entstehung des griechischen Wortes Phoinix handelt, sondern zugleich um die des lateinischen Poenus. Beide stehen ihrem Ursprunge nach unbedingt in ganz engem geschichtlichen Zusammenhange. Liegt nicht näher, den Ursprung da zu suchen, wo die Griechen und die Italiker am frühesten miteinander in Berührung kamen, wo daher am einfachsten eine Benennung für den phönizischen Volksstamm sich bilden konnte, die ebenso in der lateinischen Sprache wie in der griechischen vertreten ist, statt ein Fremdwort von Aegypten durch Vermittelung der Griechen bis nach Latium wandern zu lassen?

7. Herkunft der Phönizier.

Wie aus der Betrachtung der verschiedenen Namen, welche im Laufe der Zeit den Phöniziern beigelegt wurden, sich ergibt, sind die Phönizier als Volksstamm von den übrigen Kanaanäern, besonders von dem größeren Theile der vorisraelitischen Bevölkerungsschicht Palästinas nicht zu trennen. Ihre Geschichte ist nur die eines Theiles des kanaanäischen Volksstammes, die Geschichte desjenigen Theiles, welcher nicht im Binnenlande Palästinas, sondern am Saume des Meeres längs der Küste dieses Landstriches und in den nördlich daran angrenzenden, bis zum nordwestlichen Abhange des Libanons sich hinziehenden ebenen Abschnitten des Gestadelandes Syriens schon in den Zeiten, aus welchen die ältesten historischen Nachrichten über diese Gebiete herrühren, seine Wohnsitze aufgeschlagen hatte. Als eine Nation für sich hatten diejenigen Kanaanäer, welche diese Wohnsitze einnahmen, von ihren im palästinischen Binnenlande ansässigen Stammesgenossen sich nicht abgesondert. Sie bleiben vielmehr mit diesen in Gemeinschaft, bis das Binnenland in den Besitz des von Osten eindringenden ihnen ebenfalls stammverwandten Volkes Israel geräth, in einer Gemeinschaft, die allerdings nie zu einem politischen Verbande sich zu gestalten vermochte. Ebenso wenig ist eine solche durchgehende Einigung innerhalb der kanaanäischen Bevölkerung der Küstengebiete zu Stande gekommen. Die Lage der Wohnsitze mit allen Vortheilen und Nachtheilen, die sie mit sich brachte, erzeugte hier zwar manches Gleichartige in der Entwicklung des geschichtlichen Lebens. Aber nicht alle Abschnitte dieses Küstengebietes sind in gleichem Maße in der Geschichte zur Geltung gekommen. Verglichen mit der hohen geschichtlichen Bedeutung, zu der die kanaanäischen Ansiedelungen der nördlichen Küstenstrecken es gebracht haben, tritt vielmehr die Bedeutung der südlich von der „tyrischen Leiter“ gelegenen Ansiedelungen so sehr in den Hintergrund, daß von diesem Gesichtspunkte aus gerechtfertigt ist, die Kanaanäer der Ebenen von Tyros, Sidon, Byblos und der im Norden sich anschließenden Niederlassungen als eine in der Geschichte für sich dastehende Abzweigung aufzufassen. Obwohl in Beziehung auf Abstammung zwischen ihnen und den übrigen Kanaanäern kein Unterschied sich wahrnehmen

läßt, ¹⁾ darf die Geschichtswissenschaft sie doch als ein besonderes Volk betrachten. In diesem Sinne spricht man eben von ihnen als dem phönizischen Volksstamme, dem phönizischen Volke. Sie allein und die Bewohner der Kolonien, welche sie gegründet haben, haben Anrecht auf den Namen Phönizier.

Wie die Besiedelung des phönizischen Landes durch Kanaanäer einst vor sich gegangen ist, darüber lassen sich nur Vermuthungen äußern. Die Vorgänge, die später im Binnenlande Palästinas sich vollziehen, führen jedoch zu der Annahme, daß die Kanaanäer sich nicht von der Meeresküste aus verbreitet haben. Es ist nicht gut denkbar, daß sie Anfangs bloß diesen schmalen langgestreckten Streifen Landes in Besitz hatten und erst nachträglich von dort aus über diejenigen Theile des Westjordanlandes, die sie vor den Israeliten inne gehabt haben, ihre Ansiedelungen ausdehnten. Etwas derartiges haben zwar später die Philister von einem Abschnitte der Meeresküste aus ins Werk zu setzen unternommen. Als ein vorwiegend dem Kriegshandwerke ergebeneß und in sich geeinigtes Volk durften die Philister allerdings an die Ausführung eines solchen Versuches sich wagen. Nach Allem aber, was über den Volkscharakter der Kanaanäer bekannt ist, wird man ihnen am wenigsten zutrauen können, daß sie so gleichsam gegen den Strom ankämpfend in das Binnenland eingebrungen sind. Denn da hier dem Binnenlande aus dem Osten und Süden angrenzenden, weniger von der Natur bevorzugten Gebieten fortwährend neue Bevölkerungselemente zugeführt wurden, hat, soweit sich erkennen läßt, von Alters her in der Bevölkerung des Binnenlandes das Bestreben geherrscht, den Niederungen der Gestabelandschaften sich zu nähern, deren fruchtbare Gefilde ohnehin viel verlockender waren, als die noch in israelitischer Zeit streckenweise mit Waldungen bedeckten Berg- und Hügellandschaften.

Dafür, daß die kanaanäischen Ansiedelungen, die es im Westjordanlande gab, mindestens ebenso alt, wenn nicht älter sind als die der Küstengebiete, spricht ferner der Umstand, daß längs der Meeresküste die Wohnsitze der Kanaanäer viel weiter nach Norden reichen als im Binnenlande, wo Dan (S. 102) die Grenze war. Die Hochebene, die zwischen dem Libanon und dem Antilibanon sich ausbreitet, wahrscheinlich sogar auch der größere Theil des Libanons selbst, hat in geschichtlicher Zeit eine Bevölkerung kanaanäischen Ursprungs nie gehabt. Eine andere Erklärung als die, daß die Kanaanäer vom Westjordanlande aus sich in die Niederungen der Gestabelandschaften begeben haben und in diesen immer weiter nach Norden vorgeückt sind, bis eine Art Gegenströmung, das Zusammentreffen mit der Völkerbewegung, die von Kleinasien und vom oberen Laufe des Euphrat her sich Syrien zuwendet, ihnen ein Ziel gesetzt hat, wird sich für diese Thatsache nicht finden lassen. Daß die Kanaanäer und daher auch die Phönizier gleich den Israeliten aus

1) Es bezeichnet nicht einen Unterschied in der Abstammung, wenn im Deuteronomium (2, 23) und im Buche Josua (13, 3) die ehemaligen kanaanäischen Bewohner der philistäischen Ebene als ein besonderes Volk aufgefaßt und *Awuim* (*Awuäer*, *Ewäer*) genannt werden.

dem Ostjordanlande gekommen sind, soll damit keineswegs behauptet werden. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß man die Einwanderung der kanaanäischen Bevölkerungsgeschicht in das Binnenland Palästinas nicht später ansetzen darf, als die Gründung der kanaanäischen Ansiedelungen der Küstengebiete, weil man sonst genöthigt sein würde, die Verbreitung des kanaanäischen Volksstammes von Phönizien ausgehen zu lassen. Dies ist aber unmöglich, weil die nahe Verwandtschaft, die zwischen allen Kanaanäern und den Stämmen des Ostjordanlandes besteht, eine derartige Auffassung des Herganges der Dinge verbietet.

Ist demnach aus der gegen das Binnenland hin isolirten Lage, welche die kanaanäischen Ansiedelungen der nördlichen Hälfte Phöniziens haben, zu schließen, daß die kanaanäische Bevölkerung Phöniziens einmal eingewandert und zwar dorthin entweder von den südlicheren Strecken der syrischen Küste oder von dem nördlichen Theile des Binnenlandes Palästinas aus vorgebrungen ist, so wird immerhin diese Einwanderung nur als ein Vorgang gelten dürfen, der — mag er nun bald oder spät nach der Entstehung der binnenländischen kanaanäischen Ansiedelungen erfolgt sein — in einem geschichtlich so weit entlegenen Zeitraume sich vollzogen hat, daß eine bestimmte und treue Erinnerung an denselben bei den Phöniziern selbst sich schwerlich erhalten haben kann. Selbst auf die Möglichkeit, daß wenigstens in einzelnen Sagen eine dunkle Vorstellung von diesem Vorgange übrig geblieben sein mag, ist kaum zu rechnen. Alles, was sich erwarten läßt, ist vielmehr, daß jede wirkliche Kenntniß frühzeitig erlöschen mußte, daß frühzeitig die Phönizier in ihrer neuen Heimath in Folge der geschichtlichen Entwicklung, die sie hier durchlebten, angefangen haben müssen, sich als die Ureinwohner des Landes zu betrachten. In der That giebt es Nachrichten über angeblich phönizische Ueberlieferungen, deren Alter und zum Theil deren Echtheit sich allerdings nicht nachweisen läßt, aus denen hervorzugehen scheint, daß wenigstens in der hellenistischen Zeit und später noch die Phönizier diese Anschauung hegten. Die Geschichte ihrer Niederlassungen ließ sich nachträglich eben durch so ausgedehnte Zeitabschnitte verfolgen, daß sie einen Zeitraum, in welchem diese noch nicht vorhanden gewesen wären, sich nicht mehr vorzustellen vermochten. Aus diesem Grunde und weil in ihren Augen das Alter einer Ansiedelung den Bewohnern Ansehen verlieh, hatten die Einwohner der meisten namhaften Städte Phöniziens sich gewöhnt, der Schutzgotttheit der Stadt die Gründung derselben zuzuschreiben. Da nicht verborgen blieb, daß Gottheiten gleichen oder ähnlichen Namens auch außerhalb Phöniziens und zwar dort ebenfalls als Schutzgotttheit und Urheber einer einzelnen Stadt verehrt wurden, half man sich mit der Erklärung, dies gehe ganz mit rechten Dingen zu, die betreffende Gottheit sei in der Urzeit weit herumgezogen, um alle jene Städte zu errichten, sie sei aber bloß in der ihr vorzugsweise geweihten Stadt Phöniziens eigentlich zu Hause. War Phönizien das Land, in dem die Götter geweiht hatten, als sie noch leibhaftig auf Erden wandelten, so war nur eine nothwendige Konsequenz,

es — wie einzelne Nachrichten zeigen — auch für den Schauplatz zu halten, auf dem die ersten Keniker das Licht erblickten, vor Allem die Stammväter des phönizischen Volkes, die noch in persönlichem Verkehr mit den Gottheiten gelebt und aus diesem Umgange ihre Weisheit geschöpft haben sollten. Derartige Auslagen zu verwerten, wie es Rovers versucht hat, um damit die Hypothese zu erhärten, die Phönizier seien in dem Landstriche, der nach ihnen den Namen trägt, von Anfang an heimisch gewesen, ist mithin nicht gestattet. Für autochthon hält sich jedes Volk, sobald es über seine Herkunft nichts mehr weiß.

Andererseits giebt es auch Berichte, die von einer Einwanderung der Phönizier, und zwar von einer Einwanderung aus südlicher gelegenen Gegenden, erzählen. Der Erste, welcher dies erwähnt, ist Herodot. In der Einleitung seines Geschichtswerkes giebt er an, wie die „Geschichtskundigen unter den Periern“ die ersten Anfänge der Zwülfigkeiten darstellen, die den Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland, der in den Perierkriegen zum Austrage gekommen sei, geschaffen haben sollen. Nach dieser Darstellung, sagt er, liege die Schuld an den Phöniziern. Nachdem diese von dem sogenannten Erythräischen Meere her an das Mitteländische gelangt waren und in dem Landstriche, den sie später bewohnten, sich niedergelassen hatten, hätten sie sofort weite Fahrten zur See unternommen, seien dabei auch nach Argos gekommen und hätten von dort Io, die Tochter des Inachos, entführt. Das Letztere ist es, worauf es an dieser Stelle Herodot am meisten ankommt. Wenn auch die Redewendung, mit welcher er diese Erzählung „geschichtskundigen Periern“ in den Mund legt, schwerlich eine andere Bedeutung hat als die, vom Standpunkte der Perier aus müsse der Sachverhalt sich so darstellen, wie er geschildert wird, so will Herodot damit doch keineswegs gerade die Perier über die Herkunft der Phönizier vom Erythräischen Meere Zeugniß ablegen lassen. Denn in der Schilderung der Zusammenziehung des Heeres des Xerxes, die er im 7. Buche seines Werkes entwirft, sagt er nach der Erwähnung, daß dem Perierkönige die Phönizier zusammen mit den Syrern des Palästiniischen Landes 300 Trieren gestellt hatten, und nach einer Beschreibung der Bewaffnung der phönizischen und syrischen Mannschaften: „Was die Phönizier betrifft, so wohnten sie ehemals, wie sie selber sagen, an dem Erythräischen Meere. Von dorthier sind sie quer durch Syrien gezogen und wohnen nun daselbst am Meeresstrande. Dieser Landestheil Syriens und der ganze Landstrich bis nach Aegypten wird Palästina genannt.“ Aus diesem Zusätze hat Rovers geschlossen, Herodot habe nicht behaupten wollen, die eigentlichen Phönizier seien in Syrien eingewandert, er habe nur die Bewohner des südlichsten Küstenabschnittes gemeint. Aus dem Zusammenhange geht aber hervor, daß Herodot unter Phöniziern hier nur die Bewohner derjenigen phönizischen Städte Syriens, welche Xerxes Schiffe geliefert hatten, also hauptsächlich die von Sidon, Tyros und Arados¹⁾ versteht, nicht aber etwa

1) Vergl. dazu Herodot VII, 98; 99; 100; 128.

die der philistäischen Küstenlandschaft, und daß er nur dem Namen Palästina eine sehr weite Bedeutung ¹⁾ beilegt. Zweifelhaft ist dagegen, wo sich Herodot die ursprüngliche Heimath der Phönizier gedacht hat, ob am Rothen Meere oder am Persischen Meerbusen. Denn nach seiner Vorstellung ist das ganze Ländergebiet vom Nordende des Persischen Meerbusens bis zum Nordende des Rothen Meeres einerseits und der syrischen Küste des Mittelmeeres andererseits — mit Einschluß Arabiens, dessen Gestalt und Ausdehnung ihm unbekannt war — eine große Halbinsel, die wie Kleinasien die Richtung von Ost nach West hat, und an deren südlicher Küste parallel demjenigen Abschnitte des Mittelmeeres, welcher die syrischen Gestabelandschaften abgrenzt, ein ausgedehntes Meer sich hinzieht, das von der Mündung des Euphrat und Tigris bis zum Südrande des Isthmus von Sues reicht. Dieses südliche Meer, als ein Ganzes betrachtet, nennt er das Erythräische. Wie Kleinasien zwischen einer Küste des Pontos Euxinos und einer Küste des Mittelmeeres, so lag auch nach seiner Vorstellung Syrien zwischen der vom Golfe von Issos bis nach Belusion reichenden Küste des Mittelmeeres und der Küste des Erythräischen Meeres eingeschlossen. „Quer durch Syrien“ wanderte also nach seinen Begriffen Jeder, der von irgend einem Punkte des sogenannten Erythräischen Meeres sich nach irgend einem Punkte der dem Mittelmeere zugekehrten Seite des vermeintlich halbinselartigen syrischen Landkörpers begab. Sagt Herodot, die Phönizier seien quer durch Syrien, oder wörtlicher aus dem an das Erythräische Meer angrenzenden Theile Syriens herübergewandert, so zeigt das mithin nicht etwa, daß er oder einer seiner Gewährsmänner die Heimath dieses Volkes gerade an dem entlegensten Punkte der Erythräischen Gestade, also etwa an der Mündung des Euphrats und Tigris suchten. Er würde sich genau ebenso ausgedrückt haben, auch wenn er minder entlegene Gebiete im Sinne hatte. Auf eine bestimmte Gegend deutet daher seine Aussage nicht, nur im Allgemeinen auf einen Theil der Länderstrecke, die vom Golfe von Sues bis zum Mündungsgebiete des Euphrats und Tigris sich hinzieht.

Die meisten anderen Nachrichten über die Herkunft der Phönizier vom Erythräischen Meere, welche in den Schriften der Alten sich finden, gehen von dieser Versicherung Herodots aus. Die griechischen Gelehrten, vor Allem die alexandrinischen, hatten besonderen Anlaß, mit dieser Nachricht sich zu beschäftigen, weil sie zur Erklärung einer Stelle der Odyssee (IV, 81—85) erhalten mußte, an der Menelaos über seine Irrfahrten sagt, er sei vor seiner

1) Vergl. S. 16. Für die Richtigkeit seiner Auffassung beruft Movers sich mit Unrecht auf die Thatsache, daß Herodot auch die Bewohner der philistäischen Küste als Phönizier betrachtet (vergl. oben S. 87), und auf eine Notiz, die Stephanos von Byzanz aufbewahrt hat: Azotos (Asdod) sei von dem Anführer einer Schaar von Flüchtlingen, die vom Erythräischen Meere herkam, gegründet worden, und er habe die Stadt nach dem Namen seiner Frau Aga genannt. Liegt dieser Notiz überhaupt irgend eine einheimische Ueberlieferung zu Grunde, so wird es die sein, daß die kanaanäische Bevölkerung der Gestade Palästinas sich als eine aus dem Binnenlande eingewanderte betrachtete. Vergl. auch S. 117.

Heimkehr nach Kypros, Phoinike und zu den Aegyptern verschlagen worden, sei zu den Aethiopen gelangt, den Sidoniern und den Cremern und auch nach Libyen. In der Ueberzeugung, der Dichter halte in dieser Aufzählung genau die Reihenfolge inne, in welcher Menelaos die betreffenden Länder und Völker besucht habe, auch könne der Dichter nicht etwas Unmögliches erzählen, ebenso wenig sich wiederholen, suchten viele Ausleger die Fahrt zu den Aethiopen sich dadurch verständlich zu machen, daß sie die Hypothese aufstellten, Menelaos sei auf irgend einem Wege zu Schiffe in den südlichen Ozean gerathen und sei dort zuerst zu dem Lande der Aethiopen, dann, in dem Eruthräischen Meere weiter fahrend, zu den an dieser Stelle genannten Sidoniern und von diesen zu den Cremern gekommen. Die Cremer, in deren Namen aller Wahrscheinlichkeit nach der Name der Aramäer enthalten ist, hielt man für einen arabischen Volksstamm. Die Sidonier hielt man für phönizische Bewohner einer Gestadellandschaft des Arabischen oder des Persischen Meerbusens und stritt darüber, ob Homer damit phönizische Ansiedler, die aus Sidon dorthin gezogen waren, oder die Vorfahren der am Mittelmeere ansässigen Phönizier gemeint habe. Als dann bekannt wurde, daß es in einer auf der arabischen Seite des Persischen Meerbusens liegenden Inselgruppe, welche gegenwärtig Bahrein genannt wird, eine Insel gab, deren Name den Griechen ähnlich wie Tyros oder — wie häufig geschrieben wurde — wie Tyros klang, und eine andere, deren Name griechisch durch Arabos wiedergegeben wird, erblickten mehrere griechische Gelehrte darin eine endgültige Bestätigung der Vermuthung, die Urheimath der Phönizier sei am Ufer des Persischen Meerbusens zu suchen. Sogar die Behauptung, es gebe auf diesen Inseln Tempel, welche den phönizischen ähnlich sähen, und ihren Einwohnern sei auch noch bekannt, daß die phönizischen Städte Tyros und Arabos ihre Colonien seien, fand gläubige Anerkennung.

Unabhängig von den Versuchen, jene Stelle der Odyssee zu erklären, und von der Aussage Herodots sind außer einzelnen Notizen, die hier mit Stillschweigen übergangen werden dürfen, nur die Angaben, die Justin in seinen Auszügen aus dem Geschichtswerke des Pompejus Trogus über die Herkunft der Phönizier macht. Was er berichtet, ist Folgendes. „Das Volk der Tyrier stammt von Phöniziern ab, welche, durch ein Erdbeben in Unruhe versetzt, ihre erste Heimath an dem syrischen Binnensee (ad Syrium stagnum) verließen, bald darauf am nächsten Gestade des Meeres sich ansiedelten und dort eine Stadt erbauten, welche sie wegen des Reichthums an Fischen Sidon benannten, denn der Fisch heißt bei den Phöniziern sidon.“¹⁾ Daß Sidon

1) Justinus, XVIII, 3, 2—3. Statt ad Syrium stagnum boten früher die Ausgaben Assyrium stagnum. Man verstand daher die Stelle so, als sei das Assyrium stagnum nur eine Station auf dem Zuge der Phönizier, nicht aber der Ausgangspunkt gewesen, von dem sie durch ein Erdbeben vertrieben waren. Die beste Erklärung des Ausdrucks Assyrium stagnum war dann die, es sei damit der See von Bablyte nördlich von Thapsatos, auf dem Wege von Bablyonien zum oberen

„Fisch“ bedeuten soll, ist unrichtig, aber es hat doch wenigstens die Bedeutung „Fischfang.“ Der abflußlose See, das Syrium stagnum, von dem an dieser Stelle die Rede ist, soll nicht weit von dem syrischen Gestade liegen. Man hat daher an den See Genezareth gedacht, an das fischreiche galiläische Meer. Da aber stagnum ein Wasserbecken bezeichnet, dem es an Abfluß fehlt, ist diese Deutung wenig wahrscheinlich. Das Richtige scheint vielmehr Christian Carl Josias Bunsen getroffen zu haben, der die Meinung ausgesprochen hat, es sei das Todte Meer gemeint, und das Erdbeben, welches die Phönizier bewogen haben soll, das Ufer dieses Meeres zu verlassen, sei dasselbe, dem der Untergang der Städte Sodom und Gomorrha zugeschrieben wurde.¹⁾ Der Erzählung vom Untergange dieser Städte liegt augenscheinlich die Vorstellung zu Grunde, daß in jener Gegend vor undenklichen Zeiten eine höhere Cultur bestand, als in geschichtlicher Zeit dort vorhanden war, und die anderen Volksstämmen angehörte als denjenigen, die in geschichtlicher Zeit dort wohnten. Je höher die Vorstellung war, welche man von dieser untergegangenen Cultur sich machte, um so weniger ließ sich das Verschwinden derselben ausschließlich auf etwas Zufälliges, auf das blinde Walten roher Naturkräfte zurückführen. Als Ursache wurde daher eine tiefe Entartung, eine zum Himmel schreiende Sündhaftigkeit angenommen, die ihren Lohn erhalten hatte. Gegen den Gedanken, daß ein blühendes Leben, daß Wohlstand und Glück zerstört und für immer vernichtet werden könne, ohne daß eine sittliche Verschuldung vorausgegangen sei, sträubt sich jede Faser des Gemüths. Blickt die Sage in die vorgegeschichtliche Vergangenheit zurück, so betrachtet sie daher stets das Zugrundegehen des Schönen und Herrlichen als unbedingte Folge eines Frevels.²⁾ Nach einer Andeutung, welche Vers 31 des 19. Kapitels der Genesis macht, muß es eine Auffassung gegeben haben, nach welcher die Zerstörung der Städte Sodom und Gomorrha zugleich als ein über das ganze Menschengeschlecht verhängtes Strafgericht galt, bei dem nur die Stammeltern

Euphrat, gemeint. Alfred von Gutschmid, der in seinen Beiträgen zur Geschichte des alten Orients (Leipzig 1858), S. 26, Anm. diese Erklärung aufstellte, hat sie jedoch selber nachträglich verworfen, weil die echte handschriftliche Uebersetzung ad Syriam stagnum (lies ad Syrium stagnum) bietet (vergl. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, CXXI, Leipzig 1880, S. 293).

1) Christian Carl Josias Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, IV, Gotha 1856, S. 292.

2) Es ist das beinahe der einzige Grund, weswegen bei allen Völkern die Sagen, welche von ihrer Vorgeschichte handeln, düstere Schilderungen entsetzlicher Unthaten enthalten. Ich erinnere an die Greuel, welche angeblich von Geschlecht zu Geschlecht in den meisten Herrscherhäusern des heroischen Zeitalters, von deren Untergang die Sagen Geschichte der Griechen berichtet, verübt sein sollen und diese als doppelt und dreifach mit Fluch beladen darstellen. Eine Erzählung, die einfach von dem Untergange meldete, ohne den Zusammenhang mit einer entsprechend großen Schuld aufzudecken, würde eben niemals glaubwürdig geworden sein. Verwerfen wir doch einen Roman, dessen Ausgang die Gerechtigkeit, nach der wir im wirklichen Leben so oft vergeblich uns umsehen, vermiffen läßt.

der später lebenden Menschheit verschont blieben. Da aber diese Andeutung zu dem Berichte gehört, in welchem erzählt wird, wie es zugeht, daß von den Einzigen, welche jene Zerstörung überlebten, von Lot und dessen Töchtern Moab und Ammon, die beiden im Süden und Südosten des Todten Meeres ansässigen Volksstämme, ihren Ursprung abzuleiten haben, so steht nichts im Wege, die biblische Erzählung und die Nachricht, von welcher bei Justin die Rede ist, miteinander in Parallele zu setzen. Miteinander verglichen, lassen beide Darstellungen auf eine Ueberlieferung allgemeineren Inhalts schließen, in welcher die Trennung der Völker in verschiedene Stämme überhaupt erklärt und als Ursache derselben ein gewaltiges Naturereigniß, eine Erdumwälzung, die in einer Gegend am Rande des Todten Meeres stattgefunden haben sollte, aufgefaßt wurde.¹⁾ In dem Berichte, der den Angaben Justins, oder besser der Quelle des Pompejus Trogus zu Grunde lag, begann mit dieser Katastrophe die Entstehungsgeschichte der Phönizier, also wohl überhaupt die Entstehungsgeschichte der verschiedenen Abzweigungen der kanaanäischen Menschheit. In der biblischen Erzählung dagegen ist dieselbe Ueberlieferung verwendet, um daran die Entstehung zweier in der Umgebung des Schauplatzes jener Katastrophe später wohnenden Stämme anzuknüpfen. Das Eigenartige dieser Katastrophe, der Umstand, daß gerade ein großes Erdbeben Anlaß zu einer neuen Gestaltung der Völkerverhältnisse giebt, führt zu dem Rückschlusse, daß die einheitliche Ueberlieferung, die nach beiden Darstellungen vorausgesetzt werden darf, ihrerseits wiederum auf eine Anschauung zurückgeht, die nicht im Norden Palästinas oder in dessen Küstengebieten, sondern nur unmittelbar in der Umgebung des Todten Meeres, Angesichts der hier in bereicherter Sprache von der Einwirkung gewaltiger Naturkräfte zeugenden Spuren entstanden sein kann.²⁾ Mit anderen Worten: eine Sage lokalen Ursprungs, welche das Vorhandensein des Todten Meeres einer mächtigen Erdumwälzung zuschrieb, ist der Anlaß gewesen, daß in einem Sagenkreise viel allgemeineren Inhalts — in einer Reihe von Sagen, welche den Untergang einer nicht mehr bestehenden zu hoher Ausbildung gelangten Kultur motiviren und andererseits die Ueberzeugung, daß zwar die Geschichte der Völker sich nicht bis zu ihrem ersten Ausgangspunkte, der Entstehung der ersten Menschen, zurückverfolgen läßt, daß trotzdem aber der Ursprung der Menschheit ein einheitlicher gewesen sein müsse, zum Ausdruck bringen sollten — daß in diesem Sagenkreise das Gebiet des Todten Meeres und ein Erdbeben, welches dort seine Wirkung ausgeübt haben sollte, die wesentlichste Rolle spielten.

Fragt man, bei welchem Volksstamme dieser Sagenkreis sich entwickelt hat, so leuchtet ein, daß man es hier mit einer Ueberlieferung zu thun hat, die kanaanäischen Ursprungs ist, und zwar kann sie nur unter denjenigen

1) Vergl. Alfred von Gutschmid's Bemerkungen in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, CXXI, S. 293.

2) Vergl. J. Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels, Berlin 1883, S. 344.

Kanaanäern aufgekomen sein, die im Binnenlande, die in der Nähe des Todten Meeres ihre Wohnsitze hatten. Wann sie entstanden ist, das läßt sich naturgemäß nicht feststellen. Die biblische Darstellung rührt von dem sogenannten jahwistischen Erzähler her,¹⁾ der, wie man annimmt, um die Mitte des 9. Jahrhunderts v. Chr. geschrieben hat. Die Ueberlieferung, aus welcher dieser Erzähler schöpfte, ist jedoch ohne Zweifel viel älteren Ursprungs. Was an dieser Stelle hauptsächlich in Betracht kommt, ist die Frage, wie weit sie verbreitet gewesen ist, die Frage, ob aus der Erwähnung bei Justin folgt, daß sie auch den Phöniziern bekannt war. Ich bin der Ueberzeugung, daß sich das nicht erweisen läßt, und daß besondere Gründe gerade den Werth dieser Nachricht in sehr ungünstigem Lichte erscheinen lassen.

An die Erzählung von der Herkunft der Phönizier und der Gründung Sidons schließt sich nämlich bei Justin unmittelbar die Bemerkung an, „viele Jahre später“ sei Sidon „von dem Könige der Askalonier erobert worden,“ die Phönizier hätten sich auf ihre Schiffe begeben und hätten da, wo sie wieder ans Land stiegen, die Stadt Tyros errichtet. Das Letztere, wird behauptet, sei ein Jahr vor der Zerstörung Trojas geschehen. Es folgt dann ein Bericht über Begebenheiten, die angeblich in die Perserzeit fallen. Was die Eroberung Sidons durch einen „König der Askalonier“ zu bedeuten haben mag, soll hier nicht erörtert werden. Es ist wahrscheinlich, daß sich dies in der That auf eine geschichtliche Begebenheit bezieht, welche allerdings nicht die Gründung von Tyros zur Folge gehabt hat. Da Justin den Wortlaut seiner Vorlage nur in knappem Auszuge wiedergibt, ist recht gut möglich, daß er gerade in diesem Abschnitte manche Einzelheiten fortgelassen hat. Legt er einer Sache besondere Wichtigkeit bei, so ist aber auch anzunehmen, daß deren Wichtigkeit annähernd in demselben Maße auch in der Vorlage mit Nachdruck hervorgehoben wurde. Befremdend und durchaus verdächtig ist mithin, daß in dieser Uebersicht über die Geschichte des phönizischen Volksstammes das Wesentlichste, was nach der Auswanderung der Phönizier aus dem Binnenlande und der Gründung von Sidon geschieht, als ein Eingreifen der Askalonier dargestellt wird. Daß in einer Darstellung, die in letzter Linie auf phönizische Ueberlieferungen zurückginge, eine That, welche die Askalonier einmal vollbracht haben sollen, so im Vordergrund stehen würde, ist nicht denkbar. So konnten höchstens die Bewohner von Askalon die Entstehung von Tyros schildern. Berichte, die während der hellenistischen Periode in Askalon selbst oder wenigstens im philistäischen Syrien in Umlauf waren, werden in der That einzig und allein die Quelle dieser ganzen Schilderung der Urgeschichte Phöniziens sein. Nichts verräth eine eingehende Bekanntschaft mit der Entwicklungsgeschichte der phönizischen Ansiedelungen. Arados, Berytos, Byblos werden gar nicht genannt; selbst von Sidon ist wie von einer bereits verschollenen

1) Vergl. J. Wellhausen in den Jahrbüchern für deutsche Theologie, XXI, S. 415—417.

Stadt die Rede. Mochten auch die Bewohner Sidons mit Vorliebe Tyros als eine emporgekommene Tochter Sidons betrachten, sie würden doch nie so weit gegangen sein, ihre eigene Stadt seit der Entstehung von Tyros ganz in den Hintergrund treten zu lassen. Von mäßiger Vertrautheit mit der phönizischen Sprache zeugt zudem die Behauptung, daß Sidon schlechtthin Fisch bedeute. Ferner kann die Nachricht, daß Tyros seine Entstehung einem Kriegszuge der Askalonier gegen Sidon verdanke, nicht lediglich eine eingeschobene Notiz sein; sie bildete vielmehr den Mittelpunkt der Darstellung, welche Pompejus Trogus benützt hat. Aus Sidon oder Tyros kann daher die ganze Erzählung schwerlich stammen. Wohl aber konnte, aus der Ferne betrachtet, vom Standpunkte der Bewohner der Küste Palästinas beurtheilt, die phönizische Urgeschichte diese Gestalt gewinnen. Löst man diese Erzählung in ihre Bestandtheile auf, so ergeben sich allerdings zwei Traditionen. Die eine ist geschichtlicher Art, ist eine Erinnerung daran, daß Sidon oder eine andere Stadt der „Sidonier“ einmal von einer Abtheilung des philistäischen Volksstammes, welche wahrscheinlich erst nach diesem Ereignisse sich in Askalon niederließ, erobert worden ist. Aus dieser historischen Erinnerung hat sich eine zweite Tradition gebildet. Diese sollte augenscheinlich erklären, warum die Phönizier zuerst Sidonier, später aber Tyrier genannt wurden, und die Erklärung war: die Phönizier sind Kanaanäer, welche an dem Ufer des fischreichen Meeres ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben; darum hießen sie Sidonier, bis die Askalonier kamen, ihre Niederlassung eroberten und die Phönizier zwangen, zu Tyros eine neue zu gründen; seitdem heißen sie Tyrier. Ist dies der eigentliche Inhalt der Berichte gewesen, welche für die Darstellung, der Pompejus Trogus sich angeschlossen hat, maßgebend waren, so kann diese Auffassung nicht vor derjenigen Zeit entstanden sein, in welcher für die Phönizier der Gesamtname Tyrier aufkam, d. h. nicht vor der Perserzeit. Abgesehen von der zuerst genannten rein historischen Tradition, lehnt diese Erzählung nur in einem Punkte an eine Ueberlieferung sich an, die augenscheinlich älteren Ursprungs ist, nämlich mit der Angabe, die ursprüngliche Heimath der Phönizier habe am Todten Meere gelegen, und sie seien wegen eines schrecklichen Erdbebens an die Küste geflüchtet. Es ist aber einleuchtend, daß der Zusammenhang, in dem diese Angabe vorkommt, zwar zu der Annahme verpflichtet, daß der Erzähler eine andere Herkunft und eine andere Ursache sich nicht zu denken vermochte, daß aber gerade deswegen ganz ungewiß bleibt, ob die Phönizier jemals eine ähnliche Ueberlieferung besessen haben. War unter den kanaanäischen Ansiedlern, welche die Grundbevölkerung des philistäischen Westlandes bildeten und in der persischen Periode die Bevölkerungselemente fremder Herkunft, welche die Einwanderung der Philister dorthin geführt hatte, längst sich amalgamirt hatten, auch die Ueberzeugung verbreitet, daß alle Kanaanäer aus dem Binnenlande stammten, so ist damit noch nicht erwiesen, daß der phönizische Volksstamm ihre Ueberzeugungen theilen mußte.

Es kommt noch in Frage, ob Herodots Aussagen nicht auf eine ähnliche

Erzählung, wie es die ist, die Justin mittheilt, zurückgeführt werden dürfen. Alfred von Guttschmid, der diese Meinung aufgestellt hat, weist ¹⁾ darauf hin, „daß das weit im Innern in einem von der Küste aus schwer zugänglichen Lande gelegene Todte Meer den Griechen erst sehr spät bekannt geworden ist, und selbst noch bei Strabon die Kunde von demselben eine äußerst unvollkommene ist,“ als Urheimath der Phönizier sei Herodot wohl in Tyros das „Meer von Edom (des rothen Landes)“ genannt worden, daß Herodot das Meer, welches ihm so bezeichnet wurde, für das Erythräische hielt, sei ein Mißverständnis. Es wird dabei aber viel vorausgesetzt. Erstlich, daß Herodot seine Nachrichten über die Herkunft der Phönizier erhielt, als er in Tyros war. Zweitens, daß die Tyrier das Todte Meer das Meer von Edom nannten. Drittens, daß Herodot so viel Phönizisch verstand, um zu wissen, daß edom die Bedeutung „roth“ hat, aber nicht so viel, um zu merken, daß es sich um einen Volksnamen handelte. Lieber würde man sich doch zu der Annahme entschließen, daß Herodot nur von einem binnenwärts gelegenen Meere reden hörte und, da das Todte Meer ihm gänzlich unbekannt war, an das Erythräische denken mußte. Noch wahrscheinlicher ist aber, daß er seine Nachricht gar nicht aus erster Hand hatte. Dann mag sie allerdings ebenso wie die Nachricht Justins auf Traditionen zurückgehen, die in den südlichen Gestadelandschaften Syriens zu dieser Zeit verbreitet waren, und Herodot bei den Erkundigungen, die er über das Alter des Tempels der Aphrodite von Askalon eingezogen hat (S. 87), mitgetheilt worden sein. Zwar beruft er sich ausdrücklich auf eigene Angaben der Phönizier, ²⁾ er durfte dies aber sich gestatten, wenn seine Nachricht auch nur aus jenen Gegenden stammte, da er zwischen den Bewohnern derselben und den Phöniziern im engeren Sinne, wie seine Hypothese über die Verbreitungsgeschichte des Aphroditebienstes lehrt, keinen strengen Unterschied machte.

Im besten Falle haben also Herodots und Justins Nachrichten ihren Ursprung in einer kanaanäischen Sage, in welcher eine Gegend am Todten Meere als Ausgangspunkt einer Völkertrennung betrachtet wurde. Und zwar wurde der Ausgangspunkt dorthin verlegt, nicht weil geschichtlich feststand, daß von dort eine solche Völkerbewegung ausgegangen war, sondern umgekehrt, weil in Wirklichkeit der Ausgangspunkt unbekannt war, jene Gegend aber als Schauplatz einer gewaltigen Umgestaltung der Erdoberfläche galt, welche blühende Ansiedelungen der Vorzeit verschlungen und eine trostlose

1) Vergl. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, CXXI, S. 293.

2) Der Meinung, die Movers ausgesprochen hat, gebe ich hiermit nicht Recht. Movers meint, Herodot habe eine Nachricht, welche bloß auf die Herkunft der kanaanäischen Bewohner des Gestelandes Palästinas sich bezog, fälschlich auf die Herkunft der Bewohner Phöniziens ausgebehnt. Ich bin dagegen überzeugt, daß in diesem Falle Herodot die Nachricht, welche er erhielt, nicht falsch gedeutet hat. Sie bezog sich in Wirklichkeit ganz, wie Herodot angiebt, auf die Bewohner Phöniziens. Nur ahnte Herodot nicht, daß die Gewährsmänner nicht Phönizier waren.

Einöde an deren Stelle geschaffen haben sollte. Nur aus diesem Grunde war die Sage von der Völkertrennung dort lokalisiert. Wie in der Erzählung von der Zerstörung des großen Thurmbaues wird in ihr der Uebergang von der vorgeschichtlichen zu der geschichtlichen Zeit einer Katastrophe zugeschrieben, welche die Menschheit zwang, sich auf Erden auszubreiten und dadurch die Absonderung in Völker und Stämme erzeugte. Als kanaanäische Ueberlieferung über die Urgeschichte der Menschheit betrachtet, bildet diese Sage ein Gegenstück zu derjenigen Auffassung der Schöpfungsgeschichte, ¹⁾ die im 2. und 3. Kapitel der Genesis vorliegt, einer Erzählung, die vermuthlich ebenso wie der Bericht über den Untergang Sodoms und Gomorrhas aus dem kanaanäischen Sagentreife in den israelitischen übergegangen ist. Die Ueberzeugung, daß nicht von Anfang an dieselbe Vertheilung der Völker herrschte, die in geschichtlicher Zeit bestand, mag auch in den Anschauungen, welche die Phönizier über ihre eigene Urgeschichte sich gebildet haben werden, zum Ausdruck gelangt sein. An sich ist also möglich und wahrscheinlich, daß sie ebenfalls Sagen besaßen, welche von ihrer Herkunft zu melden wußten. Aber weder aus den Erwähnungen bei Herodot, noch aus der Darstellung des Trogus Pompejus läßt das Vorhandensein solcher Sagen sich feststellen, geschweige denn sich bestimmen, wie diese Sagen gelautet haben mögen. Und selbst wenn es zur Zeit Herodots und schon vor seiner Zeit phönizische Sagen gegeben haben sollte, welche die Urheimath dieses Volkes an das Ufer des Todten Meeres verlegten, so würden diese Sagen bloß zum Ersatz für ein positives Wissen und im Anschlusse an Vorstellungen sich gebildet haben, die ihrer ganzen Art nach mit historischen Ueberlieferungen nichts gemein hatten, sondern auf leeren Voraussetzungen beruhten; sie würden aber nicht von irgend einem wirklichen Vorgange Zeugniß ablegen. Denn setzten die Phönizier voraus, daß die Trennung der Völker in einer Gegend des Todten Meeres begonnen habe, so mußten sie eben nothwendigerweise auch ihre eigene Geschichte dort und nirgend anderswo beginnen lassen. Die Echtheit der vermeintlich aus eigenen Angaben der Phönizier geschöpften Nachrichten ist jedoch, wie sich gezeigt hat, nicht einmal so weit über allen Zweifel erhaben, daß man daraus überhaupt Rückschlüsse auf Vorstellungen der Phönizier machen dürfte. Um so weniger dürfen sie daher zum Beweise für Theorien über die muthmaßliche Herkunft dieses Volksstammes herbeigezogen werden. ²⁾

Bis in die neueste Zeit hat man jedoch dies häufig zu thun versucht und hat in den erwähnten Angaben der Alten eine Fülle vermeintlicher Thatfachen bestätigt zu finden geglaubt. Mit besonderer Vorliebe sind diese Angaben verwerthet worden, um die Phönizier und übrigen Kanaanäer von den semitischen Völkern trennen und sie der sogenannten kuschitischen Völker-

1) Vergl. über diese J. Wellhausen, Prolegomena zur Geschichte Israels, Berlin 1883, S. 324.

2) Vergl. Eduard Meyer, Geschichte des Alterthums I, Anmerkung zu § 178.

gruppe einreihen zu dürfen. Man vermochte so sich wenigstens vorzustellen, daß die Völker, welche man zu dieser Familie rechnete, einmal beisammen gehaust haben konnten. Dies gelang um so leichter, als das Erythraische Meer als geographischer Begriff eine so wenig begrenzte Bedeutung hat, daß möglich wurde, die Urheimath der Phönizier ganz nach Belieben bald unmittelbar in der Nähe Babyloniens, bald an dem arabischen Theile der Küste Bab el-Mandeb unterzubringen, je nachdem mehr Werth auf den Zusammenhang mit den angeblichen Kuschiten Babyloniens und auf uralte Beziehungen zu den Bewohnern Indiens oder mehr Werth auf die Verwandtschaft mit den kuschitischen Afrikanern gelegt wurde. So hat sich denn allmählich eine Hypothese gebildet, welche die Phönizier vom Norden des Persischen Meerbusens aus rings um die Küsten Arabiens bis Bab el-Mandeb und von dort am arabischen Gestade des Rothen Meeres wieder nach Norden herumwandern läßt. Als selbstverständlich betont man dabei, daß sie als das „erste Schiffer- und Handelsvolk der ältesten Welt“ alle diese Küsten und sogar noch viel mehr, auch die indischen „bis nach Ceylon hinab“ beherrschten und zugleich „durch ihren Handel und ihre zahlreichen Niederlassungen in den verschiedensten für ihre Zwecke wohlgelegenen Ländern nicht nur die Producte der Südwest mit dem Norden, sondern auch die Bildungselemente an Technik, Kunst und Wissen, die sie in den von ihnen besuchten Ländern kennen lernten, vermittelten.“ Als ebenso selbstverständlich gilt ferner, daß von der ehemaligen Existenz und dem Treiben dieser bildungsbeflissenen Handelspolitiker der Urzeit in geschichtlicher Zeit so gut wie gar nichts mehr zu spüren ist. Sie sollen das Unglück gehabt haben, fast überall, wo sie sich niedergelassen haben, auf Semiten zu stoßen, und wie es chemische Wahlverwandtschaften giebt, so zwang sie dann ein ethnologisches Gesetz, mit den Semiten sich zu vermischen, deren Sprache anzunehmen und sich von denselben vollständig absorbiren zu lassen. So „gaben sie den besten Theil ihrer Selbstständigkeit auf, ohne darum die übrigen nationalen Eigenschaften ihres Stammes zu verlieren.“

Um diese Hypothese nicht ganz als das, was sie ist, als ein romantisches Phantasiegemälde erscheinen zu lassen, wird meist angeführt, daß noch in historischer Zeit an einem Abschnitte der arabischen Küste des Rothen Meeres ein Theil des phönizischen Volkes seinen Wohnsitz gehabt habe, und daß der Name, welchen die Aegypter zur Bezeichnung für die dort ansässigen Phönizier zu gebrauchen pflegten, die Urform des griechischen Namens Phoinix und des lateinischen Poenus sei. Eine bessere Bestätigung würde man sich allerdings nicht wünschen können. Leider ist es aber mit der Wichtigkeit dieser Behauptung sehr schwach bestellt. Das ägyptische Wort, um welches es sich handelt, ist zwar ein Volksname, aber nur insofern, als es die Bewohner eines Landstriches bezeichnet. Es ist von einem Ländernamen abgeleitet, ist nicht die Benennung eines bestimmten Menschenstammes oder Stammes. Es bezeichnete die Bewohner derjenigen Gebiete der Westküste Arabiens, in welchen

der Weihrauchbaum heimisch ist, aber auch, wie es scheint,¹⁾ die gegenüberliegende Strecke der afrikanischen Küste. Der Name, welchen die Ägypter diesen Ländern beizulegen pflegen, lautet in der Wiedergabe der hieroglyphischen Schriftzeichen, welche in der Ägyptologie die am meisten gebräuchliche ist, Punt und der Name der Bewohner im Singular Panti oder, wie man bis vor Kurzem irrthümlicherweise schrieb, Puna. Diese Wiedergabe ist aber eine unvollkommene, ein conventioneller Nothbehelf. In Wirklichkeit bekannt ist nur, wie die Consonanten des Wortstammes und der Endungen (-t, -tj) gelautet haben; ihr Lautwerth ist ursprünglich Pwn-t und Pwn-tj gewesen. Ferner ist falsch, den Wortstamm als eine Silbe (Pun-) bildend zu betrachten; er muß vielmehr ursprünglich zwei Silben (P-w-n) gehabt haben; er wäre sonst anders geschrieben worden.²⁾ Der Uebergang zu den Formen Phoin-ix und Poen-us ist also kein so einfacher, wie es nach der Transcriptionsweise Punt und Puntj den Anschein hat. Selbst wenn man alles dies für unwesentlich ausgeben wollte, so würde doch noch mehr als räthselhaft bleiben, wie es überhaupt zugegangen und denkbar sein soll, daß die Griechen und Römer die Phönizier mit einem Namen bezeichnen konnten, welchen diese selbst erwiesenermaßen sich niemals gegeben und welchen die Ägypter zwar den Bewohnern Jemens, niemals aber den Bewohnern Phöniziens beigelegt haben. Sollen etwa bloß die Griechen den Phöniziern angemerkt haben, daß diese mit der Bevölkerung des Landes „Punt“ von ganz gleicher Abstammung waren, soll dagegen den Ägyptern, die doch viel ältere und nähere Beziehungen zu diesem Lande sowohl wie zu Phönizien hatten, die Identität ein Geheimniß geblieben sein? Ferner beruft man sich auf die Abbildungen von Deuten aus „Punt,“ die auf altägyptischen Denkmälern vorkommen: die Gesichtszüge und die Körpergestalt, findet man, sollen ebenso wie der Name von der Identität mit den Phöniziern Zeugniß ablegen. Wenn aber die Letzteren auf den Darstellungen, welche die ägyptischen Künstler uns entwerfen, den Bewohnern von „Punt“ viel mehr ähnlich sehen als den Nubiern oder gar den Negern des ägyptischen Sudan, so darf das nicht im Geringsten überraschen und fordert gar keine besondere Erklärung. Denn daß ein Verwandtschaftsverhältniß zwischen den Phöniziern und den Bewohnern der arabischen Halbinsel bestand, wird Niemand in Abrede stellen wollen. Nur war die verwandtschaftliche Beziehung zu den Bewohnern des Landstriches „Punt,“ den Vorfahren der späteren Sabäer, keine so überaus nahe, wie man zu behaupten beliebt. Sie beschränkte sich auf die Zugehörigkeit zur semitischen Völkerfamilie. In „Punt“ hat man außerdem noch Pāt wiederfinden wollen, den Namen, welchen die Völkertafel einem von den Söhnen des Ruch beilegt. Er kommt auch an einigen anderen Stellen des Alten Testaments vor, die

1) Vergl. 1. Hauptabtheilung der Allgemeinen Geschichte, 1. Theil, S. 120 u. 234.

2) Vergl. A. Erman, Ägypten und ägyptisches Leben im Alterthum II (Tabingen), S. 607, Anm. 2.

aus der Zeit des Exils stammen, und bezeichnet dort Söldner von ausländischer, uns unbekannter Herkunft, auf keinen Fall also einen Volksstamm vom Schlage der Phönizier. Ueberdies ist aus sprachlichen Gründen unmöglich, Püt und Punt für ein und dasselbe Wort zu halten. Keine grammatische Kunst reicht aus, um zu erklären, wie aus dem Wortstamme Pan das n verschwunden, wie dafür das t der Endung in den Wortstamm aufgenommen sein und dabei sich in einen ganz anders gearteten Sprachlaut, in t verwandelt haben soll.

Wie man sich vorstellt, daß die Phönizier von Bab el-Mandeb aus auf der arabischen Seite des Rothen Meeres längs der Küste desselben nach Norden vordrangen, so nimmt man auch an, daß sie nicht unterlassen haben werden, die afrikanische Seite gleichfalls zu besuchen. Auch hier hat daher ein im Uebrigen hochverdienter norwegischer Gelehrter eine Ansiedelung dieser erythraischen Phönizier, der „Bun-Pun,“ wie er sie betitelt, nachzuweisen versucht.¹⁾ Er nennt sie „Bun,“ weil er der Meinung ist, sie unter diesem Namen auf einer ägyptischen Inschrift²⁾ der Steinbrücke von Hammamat, welche aus der Zeit des Königs Pepi I., eines Herrschers der 6. Dynastie, herrührt, erwähnt gefunden zu haben, und zwar als Leute, die im Begriff sind, von einer Hafenstadt am ägyptischen Ufer des Rothen Meeres, von Hammamat aus, eine Reise in das Niltal auszuführen, und dabei auf der halbwegs von der Küste gelegenen Zwischenstation Hammamat³⁾ gerastet haben. Leider beruht diese Auffassung lediglich auf einem Mißverständnisse. Die betreffende Inschrift enthält gerade umgekehrt die Namen von Aegyptern, welche vom Niltale aus nach Rehanu oder, wie man gegenwärtig sagt, in das Wabi Hammamat auf Befehl König Pepis sich begeben haben, um dort die Aufsicht über den Betrieb der Steinbrücke zu führen.⁴⁾ Von durchreisenden Fremdlingen ist darin überhaupt mit keiner Silbe die Rede.

1) J. Lieblein, Handel und Schiffahrt auf dem Rothen Meere in alten Zeiten, nach ägyptischen Quellen (Christiania 1886), S. 14—16.

2) Lepsius, Denkmäler, II, 115 c.

3) Vergl. die Karte in J. Dümichens Geschichte des alten Aegyptens, S. 118.

4) Die Inschrift erwähnt den Schatzmeister Acha oder, wie der Name richtiger zu umschreiben ist, Ache und dessen Begleiter, Personen, die lauter echt ägyptische Namen tragen. Es folgt dann der Zusatz: „Dies sind meine sabennu, die mit mir gekommen sind.“ Ache bezeichnet damit die übrigen Personen als Unterbeamten. Die Zeichen, mit denen sabennu geschrieben ist, trennt Lieblein voneinander und macht daraus zwei Worte, sab und dennu. Außerdem macht er noch eine Ergänzung, die seiner Ansicht nach selbstverständlich ist, und übersetzt dann jenen Satz: „Diese Schakale sind Dennu-Leute, die heruntersteigen, da, wo ich nach Hause zurückkehre.“ Diese „Dennu-Leute“ erklärt er für Bewohner von „Punt“ und schließt daraus, im Aegyptischen müsse es für „Punt“ eine dialektische Nebenform gegeben haben, die auf die Form „Bun“ zurückzuführen sei. Die Beweise, welche dafür nach seiner Meinung sich beibringen lassen, hier zu widerlegen, ist nicht erforderlich, da von „Dennu-Leuten“ eben die Inschrift gar nichts erwähnt. Wie es zugeht, daß Ache gerade diese vermeintlichen Agenten der Civilisation als Schakale bezeichnen soll, erklärt Lieblein nicht. Vergl. auch Adolf

Fast ebenso wenig stichhaltig sind die Beweise, welche man für das Treiben der Pun-Phönizier im Osten der arabischen Halbinsel zu besitzen glaubt. Den Beweis für die Identität mit den Kuschiten, welchen man den Ursprung der babylonischen Cultur zuschreiben will, pflegt man einer Erzählung zu entnehmen, die Derosos überliefert hat. Im Anfange, berichtet er, gab es in Babylonien zwar eine starke Bevölkerung, bestehend aus mancherlei Stämmen; die Menschen lebten hier aber noch regellos wie ein Rudel von Thieren. Dies wurde erst anders, als plötzlich eines Tages aus dem Erzythräischen Meere, da, wo es an Babylonien angrenzt, ein Fischmensch Namens Dannes auftauchte, ein seltsam gestaltetes Wesen, ein Fisch, der auf Menschenbeinen ging und unterhalb des Fischkopfes noch einen Menschenkopf hatte, welcher sprechen konnte. Dieses Wesen führte den Tag über Gespräche mit den Menschen, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, und belehrte die Menschen über Alles, was ihnen noth that, um ein gesitteteres Leben beginnen zu können. Mit Sonnenuntergang aber zog es sich in das Meer zurück und übernachtete im Schooße der See, „denn es war eine Amphibie,“ d. h. es war ihm einerlei, ob es auf dem Lande oder im Wasser lebte. Nach dem Erscheinen des ersten Dannes sollen noch wiederholt Bildungsapostel desselben Namens und derselben Gestalt aus dem Meere aufgetaucht sein, um die Unterweisung wieder ins Gedächtniß zu bringen und fortzusetzen. Die Erklärung, welche man dieser Erzählung zu geben pflegt, daß es sich um factische Begebenheiten, nur nicht um Fisch-, sondern um Schiffmenschen, um die Verbreitung der Cultur durch Seefahrer handele, welche vom Persischen Meerbusen aus gelandet seien, hat nicht mehr Werth, als die rationalistische Deutung einer Fabel überhaupt hat. Sie sucht in der Fabel etwas ihrer Incongruenten, eine Art von Inhalt, welchen die Fabel als solche gerade nicht besitzen kann, nämlich geschichtlichen Gehalt. Schrieben in der That die Babylonier den Ursprung ihrer Cultur den Lehren wunderbarer Wesen zu, welche eines Tages aus dem Meere hervorkamen und in demselben wieder verschwanden, so ist dies nicht anders zu beurtheilen wie die bei vielen anderen Völkern vorkommenden Sagen, welche den ersten Wohltäter der Menschheit oder göttlichen Urheber der Gesittung eines Volkes auf dem Schauplatze seines Wirkens plötzlich erscheinen und dann wieder in eine verborgene geheimnißvolle Welt zurücktreten lassen. Statt geschichtliche Erinnerungen durchblicken zu lassen, verrathen diese Sagen immer das Gegentheil, ein Nachdenken, welchem die Gesamtheit der Errungenschaften der ererbten Cultur als ein großes Räthsel erscheint, als ein Streben nach Zielen, die so hoch sind, daß es Menschen nicht möglich gewesen sein kann, aus eigenem Antriebe in diese Bahnen einzulernen. Durchgehend herrscht darin zugleich die Vorstellung, daß das Erreichte nicht ganz vollkommen, daß das göttliche Gebot trotz wiederholter Einschränkung nicht immer heilig gehalten, kurz, daß

Erman's Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum, II, S. 627, und G. Maspero's Aufsatz über die ägyptischen Geschichtsdenkmäler des Thales Hammamat in der Revue orientale et américaine, nouvelle série I (Paris 1877), S. 331.

die Gebrechen der menschlichen Natur nicht überwunden seien; der Urheber der Lehren, auf deren Autorität die Gesamtheit der bestehenden Einrichtungen zurückgeführt wird, habe bloß die Menschheit auf den richtigen Weg geleitet und sie dann sich selber überlassen. Von dem Einflusse eines fremden Volkes auf die Entstehung der babylonischen Cultur ist in der Sage von Danes also auf keinen Fall die Rede. Aber auch noch weiter im Osten hat man Spuren der erythraïschen Phönizier und sogar ihren Namen wiederfinden wollen, nämlich in Indien und in dem Sanskrit-Worte pani. Obwohl dieses Wort, dessen eigentliche Bedeutung „Händler,“ „Tauscher“ war, niemals zur Bezeichnung für einen Volksstamm gebraucht wird, vielmehr meist nur Menschen von knauserigem, Ausgaben und daher auch die Kosten für Opfer scheuendem Charakter und hartherzigem Gemüth bezeichnet, so hat man doch annehmen zu dürfen geglaubt, daß es ursprünglich nicht der Name eines Gewerbes, sondern der eines fremden Volkes, eines Handelsvolkes gewesen sein müsse, und daß damit nur Phönizier gemeint sein konnten.¹⁾ Verbindet sich aber mit pani gelegentlich der Begriff des nicht zum eigenen Volksstamme Gehörigen, des Fremden, was noch nicht einmal feststeht, so würde das ganz in der Ordnung sein, weil eben Gegenstand des Handels vor Allem ausländische Erzeugnisse und die Händler selbst daher meist Ausländer oder wenigstens nicht Ortseinheimische sind. Das Wort selbst ist aber deswegen noch nicht als Fremdwort oder als Umdeutung des problematischen Volksnamens zu betrachten.

Wie die Angaben der Alten über die Herkunft der Phönizier an sich wenig Vertrauen zu erwecken vermögen, so sind mithin auch die Versuche, aus ihnen durch Combinationen historische Thatfachen zu erschließen, für gescheitert anzusehen. Schon die Voraussetzung, die bei diesen Versuchen stets stillschweigend gemacht wird, daß es möglich sei, über den Thatbestand eines Vorganges, der, wenn er stattgefunden hat, in vorgeschichtliche Zeiträume fallen muß, genaue Ermittlungen anzustellen, ist ja äußerst anfechtbar. Daß bei näherer Betrachtung eine schöne Reihe umfassender Perspektiven in Luft und Nebel sich verflüchtigen muß, wird eher für einen Gewinn als für einen Verlust gelten dürfen. Die Grenzen des Wissens treten klarer hervor; zu bedauern ist höchstens, daß immer von Neuem eine Fülle von Scharfsinn und Gelehrsamkeit fruchtlos aufgeboten wird, um die Brauchbarkeit jener Angaben für die historische Forschung zu verfechten, wie das meist zu geschehen pflegt, wenn schlecht beglaubigte Nachrichten etwas objectiv Wichtiges anzudeuten scheinen. In dem vorliegenden Falle wird überdies bei diesen Bemühungen die Tragweite der vermeintlich gewonnenen Ergebnisse meist bedeutend überschätzt. Die frühzeitige Ausbildung der Schifffahrt in Phönizien, die Entwicklung des phönizischen Volksstammes zu einem seefahrenden Handelsvolke, den internationalen Zug in ihrem Thun und Lassen, kurz Alles in der Eigenart

1) J. Lieblein, Handel und Schifffahrt auf dem Rothen Meere, S. 86—90.

des geschichtlichen Auftretens dieses Volkes, was von vornherein einer Erklärung bedarf, ist man bereit, dem ehemaligen Aufenthalte am Ufer des Erythräischen Meeres zuzuschreiben. Denn nicht etwa im Zustande der Uncultur, sondern als geschulte Seeleute, als erfahrene Händler, vertraut mit allen Errungenschaften der Gesittung südlicherer Breiten, in jeder Beziehung fertig, sollen die Phönizier eines Tages aus irgend einem nicht näher aufgeklärten Anlasse ihre Wohnsitze gewechselt und die mittelländische Küste Syriens aufgesucht haben. Obgleich niemals behauptet worden ist, daß dieser Vorgang noch der geschichtlichen Zeit angehören könne, verlegt man damit die Erklärung geschichtlicher Probleme, welche, soweit sie überhaupt zulässig ist, sich aus der Beschaffenheit und Lage der phönizischen Ansiedelungen am syrischen Gestade hinreichend und ohne willkürliche Voraussetzungen ergibt, völlig in das Unbekannte. In Wahrheit sind gerade diejenigen Gegenden, welche man sich besonders als Urheimath der Phönizier gedacht hat, die babylonischen und die westlich daran angrenzenden Küstengebiete des Perthischen Meerbusens, wegen des Mangels an tauglichen Hölzern so wenig geeignet, die Entstehung der Seeschiffahrt gefördert zu haben, daß, wie Aristobulos ¹⁾ berichtet, noch Alexander der Große, als er den Plan faßte, die Gestadelandschaften des östlichen Arabiens unter seine Herrschaft zu bringen, Seeleute sowohl als auch zerlegbare fertig gezimmerte Schiffe aus Phönizien nach Babylon kommen lassen mußte, und zwar geschah das in der ausgesprochenen Absicht, aus Babylonien erst etwas zu machen, was es bis dahin niemals gewesen war, „ein zweites Phönizien.“

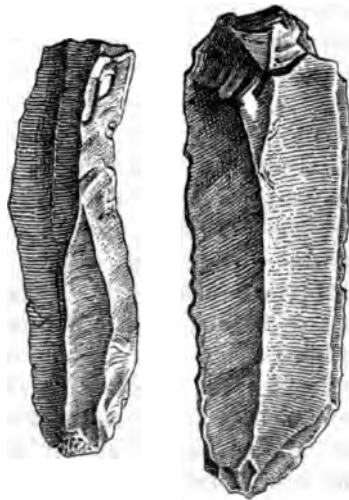
Beweiskraft besitzen also weder diejenigen Nachrichten, welche die Phönizier als Urbewohner ihres Landes, noch diejenigen, welche sie als Einwanderer hinstellen. Daß sie ursprünglich nicht in Phönizien, sondern weiter im Süden und zwar im Binnenlande Palästinas zu Hause gewesen sind, ist an sich allerdings sehr wahrscheinlich, aber nicht weil es Nachrichten giebt, welche dies aussagen, sondern lediglich wegen der vorgeschobenen, das nördlichste Verbreitungsgebiet der Kanaanäer repräsentirenden Lage ihrer Ansiedelungen. Unter den Völkern des Alterthums sind die Phönizier ja nicht das einzige, welches man für ein autochthones nicht halten darf, obwohl alle Berichte, welche wir über die Einwanderung haben, unglaubwürdiger Art sind. Meist lassen sich ja überhaupt keine Vermuthungen darüber aufstellen, auf welchem Wege dieses oder jenes Volk in seine Wohnsitze gelangt ist. Es gehört zu den Ausnahmen, daß bei den Phöniziern dies möglich ist. Sie können nur von Süden in ihre Wohnsitze gekommen sein, und was sie vorwärts gedrängt hat, wird, wie schon oben hervorgehoben wurde, dieselbe Völkerbewegung gewesen sein, welche, von den nördlichen Gebieten Arabiens ausgehend, im Süden Palästinas stets ihre Wirkung ausgeübt hat.

1) Arrian, Anabasis, VII, 19, 3—4.

Zweiter Abschnitt.

I. Anfänge der Geschichte und Cultur Phöniziens.

Bereits in einer durchaus prähistorischen Periode, geraume Zeiten vor dem ersten Auftreten der Phönizier soll nach dem Dafürhalten namhafter Geologen Phönizien ein von Menschen bewohntes Land gewesen sein. Schädel oder sonstige Skeletttheile prähistorischer Ureinwohner hat man dort allerdings bis jetzt noch nicht zu entdecken vermocht. Auf dem Boden einzelner von den Höhlen, an denen die westlichen Abhänge des Libanon's reich sind,¹⁾ lagern jedoch Schichten, die aus Resten von Brandkohle und Asche, aus Topfscherben, aus Splintern von Thierknochen und aus Feuersteinfragmenten von verschiedener Gestalt zusammengesetzt sind. Das Ganze ist durch Kalksinter zu einer breccienartigen steinharten Masse wie mit einem Kitt verbunden. Die Thierknochen hat man als Knochen nicht mehr lebender Arten bestimmt; doch weisen sie keine Spuren von Bearbeitung auf. Für Erzeugnisse, die sicher ein Werk der Menschenhand sind, erklärt man dagegen die Feuersteinsplitter, die in großer Menge vorkommen. Wenigstens haben Kenner, welche auf diesem Forschungsgebiete sehr bewandert sind, die Ueberzeugung ausgesprochen, daß Formen von solcher Gestalt, wie sie vorliegen, nicht auf anderem Wege, etwa durch Felsstürze oder gelegentliche Zersplünderung von Feuersteinknollen, hätten zu Stande



Feuersteinmesser aus Grotten in der Nähe des Nahar el-Kelb.

1) Die Fundstätten sind hauptsächlich Höhlen in der Nähe der Quellen des Nahar el-Kelb (S. 48). Doch hat Louis Dartet Feuersteinsplitter gemengt mit fossilen Thierknochen auch in einer Grotte bei Ablun (S. 60) gefunden. Vergleiche besonders Descar Fraas, Drei Monate am Libanon, S. 26 und S. 66, sowie dessen Abhandlung: Geologisches aus dem Libanon, in den Württembergischen naturwissenschaftlichen Jahrbüchern XXXIV (Stuttgart 1878), S. 364—379, und des Herzogs von Luynes Voyage d'exploration à la mer morte, I, S. 12 und 23 und III, S. 216—224.

kommen können. Leider handelt es sich aber nur um eine Kategorie von Formen, über deren Entstehung Zweifel und Bedenken erlaubt sind. Es ist kein Stück darunter, welches unbedingt das Gepräge eines Werkzeuges, sichere Zeichen einer Glättung oder sorgfältigen Umgestaltung zur Schau trüge. Auch hat es den Anschein, als seien in keinem Falle die Ablagerungen auf dem Boden derjenigen Grotten, welche hauptsächlich zur Untersuchung gekommen sind, vorher unberührt geblieben. Weitere Befähigungen sind daher abzuwarten, bevor die Ergründung einer im geologischen Sinne prähistorischen Bevölkerung in Phönizien als eine erwiesene Thatsache gelten darf. Eine unermessliche Klutz würde ohnehin dasjenige Menichengeischlecht, welches ausschließlich mit Werkzeugen von so roher Beschaffenheit, wie es jene Feuersteinsplitter allenfalls sein würden, sich beholfen hätte, von den später in demselben Lande anstößigen Geschlechtern trennen.

Daß die Phönizier, als sie die Niederungen auf der Westseite der Libanonkette zu ihrem Wohnsitz wählten, einen Landstrich in Besitz nahmen, der überhaupt noch keine Bevölkerung hatte, ist keineswegs wahrscheinlich. Auf welcher Culturstufe jedoch die Vorgänger, welche sie dort antrafen, sich befanden und von welcher Abstammung diese waren, darüber läßt sich nicht das Geringste vermuten. Einzelne Gelehrte haben freilich die Frage, warum gerade in Phönizien frühzeitig eine viel höhere Culturentstaltung eingetreten ist als in den meisten übrigen von Angehörigen der semitischen Völkerfamilie bewohnten Ländern, mit Hilfe der Hypothese beantworten wollen, die Abzweigung der Semiten, welche dorthin einwanderte, habe ebenso wie diejenige, welche in Babylonien sich niederließ, eine Bevölkerung von durchaus anders gearteter Veranlagung und Abstammung vorgefunden, welche längst im Besitze einer vielseitigen Gesittung gewesen sei; sie habe mit derselben sich vermischt und aus der völligen Verschmelzung sei erst der Menichenschlag hervorgegangen, welcher in der Geschichte den Namen Phönizier führt. Einen anderen Grund als die Meinung, man müsse sonst einem semitischen Volksstamme Eigenschaften beilegen, welche der semitischen Völkerfamilie als solcher verjagt seien, hat diese Hypothese nicht. Solange es üblich war, das nichtsemitische Element in der Bevölkerung Babyloniens, welchem man, wie es scheint, aus triftigen Gründen, den größten Antheil an der Entstehung der Cultur Babyloniens zuschreibt, mit dem Namen Kusjiten zu bezeichnen, haben auch die Anhänger der erwähnten Theorie die ursprüngliche Grundbevölkerung Phöniziens für Kusjiten erklärt. Selbstverständlich ist aber diese Auffassung ebenso willkürlich und ebenso wenig geeignet, irgend etwas zu erklären, wie es die Annahme einer besonderen kusjitischen Völkerfamilie überhaupt ist. Da gegenwärtig die Mehrzahl der Assyriologen zu der Ueberzeugung neigt, die altbabylonische Cultur verdanke ihren Ursprung einem Volksstamme, welcher seiner Sprache nach zu den Turkvölkern in naher verwandtschaftlicher Beziehung stehe, sind auch Versuche, in Phönizien daselbe Volk nachzuweisen, wie sich erwarten ließ, nicht ausgeblieben. Bequeme Anknüpfungspunkte boten dafür zunächst einzelne

Götternamen, die sowohl in Phönizien und in anderen syrischen Landestheilen als auch in Babylonien und Assyrien vorkommen; jedoch selbst vor der Erklärung phönizischer Ortsnamen aus dem nichtsemitischen Idiom Babylonien und den sogenannten turanischen Sprachen ist man nicht zurückgeschreckt.¹⁾ Vorläufig sind aber die Ergebnisse dieser Bemühungen wenig überzeugend ausgefallen. Selbst wenn man als nicht völlig undenkbar und unmöglich zugiebt, daß — wie die neueste Formel lautet — in der Urzeit eine große Völkerschaft, die weder arischer noch semitischer Abstammung war, Arabien, Kleinasien und die dazwischen sich ausdehnende Länderstrecke, ferner ganz Syrien vom oberen Laufe des Euphrats bis über die Grenzen Aegyptens hinaus und andererseits auch das ganze Ländergebiet des Euphrats und des Tigris bis zum Persischen Meerbusen inne gehabt hat, bevor die semitischen Stämme sich auszubreiten begannen und die Bevölkerung vieler Theile dieses Ländergebietes in Semiten umwandelten, so verfügt doch die Geschichtswissenschaft bis jetzt über keine Methode, mit deren Hilfe gelingen könnte, für ein Axiom dieser Gattung unanfechtbare Beweise beizubringen.

Unbekannt ist ferner, auf welcher Culturstufe die ersten kanaanäischen Ansiedler, die in Phönizien sich niederließen, bei ihrer Ankunft gestanden haben mögen. Da aber, wie schon erwähnt wurde, gerade eine Ansiedelung, welche die schlechte Bezeichnung „Fischplatz“ führt, die erste gewesen ist, welche zu so hoher Bedeutung sich entwickelt hat, daß nach ihrem Namen die ganze in Phönizien ansässige Abzweigung der Kanaanäer benannt wurde, so darf man wohl annehmen, daß Anfangs kaum eine andere Berufsart verbreiteter gewesen sein wird als die Beschäftigung mit dem Fischfange. Etwas sehr Anspruchsloses und Einfaches haben auch die meisten übrigen Ortsnamen Phöniziens an sich, soweit sich deren Sinn erkennen läßt. Neben „Fischfang“ haben wir „Fels“, „Berg“, „Brunnen“ als Namen gerade der Hauptstädte. Spricht sich darin nicht aus, daß diese Städte sämmtlich aus kleinen dürftigen Niederlassungen hervorgegangen sein müssen? Es können doch ursprünglich nur Ortschaften gewesen sein, die sich durch nichts weiter auszeichneten und kennzeichnen ließen als durch ihre Lage; ebenso die Städte, welche „Höhe“ und „Umschau“ hießen. Bezeichnungen dagegen, welche Eigenschaften eines Orts, die vor Allem im Kriegsfall zur Geltung kommen, mit Nachdruck hervorheben, Bezeichnungen wie „Starke“ oder die „Festung“ sind, wie es scheint, unter den Ortsnamen, welche es im eigentlichen Phönizien gab, gar nicht vertreten. Es ist das um so wesentlicher, da Namen, welche diese Bedeutungen haben, unter den Namen der ursprünglich kanaanäischen Städte der philistäischen Ebene ja vorkommen. Die Umwandlung Phöniziens in einen kanaanäischen

1) Vergl. Claude Regnier Conder Syrian Stone Lore; or, The Monumental History of Palestine (London 1886), S. 59 und besonders dessen Aufsatz The Pre-Semitic Element in Phoenicia in der Archaeological Review, I (London 1888), S. 91—101.

kommen können. Leider handelt es sich aber nur um eine Kategorie von Formen, über deren Entstehung Zweifel und Bedenken erlaubt sind. Es ist kein Stück darunter, welches unbedingt das Gepräge eines Werkzeuges, sichere Zeichen einer Glättung oder sorgsamem Umgestaltung zur Schau trüge. Auch hat es den Anschein, als seien in keinem Falle die Ablagerungen auf dem Boden derjenigen Grotten, welche hauptsächlich zur Untersuchung gekommen sind, vorher unberührt geblieben. Weitere Bestätigungen sind daher abzuwarten, bevor die Existenz einer im geologischen Sinne prähistorischen Bevölkerung in Phönizien als eine erwiesene Thatsache gelten darf. Eine unermessliche Klust würde ohnehin dasjenige Menschengeschlecht, welches ausschließlich mit Werkzeugen von so roher Beschaffenheit, wie es jene Feuersteinsplitter allenfalls sein würden, sich beholfen hätte, von den später in demselben Lande ansässigen Geschlechtern trennen.

Daß die Phönizier, als sie die Niederungen auf der Westseite der Libanonkette zu ihrem Wohnsitze wählten, einen Landstrich in Besitz nahmen, der überhaupt noch keine Bevölkerung hatte, ist keineswegs wahrscheinlich. Auf welcher Culturstufe jedoch die Vorgänger, welche sie dort antrafen, sich befanden und von welcher Abstammung diese waren, darüber läßt sich nicht das Geringste vermuthen. Einzelne Gelehrte haben freilich die Frage, warum gerade in Phönizien frühzeitig eine viel höhere Culturentfaltung eingetreten ist als in den meisten übrigen von Angehörigen der semitischen Völkerfamilie bewohnten Ländern, mit Hilfe der Hypothese beantworten wollen, die Abzweigung der Semiten, welche dorthin einwanderte, habe ebenso wie diejenige, welche in Babylonien sich niederließ, eine Bevölkerung von durchaus anders gearteter Veranlagung und Abstammung vorgefunden, welche längst im Besitze einer vielseitigen Gesittung gewesen sei; sie habe mit derselben sich vermischt und aus der völligen Verschmelzung sei erst der Menschenschlag hervorgegangen, welcher in der Geschichte den Namen Phönizier führt. Einen anderen Grund als die Meinung, man müsse sonst einem semitischen Volksstamme Eigenschaften beilegen, welche der semitischen Völkerfamilie als solcher versagt seien, hat diese Hypothese nicht. Solange es üblich war, das nichtsemitische Element in der Bevölkerung Babyloniens, welchem man, wie es scheint, aus triftigen Gründen, den größten Antheil an der Entstehung der Cultur Babyloniens zuschreibt, mit dem Namen Kuschiten zu bezeichnen, haben auch die Anhänger der erwähnten Theorie die ursprüngliche Grundbevölkerung Phöniziens für Kuschiten erklärt. Selbstverständlich ist aber diese Auffassung ebenso willkürlich und ebenso wenig geeignet, irgend etwas zu erklären, wie es die Annahme einer besonderen kuschitischen Völkerfamilie überhaupt ist. Da gegenwärtig die Mehrzahl der Assyriologen zu der Ueberzeugung neigt, die altbabylonische Cultur verdanke ihren Ursprung einem Volksstamme, welcher seiner Sprache nach zu den Turkvölkern in naher verwandtschaftlicher Beziehung stehe, sind auch Versuche, in Phönizien dasselbe Volk nachzuweisen, wie sich erwarten ließ, nicht ausgeblieben. Bequeme Anknüpfungspunkte boten dafür zunächst einzelne

Götternamen, die sowohl in Phönizien und in anderen syrischen Landestheilen als auch in Babylonien und Assyrien vorkommen; jedoch selbst vor der Erklärung phönizischer Ortsnamen aus dem nichtsemitischen Idiom Babyloniens und den sogenannten turanischen Sprachen ist man nicht zurückgeschreckt.¹⁾ Vorläufig sind aber die Ergebnisse dieser Bemühungen wenig überzeugend ausgefallen. Selbst wenn man als nicht völlig undenkbar und unmöglich zugiebt, daß — wie die neueste Formel lautet — in der Urzeit eine große Völkerschaft, die weder arischer noch semitischer Abstammung war, Medien, Kleinasien und die dazwischen sich ausdehnende Länderstrecke, ferner ganz Syrien vom oberen Laufe des Euphrats bis über die Grenzen Aegyptens hinaus und andererseits auch das ganze Ländergebiet des Euphrats und des Tigris bis zum Persischen Meerbusen inne gehabt hat, bevor die semitischen Stämme sich auszubreiten begannen und die Bevölkerung vieler Theile dieses Ländergebietes in Semiten umwandelten, so verfügt doch die Geschichtswissenschaft bis jetzt über keine Methode, mit deren Hilfe gelingen könnte, für ein Axiom dieser Gattung unanfechtbare Beweise beizubringen.

Unbekannt ist ferner, auf welcher Culturstufe die ersten kanaanäischen Ansiedler, die in Phönizien sich niederließen, bei ihrer Ankunft gestanden haben mögen. Da aber, wie schon erwähnt wurde, gerade eine Ansiedelung, welche die schlichte Bezeichnung „Fischplatz“ führt, die erste gewesen ist, welche zu so hoher Bedeutung sich entwickelt hat, daß nach ihrem Namen die ganze in Phönizien ansässige Abzweigung der Kanaanäer benannt wurde, so darf man wohl annehmen, daß Anfangs kaum eine andere Berufsart verbreiteter gewesen sein wird als die Beschäftigung mit dem Fischfange. Etwas sehr Anspruchsloses und Einfaches haben auch die meisten übrigen Ortsnamen Phöniziens an sich, soweit sich deren Sinn erkennen läßt. Neben „Fischfang“ haben wir „Fels,“ „Berg,“ „Brunnen“ als Namen gerade der Hauptstädte. Spricht sich darin nicht aus, daß diese Städte sämtlich aus kleinen dürftigen Niederlassungen hervorgegangen sein müssen? Es können doch ursprünglich nur Ortschaften gewesen sein, die sich durch nichts weiter auszeichneten und kennzeichnen ließen als durch ihre Lage; ebenso die Städte, welche „Höhe“ und „Umschau“ hießen. Bezeichnungen dagegen, welche Eigenschaften eines Orts, die vor Allem im Kriegsfall zur Geltung kommen, mit Nachdruck hervorheben, Bezeichnungen wie „Starke“ oder die „Festung“ sind, wie es scheint, unter den Ortsnamen, welche es im eigentlichen Phönizien gab, gar nicht vertreten. Es ist das um so wesentlicher, da Namen, welche diese Bedeutungen haben, unter den Namen der ursprünglich kanaanäischen Städte der philistäischen Ebene ja vorkommen. Die Umwandlung Phöniziens in einen kanaanäischen

1) Vergl. Claude Regnier Conder *Syrian Stone Lore; or, The Monumental History of Palestine* (London 1886), S. 59 und besonders dessen Aufsatz *The Pre-Semitic Element in Phoenicia* in der *Archaeological Review*, I (London 1888), S. 91—101.

Landstrich wird man sich daher nur als einen friedlichen Vorgang, nicht als die Ueberwindung einer widerstrebenden Einwohnerschaft vorstellen dürfen.

Durch Rechnung ermitteln läßt sich jedenfalls, wie schon erwähnt wurde, der Zeitpunkt nicht, in welchem dort der Volksstamm der Phönizier seine Heimathsrechte erworben hat. Es ist das noch mehr unmöglich, als zu den Unmöglichkeiten gehört, selbst den ersten Anfang zu geschichtlicher Entwicklung in Aegypten und in Babylonien zu bestimmen, weil es in Phönizien durchaus an Denkmälern fehlt, die uns auch nur annähernd einen Rückblick auf ähnlich weit entlegene Fernen der Vergangenheit eröffnen, wie es die frühesten Denkmäler ägyptischen und babylonischen Ursprungs thun. Als feststehend darf jedoch betrachtet werden, daß eine in sich zusammenhängende, die Vorbereitung historisch bekannter Ergebnisse bildende Entwicklung in Phönizien viel später begonnen hat als im Niltale und in dem Mündungsgebiete des Euphrats und des Tigris. Nach dem Muster der Babylonier und der Aegypter haben auch die Phönizier nachträglich sich nicht nehmen lassen, ein unabsehbar lange Zeiträume umfassendes chronologisches System ihrer eigenen Geschichte zu entwerfen. Wenigstens erwähnt Julius Africanus, ein christlicher Chronograph, der im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts n. Chr. schrieb, beiläufig, daß es Darstellungen der phönizischen Geschichte gab, in welchen diese sich auf nicht weniger als 30 000 Jahre zurückstreckte. Es ist das noch eine bescheidene Gesamtsumme, wenn man bedenkt, daß die Babylonier ihre Rechnung bis auf 480 000 Jahre gebracht zu haben behauptet haben sollen. Auf welchem Wege die ungeheure Zahl von 30 000 Jahren gewonnen ist, läßt sich vermuthen. Eine verschwindend kleine Spanne Zeit werden die historischen Begebenheiten, die Regentenlisten ausgefüllt haben. Für die Vorgeschichte im eigentlichen Sinne hingegen, wenn man will, etwa für den Aufenthalt des phönizischen Volkes in seiner ersten und ursprünglichen Heimath, ist wahrscheinlich nicht das Geringste in Anschlag gebracht worden. Der Löwenantheil ist vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach den Göttern zugefallen, dem chronologischen Schema, das erfunden war, um die Lehre von der Herrschaft der Götter auf Erden und speciell in Phönizien in den Rahmen einer ordentlichen Zeitrechnung zu bringen. Eines solchen Schemas bedurfte man, weil die Regentenlisten sich nicht auf die Aufzählung historischer Persönlichkeiten beschränkten, sondern mit mythischen Gestalten und mit Göttern begannen. Der Hauptsache nach steckt also in jener hohen Ziffer, wenn sie richtig überliefert ist, nichts weiter als eine Chronologie der phönizischen Kosmogonie und Göttergeschichte.

Viel älteren Ursprungs und sachlich von großem Werthe ist dagegen eine andere Zeitangabe, von der Herodot Mittheilung macht. Bei seiner Anwesenheit in Tyros, die ungefähr in das Jahr 450 v. Chr. zu setzen ist, haben ihm nämlich, wie er versichert, Priester des dort befindlichen dem Gotte Herakles, d. i. Melkart, geweihten Heiligthums auf die Frage, wie lange es her sei, daß der Tempel bestehe, erwidert, jener Tempel sei errichtet worden,

als die Stadt gegründet wurde, und das sei vor 2300 Jahren geschehen. Demnach würde die Gründung von Tyros ungefähr in das Jahr 2750 v. Chr. fallen. Ueber die Glaubwürdigkeit der Gewährsmänner, welchen Herodot diese Nachricht verdankt, hat noch B. G. Niebuhr¹⁾ sich sehr skeptisch geäußert. Mag aber auch ihre Angabe nicht ganz genau zu nehmen und nicht vollständig aus Aufzeichnungen über die Gründung des Tempels geschöpft sein, mag auch selbst dahingestellt bleiben, ob Herodot nicht bloß derjenige Zeitabschnitt bezeichnet wurde, mit welchem nach einer damals in Phönizien allgemein verbreiteten Annahme die Gründung der ältesten Städte dieses Landes begann, so ist doch an sich gegen die Richtigkeit dieser Angabe als einer im großen Ganzen annähernd zutreffenden Zeitbestimmung sehr wenig einzuwenden. Daß im Interesse der Priesterschaft jenes Tempels aus praktischen Gründen lag, übertriebene Vorstellungen von dem Alter desselben in Umlauf zu bringen, ist selbstverständlich. Doch hatten sie allen Anlaß, sich dabei, da sie auf das notorische Alter der Stadt sich ausdrücklich beriefen, an die Grenzen dessen zu halten, was überhaupt für möglich galt. Ihre Angabe wird daher höchstens das früheste Datum sein, an welches die damaligen Bewohner Phöniziens ihre geschichtlichen Erinnerungen überhaupt anknüpfen zu dürfen glaubten. Es ist nicht eine Jahreszahl, wie sie lediglich aus Luft zum Fabuliren erfunden wird; man würde sonst höher gegriffen haben. Bereits um die Mitte des dritten Jahrtausends v. Chr. werden in der That die Kanaanäer in Phönizien ihre Wohnsitze aufgeschlagen haben.

Der Vervollständigung halber sei noch erwähnt, daß auch in späteren Nachrichten von dem hohen Alter der phönizischen Tempel die Rede ist. So betont z. B. der Verfasser einer Schrift „über die syrische Göttin,“ die unter Lukians Namen geht, allerdings bloß in der Absicht, für die rationalistische religionsgeschichtliche Hypothese, daß die Verehrung der Gottheiten aus Aegypten stamme, Beweise zu liefern, es gebe in Syrien Heiligthümer, die fast ebenso alt seien, wie die ägyptischen. In erster Linie behauptet auch er dies von dem Herakles-Tempel zu Tyros, freilich mit einer Nebewendung, die deutlich verräth, daß Herodots Aussagen ihm bekannt waren.²⁾ Für die ältesten und bedeutendsten Heiligthümer Phöniziens erklärt er ferner einen Tempel zu Sidon, welcher der Astarte geweiht war, und den großen Tempel der „byblischen Aphrodite,“ d. i. der Astarte zu Byblos. Auch will er sich durch den Augenschein überzeugt haben, daß noch ein anderer Tempel der Aphrodite, der östlich von Byblos im Libanon in der Nähe des Adonisflusses lag und den mythischen Pnyras zum Stifter haben sollte, sehr frühen Ursprungs sein

1) B. G. Niebuhr, Vorträge über alte Geschichte, I, S. 94. Vergl. auch John Kenrick, Phoenicia, S. 57—58.

2) Ausdrücklich beruft sich auf Herodots Ermittlungen über das Alter des Herakles-Cultus Arrian (Anabasis, II, 16), der ja ebenfalls behauptet, der Herakles-Tempel zu Tyros sei das älteste diesem Gotte geweihte Heiligthum, das bekannt sei (vergl. auch S. 70).

müsse. Der zuletzt genannte Tempel ist jedenfalls wohl der von Asa. Als unmittelbare Bestätigungen der Nachrichten, welche Herodot zu Tyros erhielt, dürfen diese und ähnliche Angaben mehr nicht betrachtet werden. Sie bestätigen bloß, daß die Phönizier gewohnt waren, die Stiftung der Tempel in den Anfang der Geschichte ihres Volkes zu verlegen. Sie vermochten nicht sich eine Stadt anders als unter dem besonderen Schutze einer Gottheit stehend zu denken, und zur Verehrung einer solchen Schutzgottheit gehörte unumgänglich eine Kultusstätte, eine Tempelanlage. Mit dem Begriffe der Städtegründung verband sich bei ihnen als selbstverständlich der Begriff der Einrichtung eines Cultus für eine Stadtgottheit als eines ersten Erfordernisses. Um die vorhandenen Kultusstätten concentrirten sich daher auch die geschichtlichen Erinnerungen der Städte. Den Melkart-Tempel von Tyros hat Herodot ziemlich ausführlich beschrieben; nicht auf dasjenige Bauwerk, welches er vor Augen hatte, wird sich jedoch die Mittheilung der tyrischen Priester bezogen haben, sondern nur auf den Zeitraum, der verfloßen war, seit überhaupt diese Stelle der Verehrung jenes Gottes geweiht wurde. Aehnlich sind auch die Nachrichten aufzufassen, welche das Alter der Tempel anderer Städte Phöniziens betrafen. Speciell von dem Melkart-Tempel zu Tyros ist bekannt, daß wenigstens ein Theil der Baulichkeiten lange vor der Zeit Herodots erneuert und umgebaut worden ist. Monumentale Prachtbauten sind auch schwerlich die Anfangs errichteten Tempel gewesen; an dauerhaftem Baumaterial war ja ohnehin in Phönizien kein Ueberfluß; es hat sogar den Anschein, als habe man sich dort Anfangs begnügt, die Hauptbestandtheile der Tempel in Holz auszuführen. Auf Urkunden, welche der Errichtung des ältesten Herakles-Heiligthums von Tyros gleichzeitig waren, wird mithin die Zeitbestimmung der tyrischen Priester zwar keineswegs zurückgehen, wohl aber auf Inschriften, die zum Gedächtniß an spätere Umgestaltungen des Tempels verfaßt waren und Angaben über das Alter der früher an derselben Stelle stehenden Baulichkeiten enthielten — Angaben, die allerdings sehr nach Gutdünken bestimmt sein mochten, die jedoch den Zeitabschnitt, bis auf welchen die geschichtlichen Erinnerungen vermeintlich zurückgingen, in der Hauptsache richtig bezeichnet haben werden.

Das wirkliche Alter von Tyros ist also den Gewährsmännern Herodots ebenso unbekannt gewesen wie das von Sidon oder irgend einer anderen von den frühesten Städten Phöniziens, in Wahrheit wird jedoch ihre Schätzung auf festen Anhaltspunkten beruht haben und nicht übermäßig zu hoch ausgefallen sein. Es leuchtet ein, daß dann die Nachricht, die Justin überliefert, Tyros sei ein Jahr vor der Einnahme Trojas gegründet (vergl. S. 117), falsch und unbrauchbar sein muß. In ihr ist nicht von einer Uebersiedelung der Sidonier in eine bereits vorhandene phönizische Niederlassung die Rede, sondern überhaupt von der ersten Gründung der Stadt durch Flüchtlinge phönizischer Abstammung. Dieses Ereigniß wird um ein Jahr früher datirt, als nach irgend einer griechischen Rechnung die Zerstörung Trojas anzusehen

war. Es giebt aber kein griechisches chronologisches System, nach welchem Trojas Zerstörung in das Jahr 2750 oder 2700 v. Chr. fallen würde. F. C. Movers, der mit Fug und Recht voraussetzt, daß die Zeitbestimmung, welche wir durch Herodot erfahren, den Vorwurf gänzlicher Unglaubwürdigkeit durchaus nicht verdient, hat mit großer Gelehrsamkeit und glänzendem Scharfsinn den Beweis zu führen versucht, daß trotzdem die Nachricht Justins in ihrer Art ebenso richtig sei; sie beziehe sich nur nicht auf die erste und ursprünglichste Gründung von Tyros. Er nimmt eine doppelte Gründung an. In der ältesten Zeit habe es auf der Insel Tyros nur den Herakles-Tempel und Waarenlager gegeben, auf dem gegenüber liegenden Festlande hingegen eine große Stadt von weitem Umfange, das nachmalige Alttyros. Von der Entstehung dieser Ansiedelungen spreche Herodot, Justin aber spreche von einer viel jüngeren auf der Insel errichteten Stadt, die eben eine Colonie Sidons gewesen und seitens der Sidonier daher auf ihren Münzen auch als solche bezeichnet worden sei. Der Weg, den Movers bei seiner Beweisführung einschlägt, macht seiner Combinationsgabe alle Ehre. Es ist folgender. Er geht von dem Axiom aus, daß die Erwähnung der Aera der Zerstörung Trojas bei Justin aus derselben Quelle stammen müsse, aus welcher bei demselben Autor (XVIII, 6, 9) angeführt wird, Karthago sei 72 Jahre vor Rom erbaut. Die Gründung Karthagos setzt er dementsprechend in das Jahr 826—825 v. Chr. Nun giebt Josephos an, daß zwischen dem Jahre der Gründung Karthagos und dem der Erbauung des salomonischen Tempels zu Jerusalem, dem 12. Regierungsjahre des tyrischen Königs Hirom, 143 Jahre und 8 Monate liegen; seit der Gründung von Tyros bis zum Jahre des Tempelbaues seien dagegen 240 Jahre verflossen. Diese Angaben verbindet Movers miteinander und findet so von dem Jahre 826—825 als dem Gründungsjahre Karthagos ausgehend für den Tempelbau das Jahr 969 und für die Gründung von Tyros das Jahr 1209 v. Chr. Eine bessere Bestätigung für die Nachricht Justins, Tyros sei ein Jahr früher erbaut, als Troja zerstört wurde, läßt sich allerdings nicht wünschen, denn in das Jahr 1208 v. Chr. würde in der That nach derjenigen Berechnungsweise, welche bei den Griechen lange am meisten Anklang gefunden hat, die Einnahme Trojas zu setzen sein.¹⁾

Welcher Art können jedoch überhaupt die Schlussfolgerungen sein, die man aus dieser Uebereinstimmung ziehen darf? Sie fallen gewiß doch nur in das Gebiet der Literaturgeschichte. Denn was Movers gezeigt hat, ist nur, daß Josephos' Behauptung, Tyros sei 240 Jahre vor der Errichtung des salomonischen Tempels gegründet worden, aller Wahrscheinlichkeit nach mit der bei Justin vorkommenden Behauptung, es sei ein Jahr vor Trojas Zerstörung gegründet, sich deckt, daß in beiden Fällen eine und dieselbe chrono-

1) Vgl. Movers, Die Phönizier, II, 2, S. 137—165 und dazu A. vonutschmid, Beiträge zur Geschichte des Alten Orients, S. 15—18.

logische Hypothese vorliegt — aber nichts weiter. Eine an sich im höchsten Maße unwahrscheinliche Behauptung wird aber nicht dadurch richtiger, wenn zwei Schriftsteller sie wiederholen. Das unverdiente Ansehen, welches trotzdem jene Hypothese in Movers' Augen und mancher späteren Historiker genossen hat, gründet sich vor Allem auf die Thatfachen, daß in dem von Justin im Auszuge bearbeiteten Werke des Pompejus Trogus gute Nachrichten über die Geschichte Karthagos enthalten sind, und daß Josephos in seinen Schriften mehrfach höchst brauchbare Nachrichten aus Menanders Darstellung der tyrischen Geschichte mittheilt. Was die letzteren anlangt, so ist dem redlichen Movers nicht entgangen, daß Josephos seine Angabe über das Alter von Tyros schwerlich aus dem Werke Menanders geschöpft haben kann. Man muß aber sogar bestreiten, daß Josephos von Menanders Hand überhaupt mehr gekannt haben wird, als gerade diejenigen Stellen, welche er wörtlich citirt. Die Auswahl und Beschaffenheit dieser Stellen machen den Eindruck, daß es bereits Auszüge sind, welche Josephos in einem anderen Schriftsteller, den er ausschrieb, ohne ihn dabei als Gewährsmann anzuführen, fertig vorgefunden hat. Sie rühren augenscheinlich von einem jüdisch-hellenistischen Autor her, welcher sie zur Ausstärkung einer zu Gunsten der Juden abgefaßten apologetischen Tendenzschrift verwerthet hatte, ebenso wie sie nachträglich Josephos ausgenutzt hat. Aus einem literarischen Nachwerke dieser unsoliden Richtung, nicht aber aus Menanders Bearbeitung der tyrischen Königsannalen, stammen jedenfalls die beiden Jahressummen, mit denen Josephos das Datum der Errichtung des Tempels nach Jahren seit der Erbauung von Tyros und nach Jahren vor der Erbauung Karthagos bestimmt. Auch sieht man, daß in Josephos' Quelle nur die Berechnung des zuletzt genannten Zeitabstandes genau und zwar auf Grund der Geschichtsdarstellung Menanders ausgeführt gewesen ist; es ist das der Grund, weshalb Josephos in der Lage ist, Menanders Nachrichten über die tyrischen Könige von Hirom abwärts mit Ausführlichkeit wiederzugeben. Mit Hilfe dieser Nachrichten hat eben sein Gewährsmann zu ermitteln versucht, wie viele Zeit von Hirom bis zur Gründung Karthagos verfloßen war, um damit einen festen Ausgangspunkt für die Datirung des Tempelbaues zu gewinnen. Das Resultat, der Betrag von 143 Jahren 8 Monaten, zeigt auch deutlich, daß diese Zeitbestimmung durch Zusammenzählen von Regierungszeiten festgestellt ist. Der anderen Zeitbestimmung dagegen, der Zahl von 6×40 Jahren für die Zeit von der Gründung der Stadt Tyros bis zur Errichtung des Tempels, sieht man an, daß sie nicht durch Zusammenzählen, sondern bloß nach ganz willkürlicher Schätzung, vermuthlich im Hinblick auf irgend einen biblischen vermeintlichen Synchronismus und auf eine als geschichtlich geltende Begebenheit herausgebracht ist. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man dabei zunächst an die angebliche Eroberung Sidons durch die Askalonier denkt. Wie schief aber die Auffassung ist, daß dieses Ereigniß die Entstehung von Tyros herbeigeführt haben soll, glaube ich schon auf S. 118 nachgewiesen zu haben. Ein

Verfuch, der nichts bezweckt, als den Zeitpunkt eines so sagenhaften Vorganges wegen einer Wirkung, welche demselben ganz fälschlich beigelegt wurde, datiren und noch dazu nach Jahren vor der Erbauung des salomonischen Tempels datiren zu wollen, hat selbstverständlich nicht den geringsten objectiven Werth. Da der Urheber dieses seltsamen Unternehmens für Nichtjuden schrieb, mußte er zugleich einen Synchronismus aus der griechischen Geschichte herbeiziehen, um an Bekanntes anknüpfen zu können, wie er vorher von der Aera der Gründung Karthagos ausgegangen war, und nur dieser Nöthigung verdankt die Vergleichung mit einem vermeintlichen Datum der Zerstörung Trojas, die verschrobene Angabe, daß Tyros genau ein Jahr früher erbaut sei, als Troja erobert wurde, ihre Entstehung. Man hat also keineswegs, wie Movers meint, zuerst aus Nachrichten von zuverlässiger Beschaffenheit herausgerechnet, daß Tyros im Jahre 1209 so gut wie völlig neu gegründet wurde, und damit die Entdeckung gemacht, daß gerade 240 Jahre später Salomo mit der Errichtung des Tempels begann, sondern hat umgekehrt erst das Datum der Entstehung von Tyros willkürlich auf 240 Jahre vor Errichtung des Tempels angelegt und dann zugefchhen, wie diese Zahl zu dem Anfangsdatum der troischen Aera sich verhielt. Die übrigen Bestätigungen, welche Movers für seine Theorie einer doppelten Gründung von Tyros gefunden zu haben glaubt, dürfen hier übergangen werden. Sie erledigen sich zum großen Theil schon aus dem, was oben über die Anwendung der Namen Sidonier und Sidon in dem Sinne, in welchem sie Synonyma für Phönizier und Phönizien waren, gesagt worden ist.¹⁾

So wenig sich entscheiden läßt, ob Sidon thatsächlich eine ältere Stadt

1) Im Kanon des Eusebios (II, S. 50 der Ausgabe Alfred Schoenes) wird angeführt, daß Philistos behauptet habe, Karthago sei von den Tyriern Azoros und Karchedon oder, wie Hieronymus diese Namen wiedergiebt, von Joros und Karthago im Jahre 1213 oder, wie eine der Handschriften angiebt, im Jahre 1209 v. Chr. gegründet worden. Da Joros augenscheinlich nichts Anderes als Sor, der Name der Stadt Tyros, ist, also schwerlich etwas Anderes als den Gründer von Tyros bedeuten kann, ebenso wie sicher Karchedon nur den Heros Eponymos von Karthago vorstellt, hat A. von Gutschmid (in dem Artikel Phoenicia) die Schlußfolgerung gezogen, Philistos habe, ohne es zu wissen, das Anfangsjahr der Aera der Stadt Tyros angegeben. Eine Bestätigung für diese Auffassung findet er in der Philistos entlehnten Angabe Appians (Punica, 1), die Gründung Karthagos durch Joros und Karchedon sei 50 Jahre vor dem Falle Trojas anzusetzen. Nimmt man nämlich an, daß Philistos Trojas Fall in das Jahr 1160 v. Chr. verlegte, worin er vermuthlich dann Demokritos sich angeschlossen haben würde, so fällt allerdings die Gründung, welche Joros und Karchedon zum Urheber haben soll, um 1209—10 v. Chr. Der Widerspruch mit der ausdrücklichen Versicherung Herodots, daß die Zeitrechnung der tyrischen Priester bis in die dem Jahre 2750 v. Chr. entsprechende Zeit zurückreiche, bleibt auch bei dieser scharfsinnigen Combination unaufgeklärt. Und was soll man von dem geschichtlichen Werth einer Nachricht halten, in der als Gründer Karthagos Männer Namens „Karthager“ und „Tyrier“ auftreten, ja der Gründer von Tyros als Zeitgenosse des Gründers von Karthago hingestellt wird? Läßt sich in ihr überhaupt etwas Anderes als eine Geschichtsconstruction der willkürlichen Art voraussetzen?

war als Tyros, so wenig läßt sich auch das Altersverhältniß der übrigen Hauptstädte Phöniziens zu Sidon bestimmen. Alle Nachrichten, welche es darüber etwa geben mochte, sind sicher bereits in früher Zeit durch den parteiisch geführten Streit um den Nachweis der Priorität verdunkelt und entstellt worden. Im Allgemeinen läßt sich jedoch aus der Möglichkeit, daß Streitfragen dieser Art entstehen konnten, der Schluß ziehen, daß wenig oder gar keine offenkundigen Thatsachen vorlagen. Alles, was über die einander gegenüber stehenden Meinungen bekannt ist, macht bloß den Eindruck, als seien historische Probleme überhaupt nicht zur Verhandlung gekommen. Eine unerwiesene Behauptung wurde vielmehr gegen die andere ausgespielt. Die Zeitunterschiede, über die man uneinig war, lagen eben in den verschwommenen Regionen einer erträumten Vorgeschichte, und das wesentlichste Beweismittel waren nicht urkundliche Aufzeichnungen, sondern kühne Aussagen über die Altersfolge der Schutzgöttheiten der Städte. Stehen nach den Fragmenten des Sanchuniathon nicht Sidon oder Tyros, sondern Byblos und Berytos im Vordergrunde der Darstellung der frühesten Geschichte des Landes, so liegt das an nichts Anderem, als daß der Verfasser des pseudepigraphen Werkes, aus welchem diese Berichte stammen, Philon Herennios, in Byblos geboren und daher gewohnt war, seine Vaterstadt als die älteste unter den Städten, und den Gott El als den ältesten unter den Landesgöttern Phöniziens zu betrachten. Gerade das Umgekehrte würde er mit derselben Zuversicht als ein gesichertes Ergebniß der Erforschung heiliger Dokumente der Urzeit verkündet haben, wenn er beispielsweise in Sidon zu Hause gewesen wäre. Daß es möglich war, Sidon für die Mutterstadt von Tyros auszugeben, daran hat neben dem Sprachgebrauche, der allen Phöniziern den Namen Sidonier beilegte, wohl nichts einen größeren Antheil als die Idee, der Stadtgott von Tyros habe in eigener Person noch eine Reihe der phönizischen Kolonien in der westlichen Hälfte der Mittelmeerländer ins Leben gerufen, die Entstehung von Tyros, die ebenfalls für sein Werk galt, müsse folglich einem viel späteren Zeitraume angehören als die von Sidon.

Wie alles das voraussetzen läßt, daß es keine geschichtlichen Nachrichten gab, welche freien Erfindungen über das Alter der Städte im Wege standen, so darf es auch zur Bestätigung der Voraussetzung dienen, daß die Entstehung der Städte Phöniziens nicht unter dem Einflusse gewaltiger geschichtlicher Begebenheiten erfolgt und daß bereits äußerst frühzeitig in der Entwicklung der einzelnen Landestheile die eine Isolirung derselben begünstigende Beschaffenheit der Bodengestalt des ganzen Landstriches zur Geltung gelangt ist. Es ist das, wie schon hervorgehoben wurde, um so eher zu erwarten, weil auch die übrigen Kanaanäer nur geringes Bestreben zu nationaler Einigung an den Tag gelegt haben, ein Mangel, der vielleicht sich daraus erklären läßt, daß wahrscheinlich einmal auch ihre ursprüngliche Heimath die Grenzgebiete des Culturlandes Syriens und daß vermuthlich die Verhältnisse, unter denen der Uebergang zu einer an feste Wohnsitze gebundenen Lebens-

weise sich vollzog, nicht mächtig genug gewesen sind, um alle Reste der Sinnesart des Nomaden zu beseitigen. Noch zur Zeit der Einwanderung der israelitischen Stämme ist das Westjordanland allem Anscheine nach nicht stark bevölkert gewesen, und wenn auch von vornherein längs der syrischen Küste eine größere Dichtigkeit der Bevölkerung geherrscht haben wird, so werden doch auch selbst in Phönizien die ersten verstreuten Ansiedelungen bis zur Ausbildung eines regen Schifffahrtsverkehrs, welcher immer neue Theile der Bevölkerung der Niederungen in die Nähe der Landungsplätze zog, von stadtartigen Niederlassungen wenig an sich gehabt haben. Gerade deshalb ist jedoch aus der Thatsache, daß nachträglich beinahe jeder einzelne Abschnitt des phönizischen Landes sich lediglich als Zubehör und Herrschaftsgebiet je einer großen Küstenstadt kennzeichnet, nicht der Schluß zu ziehen, daß diese Gliederung einer ursprünglichen Scheidung des phönizischen Volksstammes in besondere Abzweigungen entspreche. Was in dieser Erscheinung zum Ausdruck kommt, ist vielmehr, wie schon auf S. 33 auseinandergelegt wurde, hauptsächlich ein geschichtliches, aus der geographischen Veranlagung Phöniziens entspringendes Ergebnis. Mag auch nicht überall, namentlich nicht in den nördlichen Districten, die Bevölkerung ganz rein phönizischen Ursprungs gewesen sein — sie hat ja augenscheinlich andauernd aus den Libanongebieten und dem südlich an diese sich anschließenden Binnenlande Zufluß erhalten —, so ist doch nicht einzuräumen, daß Stammesunterschiede auf die Wahl der Niederlassungsgebiete von Einfluß gewesen sind. Man hat diese Hypothese in der That aufgestellt, würde aber niemals darauf verfallen sein, wenn man nicht, wie so häufig, geglaubt hätte, daß die vermeintliche Autorität der Völkertafel der Genesis dazu nöthige. In dieser werden nämlich neben „Sidon“ als Söhne Kena'ans unter anderen aufgezählt ein „Arkäer,“ ein „Arabier,“ ein „Simyräer,“ d. h. Repräsentanten, Personificationen der Städte Arke, Arados, Simyra. Schon diese Bezeichnungsweise allein zeigt hinlänglich, daß es irgend welche den Benennungen entsprechende Stammseinheiten in Wirklichkeit nicht gegeben haben kann. Lediglich aus den Namen vorhandener Städte sind diese Benennungen abgeleitet. Um den angeblichen Stammvater der Einwohner zu bezeichnen, hat sicher kein anderer Name zur Verfügung gestanden als derjenige, welchen ohnehin jeder Einwohner der betreffenden Stadt als solcher führt. Dazu kommt, daß, wie schon auf S. 103 erwähnt wurde, die Stelle der Völkertafel, welche diese Aufzählung der Söhne Kena'ans enthält, ursprünglich in dem Abschnitte, der von Kena'an handelt, nicht gestanden hat, sondern nichts als eine Einschaltung ist, die wahrscheinlich nur aus Versehen von einem Abschreiber in den Text aufgenommen wurde, weil er eine Randbemerkung seiner Vorlage für einen in den Text gehörenden Nachtrag hielt, wie das so überaus oft vorgekommen ist. Ohne Zweifel rührt der Zusatz von einem Leser her, dem der Text nicht zu erwähnen schien, daß auch die nördlich von dem eigentlich phönizischen Landstriche in zerstreuten Ansiedelungen wohnenden Phönizier zu den Kanaanäern zu rechnen seien.

Man hat großes Gewicht darauf gelegt, daß dort weder Tyros noch Byblos und Berytos zur Erwähnung kommen. Dieser Umstand beweist jedoch nur, daß der Urheber jenes Zusatzes an dieser Stelle Sidon richtig als den Repräsentanten der Bewohner des ganzen Phöniziens aufgefaßt hat. Er hat Byblos, Berytos Tyros daher nicht vermischt, sondern nur die alten kanaänischen Niederlassungen, die in der Umgebung der Bucht Djun Affar lagen. Die Theorie, mit der man die Richtigkeit der Angaben dieses Zusatzes, weil man ihn für einen echten und uralten Bestandtheil der Völkertafel ansah, hat begründen wollen: es sei ja auch in der Völkertafel gesagt, daß die Söhne Kanaans weit auseinander ihre Wohnsitze aufgeschlagen hätten, damit sei gemeint, der „Arabier“ sei hingegangen und habe Arados, der „Simyräer“ habe ebenso von Phönizien, seiner Heimath, aus Simyra gegründet u. s. w. — diese Erklärung beweist nicht, daß jene Städte Gründungen ursprünglich gesonderter Stämme gewesen sind, denn gerade an derselben Stelle ist auch gesagt, das Verbreitungsgebiet der Kanaanäer und zwar nicht das ursprüngliche, sondern das spätere, reiche nach Norden über die Grenzen Phöniziens nicht hinaus. Diese Argumente zwingen also keineswegs, einen in der Abstammung bestehenden Unterschied zwischen Arabiern, Simyräern, Aräern, Bybliern, Berytiern und Sidoniern anzuerkennen.

Eine Sonderstellung ist man geneigt gewesen vor Allem den Bybliern und Berytiern anzuweisen. Die Gründe, welche gerade hierzu bewogen haben, sind jedoch ebenfalls von geringer Beweiskraft. Daß in der Völkertafel von den Bewohnern dieser beiden Städte nicht die Rede ist, erklärt sich, wie schon angedeutet wurde, aus der Allgemeinheit des Begriffes Sidonier. An einer anderen Stelle des Alten Testaments (Josua 13, 5) werden allerdings dem Anscheine nach die Byblier unter den Gesamtnamen Sidonier nicht mit eingegriffen. Ist aber überhaupt der Wortlaut dieser Stelle nicht durch mehrfache Interpolationen verunstaltet, was sich kaum zugeben läßt,¹⁾ so wird damit doch eher ein Ergebnis der Geschichte, die selbständige und eigenartige Bedeutung von Byblos, als etwas Vorgeschiedliches, wie es die Gründung der Stadt durch einen Stamm von nichtphönizischer Abkunft wäre, hervorgehoben sein. Wer, wie es dort geschieht, seinen Stammesgenossen Landstriche bezeichnen will, die sie ihrer Macht unterwerfen sollen, kümmert sich mehr um staatliche und politische Einheiten, als um ethnologische Probleme. Aus einzelnen Darstellungen der sagengeschichtlichen und mythischen Vergangenheit von Byblos und Berytos hat man ferner die Auffassung begründen wollen, daß die Grundbevölkerung beider Städte und ihrer Umgebung Anfangs aramäischer Abstammung gewesen sei. Ähnliches hat man auch in Bezug auf Tyros herauszuerkennen geglaubt. Am deutlichsten trete es bei Berytos hervor. Mehr

1) Vergleiche Eduard Meyer in der Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, I, S. 126. Der Septuaginta-Text des Lukianos (Librorum Veteris Testamenti canonicorum pars prior graece Pauli de Lagarde studio et sumptibus edita, Göttingen 1883) hat an dieser Stelle *Γαβα Φιλιστιν.*

als eine gewagte Deutung unzuverlässiger Nachrichten enthält jedoch diese Hypothese nicht. In der großen phönizischen Inschrift, welche 1869 zu Byblos entdeckt wurde, lassen allerdings, wie es den Anschein hat, einige sprachliche Eigenthümlichkeiten sich nachweisen, doch würden gerade diese eine noch viel genauere Uebereinstimmung mit dem Hebräischen zeigen,¹⁾ als sie ohnehin schon in den Denkmälern der phönizischen Sprache sich kundzugeben pflegt. Vorzüglich die Byblir würde man danach für Phönizier reinsten Abstammung ansehen dürfen. An sich ist ja nicht undenkbar, daß ebenso, wie die israelitischen Stämme, welche im Hinterlande ihre Wohnsitze aufschlugen, zum großen Theile den Phöniziern sich völlig amalgamirt haben, auch in den nördlichen Grenzgebieten ansässige aramäische Stämme in der Berührung und Verschmelzung mit den Phöniziern sich gänzlich umgewandelt haben können; aber weder für ihr Vorhandensein noch für einen derartigen Vorgang liegen thatsächliche Beweise vor. Es ist nicht einmal geboten, nur eine Mischung mit Aramäern für die einzige Möglichkeit zu halten; man hat ebenso viel Grund, auch an Stämme ganz anderen Ursprungs zu denken.²⁾ Gerade die Bevölkerungsverhältnisse des nördlichen Syriens kennzeichnen sich durch so große Mannigfaltigkeit, daß zur Zeit es noch eine unlösbare Aufgabe ist, die ethnologischen Elemente voneinander zu sondern. Versetzt man sich vollends in die Zeiträume zurück, in welchen Berytos, Byblos, Tyros gegründet sein werden, so muß man eingestehen, daß es kühn wäre, bestimmte für diese Zeiten gültige Merkmale dem Begriffe Aramäer unterlegen zu wollen; höchstens ließe sich sagen, daß es ein den Kanaanäern sehr nahe verwandter, von Nordosten her sich in Syrien ausbreitender semitischer Volksstamm war. Weber wie weit damals die Uebereinstimmung ging, noch viel weniger aber welcher Art damals die etwaigen Verschiedenheiten waren, ließe sich in eine Definition bringen.³⁾ Für das Verständniß der geschichtlichen Thatsachen kann daher von gar keinem Nutzen sein, einen ethnologischen Begriff, der so hart an das völlig Undefinirbare streift, zur Begründung irgend einer Auffassung der ersten Entwicklung geschichtlichen Lebens in Phönizien zu verwerthen. Was im Besonderen Byblos anlangt, so muß man sich doch nur die Frage vorlegen, ob es als eine nicht von Phöniziern gegründete Stadt das hätte werden können, was es geworden ist: ein vorzugsweise heiliger Ort, ein Mittelpunkt für das religiöse Dichten und Trachten, wie dieser Landstrich keinen zweiten aufzuweisen hatte, das Mekka der Phönizier. Kaddischat, d. i. die „Heilige,“ und Gebal galten

1) Corpus Inscriptionum Semiticarum, Pars prima, I, S. 6.

2) Vergleiche G. Steindorff in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XLI (1887, S. 745).

3) Ueber das Verhältniß, das zwischen den beiden Volksstämmen besteht, bemerkt E duard Meyer in seiner Geschichte des Alterthums (I, § 176, Anm.): „Trotz der entgegenstehenden Ansichten der meisten Assyriologen muß ich daran festhalten, daß die Kanaanäer und Aramäer sich nicht nur geschichtlich, sondern auch sprachlich weit näher stehen als irgend einem anderen semitischen Stamm.“

ihnen, wie die Münzen dieser Stadt veranschaulichen, als identische Namen. Hier wurde nicht allein El oder, wie die Griechen sagten, Kronos, dem höchsten Gottesbegriffe der Theologie der Phönizier eine besondere Verehrung gezollt. Hier gewann auch der Dienst der „Herrin“ der Stadt, der Astarte, mit der ganzen Entfesselung sinnlicher Ursprünglichkeit, welche der Vorstellung von einer Göttin der Liebe und der Lebenskräfte innewohnt, eine ausgeprägtere und wirksamere Gestalt als im übrigen Phönizien. Im Gebiete von Byblos lagen auch die Stätten, an denen einst Liebe die Göttin mit dem jugendlichen „Gebierter,“ mit Adonis, dem schönsten der Götter vereint, an denen ihr Liebling auf Anstiften einer eifersüchtigen lebensfeindlichen Gottheit, vom Zahne eines Ebers getroffen, den frühen Tod gefunden haben sollte.

Die Vermuthungen über die verschiedenartige Abstammung der ursprünglichen Bewohner der Städte Phöniziens verlieren noch mehr an Bedeutung, weil, wie Syrien überhaupt, so auch Phönizien zum Schauplatz geschichtlicher Ereignisse erst im Zusammenhange mit der Entwicklung anderer Ländergebiete



Münzen von Byblos. Originalgröße.

wird und es schon lange vordem augenscheinlich fremden Einflüssen ausgesetzt gewesen ist. Schon eines der allerältesten Denkmäler der Weltgeschichte eine Reliefdarstellung, welche der ägyptische König Snofru auf einer Felswand im Wadi Maghara anbringen ließ,¹⁾ zeigt uns die Aegypter etwa um das Jahr 2800 v. Chr. als Ueberwinder der Mentiu, der Nomadenstämme des Sinai-Gebirges. geraume Zeit jedoch vor diesem Kriegszuge, mit welchem sie den Besitz der Kupfererze führenden Strecken dieser unwirthsamen Gebirgsgegenden sich erkämpften, scheinen bereits zwischen den Bewohnern des Niltales und den Völkern Vorderasiens mancherlei Beziehungen eingetreten zu sein, Beziehungen, die vor Allem auf Waarenaustausch beruhten. Ohne Zweifel ist beispielsweise die Ausbeute jener Kupfergruben zuerst als ein Gegenstand des Handelsverkehrs in Aegypten bekannt geworden. Erst als diese Bezugsquelle zu versiegen drohte, hat das wenig kriegerisch gesinnte Volk sich entschlossen, durch Unterwerfung der räuberischen Gebirgsbewohner eine regelmäßige Zufuhr des unschätzbaren, in Aegypten nicht vorkommenden Erzes sich zu sichern. Ob die Wirkung der friedlichen Annäherungen eine so durch-

1) Vergleiche Johannes Dümichen, Geschichte des alten Aegyptens, S. 174; Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 103.

greifende gewesen ist, daß selbst, wie man annimmt, in den ältesten Statuen Babyloniens ein Einfluß der altägyptischen Kunst sich verspüren läßt, muß freilich dahingestellt bleiben. Das schematische Gepräge der Formen, welches als ein solches Anzeichen aufgefaßt wird, erklärt sich wohl besser aus der Härte des Materials, in welchem diese Arbeiten, um alle Zeiten überdauern zu können, ausgeführt sind, und aus der Mangelhaftigkeit der verfügbaren Werkzeuge. Dagegen liegt schon in der Behandlung einzelner Körpertheile mehr Nachdruck auf dem Herauskehren der inneren, die äußere Erscheinung bedingenden Structur, mehr Hinweis auf das Plastische, als mit der formalen, die Wiedergabe der Umrisse bevorzugenden Durchführungsart, welche der ägyptischen Kunst eigen ist, sich verträgt — der Anfang zu einer Richtung, welche gerade die Sculptur der Babylonier und Assyrer besonders kennzeichnet. In dem Aegypten der Pyramidenzeit selbst deutet jedenfalls sehr Vieles auf sehr frühe geregelte Verkehrsbeziehungen zu den semitischen Ländern hin. Die ägyptischen Bezeichnungen für eine große Anzahl von Gegenständen, deren Herstellung zu den ersten Erfordernissen einer mehr als ganz primitiven Lebensweise gehört, klingen, als seien es semitische Lehnworte; ein Eindruck, den selbst manche Bezeichnungen für Handlungen und Thätigkeiten der einfachsten Art machen.¹⁾ Nachgewiesen ist beispielsweise daß kamh, der Name einer Brotart, die in religiösen ägyptischen Formeln uralten Ursprungs bereits als eine Speise der Götter erwähnt wird, ein aus den semitischen Sprachen entnommenes Wort ist.²⁾ Die Grundbedeutung des Wortes bezeichnet Korn, insofern es als Nahrungsmittel gebraucht wird, besonders Weizen. Selbst das Mehl, das zu dem feinen Gebäck diente, welches auf der Tafel der Reichen ein Luxusartikel war und deshalb den Göttern vorgefetzt wurde, werden daher Anfangs die Aegypter häufig aus Syrien erhalten haben. Daß aber zum Entgelt dafür und für manche nothwendigere Bedürfnisse zahlreiche Erzeugnisse Aegyptens, vor Allem Erzeugnisse des Gewerbfleißes, zu den semitischen Stämmen gewandert sind, die Vorderasien bewohnten, ist selbstverständlich. Die ganze Tragweite dieser Einwirkung läßt sich zur Zeit noch nicht feststellen.

Ungleich höher ist jedenfalls der Einfluß anzuschlagen, den die Cultur Babyloniens auf die Völkerschaften Syriens ausgeübt hat, bevor die dort obwaltenden geschichtlich zur Erscheinung tretenden Verhältnisse sich übersichtlich zu gestalten beginnen. Wenn er auch später als der von Aegypten ausgehende

1) Es sind hierbei allerdings nur Worte in Betracht zu ziehen, die zu dem Wortschatze, der sich aus den Inschriften der Pyramidenzeit belegen läßt, gehören. Eingehende lexikalische Untersuchungen sind in dieser Richtung bis jetzt noch nicht vorgenommen. Doch ist vorauszusehen, daß sich in dem Wortschatze der Sprache der ältesten ägyptischen Denkmäler ein ansehnlicher Bestand von Bezeichnungen ergeben wird, die mit den in den semitischen Sprachen vorkommenden Worten von gleicher Bedeutung lautlich völlig übereinstimmen.

2) Vergleiche A. Erman, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum, I, S. 266; G. Maspero im Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes V (Paris 1884), S. 10, Anm. 1.

angefangen haben wird sich geltend zu machen, so ist dieser Einfluß doch von vornherein nachhaltiger und durchgreifender gewesen. Zwei Verbreitungswege führen die Cultur Babyloniens den Ländern des Westens zu. Der eine geht den Stromlauf des Euphrats hinauf und mündet etwa in der Höhe der Bucht von Ffios unmittelbar in das nordöstliche Binnenland Syriens ein. An den Euphrat grenzt hier das Land der Cheta oder, wie die Assyrer es nennen, das Hatti-Land. Von diesem Grenzgebiete, also erst vom äußersten Nordwesten Mesopotamiens aus, hält die babylonische und ebenso später die assyrisch-babylonische Cultur vorzugsweise ihren Einzug in Syrien und sie verbreitet sich dementsprechend in Syrien selbst hauptsächlich in der Richtung von Norden nach Süden. Der weite Umweg, den sie nimmt, ist dadurch bedingt, daß dort am oberen Laufe des Euphrats erst die große Syrische Wüste aufhört, die zwischen der Ostgrenze Palästinas und dem rechten Ufer des Euphrats sich ausdehnt.

Der andere Verbreitungsweg weicht ebenfalls dem großen Wüstengebiete aus und wendet sich in südwestlicher Richtung von dem Mündungslande der beiden Ströme dem nördlichen Arabien zu. Auch von hier aus erreicht also die babylonische Cultur Palästina und Syrien nur auf einem Umwege, der noch dazu durch Strecken führt, deren Naturbeschaffenheit ihren Bewohnern jeden Aufschwung zur Annahme einer hochgesteigerten Cultur verbietet. Dafür stellt jedoch dieser Verbreitungsweg eine directere Verbindung mit dem eigentlichen Ausgangspunkte und Herde der Gesittung Babyloniens her. Seit jeher hat diese südliche Uebergangszone, die vom Euphratlande sich bis zum Ostjordanlande und bis in den Süden Palästinas erstreckt, größtentheils Nomaden und Halbnomaden als Heimath gebietet. In den östlichen Gegenden hat Babylonien in dem westlichen Palästina mit den syrischen Küstenebenen auf die unstäte Bewohnerschaft dieser Zone die größere Anziehungskraft ausgeübt. Die Lebensweise, auf welche die meisten der hier hausenden Stämme seit jeher angewiesen waren, die Lebensweise des Beduinen, läßt sich nur durchführen, solange dem einzelnen Stamme ein weiter Spielraum bleibt. Wie unter andauernder Insoflation die über der Steppe lagernden Luftschichten zu Wolkenknäueln sich zusammenballen, die plötzlich in schweren Gewittern auf die umgebenden Strecken sich entladen, so tritt auch von Zeit zu Zeit, sobald die Dichtigkeit der Bevölkerung so weit angewachsen ist, daß diese Zone ihre Einwohner nicht mehr zu ernähren vermag, eine Bewegung ein, die ganze Stämme veranlaßt, in dem benachbarten Culturlande sich eine neue Heimath zu suchen, und dadurch für die zurückbleibenden wieder hinreichenden Raum schafft. Indem die Nomadenländer den Ueberschuß ihrer Bevölkerung abgeben, gelangen zugleich vorher mehr abseits hausende Stämme in die nächste Nähe der culturfähigen Landstriche und reifen hier ihrerseits wieder allmählich der Ausgleichung mit den Bewohnern der letzteren entgegen. Ebenso bringt auch diejenige Form des Daseins, welche im Bereiche jener nur für Nomaden und Halbnomaden bewohnbaren Zone die einzig mögliche war, von selber mit sich,

daß für die Bevölkerung derselben die meisten Errungenschaften der Cultur fremder, glücklicher von der Natur veranlagter Länder seit jeher wenig werthbar blieben. So wenig wie irgend eine andere auf Theilung der Beschäftigung, auf Wohlstand und Ausbildung des Eigenthumsbegriffes beruhende Entwicklungsphase ließ hier die Cultur Babylonien's als Ganzes sich nachahmen. Derartige geregelte Zustände und Beschränkungen des Willens des Einzelnen, wie sie in Babylonien herrschten, werden ohnehin stets den ungebunden in den Tag hineinlebenden Bewohnern dieser Zone höchst unerquicklich und durchaus nicht erstrebenswerth vorgekommen sein, wie noch gegenwärtig den meisten Bewohnern Arabiens die Zustände Europas erscheinen. Kunstvolle Erzeugnisse des Gewerbebetriebes haben sie gewiß als begehrenswerthe Kostbarkeiten und Prunkstücke betrachtet und sich zu verschaffen gesucht, ohne auf Möglichkeiten zu sinnen, derartige Dinge selber herstellen zu lernen. Wirklich sich zu eigen gemacht haben sie nur einfache und praktische Erfindungen, deren Nutzen ihnen einleuchtete und deren Anwendung selbst die primitive Lebensweise zuließ, die sie geführt haben, ferner aber auch eine ganze Reihe religiöser Vorstellungen, in denen sie eine wichtige Bereicherung und Erweiterung ihrer eigenen Kenntnisse zu erblicken vermeinten. Allen Entlehnungen, die überhaupt in Aufnahme kommen, gewährt dagegen das Hin- und Herwogen der Stämme, das hier herrscht, eine rasche und allgemeine Verbreitung.

Da aber allem Anscheine nach in der westlichen Hälfte dieser Uebergangszone die Kanaanäer ihre Wohnsitze gehabt haben, bevor sie in das Westjordanland, in die Ebenen Palästinas und nach Phönizien übersiedelten, darf man wohl annehmen, daß viele von den Erscheinungen in ihrer Cultur und in ihren religiösen Anschauungen, welche einen Zusammenhang mit Babylonien verrathen, aus Anregungen hervorgegangen sind, die sie in ihrer früheren Heimath bereits empfangen hatten. Es ergibt sich zugleich aus dem Erwähnten, daß man dies vermuthen darf, ohne weiter daraus folgern zu müssen, daß sie ursprünglich gerade in der unmittelbaren Nähe Babylonien's und in der Nähe des Persischen Meerbusens zu Hause gewesen seien. Die Ähnlichkeiten, welche sich herausstellen, machen nicht den Eindruck, als beruhten sie auf Entlehnung aus erster Hand. Wie man angenommen hat, daß im Wesentlichen durch Vermittelung dazwischen wohnender Stämme die Cultur Babylonien's auf die Entstehung der ehemaligen südarabischen, der sabäischen, einen maßgebenden Einfluß ausgeübt hat, so ist auch nicht zu kühn, ein Gleiches hinsichtlich der kanaanäischen vorauszusetzen.

Die Einwirkung Babylonien's auf die Entstehung der Cultur Syriens würde demnach, soweit dabei die Einwanderung der Kanaanäer und als Uebergangsgelände die Länder im Süden der großen Syrischen Wüste in Betracht kommen, zuerst sich auf einige wenige Grundlagen eingeschränkt haben. Wohl ebenso alt und ungleich vollständiger ist hingegen der Einfluß, welchen in Syrien von Norden her dieselbe Cultur vermöge ihrer frühzeitigen Verbreitung in den Ländern am oberen Laufe des Euphrats gewonnen hat. Als Mittel-

glied mag daran der Volksstamm der Cheta, über dessen Herkunft und Abstammung allerdings nichts bekannt ist, sich besonders betheiligt haben. Es ist aber unsicher, zu welcher Zeit dessen Anwesenheit in Syrien beginnt. Was die Völker Syriens für die babylonische Cultur in hohem Grade empfänglich gemacht hat, ist jedenfalls, daß sie vorwiegend ihrer Abstammung und Sprache nach zu den Semiten gehören. Denn wenn auch wahrscheinlich die Gesittung Babyloniens ursprünglich nicht das Erzeugniß eines semitischen Volksstammes gewesen ist, so hatten doch in Babylonien selbst einzelne Stämme semitischen Ursprungs bereits in einem Zeitraume, der noch der vorgeschichtlichen Periode angehört, diese Gesittung sich angeeignet und dieselbe gleichsam ins Semitische überseht. Noch mehr hatten die Culturelemente, welche aus den nördlichen Euphratgebieten nach Syrien eindrangen, eine Umwandlung und Anpassung durchgemacht und das den Semiten Fremdartige abgestreift. Schon aus diesen Gründen leuchtet ein, daß die Entlehnungen wenig specifisch babylonische Färbung behalten konnten. Alles, was in Syrien diese Färbung in ganz ausgesprochenem Maße zu besitzen scheint, beruht gerade darum, weil dies noch deutlich zu Tage tritt, vielleicht nicht auf Entlehnung in den ältesten Zeiten, sondern, da die Beziehungen zu den Assyrern Jahrhunderte lang anhielten, und im Nordosten zwischen Syrien und den Euphratländern überhaupt keine geographische Abgrenzung besteht, mit großer Wahrscheinlichkeit auf nachträglicher Einbürgerung, im besten Falle auf einer Wiederbelebung und Auffrischung, die von dem echt syrischen Gepräge, wo inzwischen ein solches erzielt war, wenig übrig gelassen haben wird. Wie die Assyrer sich alle erdenkliche Mühe gegeben haben, die Babylonier möglichst genau zu copiren, so haben das auch, soweit der Einfluß der Assyrer reichte, die noch viel weniger selbständig gesinnten Völker Syriens gethan. Auch haben sie schon viele Jahrhunderte, bevor die Macht der Assyrer sich so weit entfaltetete, daß sie zu ihr Stellung zu nehmen gezwungen waren, Alles, was wir Bildung nennen, aus den Culturkreisen Babyloniens bezogen.

Vor Allem werden dadurch die religiösen Vorstellungen der Völker Syriens wiederholentlich umgemodelt sein. Die meisten Versuche, die den Zweck hatten, die einheimische Glaubenswelt in ein System zu bringen, werden lediglich nachträglich durch das allmähliche Bekanntwerden babylonisch-assyrischer Muster erzeugt sein. Aber nicht allein die Auslegungsweise des vorhandenen Cultus und Glaubens, nicht allein die Theologie, auch die Benennung und künstlerische Darstellung der Göttergestalten wird an babylonisch-assyrische Vorbilder im Laufe der Zeiten sich immer näher angeschlossen haben. Es liegt z. B. die Nachricht vor,¹⁾ daß in den Städten der philistäischen Ebene ein Gott

1) Vergl. 1. Regum 5; Richter 16, 23; 1. Chron. 10, 10; 1. Makkab. 10, 83. Bezeugt ist der Cultus des Dagon für Gaza und Aschdod. Auch lag bei Joppe ein Ort Namens Bet Dagon = „Dagons-Tempel“ und ein anderer desselben Namens östlich von Sichem. Auch gab es ein „Dagon-Dorf,“ Raphar-Dagon. Vergl. R. B. Stark, Gaza und die philistäische Küste, S. 248. A. S. Sayce (Lectures on the

Namens Dagon besonders hohe Verehrung genossen hat. Er wird auf Münzen häufig abgebildet, bärtig mit langem geflochtenen Haupthaar, in jeder Hand einen Fisch haltend; die untere Hälfte des Körpers läuft in einen schuppigen, mit Flossen versehenen Fischleib aus.¹⁾ Sowohl der Name als auch die Darstellungsweise weisen deutlich auf einen Zusammenhang mit Babylonien hin. Dabei handelt es sich aber allem Anscheine nach nicht um einen Gott, dessen Verehrung erst die Philistäer eingeführt haben, sondern um eine altkanaanäische Gottheit. Sie ist auch von den Kanaanäern des Binnenlandes angebetet worden. Darf man den Angaben Philons trauen, so wurde in den phönizischen Berichten über die Anfänge der menschlichen Gesittung gerade Dagon die Entdeckung der Nährkraft des Getreides und die Erfindung des Pfluges zugeschrieben.²⁾ Nun gehört auch zu den Göttern Babyloniens ein Gott Namens Dagon oder Danan, der in mehreren Inschriften als Urheber der Gesetze betrachtet wird, und es ist auch bekannt, daß es babylonische Sagen gegeben hat, welche die erste Regelung der menschlichen Lebensverhältnisse auf die Lehren zurückführten, welche Wesen, die halb Mensch und halb Fisch waren, erteilt haben sollten (vergl. S. 124). Ferner kommen in der babylonischen und in der assyrischen Kunst häufig sowohl derartige Zwittergebilde vor als



Dagon auf einer phöniz. Münze. Vermuthlich von Arabos.

Origin and Growth of Religion as illustrated by the Religion of the Ancient Babylonians, London 1887, S. 188) giebt an, daß auch ganz im Nordosten Syriens, in Harran, Dagon angebetet sei. Doch steht dies nicht in der Inschrift Sargons (Eberhard Schröder, Keilinschriften und Geschichtsforschung, Gießen 1878, S. 536), welcher Sayce diesen Sinn beilegt.

1) In dem Dagon-Tempel zu Ashdod soll, als darin die von den Philistern erbeutete Bundeslade der Israeliten aufgestellt war, über Nacht die Statue des Gottes von ihrem Sockel heruntergestürzt und in Stücke zerbrochen sein. In dem hebräischen Texte dieser Erzählung, 1. Reg. 5, 4, werden unter den Theilen, die abgetragen, nicht bloß der Kopf, sondern auch die beiden Hände angeführt. Augenscheinlich schwebt dem Erzähler ein deutliches Bild der herkömmlichen Darstellungsweise vor, bei der die Hände freistanden, weil der Gott damit Fische hielt. In dem Texte der Septuaginta (vergl. B. de Lagarde's Ausgabe) wird außerdem erwähnt, daß auch die beiden Füße an ihren Ansätzen (τὰ ἔχνη τῶν ποδῶν αὐτοῦ) abgebrochen seien. Wie schon Johannes Sel den (De Diis Syris syntagma II, Kap. 3), so hat auch R. B. Stark (Gaza, S. 250) die Vermuthung ausgesprochen, daß sich dies auf eine Darstellung beziehe, bei welcher Dagon gleich analogen babylonischen Gebilden vollständig den Leib eines Menschen besaß, und nur der Rücken in einen Fischleib auslief. Es kann jedoch ebenso gut die Angabe, welche der Septuaginta-Text enthält, bloß ein Zusatz sein, den Jemand gemacht hat, weil ihm auffiel, daß gesagt war, der Rumpf habe am Boden gelegen, daß dagegen vom Abbrechen der Füße nicht die Rede war.

2) Nach Philons Angabe wurde dieser Wohltäter der Menschheit dann als Zeus Trotrios verehrt. Diese Angabe verräth, daß es einen Gott Namens Baal Dagan, einen „Herrn der Feldfrucht“, gegeben hat. Es ist völlig erklärlich, daß man dem Gotte, der als Beschützer des Ackerbaues verehrt wurde, auch die Erfindung desselben zuschrieb. Gewiß hat das nicht erst Philon zu erfinden brauchen. Ueber den Namen Dagan, der nur die phönizische Aussprache des Wortes dagan = „Getreide“ wiedergiebt, vergl. besonders Paul Schröder, die Phönizische Sprache, S. 124, Anm. 1.

auch Menschengestalten, die gleichsam als Fisch verkleidet sind, Figuren, auf deren Haupte der Kopf einer Fischhaut liegt, welche den Rücken hinabhängt.!) Was diese Figuren bedeuten sollten und welchen Namen sie führten, darüber giebt es bis jetzt freilich keinen Aufschluß. Immerhin wird jedoch zu der Darstellungsweise, die für Dagon bei den Kanaanäern üblich gewesen ist, ein Vorbild dieser Art die Anregung geboten haben. Galt er als ein Gott, der den Ackerbau und dessen Normen geschaffen hatte, so konnte er auch dieser Gestalt sich anbequemen. Auf jeden Fall läßt also in dieser Gestalt ein Einfluß Babyloniens sich constatiren. Was den Namen anlangt, so ist sehr wahrscheinlich, daß er zwar semitischen Ursprungs, aber durch Uebertragung aus Babylonien ebenso wie der Begriff des Gottes der Feldbestellung, den er bezeichnet hat, zu den Kanaanäern gelangt ist, und es mag das sogar schon geschehen sein, als diese noch nicht in Palästina ihre Wohnsitze aufgeschlagen hatten. Was aber die bildliche Darstellung betrifft, so ist im höchsten Maße unwahrscheinlich, daß ein Volk, welches im Wesentlichen im Binnenlande zu Hause ist, den göttlichen Schutzherrn und Förderer des Ackerbaues sich von vornherein als einen Fischmenschen und mit Fischen in den Händen gedacht haben soll. Erst nachdem die Kanaanäer schon lange in Palästina ansässig waren, werden sie auf diese seltsame Darstellungsweise verfallen sein, weil Götterwesen von dieser Gestalt auf zahlreichen aus Babylonien importirten Bildwerken ihnen bekannt wurden und zwischen diesen Götterwesen und Dagon ihnen kein wesentlicher Begriffsunterschied zu bestehen schien. Den vermuthlich am meisten Ausschlag gebenden Anknüpfungspunkt bot der Name Dagon selbst. Etymologisch bedeutete er zwar nichts Anderes als einen Gott des „Getreides,“ des *dāgān*, er klang aber zugleich an das Wort *dāg* an, welches „Fisch“ bedeutete, und so ließ sich in ihn mit Leichtigkeit ein Doppelsinn hineinlegen, der die nachträglich adoptirte Abbildung unmittelbar aus dem Namen der Gottheit rechtfertigte und erklärte.

In anderen Fällen scheinen selbst babylonische Götternamen die ursprünglichen Namen syrischer Gottheiten verdrängt zu haben. Dies wird z. B. einem Gotte widerfahren sein, der in Harran, einer Stadt im nordöstlichsten Grenzgebiete Syriens, angebetet wurde. Die Assyrer betrachteten ihn als identisch mit dem babylonischen Mondgotte Sin. Ohne Zweifel hat er auch in den Zeiten, aus welchen die betreffenden assyrischen Inschriften stammen, im siebenten und wahrscheinlich im achten Jahrhunderte v. Chr. in dieser Stadt selbst keinen anderen Namen mehr geführt, wie Sin als Name einer Gottheit ja selbst in Jemen vorkommt. Es ist sogar anzunehmen, daß er von seinen Verehrern schon viele Jahrhunderte früher unter dem Einflusse babylonischer Lehren für den Mondgott Sin ausgegeben worden ist. Aber

1) Eine Uebersicht über diese Darstellungen giebt J. Menants Aufsatz: *Le Mythe de Dagon* in der *Revue de l'histoire des religions* (Band XI, Paris 1885, S. 295—301), der auch im zweiten Bande seines Werkes: *Glyptique orientale* (Paris 1886) abgedruckt ist.

schwerlich, weil sein Cultus aus Babylonien nach Harran verpflanzt war, sondern nur, weil das zu göttlichen Functionen paßte, die seit Alters her ihm zugeschrieben wurden, und weil man in Harran zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die Babylonier wie überhaupt in theologischen Dingen, so auch besonders in der richtigen Namengebung, einer für die erfolgreiche Anrufung außerordentlich wichtigen Angelegenheit, am trefflichsten Bescheid wußten. Augenscheinlich sehr spät ist in Syrien erst der babylonische Name Tammuz eingeführt worden, mit welchem zuerst Ezechiel¹⁾ den Gott bezeichnet, den die Weiber Jerusalems am nördlichen Thore des Tempels sitzend beweinten.

Ähnlich steht es aber auch mit den ägyptischen Einflüssen, die von Süden her in Syrien, besonders in dessen Gestabelandschaften eindringend, sich dort mit den babylonischen und assyrischen kreuzten. Auch über ihr Alter läßt sich aus den Spuren, in welchen ihre Einwirkung zu Tage tritt, mit Sicherheit nur sehr wenig ermitteln, weil sie ebenfalls nicht allein geraume Zeiten hindurch sich geltend gemacht, sondern auch wiederholentlich sich erneuert haben. Am stärksten äußern sie sich auf Denkmälern der phönizischen Kunst, welche eine gänzliche Hingabe an ägyptische Vorbilder verrathen. Doch sind nur wenige Denkmäler darunter, die vor der Perferzeit entstanden sein können. An sich betrachtet, sind die Spuren der ägyptischen Einflüsse als solche viel leichter und bestimmter kenntlich als die der babylonisch-assyrischen. Meist heben sie auf den ersten Blick sich als etwas durchaus Fremdartiges ab und sind wenig umgestaltet. Darf man aus dieser Aneignungsweise einen Schluß ziehen, so ist vorauszusetzen, daß die Phönizier an den Entlehnungen, welche sie aus den semitischen Ländergebieten machten, noch weniger Umgestaltungen vorgenommen haben werden.

Dabei ist nicht zu verkennen, daß die Cultur der Völker Syriens nicht bloß mit Entlehnungen sich begnügt hat. In ihren Anfängen war es zwar keine selbständige und einheitliche Schöpfung; ihr hat jedoch sowohl die Verschiedenartigkeit der einzelnen Landstriche etwas sehr Mannigfaltiges, als auch die Veranlagung der einzelnen Volksstämme etwas sehr Eigenartiges verliehen. Es ist anzunehmen, daß zuerst die Cultur der mit den Euphratländern zusammenhängenden Landstriche des nordsyrischen Binnenlandes eine bedeutende Höhe erreicht hat, und daß erst dieser Entwicklung die übrigen Landstriche Syriens in verschiedenen Abstufungen gefolgt sind. In einigen Einzelheiten verräth sich noch bei den Phöniziern eine Einwirkung der frühesten nordsyrischen Cultur oder wenigstens ein besonderer Zusammenhang mit derselben. Wie wäre sonst beispielsweise erklärlich, daß man ein Gegenstück zu dem phönizischen Adonis-Mythos — die Erzählung, daß Zeus den schönen Knaben Attis, den Geliebten der Göttermutter, von einem Eber habe umbringen lassen — gerade in Lybien findet und daß dort der jugendliche

1) Ezechiel 8, 14.

Gott unverkennbar den Namen einer nordsyrischen Gottheit, des Ate,¹⁾ führt? Aus dem nördlichen Syrien werden auch die Phönizier die erste Anleitung in der Kunst des Erzgusses und in der Metallarbeit erhalten haben — nicht aus erster Hand von den Babyloniern, die, wie es scheint, in diesen Fertigkeiten es am frühesten zu hoher Vollendung gebracht haben. Ferner haben augenscheinlich jene nördlichen und nordöstlichen Gebiete dem übrigen Syrien für die Anlage und Befestigungsart der Burgen und Städte die ersten maßgebenden Vorbilder geboten. Ebenso stammt aus jenen Gegenden die Art der Bewaffnung und Kriegführung, mit welcher die Bewohner Syriens nach den Berichten der Ägypter den Heerschaaren der Pharaonen entgentreten und an der die Ägypter des neuen Reiches ihrerseits sich ein Muster genommen haben. Die Vornehmen unter den Kriegern fahren auf Streitwagen in die Feldschlacht, mit Pfeil und Bogen gerüstet. Dem Kämpfenden zur Seite steht auf dem Zweigespann ein Schildträger, der mit seinem Schilde die feindlichen Geschosse auffängt. Bei den Cheta standen sogar auf jedem Streitwagen drei Personen, ein Kämpfender, ein Schildträger und ein Rosslenker. Die Ägypter brauchen häufig zur Bezeichnung für syrische Abtlige das Wort Marna. Es bedeutet „unser Herr“ und ist ohne Zweifel die Anrede, welcher der hörige Bauer und das niedrige Volk im Verkehr mit den Vornehmen sich bediente. Den Ägyptern ist dieses Wort so geläufig, daß jene Anrede wie eine Art Titel (etwa „der Monseigneur“) einmal in den meisten Theilen Syriens verbreitet gewesen sein muß, und doch ist es aller Wahrscheinlichkeit nach nordsyrischen Ursprungs. Marna, „unser Herr,“ war auch der Name des Stadtgottes von Gaza. Doch mag der Cultus dieses Gottes erst von den Philistern in Gaza eingeführt sein.²⁾

Daselbe gilt auch vielleicht von dem Dienste der nordsyrischen Göttin Atargatis, die in Askalon als Stadtgöttin verehrt wurde. Ihr Name, den die Griechen durch Derketo wiedergegeben haben, trägt das Gepräge des Aramäischen noch ganz unverändert zur Schau. Attar ist die aramäische Form des Namens der Göttin Ashtoret (= Astarte), und Ate ist, wie erwähnt, ein nordsyrischer Gott; Attar-Ate, Atargatis, bedeutet die „Attar des Ate.“ Befremdend ist nur, daß dieselbe Göttin auch zu Zoppe verehrt worden sein soll, also auch außerhalb des philistäischen Gebiets, ja nach

1) Ate findet sich auch in einem phönizischen Eigennamen auf einer Inschrift von Idalion auf Cypern (Corpus Inscriptionum Semiticarum, I, 1, Nr. 93) in der Form Gad ato = „Glück des Ate;“ ein Name, der auch in Palmyra vorkommt (vergl. Eduard Meyer in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXXI, S. 731; Friedrich Daetgen, Beiträge zur semitischen Religionsgesch., S. 62) und deshalb wohl nicht, wie Müllers (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, LII, S. 471) vorgeschlagen hat, mit den arabischen Namen Gud'an, Gud'aat u. s. w. zusammengestellt werden kann.

2) Auf einer von Cesnola auf Cypern gefundenen phönizischen Inschrift scheint als Eigenname eines Mannes Abd-Marna vorzukommen, doch ist die Lesung dieses Namens sehr zweifelhaft. Vergl. Corpus Inscriptionum Semiticarum, I, 1, Nr. 16.

einigen Nachrichten auch im eigentlichen Phönizien und zwar in einer dem jedenfalls kanaanäischen Gotte Dagon ähnlichen Gestalt, während ausdrücklich überliefert ist, daß in Nordsyrien nicht üblich war, die Atargatis so abzubilden. Plinius erwähnt nämlich von Zoppe, es sei die Verehrungsstätte der fabulosa Ceto, und wenn er auch wohl sicher so und nicht Derceto geschrieben hat, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß mit dieser „sagenreichen Ceto“ Derceto gemeint war. Auch berichtet Lukian, „in Phönizien“ Bilder der Derceto gesehen zu haben, welche sie zur oberen Hälfte als Weib und von den Hüften abwärts als Fisch darstellten.¹⁾ Es ist also die Möglichkeit nicht ganz ausgeschlossen, daß bereits lange vor Einwanderung der Philister nach Palästina diese Göttin nicht allein zu Askalon, sondern wohl in allen kanaanäischen Küstengebieten angebetet wurde. Daß es sich dabei um eine Entlehnung aus dem nördlichen Syrien und um dieselbe Göttin, welche dort den Namen Attar-Ate führte, handelt, würde bestehen bleiben. Doch würde dann wohl anzunehmen sein, daß die Benennung Derceto nicht unmittelbar durch Entstellung des Wortes Attar-Ate entstanden ist; sondern diese griechische Benennung würde vermuthlich die Wiedergabe einer kanaanäischen Zwischenform jenes nordsyrischen Namens sein.²⁾



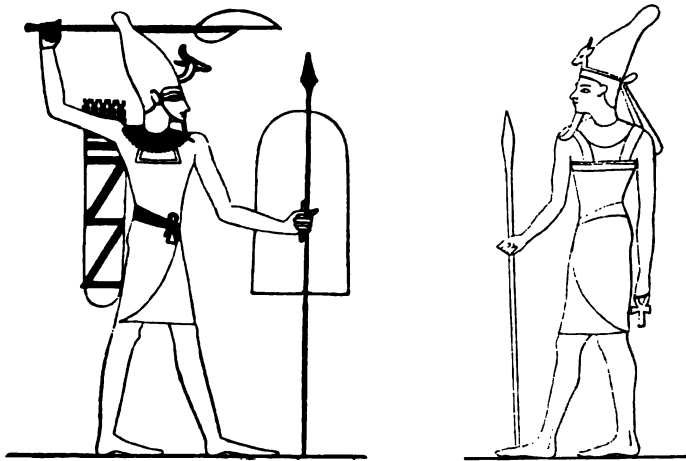
Ägyptische Darstellung der Göttin Anat.

Sehr frühzeitig scheinen aus Nordsyrien die Götter Anat und Reschuf zu den Phöniziern gekommen zu sein. Zwar ist bis jetzt nur bezeugt, daß sie von den auf Cypern ansässigen phönizischen Kolonisten verehrt wurden.

1) Nach Diodor hatte die Derceto von Askalon einen Frauenkopf und im Uebrigen ganz den Körper eines Fisches. Ein Gefäß von dieser Gestalt aus gebranntem Thon befindet sich in der Sammlung phönizischer Alterthümer des Louvre (Nr. 260 des Verzeichnisses von E. Lebrun).

2) Attar kommt übrigens auch in phönizischen Eigennamen vor, nämlich in Atarbas = 'Attâr-Ba'al, (Diener der) „Attar des Baal“ und, wie Eduard Meyer (Zeitschrift der D. Morgenl. Gesellschaft, XXXI, S. 732, Anm. 1) schon angeführt hat, in 'Attâr-azû, „Attar ist stark.“ Bezeichnend ist, daß Attar ebenso wie Ate zugleich zu den Göttern gehört, die auch den Lydern bekannt waren. Ist Gadate (vergl. Anm. 1, S. 148) als Gegenstück zu Attar-Ate aufzufassen? Als Personennamen würde dann Gadate den Diener der „Lyche des Ate,“ der Göttin „Glück des Ate“ bedeuten. Ueber Gad = Lyche vergleiche P. de Lagarde, Gesammelte Abhandlungen, S. 16 und J. S. Nordtmann in der Zeitschrift der D. Morgenl. Gesellschaft, XXXI, S. 99—101.

Doch kommt der Name Anat in mehreren Ortsnamen des heiligen Landes vor (in Bet Anat und vielleicht auch in Anatot), und eine Spur des Namens Reschuf ist in dem Namen des Küstenortes Arzuf noch erkennbar.¹⁾ Abbildungen dieser Gottheiten liefern die Denkmäler der Ägypter, die im Verkehre mit Syrien diese Gottheiten sich ebenfalls zu eigen gemacht haben. Anat (Anat) wird auf ihnen als eine Göttin des Kampfes und Krieges durch die Bewaffnung mit Helm, Schild, Lanze und Streitart gekennzeichnet. Der griechische Text einer phönizisch und griechisch abgefaßten Inschrift auf einer Felswand bei Larnax Lapithu auf Cypern hat „Athena Soteira Nike“ als Wiedergabe der phönizischen Benennung der Göttin: „Anat, Kraft des



Ägyptische Darstellungen des Gottes Reschuf.

Lebens.“ Was sie mit der griechischen Athene gemein hat, ist lediglich das Streitbare und Wehrhafte ihres Wesens, nicht, wie man für möglich gehalten hat, der Name. Auch hat hiermit wohl nichts zu schaffen, daß in einer ägyptischen Zauberformel Anat und Astarte „die großen Göttinnen, die empfangen und nicht gebären,“ genannt werden. Reschuf oder, wie die Ägypter schreiben, Reschpu (Rschpu) wird von ihnen als bärtiger Mann dargestellt. Seine Brust ist häufig mit dem panzerartigen Rode der ägyptischen Soldaten bekleidet. In der Rechten führt er einen Speer, auf dem Haupte trägt er die helmartige spitz in die Höhe steigende Krone Oberägyptens, vielleicht eine Umbildung der hohen spizen Kopfbedeckung der Chetafürsten, und vor der Stirn als Abzeichen statt der Uräuschlange, die den Stirnschmuck der ägyptischen Gottheiten bildet, den Kopf einer Gazelle. Mitunter

1) Vergleiche oben S. 81.

hält er auch in der Linken Schild und Speer, schwingt mit der Rechten den Streitkolben und trägt auf dem Rücken einen Korb, der mit Pfeilen gefüllt ist. Auf einem Siegel=Cylinder, welcher dem Sidonier Annipi (? Anub), dem Sohne des Abdum, gehört hat, wie die in Keilschriftzeichen eingegrabene Inschrift besagt, stehen drei Gottheiten in ägyptischer Darstellungsweise abgebildet, und in der einen dieser Gestalten, welche in dem erhobenen Arm den Streitkolben trägt, vor sich aber einen Schild hält, der nur skizzenhaft und flüchtig dargestellt ist, darf man wohl Reschuf erblicken; die beiden anderen Gestalten sind die echt ägyptischen Götter Set und Hor.¹⁾ Ebenso dargestellt ist auch Reschuf auf einem Siegel=Cylinder zu sehen, der ebenfalls eine Inschrift in Keilschriftzeichen trägt und nach der Uebersetzung von Julius Oppert²⁾ dem „Abdum, einem Manne aus der festen Stadt Sidon,“ jedenfalls also wohl dem Vater jenes Annipi, als „persönliches Patschaft“ gebietet hat. Hier steht der Eigenthümer des Patschafts in anbetender Haltung vor Set und hinter ihm Reschuf. Die Zusammenstellung mit Set ist bezeichnend, denn auch dieser galt bei den Aegyptern als ein Kriegsgott.



Siegel-Cylinder mit Darstellungen des Gottes Reschuf.

Die phönizischen Inschriften erwähnen niemals Reschuf ohne Zusatz, sondern immer nur Reschuf=Hes (Hes) oder Reschuf=Mikal als Gottesnamen. Der kyprische Paralleltext einer Inschrift von Idalion stellt dem phönizischen Reschuf=Mikal als gleichwerthigen griechischen Ausdruck einen Apollon Amyklos oder — wie eine griechische Inschrift den Gott nennt — Apollon Amyklaios gegenüber. Was der Gott Mikal, der hier in Zusammensetzung mit Reschuf vorkommt, zu bedeuten hat, ist völlig unbekannt; selbst die Aussprache des Namens ist zweifelhaft, sie ist nur aus Amyklaios erschlossen.³⁾ Der Name

1) Vergl. Collection De Clercq, Catalogue méthodique et raisonné: Antiquités assyriennes, cylindres orientaux, cachets, briques, bronzes, bas-reliefs etc., publié par M. De Clercq avec la collaboration de M. J. Menant, I, Cylindres orientaux, Texte, Paris 1888, S. 217.

2) Vergl. Julius Oppert in den Comptes rendus der Académie des Inscriptions et belles-lettres, 4^e série, XI (1883), S. 180—184.

3) Man hat den Namen daher auch Mukál transkribirt. Euting zieht die Lesung Mekil vor und erklärt den Namen durch der „Beschützer.“ Es kommt nur die Zusammensetzung mit Reschuf vor, nicht M-k-l als selbständiger Gottesname. Wahrscheinlich ist jedoch Mikal nur die phönizische Form des Ortsnamens Amyklai, Reschuf-Mikal also nicht ein Apollon Amyklos, sondern, wie zuerst G. L. Ahrens (im Philologus, XXXV, S. 79—80) gesehen hat, der Apollon des Ortes Amyklai. Lediglich

Reschuf steht etymologisch in Zusammenhang mit dem Worte reschef, der „Blitz.“¹⁾ Reschuf scheint, danach zu urtheilen, nicht nur als Kriegsgott, sondern auch als eine im Gewitter ihre Macht kundgebende Gottheit aufgefaßt zu sein. Dafür, daß Reschuf sowohl als auch Anat aus dem Pantheon der nördlichen Theile Syriens in die Götterwelt der Phönizier aufgenommen worden sind, spricht der Umstand, daß die Aegypter gern beide Gottheiten zusammen mit der Stadtgöttin von Kadesch am Drontes abbilden. Aus dem Schlußpassus eines Vertrages, den Ramses II. mit den Cheta geschlossen hat, scheint sogar hervorzugehen, daß Anat im Chetareiche an sehr vielen Orten verehrt wurde.

Entwicklungsgang der Religion der Phönizier.

Trotz dieser und zahlreicher anderer Entlehnungen,²⁾ welche in der phönizischen Religion sich eingebürgert haben, überwiegt nicht in ihr das Nachgeahmte und Erborgte. Ihrem Wesen nach beruht sie vielmehr auf selbständiger Ausbildung und Fortentwicklung der allen semitischen Religionen ursprünglich gemeinsamen Grundanschauungen und Auffassungsweisen. Als ein Erbtheil, welches alle semitischen Völker in ihre nachmaligen Wohnsitze mitgenommen haben, sind diese Grundanschauungen uralten Ursprungs und selbst in den höchsten Steigerungen der Entwicklung und Ausbildung, zu welcher sie gelangen, bewahren sie daher das Kennzeichen ihrer frühen Entstehung. Die Vorstellungen, welche in ihnen das religiöse Empfinden leiten und befehlen, verleugnen nie, daß sie auf der ersten Stufe, die erreicht wurde, das Erzeugniß der Denkweise von Völkern gewesen sind, die in einer wenig mannigfaltigen und an natürlichen Hilfsquellen armen Umgebung, in Steppen, Wüsten und deren Grenzgebieten, nur durch Sprache und Abstammung miteinander verbunden, in zahlreiche Stämme gegliedert, ein anspruchloses, bloß durch das allerschlichteste Herkommen geregeltes Hirtenbafsein geführt haben.

Bezeichnungen eines Ortes, an dem Reschuf verehrt wurde, sind sicher die Beiworte Etijjat und Alahijotas, kyprisch Heleitas und Alafiotas, die Reschuf-Apollon auf zwei aus Tamassos auf Cypern stammenden phönizischen Inschriften mit kyprischem Paralleltexzte führt (vergl. Julius Euting in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1887, I, S. 115—123).

1) Euting hat für diesen Namen die Lesung Rischschaf oder Raschschaf — der „Blitz“, der „Blitzende“ vorgeschlagen.

2) Hier sind nur einzelne der aus den Religionen Nordsyriens entlehnten Götterwesen aufgeführt, weil doch eine Geschichte dieser Entlehnungen sich nicht entwerfen läßt. Erwähnt könnte z. B. außer manchem Andern noch werden, daß auf einem Siegelsteine in phönizischer Schrift (Revue d'assyriologie et d'archéologie orientale, I, Paris 1886, S. 115) als Name des ehemaligen Besitzers Abd-Hadab, „Diener des Hadab,“ zu lesen ist, obwohl Hadab vorzugsweise ein aramäischer Gott war. Auch kommt bei Philon von Byblos Adodos als Göttername vor. Ueber die Entlehnungen aus der ägyptischen Religion vergl. auch § 2 des Zweiten Abschnitts.

Die Probleme, welche bei den semitischen Völkern die ersten religiösen Stimmungen erregt und zur Bethätigung in bestimmter Richtung gebracht haben, sind dieselben, welche auch sonst auf religiösem Gebiete das Denken und Handeln beschäftigen. Der handgreifliche Gegensatz zwischen dem Starren, Unwandelbaren, Unbeseelten in der Natur und dem auf Werden und Vergehen nach einer besonderen Gesetzmäßigkeit beruhenden und in sich abgeschlossen verlaufenden Daseinsproceß der Pflanze, des Thieres, des Menschen hat das Phänomen des Lebens als solches unterscheiden und es als etwas Geheimnißvolles und Räthselhaftes erkennen gelehrt: überall, wo es auftritt, offenbaren sich selbständige verborgene Kräfte. Zu dieser Erkenntniß von lebenerzeugenden Ursachen, die mit Scheu betrachtet werden, gesellt sich die Erkenntniß, daß der Vorgang des Lebens nicht lediglich durch innewohnende Kräfte zu Stande kommt, daß er von allerlei äußeren günstigen oder ungünstigen Bedingungen beständig abhängig bleibt. So entsteht die Anschauung, daß auch in diesen Bedingungen wiederum verborgene Kräfte ihre Macht offenbaren, und da diese Bedingungen nicht bloß solche sind, welche das Bestehen des Lebendigen schädigen und seiner Entwicklung den Garauß machen, sondern auch Bedingungen, welche das Gedeihen des Lebendigen vorbereiten und fördern, werden die Kräfte höherer Ordnung, deren Wirken im Eintreten dieser Bedingungen erkennbar erscheint, ebenfalls als lebendige oder wenigstens nicht als unbelebte aufgefaßt. Auch dem Bewußtsein des Einzelnen vergegenwärtigen die Erlebnisse beständig die Abhängigkeit des eigenen Lebens und der eigenen Person von unsichtbaren Einflüssen und Mächten. Die ungestümen Triebe der eigenen Seele, das Erwachen der Leidenschaft, die Mann und Weib aneinander fesselt und ihr Recht gebieterisch geltend macht, das unerwartete Eintreten von Krankheiten, der schreckenhafte Anblick des Todes, Verzagtheit, die den sonst Beherrzten in Augenblicken der Gefahr überkommt, unverhofftes Entrinnen aus Bedrängnissen, aus denen keine Rettung möglich erschien — sie alle lehren eindringlich, daß der Mensch niemals ganz der Herr seines eigenen Ichs, daß verborgenen Mächten Gewalt über ihn gegeben ist. Und wie der Einzelne unzählige Male Anlaß erhält, dies anzuerkennen, so drängt unablässig der Gemeinschaft von Individuen, der er angehört, dem Stamme, dem Volke, als Ergebnis der Erlebnisse die Ueberzeugung sich auf, daß ihr Wohl und Wehe in der Gunst oder Ungunst höherer Mächte seinen Ursprung hat.

Diese Reihen von Wahrnehmungen und Erkenntnissen führen vermöge des nachhaltigen Eindruckes, den sie auf das Gemüth machen, zur Frömmigkeit. Unmittelbar an die Gewinnung jener ältesten Weltanschauung haben daher überall weniger Versuche zu einer verstandesmäßigen Erforschung der Probleme als zahlreiche fromme Handlungsweisen sich angeschlossen — Handlungsweisen, die ebenso sehr einem Gebote der Klugheit wie der religiösen Gesinnung Gehör gaben und theils eingeführt worden sind, um durch ihre Ausübung gegenüber den in verschiedenen Erscheinungsformen der belebten Natur er-

kannten Lebenskräften das richtige Verhalten zu beobachten, und theils, um zwischen dem Menschen und denjenigen Kräften, welchen der Glaube die Herrschaft über einzelne Gebiete des Lebens und Macht über das Schicksal des Einzelnen oder der Gesamtheit zugeschrieben hatte, ein Verhältniß anzubahnen, ihnen gegenüber in geeigneter und wirksamer Form die Frömmigkeit zum Ausdruck zu bringen und damit das Gelingen aller Unternehmungen, die Erfüllung aller Wünsche sicher zu stellen. Vorschriften über religiöses Thun und Lassen, nicht Lehren über den inneren Zusammenhang der Erscheinungswelt, sondern praktische Mittel, sich vor Schaden und Unglück, sei es im Leben, sei es nach dem Tode, zu bewahren, bilden mehr oder minder in allen Religionen der Vorzeit und so auch in den semitischen den Grundbestand. Religiöse Gewohnheiten und Bräuche, nicht die Vorstellungen, aus denen diese hervorgegangen waren, sind in ihnen zuerst zum Gegenstande einer Ueberlieferung gemacht worden. Nur was unbedingt zur Ausübung der religiösen Handlungen erforderlich war, so besonders die Kenntniß der Namen einzelner von den Kräften, an welche diese Handlungen ursprünglich gerichtet waren, ist mit zur Ueberlieferung gebracht worden. Je weiter die Zeiten zurücktraten, aus welchen die Mehrzahl der Ueberlieferungen stammte, um so weniger ist von den Anfangs herrschenden Auffassungen bekannt geblieben; frühzeitig sind ohnehin überall neue Auffassungen an die Stelle veralteter Meinungen getreten und Auslegungen überlieferter Sagen — da jegliche Nachricht über deren eigentliche Entstehungsgeschichte fehlte und sie an sich viel Befremdendes hatten — nothwendig erschienen und versucht worden. In den Geist vergangener Zeiten hat man sich weder zurückversetzen können, noch hat man das gewollt; absichtlich oder unbewußt hat man bei der Deutung vielmehr stets nachträglich erworbene Anschauungen zu Hilfe genommen. Ererbte religiöse Vorschriften abzuändern und wesentlich umzugestalten, hielt dagegen sehr schwer, weil sie selbst als etwas Uraltes und Bewährtes ein Object religiöser Ehrfurcht wurden und weil sie Tag für Tag, jahraus jahrein zur Anwendung kamen, auch weil in ihrer Beobachtung etwas lag, das ähnlich wie die gemeinsame Muttersprache die Zugehörigkeit des Einzelnen zu einem Gemeinde- oder Stammesverbände, die Zugehörigkeit der Gemeinde oder des Stammes zu einer Nation bekundete.

Seit jeher hat ferner ein ungeschultes Denken mit Vorliebe Vorgänge, die einen seltsamen, für den Menschen wichtigen, nützlichen oder folgenschweren Verlauf nahmen, sobald dabei ein Zusammenhang mit einem zufällig ins Spiel kommenden concreten Gegenstande constatirt zu sein schien, auf diesen einzelnen Gegenstand als die bewirkende Ursache zurückführen zu müssen geglaubt und dem entsprechende, über die sonst erfahrungsmäßig Steinen, Stöden, Knochen, Pfählen und dergleichen leblosen Dingen zukommenden Eigenschaften hinausgehende besondere Kräfte einem einzelnen Steine, Stöcke, Knochen, Pfähle u. s. w. zugeschrieben. In den meisten Fällen sind diese vermeintlichen Wahrnehmungen immer nur als erfahrungsmäßig festgestellte Thatfachen be-

trachtet und ohne weiteres Nachdenken über das Wesen des Vorganges als willkommene Bereicherung der Erfahrung hingenommen worden. Es hat sich ganz nach der Art der angeblich wahrgenommenen Wirkung, nach der Tragweite des tatsächlichen Ausganges der einzelnen Begebenheit gerichtet, ob dabei eine Regung von religiöser Scheu sich einmischte oder nicht. Dem Objecte, welches als Ursache einer derartigen Wirkung galt, ist dann diese Regung zu gute gekommen, es ist mit größerer Vorsicht, ja mit Ehrfurcht behandelt worden. Es war eine nothwendige Consequenz, dann nicht bloß diejenigen vereinzelt Objecte, von welchen nachweislich eine Wunder bewirkende Kraft auszugehen schien, sondern sämtliche leblosen Gegenstände, die vermöge einer eigenartigen und außergewöhnlichen Gestalt zu verrathen schienen, daß außergewöhnliche Kräfte in ihnen schlummerten, gebührend in Ehren zu halten. Der nächste Schritt ist dann gewesen, Mittel zu erfinden, um die Zahl der auf geheimnißvollem Wege Beistand gewährenden und glückbringenden Gegenstände zu vermehren, von sachkundiger Hand leblose Substanzen in geheimnißvoll wirksame umformen zu lassen. Frühzeitig hat zugleich auf diesen ganzen Kreis von Vorstellungen die Auffassung, welche im Wehen des Sturmes, im Toben der Gewitter, in der Helle des Tages, in dem Dunkel der Nacht, in dem Glanze der Gestirne, im Fluthen des Wassers und vielen anderen Naturerscheinungen die Thätigkeit belebter Kräfte erblickte, ihren Einfluß ausgeübt. Es ist dieser Auffassung parallel auch jene Wirkungsart unbelebter Gegenstände und eigens angefertigter Gebilde als Aeußerungsweise einer belebten Kraft aufgefaßt worden, welche in dem bestimmten Objecte dauernd oder vorübergehend anwesend war. Andererseits haben aber auch von vorn herein die Gebräuche und Vorschriften, welche der Glaube an die wunderbare Wirkungsfähigkeit concreter Dinge erzeugt hatte, einen außerordentlich nachhaltigen Einfluß auf die Verehrungsweise der belebt und beseelt gedachten Kräfte allgemeinerer Naturerscheinungen, der höheren Wesen, der Gottheiten gewonnen. Weil als möglich galt und üblich genug war, aus dürftigstem Material, aus Lehm, aus Holz oder Stein ein Unterpfand für übernatürliche Wirkungen herzustellen, hat auch als möglich gelten dürfen und müssen, unsichtbare Wesen höherer Ordnung in Gebilde der Menschenhand hineinzubannen; und sicher sind lediglich aus dieser plumpen Absicht, nicht aber aus reiner Lust am künstlerischen Darstellen, die ersten Götterbilder entstanden, die es gegeben hat. Sie haben ursprünglich keinen anderen Zweck gehabt, als den beständigen Verkehr mit Wesen zu ermöglichen, die sonst nur zeitweilig sich offenbarten. Galt andererseits für ausgemacht, daß an auffälliger Stelle stehende oder wunderbar gestaltete Felsblöcke Dämonen in sich zu beherbergen vermochten, so konnte mit gleichem Rechte ein solcher Felsblock auch ausgesucht werden, das höchste denkbare Wesen zu verkörpern, wenn es dem Gläubigen darauf ankam, diesem mit Gaben und Bitten sich zu nähern.

Dies ist im Allgemeinen die logische Gliederung der Begriffe, welche in den meisten Religionen des Alterthums und besonders in derjenigen Gruppe

der semitischen Religionen, welcher die phönizische angehört, Form und Richtung der religiösen Denk- und Handlungsweise zu Anfang bestimmt haben. Die Uebereinstimmung, welche hierin sich zeigt, beruht nicht auf einem historischen Zusammenhange, sondern auf Analogie in der Entstehungsweise, auf der Gleichartigkeit, welche überall in primitiven Anfangsstadien, durchdrungen und getrieben von religiösen Empfindungen die ersten Ergebnisse des Denkens und ersten Ziele des Handelns mit genetischer Nothwendigkeit haben gewinnen müssen. Mit ähnlicher Gesetzmäßigkeit haben sich ja auch auf dem Gebiete der Technik, der Kunst und des Rechtes aus Anlaß der Gleichartigkeit primitiver Regungen, Bedürfnisse und Zustände an weit auseinanderliegenden Orten und bei Völkern, die in keinerlei geschichtlicher Berührung miteinander lebten, zahlreiche überraschende Analogien in der Auffassung und Ausübung völlig spontan gebildet. Es sind gleichsam morphologische Nothwendigkeiten, welche diese Analogien erzeugt haben. Selbst für die semitischen Religionen läßt sich aus den vorhandenen Nachrichten nicht das Material gewinnen, um für sie einen Stammbaum zu entwerfen, der auf eine ehemalige allgemein-semitische Religion als auf die Wurzel zurückreichen würde. Allerdings tritt in der Veranlagung und Entwicklungsart der meisten semitischen Religionen eine typische Zusammengehörigkeit hervor; sie nehmen daher unter den heidnischen Religionen des Alterthums eine besondere Stellung für sich ein. Was sich darin geltend macht, ist aber eben nur das Eigenartige des semitischen Volksgeistes und die überaus nahe Verwandtschaft, die zwischen den einzelnen semitischen Völkerschaften und Sprachen besteht.

Dagegen beruht augenscheinlich die Religion der Phönizier und der übrigen Kanaanäer ursprünglich auf einer und derselben geschichtlichen Grundlage. Sie hat sich aus einer Anzahl von Glaubensansichten und Gebräuchen entwickelt, welche die Kanaanäer, als sie in ihre nachmaligen Wohnsitze übersiedelten, bereits mitgebracht haben müssen. Denn sie theilen das Wesentliche ihrer Religion mit den meisten nordsemitischen Volksstämmen. Schon in der ursprünglichen Heimath der Kanaanäer muß ihre Religion ein selbständiges Gepräge angenommen haben. Gerade ihren am meisten charakteristischen Zügen haftet noch Manches an, was eine Art Beduinen-Religion, übertragen in die Verhältnisse der an feste Wohnsitze gebundenen Lebensweise, durchblicken läßt. Ihrer Beschaffenheit nach mag sie zu Anfang mit dem Glauben der Araber,¹⁾ wie dieser vor Einführung des Islams war, eine große Ähnlichkeit gehabt haben. Ihrem Inhalte nach ist sie allerdings mit diesem nicht identisch gewesen; aber es war wohl ziemlich die gleiche Art und Weise von Religiosität, in der Form der Bethätigung sehr ähnlich und auf gleiche Zwecke gerichtet. An theologischer Durchbildung der Ideen hat es gewiß zu Anfang gänzlich gefehlt, einen festen Bestand von religiösen Vorstellungen, Sitten und Lebens-

1) Vergl. über diesen jetzt F. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, 3. Heft: Reste arabischen Heidenthums, Berlin 1887.

regeln läßt jedoch die geschichtliche Gestaltung der Religion der Kanaanäer als ein ursprüngliches Gemeingut aller Angehörigen des kanaanäischen Volksstammes und zugleich der ihm verwandten Stämme des nördlichen Syriens voraussetzen. Nicht aus den Consequenzen durchdachter Lehren geschöpft, sondern im Herkömmlichen begründet und wurzelnd, haben diese ursprünglichen Vorstellungen, Sitten und Lebensregeln schon vor der Einwanderung der Kanaanäer in das Westjordanland und in die Küstenniederungen Palästinas und Phöniziens allerlei locale Modificirungen zugelassen, noch zahlreicher sind jedoch die Abweichungen und Veränderungen geworden, welche seit dem Uebergange zum Leben in festen Ansiedelungen bei der herrschenden Trennung der Nation in lauter kleine Gemeinwesen sich herausgestaltet und eingeschlichen haben. Anschauungen, die zuvor bloß in mehr abergläubischen als frommen Gebräuchen zur Geltung kamen, sind in Folge dieser gründlichen Umwandlung aller Lebensformen allmählich stark in den Vordergrund getreten, andere sind dafür beinahe abgestorben. Alle Vorstellungen beispielsweise, welche die im Wachsen und Gebeihen der Pflanzen geheimnißvoll wirksamen Kräfte betrafen, gewannen für Bevölkerungskreise, die ihren Lebensunterhalt vorwiegend dem Ertrage der Kornfelder, der Reben- und Fruchtgärten verdankten, eine ungleich höhere Bedeutung, als sie zuvor besaßen hatten. Die verschiedenen Bestandtheile der ursprünglichen kanaanäischen Religion haben dementsprechend an verschiedenen Orten eine sehr verschiedenartige Entwicklung durchgemacht, durch welche die Disharmonie, die von vornherein in vielen Einzelheiten herrschte, verewigt worden ist. Eine einheitliche Weiterbildung konnte nicht zu Stande kommen, weil es an den dazu nöthigen Vorbedingungen fehlte. Es gab weder nationale noch religiöse Bestrebungen, die allen Kanaanäern gemeinsam waren. So wenig wie die politische ist die religiöse Sonderstellung der einzelnen Gemeinwesen als etwas Unvollkommenes empfunden worden; beide haben vielmehr einander wechselseitig Dauer und Halt verliehen. Und wie es nur die Folgen einer besonderen geschichtlichen Entwicklung sind, welche die Phönizier als Nation von den übrigen Kanaanäern trennen, die Phönizier selber jedoch dadurch nicht zu nationaler Einigung gelangten, so hat auch ihre Religion ursprünglich weder etwas besonders Unterscheidendes noch etwas durchaus Einheitliches besessen. Auch in ihr giebt es wiederum gesonderte einander parallele Entwicklungen, deren Ergebnisse niemals endgültig aufgehoben und ausgeglichen worden sind.

Was wir an Nachrichten über die Religion der Phönizier besitzen, gewährt nur einen sehr lückenhaften Ueberblick und meist sehr unsichere Auskunft. Es fehlt fast ganz an authentischen Quellen. Viele Einzelheiten lassen sich zwar den phönizischen Inschriften entnehmen, doch beschränkt sich das hauptsächlich auf Namen von Gottheiten. Selbst die Aussprache der Namen bleibt in vielen Fällen höchst problematisch, ebenso die Bedeutung mancher auf jene Gottheiten sich beziehender, in formelhafter Ausdrucksweise wiederkehrender Redewendungen; noch mehr bleibt meist unbekannt, wie die Ver-

ehrer das Wesen der Gottheiten sich vorgestellt haben. „Was wüßten wir wohl von Artemis oder Hephaistos — um nicht gerade die allervornehmsten Götter zu nennen —, wenn wir bloß auf Namen wie Artemidoros, Artemisia, Hephaiston oder höchstens die Erwähnung eines Tempels dieser Gottheiten oder eines ihnen dargebrachten Opfers oder Weihgesenks angewiesen wären? So aber steht es mit fast allen phönizischen Göttern.“¹⁾ Da ferner fast sämtliche Inschriften aus den letzten Abschnitten der phönizischen Geschichte stammen, läßt in ihnen der Entwicklungsgang der Religion sich so gut wie gar nicht verfolgen. Ebenso späten Ursprungs sind die Abbildungen von Gottheiten, die auf Denkmälern und Münzen vorkommen. Fast durchgängig zeigen die Letzteren Darstellungen, die Schöpfungen griechischer Künstler sind, so die hellenische Tyche, den hellenischen Herakles, den hellenischen Poseidon — selbst die eigenartigsten Gebilde der phönizischen Religion erscheinen auf ihnen meist in griechischer Bekleidung. Besonders fühlbar macht sich der Mangel an zuverlässigen Nachrichten über theologische Lehren und über Mythen. Die Angaben, welche die Griechen und Römer über mythische Vorgänge machen, die in Phönizien sich abspielen, lassen sich nur mit großer Vorsicht verwerten. Zum Theil sind sie allerdings aus echten Ueberlieferungen geschöpft, selten tritt jedoch in der Fassung, die sie erhalten haben, der ursprüngliche Inhalt noch deutlich hervor, noch seltener sind die Ueberlieferungen besonders charakteristische und wirklich früh entstandene. Dazu stammt die Mehrzahl dieser Angaben erst aus zweiter und dritter Hand. Am interessantesten ist auch den Griechen an den Religionen fremder Völker zunächst gewesen, scheinbare Uebereinstimmungen mit den eigenen Anschauungen und Ebenbilder der eigenen Götter herauszufinden. Erst in der letzten Periode des Heidenthums, als bereits überall eine Hellenisirung und ein Verfall eingetreten war, haben sie angefangen, eingehender um das Unterscheidende sich zu kümmern. Vorher war das Ergebniß ihrer Versuche, mit dem fremden Glauben sich bekannt zu machen, immer mehr eine entstellende Umdeutung und willkürliche Auslegung als eine positive Kenntniß, und dieser Auslegungsweise haben auch die eingeborenen Bewohner der Städte Phöniziens und Syriens unter dem Einflusse der culturgeschichtlichen Entwicklung, welche diese Städte zu hellenistischen machte, selber immer mehr sich anbequemt. Bestätigen z. B. die Worte einer griechischen Dichtung, deren Verfasser in einer dieser Städte zu Hause war, Aussagen anderer griechischer Schriftsteller, so ist das daher keineswegs immer ein vollgültiges Zeugniß. Begonnen hat das Eindringen hellenischer Anschauungen in Phönizien mit der Seleukidenzeit und sie haben dort bald eine große Verbreitung und willige Aufnahme gefunden. Nur die Formen des Cultus scheinen von ihnen sich lange unberührt erhalten zu haben.

Zwar ist vorauszusehen, daß einerseits aus einer tieferen Erforschung

1) Th. Rüdike in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XLII, S. 471.

der Religion Babyloniens, andererseits aus den noch zu erwartenden Entdeckungen phönizischer Inschriften etwas mehr Licht auf die Religion der Phönizier fallen wird, doch ist zu bezweifeln, ob jemals möglich sein wird, die bekannten Thatfachen in den Rahmen eines entwicklungs geschichtlichen Zusammenhangs zu bringen. Das Frühere von dem Späteren in einer Volks-



Grabrelief spätem, griechisch-römischen Stils aus Tyros.

Original, Muschelkalk, hoch 27 $\frac{1}{2}$ Ctm., breit 19 $\frac{1}{2}$ Ctm., im Rgl. Museum zu Berlin.

religion dieser Gattung zu sondern, ist unausführbar, auch wenn ein reichhaltigeres Material zur Beurtheilung vorliegt. In das Werden einer solchen Religion vermögen historische Documente überhaupt nur einen nothdürftigen Einblick zu gewähren, weil sie in die Anfangszeiten niemals zurückreichen. Der Satz, mit dem man sich zu behelfen pflegt, wo historische Nachrichten anfangen ihren Dienst zu versagen, der Satz, das Höhere und Unvollkommenere sei naturgemäß das Frühere und Ursprünglichere, hat zwar im Allgemeinen Gültigkeit, läßt sich aber gerade auf diesem Gebiete nicht immer auf den ein-

zelnen Fall mit schematischer Sicherheit anwenden. Wie ein Zusammenleben von Menschen ohne irgendwelche regelnde Formen sich nicht denken läßt, so ist auch eine Gemeinschaft von Menschen undenkbar, in der noch nicht irgendwelche Einigung hinsichtlich der Beobachtung religiöser Gebräuche bestände. Wie aber in den Zuständen, welche die ersten historischen Nachrichten veranschaulichen, nicht alle Bestrebungen zu politischer Organisation, die vorgegangen sind, sondern nur diejenigen klar sich offenbaren, welche vorläufig die Herrschaft errungen haben, so verrathen auch die religiösen Gebräuche nur zum Theil noch die Vorgeschichte des religiösen Denkens, und so sehr auch an ihrer Entstehung individuelles Denken Antheil gehabt haben mag, so sind sie doch nur aus solchen Anschauungen hervorgegangen, die in ihrem Verbreitungskreise so mächtig gewesen sind, daß eine ganze Gemeinschaft von Menschen sie anerkannt und sie zum Ausdruck gebracht hat. Kurz, das, was wir die Religion eines Volkes zu nennen gewohnt sind, ist bereits in den vorgeschichtlichen Anfangsstadien ein Ergebniß herrschender Meinungen, das Erzeugniß von Compromissen, und hat schon während der vorgeschichtlichen Vergangenheit, aus der es als ein Erbtheil in die geschichtliche Fortentwicklung des Volkes hinübergenommen wird, niemals die ganze Summe der vorhandenen Resultate des religiösen Denkens und deren wirklichen Präsenzbestand wiedergegeben. Noch weniger bleiben die religiösen Ueberlieferungen eines Volkes und die jeweiligen Phasen der geistigen Entwicklung im Verlaufe der Geschichte einander congruent. Wo ein Einblick in das geistige Leben ausgeschlossen ist, wo lediglich religiöse Urkunden oder sogar nur vereinzelte Nachrichten über Gebräuche und Gottesdienste die Grundlage der Erforschung bilden, muß daher das Verständniß einer Volksreligion immer lückenhaft ausfallen. Denn nichts ist charakteristischer und für die Beurtheilung wichtiger als das Verhältniß, das innerhalb einer und derselben Religion zwischen den höchsten Resultaten des Denkens und der zu fester Sägung gewordenen Ueberlieferung besteht.

In den meisten religionsgeschichtlichen Compendien ist üblich, die verschiedenen Volksreligionen in Kategorien unterzubringen, jede für sich als Repräsentantin einer besonderen Phase des menschlichen Denkens, als ein Erzeugniß sei es nun des Fetischismus, oder des Animismus, der Ahnenverehrung, oder des Monotheismus, des Dualismus u. s. w. aufzufassen und zu erklären. Unter den Volksreligionen, über deren Geschichte etwas bekannt ist, giebt es aber keine, welche die Einzwängung in eine derartige Schablone verträgt. Völker, die ausschließlich und zu allen Zeiten aus Individuen zusammengesetzt waren, welche lediglich mit dem blöden Glauben an die Kraft des plumpen Fetisch und rohen Zaubermittels sich begnügten, hat es so wenig gegeben, wie es jemals ein ganzes Volk gegeben hat, das den Herrn lediglich im Geiste und in der Wahrheit anbetete. Wo es möglich ist, die geschichtliche Entwicklung zurückzuverfolgen, zeigt sich vielmehr, daß es von Anfang an bei allen Völkern neben Individuen, die gedankenlos und geistig bedürfnisarm mit dem Absurdesten sich zufrieden gaben, andere Individuen gegeben hat, die

Befähigung, Neigung und Anlaß zu eingehendem Nachdenken über religiöse Probleme bejaßen. In welchem Maße aber die Ergebnisse des Nachdenkens befähigter Naturen Einfluß auf die religiösen Vorstellungen und Handlungsweisen der Gesamtheit gewinnen und zu der Gestaltung der Volksreligion beizutragen vermocht haben, das hängt überall von sehr verschiedenen Bedingungen ab und hat stets davon abgehangen: von dem Grade, bis zu welchem diese Ergebnisse mit herrschenden Meinungen und Gewohnheiten, mit materiellen und nationalen Interessen in Einklang stehen oder sich ausöhnen lassen, und von der geistigen Empfänglichkeit und Reife der Gesamtheit für die Beschäftigung mit religiösen Problemen. Und wenn auch seit jeher auf keinem Gebiete die Ueberzeugungen Einzelner sich so mächtig erwiesen haben wie im Bereiche des Glaubens, so richtet sich doch durchschnittlich die Weite des Gesichtskreises der nachdenkenden Persönlichkeit nach der Summe von Anregungen, welche die geistige Umgebung gewährt, und nach den Schranken, welche diese erzeugt. Die Resultate des höheren religiösen Denkens schließen sich daher meist unwillkürlich an herrschende Meinungen an, sie verbreiten sich nicht in der Gesamtheit, ohne Umgestaltungen zu erleiden, und werden sie zu Ueberzeugungen der Gesamtheit, so bestehen sie meist als Vorstellungen und Auffassungen fort, auf deren Richtigkeit und Wahrheit die Mehrzahl der Volksgenossen wenig Gewicht legt. Erst im Laufe der Geschichte werden gewöhnlich daraus die logischen Consequenzen gezogen, aber auch dann werden selten danach bestehende Gewohnheiten geändert oder neue Gegenstände der Anbetung eingeführt. Dem im engsten Kreise der Sorgen und Wünsche der Alltäglichkeit befangenen Sinne der Mehrzahl erscheinen Begriffe, wie es die Vorstellung von dem Dasein einer höchsten über allem Irdischen thronenden Gottheit ist, zwar nicht unfaßbar und eigenschaftslos, statt aber unmittelbar an diese erhabenste Gottheit mit seinen Anliegen sich zu wenden, folgt man lieber dem Brauche, den schon die Vorfahren erprobt haben, und trägt seine Bitten demjenigen Gotte vor, welchem die Gesamtheit dient, oder nimmt seine Zuflucht zu bestimmten anderen allgemein als praktisch geltenden Handlungen.

Gleich den übrigen semitischen Volksreligionen, die nicht unter dem mächtigen Einflusse einer hervorragenden Persönlichkeit eine läuternde Reform durchgemacht haben, steht die phönizische durchschnittlich auf keiner besonders hohen Stufe. Doch ist nicht zu verkennen, daß auch diese Religion von vornherein neben vielem Rohen und höchst Unvollkommenen, neben Zügen, die einen äußerst widerwärtigen und abstoßenden Eindruck machen, Spuren einer abstracten Gedankenrichtung bereits aufzuweisen hatte. Daß den semitischen Völkern von Haus aus eine Befähigung zu abstrahirendem, die Eigenschaften der Dinge und das Wesen von Handlungen in Begriffen zusammenfassendem Denken in besonderem Grade verliehen war, beweist ja auch die Veranlagung der semitischen Sprachen. Zu verwundern ist daher nicht, daß auch auf religiösem Gebiete diese Richtung sich ausprägt, eher würde befremden können, daß sie in der phönizischen Religion sich nicht freier Bahn gebrochen hat.

Besonderer Hang zum Ergründen der Probleme durch beschauliches Grübeln und Sinnen ist augenscheinlich bei den Phöniziern wenig vorhanden gewesen. Ihr religiöses Leben dreht sich um die nächstliegenden Anlässe und Zwecke des irdischen Daseins, und die Verwirklichung irdischer Hoffnungen und Wünsche hat ihnen daher mehr am Herzen gelegen als die Ermittlung von Glaubenssätzen und ewigen Wahrheiten. Mit der Fähigkeit zu abstrahirendem Denken verbündet sich bei ihnen nicht das Walten der Phantasie; sie idealisiren nicht. Zwar bevölkert ihr Glaube die Welt mit zahllosen geheimnißvollen Mächten, aber sie mühen nicht, wie die Griechen es gethan haben, sich ab, gestaltungsfroh und erfinderisch diese Mächte als menschlich empfindende Wesen von Fleisch und Blut, als traulich die Natur beseelende Genossen des Menschen sich vorzustellen. In ihrem Gemüth lähmt vielmehr das Bewußtsein, in Abhängigkeit von verborgenen Mächten zu leben, alle übrigen Regungen außer dem Bestreben, die Erfüllung aller Wünsche dennoch sich zu sichern, die Abhängigkeit durch bedingungslose Hingabe des eigenen Ichs anzuerkennen, allen Anforderungen, welche aus dieser Abhängigkeit entspringen, sich zu unterwerfen. Dästerer, grauiger Ernst schwebt über dem Verhältnisse, in welchem der Mensch gegenüber den höheren Mächten sich befindet. Bei Allem, was er unternimmt, muß er ihrer Hilfe sich vergewissern, überall umlauert ihn die Gefahr, unwissentlich gegen eine dieser Mächte einen Verstoß zu begehen, und unabwendbar folgt auf den Fehltritt, wenn er nicht rechtzeitig gesühnt wird, die Rache. Denn an sich sind diese Mächte keineswegs von lauter Güte und Gnade beseelt, eher launisch, herrisch, schwer zu besänftigen und voll Willkür. Eiferfüchtig wachen sie über ihren Rechten und des Menschen Wohl fördern sie nur, wenn nichts unterblieben ist, um sie mild und gnädig zu stimmen. Daher erschöpft sich die Religiosität der Phönizier in der Rundgebung knechtischer Ehrfurcht und unermüdlicher Dienstbarkeit. Das Joch, welches sie damit sich auferlegten, wird meistens nicht als ein besonders drückendes empfunden sein. Denn augenscheinlich verharren sie den höheren Mächten gegenüber im Allgemeinen auf dem Standpunkte nüchternen, aber gewissenhafter Abrechnung. Ebenso unerfütterlich wie die Ueberzeugung von dem Vorhandensein jener Mächte war auch der Glaube an die Wirksamkeit der Beobachtung der üblichen religiösen Vorschriften und die Ueberzeugung, daß für gewöhnlich die Erfüllung einer geringen Anzahl von Verpflichtungen ausreichte, um nicht allein vor Unglück sich zu schützen, sondern sogar durch sein correctes Verhalten die höheren Mächte zu Gunsterweisungen geradezu zu zwingen. Wohl aber war bei ihnen zu Zeiten diese Gläubigkeit einer unbegrenzten Steigerung fähig, und bei besondern Anlässen und einzelnen Individuen hat daher der Wunsch, einen derartigen Zwang ausüben zu können, Handlungsweisen hervorgerufen, in denen eine Rohheit des Empfindens und Brutalität der Anschauungen zum Ausbruche kommt, wie sie einem Volke natürlich sein mußte, das von fremden Nationen in materiellen Dingen eine Fülle von Cultur sich angeeignet hatte, nach wie vor jedoch die unverfälschte Barbarei im Herzen trug.

Resultat eines abstrahirenden Denkens ist zunächst die Unterscheidung zwischen Belebtem und Unbelebtem gerade in der weitgehenden Bedeutung, welche dieselbe für die Religion der Phönizier gewonnen hat. Die Anschauungen, welche zu Grunde liegen, vermag man sich auch in dieser Hinsicht allerdings nur ganz hypothetisch aus wenigen Einzelheiten zu reconstituiren. Doch darf man, wie es scheint, mit Sicherheit annehmen, daß auf die religiöse Gedankenwelt der Phönizier von Anfang an kaum etwas Anderes einen so maßgebenden Einfluß ausgeübt hat wie diese an sich rein theoretische aus der Betrachtung des Verhaltens der Dinge geschöpfte Unterscheidung. Da sie von dem Gegensatze ausgeht, in welchem der Mensch als ein sich innerlich selbständig fühlendes, sich seines Wollens und Könnens bewußtes Wesen dem Unbelebten gegenüber steht, hat der Gedanke nicht aufkommen können, daß in der Natur überhaupt irgend eine Art von Belebtheit möglich sei, die weiter nichts als, wie wir es nennen, einen organischen Vorgang darstelle. In Allem, was den Eindruck des Belebtheits gemacht hat, mußte daher das Leben selbst nicht bloß als etwas sich organisch Gestaltendes, sondern als etwas neben den Lebensäußerungen, die zur Erscheinung kommen, für sich Bestehendes, von dem übrigen Substanziellen Verschiedenes aufgefaßt werden. Als eine solche besondere, das Belebtheit des Menschen und der Thiere bewirkende, durch Fortpflanzung von Generation zu Generation übermittelte und dadurch sich beständig erhaltende Lebenssubstanz hat augenscheinlich den Phöniziern wie den übrigen semitischen und vielen anderen Völkern ursprünglich das Blut gegolten. Im Blut ist ihnen die Lebensäußerungen erzeugende Kraft concret und rein körperlich vorhanden erschienen, weil schon beim Schlachten des Hausthieres und Erlegen des Wildes die tägliche Wahrnehmung lehrte, daß mit dem Blute den Körper das Leben verläßt. Zugleich hat bei den semitischen Völkern ursprünglich die Meinung geherrscht, daß nicht allein bei der Zeugung das Blut des Erzeugers dasjenige sei, was Zeugung bewirkt und übertragen wird, sondern daß auch aus Blut die Muttermilch bestehe. Bei einer Menge von Völkern hat die grob materialistische Auffassung, welche im Blute den Leben verleihenden Bestandtheil des Körpers erblickte, unmittelbar zu der Idee des Opfers geführt und die Ueberzeugung erweckt, daß Schlachten von Opfern ein Mittel sei, um den Schatten der Verstorbenen Leben einzulösen, und daß auch Opferblut die Nahrung sei, von der die Götter ihr Dasein fristen. Es ist nicht unmöglich, daß ähnliche Ueberzeugungen auch bei den Semiten den Begriff des Opfers stark beeinflusst, wenn nicht überhaupt zur Entstehung gebracht haben. Die Sitte der heidnischen Araber, heilige Steine mit Opferblut zu bestreichen, die Sitte der Phönizier, es vor solchen Steinen als Spende hinzugießen, und andere Gewohnheiten mehr machen ganz diesen Eindruck. Nicht als ob die Absicht vorgelegen hätte, dem Steine selber dadurch die Lebenskraft des Blutes mitzutheilen, sondern weil Blut Leben enthält, ist das körperlose Wesen, welches in dem heiligen Steine seinen Aufenthalt zu nehmen vermag, begierig nach

Blut. Nicht dauernd verweilt es in oder bei seinem Steine, nicht immer ist es gleich gegenwärtig und nah, angelockt und gefördert durch die Nahrung, deren es bei seiner körperlosen Beschaffenheit bedarf, kommt es aber gern herbei, sobald ihm die erwünschte Labe gespendet wird, und gewöhnt sich so an die Kultusstätte wie das Hausthier an die Krippe. Als eines Lockmittels bedienen sich auch des eigenen Blutes die Baalpriester nach der Erzählung von dem Opfer, das Elias zur Regierungszeit Ahab's auf dem Berge Karmel veranstaltet haben soll. Als ihr Gott zögert, seine Gegenwart und Macht durch ein Wunder kundzutun, und ihr Schreien nach ihm erfolglos bleibt, da greifen sie „in ihrer Weise“ zu Messern und Pfriemen und zerschlagen damit sich die Haut, so daß das Blut über den Körper herabrinnt. Nicht allzu häufig, sondern nur wenn die Hilfe der Gottheit dringend ersehnt wurde und alles Flehen umsonst war, wird man freilich zu diesem heroischen Mittel der Beschwörung sich entschlossen haben. In jener Erzählung handelt es sich ja für die als Vertreter des phönizisch-kanaanäischen Glaubens Elias gegenüber stehenden Priester nicht bloß um eine einfache Gebetsanhörung, Leib und Leben steht für sie auf dem Spiel, wenn ihr Gott sie diesmal im Stich läßt, und es gilt außerdem, das Land von einer in Folge anhaltender Dürre eingetretenen Hungerstoth zu befreien. In solchen Fällen war eben ein raffinirter Ausweg, die Lüfternheit der Gottheit nach dem Lebenselement, nach Blut und vornehmlich nach Menschenblut, auszunutzen, um sie trotz ihres Widerstrebens zu zwingen, den Bitten, welche an sie gerichtet wurden, Gehör zu geben.¹⁾

Mehr als die Vorstellung, daß Blut eine schattenhaften oder körperlosen Wesen willkommene Gabe sei, tritt jedoch in der Anwendung des Opfers, wie sie sich bei den semitischen Völkern gestaltet hat, ein Gedanke hervor, der mehr ins Abstracte geht. Er muß sehr früh neben jener ziemlich rohen Vorstellung bestanden haben, ohne diese zu verdrängen, und ließ sich auch mit ihr in Einklang bringen. Es ist der Gedanke, daß Opfer bestimmten körperlosen Wesen von Rechtswegen zukommen, weil ihnen sonst entzogen würde, was ihr Eigenthum ist. Nicht Alles, dessen der Mensch zu seiner Nahrung bedarf, darf er ohne Weiteres sich aneignen und in Gebrauch nehmen. Was ihm als Nahrung dient, das Fleisch des geschlachteten Hausthieres, des erlegten Wildes, die Baumfrucht, die Feldfrucht, das hat theils sichtlich belebten Wesen angehört, theils ist es Erzeugniß der Lebenskraft, die

1) Ungleich häufiger scheint dasselbe Verfahren bei den syrischen Priestern und bei den Priestern der Gottheiten verschiedener Völkerschaften Kleinasiens vorgekommen zu sein. Sie schnitten sich mit zweifelschneidigen Messern besonders das Fleisch der Arme blutig und zergerißelten sich die Haut des Rückens. In den letzten Zeiten des Heidenthums ist allerdings in Vergessenheit gerathen, daß ursprünglich das vergossene Blut bestimmt war, der Gottheit selber dargeboten zu werden, um dadurch deren Gegenwart zu erzwingen, und es ist dann diese Handlungsweise als eine Form bußfertiger Kasteiung betrachtet worden, die ebenfalls den Zweck hatte, die Gegenwart der Gottheit zu bewirken.

im Pflanzendasein sich offenbart. Belebtheit aber entspringt nicht ausschließlich aus der dem Belebten eigenen Lebenskraft, es giebt geheimnißvolle Mächte, welche nach Gutdünken zulassen oder verhindern können, daß es sich erzeugt und fortbesteht. Bleibt zur rechten Zeit der Regen aus, so sterben die Geschöpfe, die von Palmen sich nähren, den Hungertod und die Saaten verdorren, und wie würde sonst zu erklären sein, daß nicht immer in gleichem Maße die Herden sich mehren, daß so häufig, bevor noch die Frucht zur Reife gelangt, die Pflanze elend hinsiecht, wenn nicht unsichtbare Wesen die Lebenskräfte im Keime zu ersticken vermöchten? Obwohl sie in so Verderben bringender Weise zu wirken vermögen, werden doch von den semitischen Völkern diese Wesen nicht als unbedingt dem Leben feindliche Mächte betrachtet, deren teuflische Zerstörungslust bloß zu besänftigen wäre, es wird vielmehr vorausgesetzt, daß sie diese vernichtende Macht nicht auszuüben vermöchten, wenn nicht zugleich ebenso sehr in ihrer Macht läge, umgekehrt sich wirksam zu erweisen, Leben zu fördern und Belebtheit hervorzurufen. Es ist der Wille eines und desselben Wesens, der in der einen oder in der anderen Richtung sich äußert, je nachdem es in gnädiger oder in übelwollender Stimmung ist. An die Existenz einzelner lediglich auf Schaden sinnenden und nichts als Unheil anrichtenden unsichtbaren Wesen mag man allerdings ursprünglich ebenfalls geglaubt haben, ein Cultus ist ihnen jedoch nicht erwiesen worden; dazu war die Vorstellung von der Machtvollkommenheit der Wesen, die als Urheber der belebten Natur galten, eine zu hohe. Ueber ihre Geschöpfe, über Alles, was ihnen das Dasein verdankt, besitzen diese eine Machtvollkommenheit, die keine Schranken hat. Ihnen, nicht dem Menschen, gehört daher in vollstem Sinne Alles, was sie beleben. Nimmt der Mensch zum Zwecke der Ernährung in Gebrauch, was ihrer Wirkungssphäre entstammt, so darf er dies nicht thun, ohne in Gestalt von Opfern ihnen daran einen Antheil zu gewähren, sie mitgenießen zu lassen. Ihr Recht geht vor, daher gebühren ihnen vor Allem Erstlingserzeugnisse, die Erstlinge des Viehs, die Erstlinge der Feldfrucht.

Es wird dabei vorausgesetzt, daß die Wesen, welche die belebte Natur geschaffen haben und erhalten, dies nicht lediglich in der uneigennütigen Absicht thun, um dadurch bloß dem Menschen zu Nahrung zu verhelfen. So abstract auch die Art ihrer Wirksamkeit und so wenig körperhaft die Art ihrer Existenz erscheinen mag, wenn man diese mit den heutigen Begriffen zu definiren versucht, so wird ihnen doch die Fähigkeit zugeschrieben, selber, wenn auch nur in bestimmten Formen, Nahrung zu sich zu nehmen. Die reiche Fülle von Erzeugnissen ihrer lebenspendenden Kraft haben sie dem Menschen zur Verfügung gestellt vor Allem, damit dieser ihnen aus diesem Vorrathe in derjenigen Weise, welche ihnen genehm ist, die ihnen zukommende Nahrung zu Theil werden lassen soll. Nur auf diesem Wege vermögen sie eigentlich zu derselben zu gelangen.

Das einfachste Mittel, etwas den unsichtbaren Wesen, welche darauf An-

spruch hatten, zur beliebigen Verfügung preiszugeben, war, es völlig unangerührt zu lassen. Wo beispielsweise mitten in unfruchtbarer Umgebung es eine Stelle gab, an welcher Bäume und Sträucher eine auffällig üppige Pracht entfalteten, da schien auch ein unsichtbares Wesen seine Machtfülle zu offenbaren, da wagte man den wuchernden Pflanzentwuchs nicht zu stören und ließ auch das Wild und sonstiges Gethier, welches an solchen Orten sein Dasein führte, unbehelligt. Nicht minder erblickte man in einzelnen besonders schön entwickelten, auf einsamen Höhen oder wasserarmen Strecken emporragenden Bäumen sichtliche Kundgebungen Leben erzeugender Kräfte, hielt sie für Erzeugnisse eines unsichtbaren Wesens, welches gerade an dem Gedeihen dieses einen Exemplars ein besonderes Wohlgefallen fand, für etwas Unverletzliches. Das Haupterkennungszeichen, ob ein Baum zu diesen bevorzugten Exemplaren seiner Gattung gehörte oder nicht, wird freilich ursprünglich gewesen sein, wenn nicht bloß sein Gedeihen den Eindruck des Wunderbaren machte, sondern auch wunderbare Wirkungen von ihm auszugehen schienen. Der Glaube, daß in einem einzelnen Falle eine derartige Wirkung constatirt sei, hat sicher ebenso oft den Erfolg gehabt, den betreffenden Baum, obwohl er sich weder durch Schönheit noch sonst irgendwie auszeichnete, in den Augen des Gläubigen zu etwas Unversehrbarem zu machen.

Vorwiegend spricht jedöch in den Mitteln, welche die Phönizier gewählt haben, um den Gottheiten einen Genuß von einer Sache zu gewähren, die Ueberzeugung sich aus, daß die unsichtbaren Wesen auf eine andere und höhere Art Nahrung zu sich nehmen, als es der Mensch vermag. Was ihnen zur Nahrung dient, ist gleichsam die Quintessenz des Nahrungsmittels. Gleich dem Menschen verlangen sie nach Speise und Trant, sie essen und trinken aber nicht auf körperliche Art und eignen von Speise und Trant sich nur unsichtbare Bestandtheile an. Zum großen Theile werden daher als Opfer ihnen Substanzen dargebracht, die geeignet sind, sich zu verflüchtigen, die an der Luft vollständig oder wenigstens bis auf geringe Reste verdunsten. Das Blut des erlegten Wildes wird hingegossen, weil so am meisten davon sich verflüchtigt und der Gottheit zu gute kommen kann. Durch Ausgießen spendet man ferner als Trankopfer Wasser und Wein, weil auf diese Weise am schnellsten und vollständigsten das Verdunsten des gespendeten Tranles erzielt wird. Die heiligen Steine ferner salbt man mit Del ein, weil man sich einbildet, mit der sich langsam verflüchtigenden Delung dem unsichtbaren Wesen, welches den betreffenden Stein zu seinem Aufenthaltsorte erkoren hat, einen besonderen lange vorhaltenden Schmaus zu bereiten.

Einen ähnlichen Zweck wie das Salben geweihter Steine hat ursprünglich auch das Brandopfer, das Opfern durch Verbrennen. Es hat als das wirksamste Verfahren gegolten, weil die Flamme buchstäblich das ihr überantwortete Opfer verzehrt, und schon dieser Anblick die Ueberzeugung erweckt, daß die Gottheit die ihr zuge dachte Gabe thatsächlich entgegennimmt. Vorzugsweise sind aber auch durch Verbrennen Gaben dargebracht worden, die

gerade hierbei einen Geruch erzeugten, welcher den Eindruck des Nahrhaften und Lieblichen machte und deshalb als eine jenen unsichtbaren Wesen besonders angemessene und erfreuliche Erquickung betrachtet wurde. Als ein solcher ihr volles Behagen erregender nahrhafter Wohlgeruch gilt besonders das Duften verbrennenden Fettes von geschlachteten Thieren. Aber auch der würzige Geruch verbrennender Harze, des kostbaren Weihrauchs, versetzt sie in eine den Wünschen des Menschen geneigtere Stimmung und läßt sie ein, an der Kultusstätte zugegen zu sein.

Aus der Ueberzeugung, daß Alles, was die Opferflamme verzehrt hat der Gottheit, welcher es geopfert wurde, zugeführt ist, hat sich die Vorstellung entwickelt, daß Gaben, die vollständig verbrannt werden, dadurch auch vollständig und gleichsam mit Leib und Seele in den Besitz der betreffenden Gottheit gerathen. Es knüpft das zunächst an die Anschauung an, daß alles Belebte eine Art Seele hat und daß daher die Opferflamme mit dem substantziellen Substrate auch die innere Lebenskraft verzehrt. Zur Sühne für begangenes Unrecht opfert daher der Schuldbewußte der Gottheit, welcher er Leib und Leben verwirkt zu haben glaubt, um die Strafe abzuwenden, in Stellvertretung der eigenen Person den Leib eines Thieres durch Verbrennen desselben. In demselben Sinne galt für erforderlich, ähnliche Opfer darzubringen oder zu geloben, sobald man sich in Lebenslagen befand, welche einzelnen Gottheiten eine besondere Macht einzuräumen schienen. Selbst in das Dankopfer kam so etwas von dem Begriffe der Stellvertretung. Nicht immer jedoch begnügten sich die höheren Gottheiten mit Thieropfern und den sonstigen Gaben. In ihren Augen blieb es nach der Meinung der Phönizier häufig nur ein dürftiger Ersatz für das Menschenopfer, bei welchem ja nicht bloß der Flamme ein Leib überantwortet wurde, sondern zugleich der Gottheit eine Menschenseele als Beute zufiel. Besonders wenn aus sicheren Anzeichen unzweifelhaft erschien, daß eine Gottheit es auf den Untergang einer Stadt, auf Vernichtung ihrer Einwohner, auf das Verderben des Landes oder Staatswesens abgesehen hatte, durfte nicht gesäumt werden, Menschenleben ihr preiszugeben, ihren ganzen Ingrimm und den Fluch ihres Hornes so auf das Haupt einiger Wenigen zu entladen und von der Gesamtheit abzulenken. Und selbst bei diesem Entschlusse wurde auf Erfolg nur gerechnet, wenn geopfert wurde, was wirklich als eine Art Aequivalent für das Ganze betrachtet werden durfte, wenn dabei die Erstgeborenen der vornehmsten Familien für die Stadtgemeinde hingegeben wurden, oder wenn für den König der erstgeborene oder gar der einzige Sohn desselben als Opfer eintrat. Ja, mit allen Abzeichen königlicher Machtvollkommenheit angethan ist in solchen Fällen der erstgeborene Königssohn an Stelle des Vaters dem Opfertode geweiht worden, sodaß es fast aussieht, es sei dabei vorausgesetzt worden, von blinder Wuth erfüllt werde das gereizte göttliche Wesen den Gegenstand seines Hornes verwechseln und den Unterschied erst merken, wenn es an diesem Opfer sich gesättigt und dadurch die höchste Erregung bereits gestillt habe. Mit

heroischer Selbverleugnung hat sogar bisweilen ein Einzelner die eigene Person freiwillig zur Rettung des Staates den zürnenden Göttern als Opfer dargebracht. Vergleichbar jenem Marcus Curtius, von dem die römische Sage zu berichten wußte, daß er sich einst in ähnlicher Absicht heldenmüthig in einen Erbspalt gestürzt habe, der auf dem Forum sich aufgethan hatte, ist, heißt es, als in der Schlacht bei Himera (480 v. Chr.) die Niederlage des karthagischen Heeres unabwendbar erschien, der punische Feldherr Hamilkar, Sohn des Hanno, um seinem Vaterlande den Sieg zu erkaufen, selber in die lodernnden Flammen des Opferfeuers gesprungen und hat darin seinen Tod gefunden. ¹⁾

Aber nicht allein bei selten eintretenden besonders zwingenden Anlässen, nicht allein, wenn Seuchen, Zeiten anhaltender Dürre, Unglücksfälle im Kriege sie zur Verzweiflung trieben, haben die Phönizier bereitwillig zu Menschenopfern sich entschlossen und dann, um den Werth des Opfers zu erhöhen, harten Herzens das Liebste und Theuerste, was sie besaßen, das Leben des eigenen Kindes nicht geschont, auch bei alljährlich wiederkehrenden Festen scheinen sie bestimmten Gottheiten wenigstens an einzelnen Orten Menschen als Opfer geschlachtet zu haben. Mit der Vorstellung, daß kein anderes Opfer mehr jene Götter erfreue und besänftige als gerade dieses verband sich auch hierbei die Idee des Loskaufens. Alle Uebertretungen und Missethaten, welche seit Jahresfrist das Mißfallen der Gottheiten erregt haben mochten, sollten von der opfernden Gemeinschaft auf eine einzelne Person übertragen werden und durch den Tod des Opfers gesühnt sein. Auch war es Sitte, bei gewagten und einer besonders ungewissen Zukunft entgegengehenden Unternehmungen Menschenopfer anzuwenden, um einerseits sich die Götter im Voraus aufs Höchste zu verpflichten und andererseits allen etwa in diesen unerforschlichen Wesen vorhandenen Groll rechtzeitig von dem Gemeinwesen abzulenken. So geschah es bei der Anlage von Colonien, bei der Gründung von Städten, vor Allem aber bei der Eröffnung oder an wichtigen Wendepunkten eines Feldzuges. Und war man überzeugt, die Götter dadurch auf seine Seite gebracht, mit ihrer Hülfe drohende Kriegsgefahren überstanden, Siege erkämpft und entscheidende Schlachten gewonnen zu haben, so mußten ihnen wiederum als Entgelt für die unverdiente Mäßigung, welche sie sichtlich ihrer verderbenbringenden Machtvollkommenheit auferlegt hatten, und als Lohn für die bewiesene Gnade Schaaren von erbeuteten Kriegsgefangenen zum Opfer fallen, als hätten sie ihre Gunst dem Sieger bloß zu dem eigennützigen Zwecke zugewendet, die Altäre mit dem ihnen zufallenden Beuteantheil in Hülle und Fülle zu versorgen. Nach einem Siege, welchen die Karthager über den Syrakusaner Agathokles davongetragen hatten, wählten sie unter den Gefangenen, welche ihnen dabei in die Hände gefallen waren, sogleich die stattlichsten Beute aus. Unmittelbar vor dem heiligen Zelte, in

1) Vergl. jedoch hierüber den Schluß dieses Kapitels.

welchem augenscheinlich das Heer ein Götterbild mit sich führte, schürten sie noch in selbiger Nacht ein mächtiges Opferfeuer an und übergaben den Flammen desselben diesen auserlesensten Ertrag ihres Sieges;¹⁾ — eine Scene, die lebhaft an Bernal Diaz del Castillos Schilderung der noch tristo erinnert, an jene „traurige Nacht“, in welcher die Azteken zu Ehren ihrer nicht minder von finsterner unersättlicher Blutgier besetzten Götter die in Gefangenschaft gerathenen Gefährten des Cortez abschlachteten.²⁾

Solche unmenschlichen Aeußerungen eines aufs Höchste gesteigerten Abhängigkeitsgefühls erscheinen uns zwar im Lichte von Verirrungen der allergrausigsten Art; aber sie gerade kennzeichnen am besten den Geist der phönizischen Religion, den Ursprung und die Beschaffenheit der Vorstellungen, welche dieses Volk sich von dem Wesen gerade derjenigen Gottheiten machte, welchen es am meisten gebietet hat. Es sind lediglich Consequenzen der Art und Entstehungsweise des Cultus, welchen sie ihren vornehmsten und ältesten Gottheiten erwiesen haben. Um diese Consequenzen zu verstehen, muß man auf die Vorbedingungen zurückgehen, welche eine Verehrung dieser Gottheiten erzeugt haben.

Es ist unverkennbar, daß diese Gottheiten nicht aus dem Reiche des Mythos entnommene Gestalten sind. Die Ursachen, die zur Entstehung des ihnen erwiesenen Cultus geführt haben, können nicht darin bestanden haben, daß es vor der Entstehung des Cultus eine Mythenwelt gab, in welcher diesen Gottheiten Handlungen und Eigenschaften angedichtet waren, die allmählich zur Verehrung ihrer Macht herausforderten. In ungleich höherem Maße als die Göttermymthen anderer Völker verrathen ja die phönizischen meist, daß sie erst im Anschlusse an eine bereits feststehende Verehrungsweise bestimmter Gottheiten, und häufig auch, daß sie bloß in der Umgebung einer einzelnen Cultusstätte sich gebildet haben. Die Anfänge der Mythenbildung reichen

1) Diodor XX, 65. Beachtenswerth ist, daß auch in diesem Falle zum Opfer das Beste ausgesucht wird. Die wählerische Gottheit würde das Minderwerthige verschmähen. Rahm man dagegen tadellos gewachsene Personen, so verzichtete man zugleich zu Gunsten der Gottheit auf den hohen Gewinn, der aus dem Verlaufe gerade dieser Gefangenen zu erzielen gewesen wäre.

2) Als Alexander der Große Tyros belagerte, haben die Tyrier einige seiner Soldaten, welche sie zu Gefangenen gemacht hatten, auf die Stadtmauer geführt, dort angesichts des feindlichen Heeres zerstückelt und die zerstückelten Gliedmaßen in die See hinabgeworfen. Auch in dieser Handlungsweise ist wohl nicht lediglich zwecklose Grausamkeit zu erblicken. Es ist überliefert, daß ein karthagischer Feldherr Namens Himilkar, bevor er mit seiner Flotte aufbrach, Opferthiere, die den Meerergöttern zugebacht waren, hat in die Tiefe der See versenken lassen; die Tyrier mögen daher beabsichtigt haben, in diesem Falle die Gottheit des Meeres durch Darbringen von Menschenfleisch gerade an diese feindlichen Angriffen am meisten ausgesetzte Stelle des Inselufers zu bannen und zur Vereitelung der Eroberungsgelüste Alexanders zu bewegen. Auch mag dabei eine Ansicht obgewaltet haben, die man bei zahlreichen Völkern noch gegenwärtig vorfindet, die Ansicht, der Opfernde gewinne über die Seele des Opfers eine Herrschaft und ein qualenvoller Tod verwandele die Seele des Menschen in einen Rachegeist, der gezwungen werde, seine Erbitterung an den Gegnern des Opfernden auszulassen.

zwar auch bei den Phöniziern bis in die Entstehungszeit des Cultus zurück. Aber Gebilde, die aus mythischen Schilderungen von Naturvorgängen, aus im ganzen Volke verbreiteten Erzählungen mythenhaften Inhaltes stammen, sind jene Gottheiten nicht. Was ihr Wesen besonders charakterisirt, ist sogar ein auffälliger Mangel an der ausgeprägt verschiedenartigen Individualität, welche Gottheiten eigen zu sein pflegt, die in volksthümlichen Mythen frühzeitig eine Rolle gespielt haben. Statt zu Persönlichkeiten von mannigfacher der einzelnen Gottheit besondere Eigenart und ein unterscheidendes Gepräge verleihender Beschaffenheit sich ausgestaltet zu haben, sind es Gottheiten, die in ihrer Beschaffenheit einander auffällig gleichen.

Dies liegt daran, daß mit und aus dem Cultus einiger weniger Gottheiten die religiösen Begriffe, welche die Phönizier in vorgeschichtlichen Zeiträumen erworben hatten, sich fortentwickelt und ausgebildet haben. In jedem der vielen voneinander unabhängigen, zunächst aus Stammesgenossenschaften hervorgegangenen Verbände, in welche schon vor dem Uebergange zum Leben in festen Niederlassungen die phönizische Nation sich gliederte, hat zwar der Glaube an das Dasein einer Menge göttlicher Wesen bestanden, hat aber nur eine bestimmte Gottheit vor allen anderen als diejenige gegolten, von deren Willen alles Glück oder Unglück, welches der einzelnen Gemeinschaft widerfuhr, lediglich abhing. Diese Ueberzeugung ergiebt sich von selbst aus der Vorstellung, daß alles Belebte unsichtbaren Mächten, die über dessen Schicksal verfügen, seine Entstehung und sein Dasein verdankt. Als noch die primitivsten Zustände herrschten, als noch die Vorfahren der Phönizier den Besitz von Heerden als einzige Quelle des Wohlstandes betrachten mußten, hat offenbar schon in jeder dieser Hirtengemeinden sich der Glaube an ein göttliches Wesen befestigt, welchem das Gedeihen gerade dieses werthvollsten Besitzes zugeschrieben wurde. Wie dieses Wesen Macht hatte, den Heerdenreichtum zu vermehren, so besaß es aber auch Macht, denselben nach Gutdünken zu verringern, ja durch Zulassen von verheerenden Seuchen den ganzen Heerdenbestand auszurotten und damit die Existenz des einzelnen Hirtienstammes vollständig zu vernichten. Um solcher Gefahr zu entgehen, blieb der einzelnen Gemeinschaft nichts übrig, als sich gänzlich unter die Herrschaft dieser einen wichtigsten Gottheit zu stellen, sie zu ihrer Stammesgottheit zu machen, ¹⁾ stets

1) Auf die Hypothese, der Ursprung des Glaubens an eine Stammesgottheit liege in der Vorstellung, daß es der Urahn des Stammes sei, welcher den Nachkommen, wenn diese durch Darbringen von Gaben für die Seele ihres Vorfahren sorgen, Reichtum an Heerden verleihe und in allen Lebenslagen ihnen beistehe, besonders gegen andere feindselig gesinnte Seelen abgestorbener Menschen, vermag ich hier nicht ausführlich einzugehen. Diese Hypothese erklärt in der That zahlreiche Einzelheiten besser als jede andere, vor Allem die Entstehung vieler sonst unverständlichen eigenthümlichen Züge des Cultus. Jene Vorstellung ist jedoch schwerlich die einzige gewesen, die zur Annahme der Existenz eines unsichtbaren Wesens, welches besonders durch Gewährung großen Heerdenreichtums der Stammesgemeinschaft sich hülfreich erweise, geführt hat. Gerade bei den Kanaanern muß sie, wenn sie neben vielen anderen Vorstellungen ein-

darauf bedacht zu sein, bei den wenigen festlichen Gelegenheiten, an welchen Vieh geschlachtet wurde, durch Darbringen eines Antheils, durch Opfer, ihr stets einen Tribut zu entrichten, der sie verpflichtete, immer von Neuem für das Zunehmen und Gedeihen der Heerden zu sorgen. Auch durfte vorausgesetzt werden, daß eine Gottheit, die durch ihr Wohlwollen für das hauptsächlichste Subsistenzmittel des Stammes zu sorgen vermochte, dadurch daß sie dies that, gewissermaßen eine Zugehörigkeit zu demselben an den Tag legte. Ihren Verehrern mußte daher sehr bald dieser Begriff der Zugehörigkeit zu dem Stamme die Hauptsache werden, und nachdem einmal eine Gottheit als Stammesgottheit galt, mußten sie derselben auch die Fähigkeit zutrauen, gerade ihnen auch in allen anderen Dingen Hülfe zu gewähren.

Ferner mußte in ihren Augen die Machtsphäre der betreffenden Gottheit sich frühzeitig sehr erweitern, weil Alles als ihr Werk galt, was zum Gedeihen der Heerden erforderlich war, weil dazu nicht nur das Zunehmen des Bestandes durch Vermehrung, sondern auch das Abwehren von Raubthieren und Seuchen und zugleich Schutz vor Nahrungsmangel durch Beförderung des Wachstums der Gräser und Futterkräuter gehörte. Bei der Einfachheit der Lebensbedingungen, auf welchen das Dasein eines Hirtenstammes beruht, geht ihn im Uebrigen wenig an, was sonst in der Natur vorgeht, nur das Bedürfniß nach Nahrung für seine Heerden macht ihn einigermaßen davon abhängig. Die Macht, die erforderliche Nahrung zu gewähren und zu versagen, sie sprießen und verdorren zu lassen, scheinen die Vorfahren der Phönizier aber ebenfalls denjenigen Gottheiten beigelegt zu haben, unter deren Obhut das Gedeihen der Heerden überhaupt stand, und zwar, wie schon erwähnt wurde, weil dies in ihren Augen etwas viel Geringeres war als die Herrschaft über Entstehen und Vergehen, über Leben und Tod eines belebten Wesens. Als Götter, denen selbst die versengende Glut der Sonne und die befruchtende Kraft des Regens als Mittel zur Vollstreckung ihres Willens zu Gebote standen, mußten daher die betreffenden Stammesgottheiten vollends, eine jede für ihre Verehrer, die Bedeutung einer mit unbegrenzten Machtvollkommenheiten ausgerüsteten Gottheit gewinnen.

Da alle Stämme an ihre besondere Gottheit die gleichen Anforderungen stellten, und kein Stamm umhin konnte, seiner eigenen Gottheit die höchste Macht zuzutrauen, konnte nicht ausbleiben, daß bei jedem Stamme alle denkbare göttliche Machtfülle auf eine einzelne Gottheit übertragen wurde, und daß auf diesem Wege jede Stammesgottheit schließlich alle den ganzen Gattungsbegriff Gottheit ausmachenden Eigenschaften in sich vereinigte. Was man ihr dabei zuschrieb, war aber nur die Fähigkeit, zu Gunsten und Ungunsten

mal bestanden hat, was an sich höchst wahrscheinlich ist, schon sehr früh erloschen sein. Sie konnte sich nur in den geschlossenen Kreisen der einzelnen Familien- und Stammesverbände lebendig erhalten. Diese haben sich aber gerade bei den Kanaanäern bereits in grauer Vorzeit aufgelöst, als bei ihnen das Leben in dorf- und stadtartigen Ansiedelungen begann.

des Stammes sämtlicher göttlichen Machtmittel sich bedienen zu können. Daß die Schutzgottheiten der übrigen Stämme eine, wenn auch ihr vielleicht an Macht nicht gleiche, so doch ebenfalls wirklich vorhandene analoge Machtfälle ausübende Wesen seien, wurde durchaus nicht in Zweifel gezogen. So wenig wie die Existenz des einen Stammes die des anderen, so wenig schloß auch die Existenz der einen Stammesgottheit die der anderen aus. Es hatte sich eben nicht die Vorstellung von dem Dasein eines allmächtigen Gottes zu dem Begriffe einer Stammesgottheit spezialisirt, sondern es hatte umgekehrt der Begriff der Stammesgottheit seinen Inhalt zu dem Begriffe einer Gottheit von ganz allgemeinen Machtbefugnissen ausgedehnt.

Um so weniger vermochten dagegen diese Stammesgottheiten individuelle Eigenschaften zu erwerben. Eher haben sie daran bei der zunehmenden Steigerung des Machtbegriffes Einbuße erlitten. Der Hauptunterschied, den es zwischen ihnen gab, scheint gewesen zu sein, daß einzelnen Gemeinschaften ihre Stammesgottheit für ein männliches Wesen, anderen hingegen die ihrige für ein weibliches Wesen galt. Ein zwar nicht ganz so alter, an sich jedoch viel urwüchzigerer Zug ist gewesen, daß einzelne dieser Gottheiten nicht als männliche oder weibliche Personen, sondern als ein bestimmtes Wesen aus dem Thierreiche aufgefaßt wurden. Ganz ohne Zuthun einer noch roh gearteten Phantasie waren eben diese Göttergebilde nicht zu Stande gekommen. Gerade an den Ueberresten von solchen unbeholfenen Vorstellungen, welche in die Religion der nachmaligen Phönizier und übrigen Kanaanäer übergegangen sind, ist noch erkennbar, in wie hohem Maße ursprünglich die Bedeutung jener Stammesgötter auf eine Macht über den werthvollsten Besitz der einzelnen Hirtengemeinde, auf eine Macht über die Heerden hinauslief. Nach ganz verschiedenen Richtungen hin prägten darin die mannigfachen Bethätigungsarten dieser Macht sich einseitig aus. Wie der zeugungskräftige, wehrhafte, kampfes-muthige Stier der Herr, Beschützer und Vermehrer der Rinderherde ist, so hat als Urheber und Beschützer des Heerdenreichthums die Gottheit in der Phantasie ihrer Verehrer Wesen und Gestalt eines Stieres angenommen. Und wie die Kuh vermöge ihrer Fruchtbarkeit der Heerde Zuwachs, mit ihrer Milch dem jungen Zuwachse die erste Nahrung und dem Menschen ein begehrtes Nahrungsmittel spendet, ist ebenso oft die Kuh das Vorbild geworden, nach welchem die Phantasie das Bild der Gottheit als Beförderin der Fruchtbarkeit sich gestaltet hat. Nicht stets und überall haben aber diese wohlthätigen Seiten der göttlichen Machtvollkommenheit auf die Phantasie die lebhafteste Anregung ausgeübt. Dieselbe Gottheit, von der das Gedeihen der Heerden ausging, vermochte ja auch, die Heerden Raubthieren oder Seuchen als Beute zu überantworten, sie nahm das Leben des Thieres als Opfer an und vernichtete in ihrem Zorn auch das Leben des Menschen, stillte ihren Durst mit dessen Blute. In dieser höchsten, am eindringlichsten die Wehrlosigkeit und Niedrigkeit der Geschöpfe lehrenden Entfaltung ihrer Macht hat sie nichts dem Menschen oder dem Wesen des Heerdenthieres Verwandtes, gleicht sie höchstens

dem gefährlichsten Widersacher des Menschen und seiner Heerden, dem stärksten und blutigrigsten unter den Raubthieren Syriens, dem Löwen. Wo unter den Eigenschaften der Gottheit vor Allem herausgehört wurde, daß sie es ist, die Tod und Verderben zu senden vermag, war daher ihr Ebenbild besonders der Löwe, der „Starke“, der „Fresser“, wie ihn Simsons Gleichniß bezeichnet. Denn auch das Hinsiechen an Krankheiten, den Untergang durch Hungersnoth und Seuchen, jähe Todesarten, die Ausrottung ganzer Familien und Gemeinwesen durch das Schwert des Feindes und ebenso auch das Verwelken des Grazes und Krautes unter der versengenden Glut der Sonne malte sich der Sprachgebrauch vorzugsweise als ein Verzehrt- und Verschlungenwerden aus. Die Auffassung, welche das Wesen der Gottheiten dem Wesen des Raubthieres gleichsetzte, kennzeichnete zugleich die Fundgebungen ihrer Macht als plötzlich eintretende, unwiderstehliche, sicher das Ziel ereilende. Noch mehr tritt dieses Kennzeichen in einer Auffassung hervor, die weniger verbreitet gewesen zu sein scheint. In dieser war das Ebenbild der Gottheiten der



Münze von Byblos. Originalgröße.

Reerschiff mit drei Hoplitcn: darunter geflügelter Hippolamp. Revers: Bereudeter Steinbock, vertieft eingepreßt; auf diesem ein Geter.

Raubvogel, der mit raschem Flügelschlage seiner ahnungslosen Beute sich zu bemächtigen versteht, vor Allem der Geier, dem Leichengeruch ein Wohlbehagen und das verwesende Fleisch des gefallenen Viehs, des verendeten Wildes, des unbeerdigt gebliebenen Leichnames der im Kriege erschlagenen oder in der Wüste verschmachteten Menschen seine Lieblingsnahrung gewährt. So schienen ja auch zu Zeiten die Gottheiten an dem Sterben schuldloser Heerden ein besonderes Gefallen zu finden und eine Art Behagen und grausame Genugthuung schien ihnen auch zu verschaffen, über den Menschen Todesarten zu verhängen, welche die Möglichkeit der Bestattung ausschlossen, den Leichnam der Verwesung unter freiem Himmel, oder Hunden und Raubvögeln als Speise und damit die Seele dem schrecklichsten Schicksale preisgaben, das ihr nach menschlichen Begriffen überhaupt widerfahren konnte. Diese Liebhaberei am Zerflören des Lebens ließ freilich die Gottheit an der Gemeinde ihrer Verehrer nur aus, wenn sie von ihr schwer getränkt oder vernachlässigt war; um so bereitwilliger gab sie jedoch dieser Leidenschaft sich hin, sobald es darauf ankam, ihren Verehrern beizustehen. Schicksale, die man von sich abzuwenden und fernzuhalten eifrigst bemüht war, gönnte man eben in vollstem Maße

feinen Widersachern, und in diesem Sinne freute man sich, gerade eine Gottheit zu besitzen, die zu schonungsloser Anwendung ihrer verderblichen Macht jederzeit aufgelegt war.

Aus Gleichnissen und Allegorien sind diese Auffassungen nicht hervorgegangen, wenn sie auch im Laufe der Zeit dazu geworden sind. Sie sind aus lebensvollen Vorstellungen entsprungen und haben eine große Nachwirkung gehabt. Da jedoch in diesen Auffassungsweisen immer nur eine Seite der göttlichen Eigenschaften zum Ausdruck kam, waren sie an sich sehr wandelbar. Ueberdies aber vertrugen sie sich schlecht mit den Grundbegriffen des Cultus, welche ja die Voraussetzung in sich schlossen, die Gottheiten seien im Stande, dieselben Speisen zu sich zu nehmen, die dem Menschen als Nahrungsmittel dienen. Da diese Voraussetzung es hauptsächlich gewesen ist, die einen Cultus möglich erscheinen ließ, muß diejenige Auffassung, welche in den Gottheiten menschenähnliche Wesen erblickte, die frühere sein. Vermöge der zunehmenden Bedeutung des Cultus hat sie sich endgültig behauptet und die übrigen Auffassungsweisen wieder in den Schatten gestellt.

Auch denjenigen Stammesgottheiten, welche als menschenartige Wesen galten, sind in einzelnen Fällen frühzeitig nicht bloß die allgemeinen Eigenschaften beigelegt worden, welche sie entweder als eine männliche oder als eine weibliche Gottheit charakterisirten; auch in den Begriff ihrer Persönlichkeit sind bisweilen einzelne Vorstellungen, welche über die besondere Art und Weise ihres Waltens sich gebildet hatten, hineingetragen, und die Persönlichkeit einzelner Gottheiten hat dadurch einzelne individuelle Züge erhalten. Besonders scheint bei einzelnen Stammesverbänden die Vorstellung, daß die Gottheit, welche das Gedeihen der Heerden zu befördern vermöge, zum Schutze der Heerden und ihrer Eigenthümer auch die Abwehr der Raubthiere übernehme, die Phantasie angeregt und vielfach beschäftigt zu haben, und es hat auch hierbei zu dieser Vorstellung sich die Auffassung gesellt, daß die Abwehr der Krankheiten, der Seuchen und der Dürre ebenfalls der Abwehr der Raubthiere gleiche. Die abwehrende Thätigkeit der betreffenden Gottheit ist daher meist als ein ganz persönliches Einschreiten gedacht worden. Mit Behagen hat man bis in die Details sich ausgemalt, wie leicht es ihr wird, die gefürchtetsten Widersacher ihrer Schutzbefohlenen zu händigen und zu beseitigen, mit welcher Sicherheit ihre kräftige Faust die ergrimnte Bestie zu packen, den sich sträubenden Löwen auf den ersten Griff in Stücke zu zerreißen oder ihm das tödtliche Schwert ins Herz zu stoßen versteht, welche Lust es ihr gewähren muß, so gleichsam spielend in Wundern, in allen möglichen Beweisen ihrer unvergleichlichen Kraft sich zu ergehen. Einzelnen Gottheiten hat man dementsprechend dann besondere Neigung zum Waidwerk angedichtet, einen inneren Hang zum Ausrotten von Raubthieren und Ungethümen, eine ihnen eigene Vorliebe für reckenhafte Abenteuer.

Anderer dagegen sind ihren Verehrern oder wenigstens einzelnen derselben allmählich zu erhaben vorgekommen, als daß man ihnen noch hätte zumuthen

dürfen, selber Hand an so niedere Geschöpfe zu legen, wie es in ihren Augen die Raubthiere sein mußten. Folgsam schmiegte sich der Löwe ihnen zu Füßen, dienstbar trug er sie auf seinem Rücken, so unbedingt war ihre Herrschaft über alles Belebte. Noch ganz andere, ungleich stärkere Wesen, als es der Löwe war, standen diesen Gottheiten zur Vollstreckung ihrer Befehle



Darstellungen auf einer Silberschale von Kurion auf Cypern.
In der Mitte Kronos den Löwen tödtend. Durchmesser 20 Centim.
New-York, Metropolitan-Museum.

gehorsam zur Verfügung, Wesen, die mit der Stärke des Löwen die Schnelligkeit des Raubvogels vereinigten, Greife von mannigfaltiger Gestalt. Ursprünglich galten sie wohl für dämonische, ebenso gefährliche wie ruchlose Ungethüme, die in der Nähe einsamer Bäume, in der entlegenen Wildniß, vor Allem aber an den Höhen unzugänglicher Berge hausten und von dort aus ihre Lieblingsbeute, Rinder und Hirsche, heimtückisch überfielen, um sie zu zerfleischen. Denn es hat auch die Vorstellung gegeben, daß diese geflügelten Vierfüßler

gerade zu denjenigen Wesen gehörten, welche von einzelnen Göttern abgewehrt und bekämpft wurden. Auch wird in einem ägyptischen Papyrus das unheilvolle Thun und Treiben eines Wesens dieser Gattung, des Seref¹⁾, an dessen Existenz die Aegypter augenscheinlich im Verkehr mit den Bewohnern Syriens glauben gelernt haben und das von ihnen auch in einem Königsgrabe bei Theben abgebildet worden ist, ziemlich ausführlich geschildert, um daraus die Nutzenanwendung zu ziehen, wer dem Seref an Macht gleiche, brauche auch gleich ihm um Recht oder Unrecht sich nicht zu kümmern, da Niemand da sei, der ihn zur Verantwortung zu ziehen vermöge.²⁾ Es ist nicht unmöglich, daß in dem Glauben an das Vorkommen derartiger Unholde allerlei Ueberbleibsel von sehr alterthümlichen Anschauungen ihr letztes Dasein gekristet haben, da die Vorstellungen von der körperlichen Beschaffenheit derselben sehr mannigfache Deutungen zulassen. Außer allerlei Fabelgebilden, die nichts als müßige Erfindungen waren, mögen in ihnen nicht nur veraltete Auffassungen der Thätigkeit einzelner Gottheiten, sondern auch Erklärungen, die ehemals erfunden waren, um einzelnen die Phantasie besonders beschäftigenden, am Himmelszeltel sich abspielenden Naturvorgängen ein Verständniß abzugewinnen, ferner auch veraltete Vorstellungen von der Gestalt der Krankheiten erzeugenden Plagegeister und von der Form, in welcher den Seelen der Verstorbenen fortzubestehen vergönnt war³⁾, sich vereinigt und erhalten haben. Jedenfalls ist für die Entwicklung des Begriffes der den Stammesgottheiten eigenen Macht zu einem Alles umfassenden Machtbegriffe bezeichnend, daß selbst diese monströsen Geschöpfe, deren Gattungsname Kerub, in der Mehrzahl Kerubim⁴⁾ gewesen zu sein scheint, in die Reihe der dienstbaren Wesen eingeordnet worden sind. Aus reißenden Ungeheuern, die nach Art der Drachen bei Bäumen

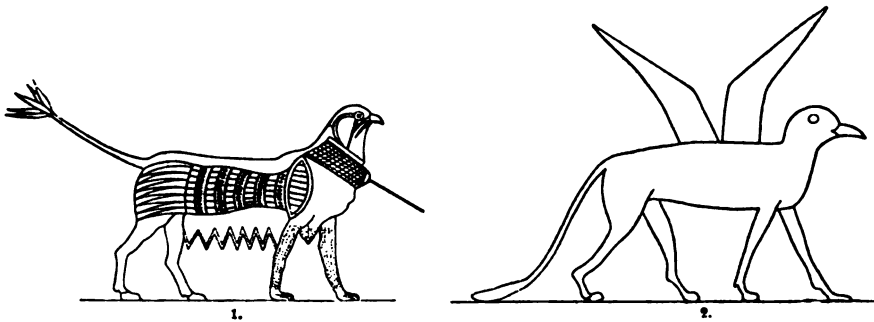
1) Die Vocalisation dieses Namens beruht lediglich auf hypothetischer Ergänzung; das Wort kann daher ebensogut ganz andere Vocale gehabt und z. B. Saraf gelautet haben. In der Wiedergabe, der oben erwähnten altägyptischen Darstellung dieses Fabelwesens, die Champollion und Rosellini nach einer und derselben Zeichnung veröffentlicht haben, ist der Name des dargestellten Gegenstandes mit den Hieroglyphenzeichen für S—f—r angegeben; wahrscheinlich ist durch ein Versehen des Zeichners die Reihenfolge verwechselt, und es ist S—r—f zu lesen. Sārāf ist im Hebräischen der Name einer Giftschlange, aber auch der geflügelten in der Einöde hausenden Schlangen, von denen bei Jesaias (14, 29; 30, 6) die Rede ist, und im Plural (Sarāfīm) der Name geflügelter Gestalten, welche am Throne Jahwes stehen. Die Grundbedeutung des Wortes scheint den Begriff des Glühenden und Brennenden zu enthalten; in dieser Bedeutung haben auch die Aegypter denselben Wortstamm, den sie aus einem semitischen Dialecte entlehnt haben müssen, sehr allgemein gebraucht.

2) Vergl. die Literaturangaben in meiner Bearbeitung von Perrot-Chipiez, Aegypten S. 863.

3) Als eine von den Gestalten, welche die Seelen der Verstorbenen anzunehmen vermochten, galt wenigstens bei den Aegyptern eine Art von Greifen.

4) Unzweifelhaft stammt von diesem Worte die griechische Bezeichnung γρόνυ, von der wiederum unser „Greif“ herkommt. Es ist daher im höchsten Maße wahrscheinlich, daß dieses Wort auch bei den Phöniziern die übliche Bezeichnung für die ganze Gattung gewesen ist.

und an Bergspfadern auf Beute lauerten, sind sie in dieser Auffassung zu frommen Geistern, zu einer Art von Engeln, geworden, die in unmittelbarer Nähe der Gottheiten sich aufhalten. Besonders hat man sie sich als Behüter und Pfleger der geweihten Bäume gedacht, in diesen lebten und webten ja göttliche Wesen.¹⁾ Sehr häufig werden daher in späteren Zeiten von den Ägyptern diese geflügelten Gestalten zu beiden Seiten eines geweihten Baumes oder eines pflanzenartigen ornamentalen Gebildes dargestellt. Vor Allem liebt man sie abzubilden, wie sie paarweise mit emporgeredtem Kopfe ausgerichtet dastehen, um die von der Blätterkrone und den Blüten ausströmende beseelte Lebenskraft einzuschnaufen. In so reine und ätherische Geschöpfe haben sie



1. Sag, weiblicher Greif; Darstellung in einem altägyptischen Grabe.

Auf dem Bilde, welchem diese Darstellung entnommen ist, war vermuthlich, wie das Halsband und der von demselben ausgehende Strich lehrt, das Fabelwesen als eine Art Höhlenwächter angebunden vor dem Berge der Grabestregion dargestellt. Einen Schakal, so angebunden, zeigt eine Bignette zum 90. Kap. des ägypt. Todtenbuches bei Ed. Naville, I, Taf. 102.

2. Sefer oder Seref. Greif. Darstellung in einem altägyptischen Grabe.

sich verwandelt, daß ihnen genügt, den nährenden Odem der Gottheit in ihre Rüstern einzuziehen.²⁾

1) Die ältere Meinung scheint gewesen zu sein, daß die Gottheit selbst in der Nähe des Baumes in Gestalt eines drachenartigen Wesens Wache halte, um über jeden herzufallen, der die Frucht zu brechen sich erlauben sollte. Wundergeschichten über die Herkunft kostbarer Naturerzeugnisse ferner Länder, in denen berichtet wurde, daß wer diese Schätze sich aneignen wolle, die in jenen Gegenden hausenden Ungeheuer, welche ihren Besitz eifersüchtig hüteten, zuvor mit Lebensgefahr darum betrogen müsse, werden mit zur Entstehung jener früheren Auffassung beigetragen haben. Doch scheint darin auch noch etwas von dem Glauben zu liegen, daß einzelne Bäume vorkämen, an denen man sich nicht vergreifen dürfe, ohne daß den Frebler sofort die Rache des in dem Baume hausenden Geistes ereile, und zuerst diesen zürnenden Geistern scheint man wegen der Schnelligkeit, mit welcher sie, wie man glaubte, den Uebertreter zur Verantwortung zogen, jene aus dem Körper des Vogels und des vierfüßigen Raubthieres zusammengesetzte Gestalt beigelegt zu haben.

2) Es ist nicht unmöglich, daß man bei diesem Bilde oft auch an die Seelen der Verstorbenen gedacht hat, und daß ursprünglich einmal neben vielen andern Meinungen über die Art und Weise ihres Fortbestehens auch die Ansicht vorhanden war, sie schwebten

An der Ausbildung, wenn nicht an der Entstehung vieler der bis jetzt erwähnten Anschauungen von der besonderen Gestalt und Persönlichkeit einzelner Gottheiten werden mehr, als sich das zur Zeit nachweisen läßt, religiöse Vorstellungen einen Antheil haben, die von anderen Völkern entlehnt waren, und deren Heimath besonders in Babylonien zu suchen ist. Zu diesen Ent-



Relief aus Ruad (Arados) in weißem Marmor.

Greife, zu beiden Seiten des heiligen Baumes sich aufrichtend. Die phönizische Palmette als Flächen füllendes Ornament und als Bestandtheil des heiligen Baumes. Original 50 Centimeter hoch.

Paris; Louvre-Museum.

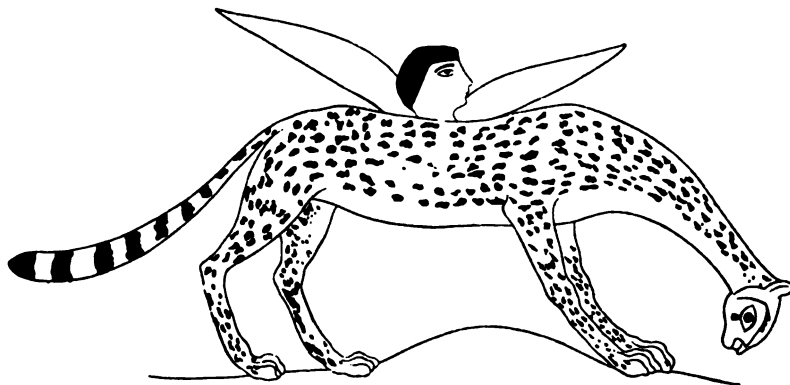
lehnungen aus einer fremden, früher zu einem fertigen Abschlusse gelangten Glaubenswelt kann es auch gehören, daß einige Stämme, wie es scheint, ihre Gottheit selbst als eine mit mächtigen Schwingen ausgerüstete Menschengestalt sich gedacht haben. So vermochte sie, auch fern von der Cultusstätte, ihren Verehrern jederzeit zur Hülfe zu kommen, dem stiehenden Löwen nachzusetzen, kurz in der Ausübung ihrer Macht die größte Schnelligkeit zu entfalten.

Späteren Ursprungs als diese Annahme ist jedenfalls eine Auffassung, in der sie auch hierzu zu erhaben zu sein schien, und die Ausführung ihrer Beschlüsse Geschöpfen überlassen war, welche die Einsicht des Menschen mit der Schnelligkeit eines Vogels und der Stärke des Raubthiers vereinigten. Es waren Raubthiere aus dem Raubgeschlechte, die zugleich Flügel und einen zweiten eigens zum verständigen Denken eingerichteten Kopf, den Kopf eines Menschen, besaßen. Ein unzweideutiger Beweis dafür, daß selbst der Glaube an die Existenz dieser Art von Wesen in eine sehr frühe Zeit zurückgeht, hat sich durch einen Zufall erhalten. Um das Jahr 2100 v. Chr., also schon

vor der Hyksos Herrschaft, hat ein ägyptischer Nomarch, derselbe Chnemhotep, welcher eine Familie asiatischer Einwanderer in seinem Grabe zu Beni Hassan

in der Nähe von Bäumen umher, um von dem Dufte der Früchte und Blüthen ihr Dasein zu fristen. — Als Pfleger geweihter Bäume treten Flügelgestalten, die auf dem Leibe eines Menschen den Kopf eines Adlers tragen, besonders in der assyrischen Kunst auf. Sie stehen auch hier meist paarweise zu beiden Seiten des Baumes und halten in der einen Hand ein Wassergefäß, mit der andern strecken sie der Krone des Baumes die Spitze einer Frucht entgegen, als solle aus derselben eine unsichtbare Kraft in die Krone des Baumes überströmen. Unzweifelhaft hat auch diese Bewegung keine andere Bedeutung enthalten sollen, als daß diese Wesen es sind, welche dem Baume die Fähigkeit Früchte zu tragen verleihen, während andererseits das Wassergefäß, das sie mit sich führen, bedeutet, daß sie ebenfalls es sind, welche die Wurzeln des Baumes auf geheimnißvolle Art mit Nahrung versorgen. Als Leben spendende und daher an sich wohlthätige Mächte sind diese Wesen dann auch einzeln dargestellt worden, ohne daß dabei ein Baum abgebildet wurde.

in Mittel-Aegypten abbilden ließ¹⁾, auf einer Wand dieses Grabes auch eine Schilderung der Jagd auf Thiere der Wildniß darstellen lassen, bei der man an einer Stelle, welche den entlegensten Hintergrund vorführen soll, auf einer Anhöhe einen Gepard stehen sieht, welchem auf dem Rücken zwischen zwei Flügeln ein Menschenhaupt herauswächst. Augenscheinlich hat der jeglicher Art von Sport ergebene Nomarch den lebhaften Wunsch gehegt, daß ihm vergönnt sein möge, in dieser oder in jener Welt einmal auch diese seltene Sorte von Wild zu erlegen; er hat es offenbar für ein mitunter wirklich vorkommendes und jagdbares Raubthier gehalten. Der Darstellungsweise, die von dem bei den Aegyptern üblichen Modus der künstlerischen Durchführung gänzlich absteht, merkt man jedoch an, daß der Zeichner in der Wiedergabe gerade dieses Phantasiegebildes wenig Routine hatte. Aller Wahrscheinlichkeit nach



Gepard, der auf dem Rücken ein Menschenhaupt zwischen einem Flügelpaare trägt.
Im Chnemhotep-Grabe zu Beni Hassan in Aegypten.

hat er Darstellungen ähnlicher Wesen auf syrischen nach Aegypten importirten Industrieerzeugnissen vorgefunden, und er oder sein Auftraggeber haben daraus geschlossen, daß es Abbildungen von Geschöpfen seien, die in fernen Einöden leibhaftig herumschweiften.

Der selben Klasse von Wesen gehören ferner organischer gestaltete Geschöpfe an, die gleichfalls Flügel besitzen und auf dem Leibe eines Löwen den Kopf eines Menschen tragen. Ebenso wie die vogelköpfigen Greife werden sie häufig abgebildet, wie sie paarweise zur Seite eines baumartigen Pflanzenornaments aufgerichtet dastehen und bemüht sind, an der Krone des Blattwerks oder den Blüten zu riechen. Ebenso wie jene andere Gattung Keruben sieht man sie aber auch als Ueberwältiger des Menschen dargestellt, wie sie ihn nieder-

1) Vergl. Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens S. 159; W. Stabe, Geschichte des Volkes Israel I, S. 129.

geworfen haben und auf ihm stehend die Tazze auf sein Haupt legen, als harrten sie des Winkes der Gottheit, der sie ermächtigen soll, ihrer Beute das Leben zu nehmen.¹⁾ In dieser Haltung veranschaulichen sie, daß der Macht der Gottheit nichts gleichkommt, daß es eine höchste Entscheidung über Leben und Tod giebt, die allein den Gottheiten zusteht, aber auch daß unter dem Schutze ihrer Gnade der Mensch seines Daseins sicher ist.

Einen Menschenkopf statt des Löwenhauptes scheint jedoch diese Art von Keruben bei den Phöniziern erst nachträglich nach dem Vorbilde der ägyptischen Sphinx erhalten zu haben. Sie sind nur unter dem Einflusse der ägyptischen Kunst entstandene Umgestaltungen jener älteren Species, die Flügel und Menschenkopf wie ein Anhängsel mitten auf dem Rücken des Raubthieres trug. In anderen Auffassungen, auf deren künstlerische Wiedergabe ebenfalls erst ägyptische Muster gestaltend eingewirkt haben, ist mehr Gewicht auf die Aehnlichkeit gelegt worden, welche diese den Gottheiten unterthänigen Zwitterwesen mit der Beschaffenheit des Vogels hatten. Ein Menschenantlitz mit ein Paar Armen daran, umrahmt von einem mächtigen Flügelpaare, das ist ihre ganze Gestalt. Besonders helfend eingreifende, den Menschen drohenden Gefahren entziehende Sendboten der Gottheiten scheint man als Wesen von dieser schematischen Gestalt sich gedacht zu haben, die hauptsächlich nach der Schablone der ägyptischen geflügelten Sonnenscheibe geformt ist. Doch hat auch bereits in denjenigen Zeiträumen, in welchen die Phönizier mit den Aegyptern zuerst in nachhaltige Verührung gekommen sind, die religiöse Kunst der Aegypter Menschenarme als eine begriffsergänzende Zuthat an menschenköpfigen Vogelgestalten verwendet, und diese bereits selbst an einigen mit prägnanter Bedeutung in der Ausübung einer magischen Thätigkeit aufgefaßten Hieroglyphenzeichen angebracht.

Älteren Ursprungs ist möglicherweise eine Anschauung, nach welcher die Gottheiten die Verwirklichung ihrer Absichten auch Wesen übertrugen, die nach Belieben Menschengestalt anzunehmen vermochten. Etwa in derselben Weise wie in Träumen Geister von Verstorbenen und die Gottheiten selber dem Schlafenden in Gestalt eines Menschen erschienen und zu ihm sprachen, vorübergehend also das Aeußere des Erdenbürgers anzunehmen im Stande waren, so mußten auch dem Wachenden gegenüber, glaubte man, die Gottheiten und ihre Sendboten, zu bestimmten Zwecken, besonders wenn es nur galt, als Mensch zum Menschen zu sprechen, als Seinesgleichen auftreten können. Hauptsächlich in Berichten über wunderbare Begebenheiten der Vorzeit wird zuerst die Möglichkeit dieser schlichten Art des Eingreifens in die Angelegenheiten der Menschen häufig vorausgesetzt worden sein. Immer mußten aber die Abgesandten der Gottheiten, selbst wenn sie als solche unerkannt an einer Stätte plötzlich sich gezeigt haben sollten und nach erfülltem Vorhaben ebenso

1) Vergl. z. B. die mittlere Zone der auf Seite 189 abgebildeten Schale von Ibalion.



Votivstein aus Karthago.

Unten das aus der ägyptischen Hieroglyphe für „Leben“ zurechtgeformte Tempelbild zwischen zwei Tauben. Darüber die Inschrift: „Der Herrin, der Tanit-Pene-Baal und dem Gebieter, dem Baal Hammon, wie es gelobt hat Abdeschmun, Sohn des Schafet.“ Darüber unter einem Kreisbogen, der das Himmelsgewölbe vorstellen soll, die Göttin mit dem Bilde des Mondes in den Händen. Zu beiden Seiten die Stützen des Himmels nach dem Muster ägyptischer Stelen, nur daß hier als solche die Krümmstäbe dargestellt sind, die bei rituellen Handlungen gebraucht wurden. Zu oberst eine Hand.

38 Centimeter hoch; oben 20 Centimeter, unten 18 Centimeter breit.



plötzlich wieder verschwunden waren, nicht gewöhnliche Mittel der Art sich fortzubewegen stets in Bereitschaft haben. Die Vorstellung, daß Geister überhaupt nicht auf dem Erdboden gehen, daß sie darüber hinschweben, gab die gesuchte Erklärung. Auch in der Eigenschaft als sonst durchaus menschenähnliche Sendboten von Gottheiten besaßen sie Flügel. Als es sich nachträglich um die Abbildung auch dieser den Gottheiten dienstbaren Art von Wesen handelte, haben die Phönizier, wie es scheint, zuerst wiederum künstlerische Gebilde benutzt, die aus dem Vorstellungskreise fremder Nationen stammen, vor Allem die Flügelgestalten mit Menschenkörper, welche die Aegypter den Gottheiten ihres Landes verliehen hatten. Im Laufe der weiteren Entwicklung wurden gerade aus diesen Engeln völlig überirdische Wesen. Es wurde ja nicht mehr wahrgenommen, daß sie, wie einst in der Vorzeit, mit den Menschen leibhaftig in Verkehr traten. Nach wie vor weilten sie hauptsächlich in unmittelbarer Nähe der Gottheit, und da aus Gründen, die an einer anderen Stelle erörtert werden sollen, als der eigentliche Wohnsitz wenigstens der vornehmsten Gottheiten immer mehr die Behausungen des Himmels galten, so wurde einerseits besonders untergeordneten Gottheiten, die gleichsam den himmlischen Hofstaat höherer Mächte bildeten, jene Engelsgestalt zugeschrieben, und andererseits auch die Regelung des Ganges der Gestirne als eine Hauptaufgabe engelartiger Wesen gedacht. Der wechselnde Anblick, mit dem die verschiedenen Phasen des Mondes beständig das Schauspiel einer regelmäßig wiederkehrenden Erneuerung der größten unter den Lichtquellen des Nachthimmels gewährten, ist vor Allem als eine Rundgebung des unermüdblichen Waltens dienstbarer Himmelsgeister aufgefaßt worden. Als Gottheiten, denen ein Cultus zu erweisen wäre, hat man aber diese Wesen ursprünglich schwerlich betrachtet. ¹⁾

Wie groß und verschiedenartig die Menge der unsichtbaren Wesen war, an deren Vorhandensein die Phönizier geglaubt haben, lehrt am besten eine in griechischer Uebersetzung von Polybios ²⁾ mitgetheilte Eidesformel, mit der Hannibal den Abschluß eines Bündnisses bekräftigt hat, welches zwischen ihm und dem Abgesandten des Königs Philippos von Makedonien im Jahre 216 v. Chr. vereinbart wurde. Er schwört „bei der Schutzgottheit der Karthager ³⁾ sowie Herakles und Iolaos, bei Ares, Triton, Poseidon, bei den mit zu Felde gezogenen Göttern ⁴⁾ sowie Sonne und Mond und Erde, bei den Flüssen

1) Vergl. Schluß dieses Kapitels.

2) Polybios, VII, 9, 1—2.

3) *ἑκατόν δαίμονος Καρχηδονίων*. Eine deutlichere Benennung ist hier vermuthlich aus religiösen Bedenken vor dem Aussprechen des eigentlichen Namens unterblieben. Vielleicht mag jedoch an dieser Stelle *δαίμων* Uebersetzung des Wortes Baal sein und Hannibal „den Baal Karthagos“ als höchsten Zeugen angerufen haben. Philippe Berger vermuthet in diesem „Genius der Karthager“ die karthagische Göttin Tanit Bene-Baal.

4) Gemeint sind wohl die Gottheiten des heiligen Heiles, das die punischen Heere mit sich ins Feld nahmen; vergl. S. 168—169.

und Triften und Wässern, bei sämtlichen Göttern, so viele ihrer über Karthago walten, bei sämtlichen Göttern, so viele ihrer über Makedonien und dem übrigen Hellas walten, bei sämtlichen dem Feldzuge bewohnenden Göttern, so viele ihrer gerade bei diesem Eidschwure gegenwärtig sind.“ Deutlich tritt zugleich in dieser Formel die Ueberzeugung hervor, daß der Karthager als solcher anderen Göttern unterthan ist als der Hellene. In fremder Umgebung erkennt er die Macht der göttlichen Wesen an, welche dort zu Hause sind, er kann die Götter des Auslandes mit zu Zeugen anrufen und kann auch, wie es Plautus den Punier Hanno thun läßt, die dort weilenden ihm unbekanntem „Götter und Göttinnen“ bitten, bei seinem Vorhaben ihm beizustehen. Aber auch dort befindet der Phönizier sich vor allem in der Hand seiner heimischen Gottheiten. Auf ihre Hülfe bleibt er in erster Linie angewiesen, wohin er sich begeben mag. Die Auswanderer nehmen den Cultus der ehemaligen Ortsgottheiten ihrer Vaterstadt in ihre neuen Wohnsitze mit. Tyrier stellen aus Anlaß eines Gelübdes in einem Hafensorte Malta's dem Herakles Archegetes ober, wie die phönizische Inschrift besagt, die der griechischen beigelegt ist, „unserem Herrn, dem Melkart, dem Baal von Tyros“ ein Säulenpaar auf.

Auch in der Benennung, mit welcher die Gottheiten von ihren Verehrern bezeichnet werden, kommt sehr häufig noch die Vorstellung eigens zum Ausdruck, daß das Wesen der göttlichen Macht eine Herrschaft über die einzelne Person bedeutet. Für den Begriff „Gott“ haben zwar die Phönizier in ihrer Sprache das altsemitische Wort *el*¹⁾ und die von demselben Wortstamme gebildeten Pluralformen *alonim* und *elim*. Auch war, wie schon erwähnt (S. 140), *El* der Name einer Gottheit, die zu Byblos als die oberste des ganzen Pantheons betrachtet wurde,²⁾ und im Gebiete von Tyros ist eine Gottheit nachzuweisen, welche den Namen *El Hammon* geführt hat.

1) Ueber die Ethnologie vergleiche P. de Lagarde, *Orientalia*, II (Göttingen 1880), S. 3—10 und dessen Mittheilungen, II (Göttingen 1884), S. 94—111.

2) Es ist bezeichnend, daß *El*, welchem die Phönizier den *Kronos* der griechischen Mythologie gleichsetzten, als ein Gott der frühesten Vorzeit betrachtet wird. Ihm schrieb man die Gründung von Byblos und Byrptos, wie es scheint, auch die mehrerer anderer Städte zu, eine euhemeristische Umdeutung der Anschauung, daß die Schutzgottheiten dieser Orte ihm untergeordnete Wesen seien. Daß er trotzdem nicht als Schutzgott der betreffenden Städte verehrt wurde, erklärte man damit, daß er die Herrschaft anderen Gottheiten freiwillig abgetreten habe. Als Nachfolger des *Kronos*, der auch *Nos* d. i. *El* heiße, bezeichnet *Philon* von Byblos einmal „*Astarte* die Größte, *Zeus Demarus* und den Götterkönig *Adobos*“, an einer anderen Stelle sagt er hingegen, *Kronos* habe Byblos der Göttin *Baalit* (*Baalat*) und der *Dione*, *Byrptos* aber dem „*Poseidon* und den *Kabiren*, den *Ackerleuten* und den *Fischern*“ geschenkt. Offenbar hat er diese Angaben zwei verschiedenen theologischen Tractaten entnommen. *Kronos* wird auch als ein Gott der Karthager erwähnt. Der punische Feldherr *Himilko* opferte ihm vor *Agrigent*, als eine Pest in seinem Lager ausbrach (406 v. Chr.), zur Abwendung derselben einen Knaben. Ob unter dem *Kronos* der Karthager *El* oder etwa *El Hammon* zu verstehen ist, muß dahingestellt bleiben.

Dieses Wort oder das Wort für „Göttin“ dem Namen der einzelnen Gottheit voranzusetzen, ist nicht bei den Phöniziern Sitte gewesen. Geben sie dem Götternamen überhaupt ein Beiwort, so reden sie nicht von dem „Gotte“ oder der „Göttin N. N.“, sondern von dem „Abon“, dem Herrn und Gebieter, oder von der „Rabbat“, der hohen Frau, der Herrin, also mit denselben Beiwörtern, mit denen im gewöhnlichen Leben der Niedrigere den Namen des Höherstehenden zu nennen pflegte.¹⁾ Unter den phönizischen Personennamen ferner kommt nichts häufiger vor als Bezeichnungen wie Abmelkart, „Knecht des Melkart“, Abbeschmun, „Knecht des Eschmun“, Abonibaal oder Idnibaal, „Mein Abon (ist der) Baal“, Gersalon, „Höriger des (Gottes) Sakon“, Gerostratos, „Höriger der Astarte“, Amatmelkart, „Magd des Melkart“, Amatbaal, „Magd des Baal“, u. s. w. Etwas Ähnliches drücken auf sehr drastische Art die Personennamen Kalbelim und Kalbalonim aus, die buchstäblich „Hund Gottes“ oder „Hund der Götter“ bedeuten, ebenso Kalbo, was entweder eine abgekürzte Form jener Namen war, oder „Sein Hund“, nämlich der des Gottes, zu übersetzen ist.²⁾

Manche von den Personennamen dieser Gattung werden noch aus Zeiten stammen, in welchen eine einzelne Gruppe der Phönizier derjenigen Gottheit, deren Name darin vorkommt, noch ausschließlich gedient hat, oder wenigstens noch aus den Zeiten, in welchen der Uebergang zur Kultur Verehrer der verschiedensten Gottheiten zusammenführte. Ueberhaupt begegnet man in den sogenannten theophoren, d. h. durch Zusammensetzung aus einem Götternamen gebildeten Personennamen einer so großen Anzahl von Gottheiten, für die sich keine Cultusstätte mehr nachweisen läßt, und die auch in Motivinschriften nicht genannt werden, daß die Vermuthung nahe liegt, die Mehrzahl dieser Personennamen habe zuerst zugleich zur Hervorhebung der religiösen Traditionen einzelner Stämme oder Familien dienen sollen, und einige derselben seien daher in bestimmten Familien noch üblich geblieben und beibehalten worden, auch, nachdem man längst der betreffenden Gottheit eine besondere Verehrung nicht mehr erwies.

Bezeichnend ist ferner, daß an den meisten Orten derjenige Gott, welcher dort den höchsten Rang einnahm oder vorzugsweise daselbst angebetet wurde, den Namen Baal (Ba'al) führte, der ursprünglich eine Person bezeichnet, die eine Macht und Herrschaft ausübt, den Anspruch darauf hat und ein Besitzrecht zur Geltung bringt. In diesem Sinne hat Baal ebenfalls die Bedeutung der „Herr“. ³⁾ Ungeachtet der gleichlautenden Benennung galten alle diese Baale von Hause aus für lauter von einander verschiedene Wesen. Zur

1) Elim, die Pluralform von el, welche, wie elohim im Hebräischen, die Bedeutung des Singulars „Gott“ hat, wird stellenweise allerdings dem Götternamen vorangesetzt.

2) Vergl. Revue d'assyriologie et d'archéologie orientale, I, S. 87, Anm. 2. Ueber den Nebensinn, welchen diese Namen vielleicht haben, vergl. weiter unten.

3) Vergl. auch die Bedeutung des Götternamens Rarna (S. 148).

Unterscheidung wird häufig nichts weiter beigefügt als der Name des Ortes, an welchem der betreffende Gott angebetet wurde, so spricht man von dem Baal von Sidon, dem Baal von Tarfos u. s. w. als besonderen Gottheiten. Byblos war nicht einem Gotte, sondern einer Göttin geweiht und diese nannte man dort officiell die Ba'alat, die „Herrin“ schlechthin.¹⁾ Die Grundvorstellung, die hierin sich kundgibt, daß zu jeder Ortschaft, zu jedem Gemeinwesen, eine Gottheit gehört, der alle Bewohner der betreffenden Ortschaft, alle Mitglieder des Gemeinwesens, in gleicher Weise zur Unterthänigkeit verpflichtet sind, muß aus Zeiten herübergenommen sein, in denen noch jede Abzweigung des phönizisch-lanaanäischen Volksstammes sich zu dem ausschließlichen Dienste einer besonderen Gottheit bekannt hat.

Mitunter aber durchaus nicht immer hat der Orts-Baal einen Eigennamen. Der Baal von Tyros z. B. hatte außerdem noch den Namen Malkart (Melkart), der „Stadtkönig“. So wenigstens haben die Tyrier selber in griechischer Zeit diesen Namen aufgefaßt; sie geben ihn mit dem griechischen Worte Archegetes wieder. Die Worte Melk, Milk, Malk bedeuten im Phönizischen König, sind aber auch in ganz ähnlichem Sinne wie Baal verwendet worden. Als Personennamen findet man nicht allein 'Azeba'al, „Starl (ist der) Baal,“ sondern auch 'Azemilk, 'Azemilkos, „Starl (ist der) Milk,“ nicht allein Ba'aljaton, Baliatho, Balithon, „Baal hat gegeben,“ sondern auch Malkjaton, Milkathon, „Malk hat gegeben,“ nämlich den Sohn, der so benannt wurde. Es ist in diesen Personennamen dasselbe Wort als Göttername enthalten, welches dem Leser in der entstellten Form Moloch (Molech) aus der Bibel bekannt ist. Wie Baalat so gab es auch Milkat, die „Königin“, als Namen einer Göttin. Daß Namen von dieser Bedeutung in historischer Zeit Eigennamen bestimmter Gottheiten sind, zeigt wohl, daß Zeiten vorausgegangen waren, in denen einzelne Abzweigungen der Phönizier sich gewöhnt hatten, ihre Specialgottheit ihren „König“ oder ihre „Königin“ zu betiteln. Ebenso ist wohl auch aufzufassen, daß das Wort Mat (? Elat), die „Göttin“, als Name einer besonderen Gottheit vorkommt. Es wird eine Gottheit sein, deren Cultus die Sonderexistenz der Gemeinschaft von Verehrern, welche unter diesem Namen zuerst ihr huldigte, überlebt hat.

Als höchste Gottheit wird an vielen Orten ein weibliches Wesen verehrt, vielfach auch neben einem Baal; es führt den aus Babylonien stammenden Eigennamen Astarte. Aus Scheu vor dem Aussprechen eines Götzennamens ist in dem masoretischen Texte der hebräischen Bücher des Alten Testaments Astartet geschrieben, wie Molech statt Malk oder Melech. Die Phönizier

1) Auch zu Karthago ist eine Baalat verehrt worden. Welchen Rang sie dort einnahm, ist nicht bekannt. Da Baalat wie ein Eigennamen gebraucht wurde, ließ sich der Cultus einer Göttin dieses Namens auch da heibehalten, wo sie nicht mehr die Bedeutung einer Hauptgöttin bewahrt hatte. Die Griechen geben Ba'alat mit Baaltis, Beltis und Blatta wieder. Mit „Gebühren“, wie A. Pott meinte, hat das Wort Blatta nichts zu thun.

haben das Wort wohl Astartit ausgesprochen, vielleicht aber auch Aštartit. Augenscheinlich hat dieser Name, der Name der babylonischen Istar, frühzeitig den Namen Baalat verdrängt, wohl weil man in den einzelnen Baalat die Istar wiederzuerkennen glaubte und es an einem signifikanten Eigennamen für die Baalat fehlte. Wo der Cultus einer Baalat dem Cultus eines Baal untergeordnet wurde, konnte sie eben nicht mehr die „Herrin“ als solche bleiben.¹⁾ Es kann daher nicht befremden, daß es nach der Anschauungsweise der Phönizier im Grunde ebenso viele Wesen Namens Astarte giebt, als Cultusstätten einer Astarte vorhanden sind. Zu Sidon gab es sogar nicht bloß eine „Astarte von Sidon,“ sondern daneben noch eine Astarte, welche den Beinamen Schem-Baal führt. Welchen Sinn dieses Beinort hat, das wörtlich „Name des Baal“ bedeutet, ist noch nicht aufgeklärt.²⁾ Vielleicht ist es bei irgend einer Cultusverschmelzung entstanden, deren Ergebnis war, daß eine Astarte an die Stelle einer Baal trat.

Wenn auch diese Deutung keineswegs als sicher hingestellt werden darf, so hat es doch viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß aus Cultusverschmelzungen, die zum Theil, allerdings aber auch nur zum Theil noch in vorgehichtlichen Zeitabschnitten sich vollzogen haben mögen, manche andere Götternamen zu erklären sein werden, nämlich Namen wie Malk-Baal,³⁾ Malk-Astart, Ešmun-Astart, Ešmun-Melkart, Sid-Tanit, Sid-Melkart auch Malk-Osir. Doppelwesen, welche z. B. die Eigenschaften des Malk mit denen der Astarte in sich vereinigen, sind damit offenbar keineswegs gemeint. Der Malk-Baal muß vielmehr eine Gottheit sein, die diesen Namen einmal erhalten hat, weil sie irgendwo mit einem Baal zusammen verehrt wurde, Malk-Astart eine Gottheit Namens Malk, die im Unterschiede zu dem Malk-Baal einmal zu einer Astarte gehört hat. In demselben Sinne ist Ešmun-Melkart ein „Melkarts-Ešmun“, Sid-Melkart ein „Melkarts-Sid“, Ešmun-Astart der Ešmun einer Astarte, Sid-Tanit der Sid einer Tanit gewesen.⁴⁾ Ueber das Rangverhältniß, in welchem etwa der Malk zu dem Baal oder zu der Astarte, der Ešmun zu dem Melkart u. s. w. steht, ist in diesen Benennungen an sich nichts aus-

1) Daß gerade zu Byblos die Benennung Baalat für die dort verehrte Stadtgöttin sich bis in späte Zeiten erhalten hat, spricht daher durchaus für den rein phoenizischen Ursprung der Byblier. (Vergl. oben S. 139—140.)

2) Auf die verschiedenen Erläuterungsversuche hier einzugehen, fehlt es an Raum. Man findet sie besprochen in Dillmanns Abhandlung über Baal mit dem weiblichen Artikel (Monatsberichte der Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem J. 1881, S. 606—608).

3) Malk-Baal ist auch der Name eines Gottes der zu Palmyra verehrt wurde. Griechisch wird er Malachbelos, lateinisch Malagbelus genannt.

4) Wie die Aštart-Ramosch der Söhne Noabs die Astarte ihres Gottes Ramosch war, und wie Attar = Ate die „Attar des Ate,“ Attar-Baal die „Attar des Baal“ bedeutet (vergl. S. 148—149).

gesagt. Der Cultus hat aus den so benannten Gottheiten selbständige Begriffe gemacht. Den ersten Anlaß, einen Malk nach einem Baal oder nach einer Astarte, einen Eschmun nach einem Melkart oder einer Astarte zu benennen, wird aber die Vereinigung zweier ursprünglich getrennter Culte gegeben haben. Malk-Baal und Malk-Astart¹⁾ werden unter diesen Bezeichnungen die ältesten sein; jüngsten Ursprungs ist vielleicht Malk-Osir, der „Malk des Osiris.“

In der irrigen Voraussetzung, daß sämtliche Baale und Astarten gleichsam nur durch Multiplication aus einem älteren Glauben an das Dasein eines einzigen Baal und einer einzigen Astarte abgeleitet seien, haben manche Geschichtsforscher und Mythologen sich große Mühe gegeben, herauszubringen, was Baal und was Astarte ursprünglich eigentlich bedeutet haben.²⁾ Daß es höchst schwankende Begriffe sind, wird erst neuerdings von einigen Gelehrten zugegeben. Läßt man die Voraussetzungen gelten, die oben dargelegt worden sind, so ist erklärlich, daß mythologische Definitionen sich nicht aufstellen lassen. Baal war dann ursprünglich nur einer von den vielen Namen, die bezeichnen sollten, daß der Gott, der ihn führte, eine unbedingte Macht über seine Anbeter hatte. Jeder Baal aber war ein Wesen für sich, so gut wie seine Anhänger eine besondere Gemeinschaft für sich bildeten. Hatte er einen Beinamen erhalten, wie z. B. Baal-Schamem, der „Himmels Herr“, so blieb er ein selbständiger Gott, auch nachdem die Gemeinschaft, die anfangs ihm als ihrem besonderen Gotte diente, sich aufgelöst hatte. Ebenso hat auch Astarte da, wo eine solche als Baalat eines Stammverbandes und später einer Ortschaft oder eines Gemeinwesens angebetet worden ist, ursprünglich Alles bedeutet, was eine Gottheit, die als Urheber des ganzen Wohl und Wehe ihrer Untergebenen betrachtet wird, überhaupt bei dieser Begrenzung ihres Herrschaftsgebietes zu bedeuten vermocht hat.

Ebenso vielseitig und nur durch den Begriff der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Kreise angestammter Verehrer eingeschränkt, ist gewiß ursprünglich

1) Nach einer zu Umm el-Awamid entdeckten Inschrift (Corpus Inscr. Semit., I, 1, Nr. 8) zu urtheilen, ist Malk-Astart auch als Beinort gebraucht worden und zwar für einen Gott, der im Gebiete von Tyros mehrfach verehrt wurde und El-Hammon hieß. Einen Tempel des Malk-Astart gab es zu Karthago (Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 250). Auf einer Inschrift, die neuerdings im Gebiete von Tyros bei Ma'asub zwischen Affo und Umm el-Awamid gefunden ist, heißt der Gott Baal-Hammon, der Diener des Malk-Astart. Man sieht hieraus, daß Malk-Astart dort für eine Gottheit von hohem Range galt, und auch, daß El-Hammon und Baal-Hammon als ganz verschiedene Gottheiten betrachtet wurden; (vergl. Revue archéologique, 3^e sér., V, S. 380—384 und Annales du Musée Guimet, X, Paris 1887, S. 503—508).

2) In alten Plautus-Ausgaben ist in dem Stücke Mercator (IV, 6) eine lange Anrufung an Astarte eingeschaltet, welche mit den Worten „Göttliche Astarte, Kraft, Leben, Heil der Götter und Menschen“ beginnt. Obgleich längst nachgewiesen ist, daß diese Anrufung gefälscht ist, wird sie immer von neuem als beste Auskunft über die Grundbedeutung der Astarte citirt.

auch die Bedeutung nicht bloß des Malk, der Milkat und der Mat, sondern auch der meisten übrigen Gottheiten gewesen, welche die Phönizier in historischer Zeit anbeten. An Einzelheiten läßt sich das noch wahrnehmen. Eschmun z. B. galt in griechischer Zeit in Phönizien, namentlich zu Berytos in so speciellem Sinne als ein Gott, dessen Hauptobliegenheit war, die Heilung von Krankheiten herbeizuführen, daß er als der phönizische Doppelgänger des griechischen Asklepios betrachtet wurde, und doch wird allem Anscheine nach diese Thätigkeit nur eine von den vielen Arten göttlicher Machtkundgebungen sein, die ursprünglich ihm zulamen. Höchst wahrscheinlich ist er, wie schon Movers erkannt hat, identisch mit dem phönizischen Gotte, den die Griechen Zolaos bezeichnen, und der unter diesem Namen neben Herakles in Hannibals Eidschwure an so hoher Stelle genannt wird. In den Ruf eines bewährten Heilkünstlers mag er nur gekommen sein, weil in einem Mythos, den ein griechischer Schriftsteller noch erwähnt, erzählt wurde, Zolaos, d. i. Eschmun, habe den Herakles, den Sohn der Asteria (? Astarte) und des Zeus (? Baal),¹⁾ als dieser auf einem Zuge nach Libyen getödtet war, wieder zum Leben erweckt, indem er ihm eine Wachtel unter die Nase hielt, deren Geruch den bereits Entseelten neu belebte.²⁾ Daß Zolaos-Eschmun als Gefährte des Herakles betrachtet wurde und darum gerade ihm jene Wunderkur zugeschrieben wurde, hat aber offenbar keinen anderen Grund als den, daß den Phöniziern beide Götter zu einander zu passen schienen. Beide schilderte die Ueberlieferung, den ältesten Vorstellungen vom schirmenden Walten der Stammesgottheiten entsprechend, als Bekämpfer reißender Thiere und Jagdliebhaber, und die Sage hat daher aus ihnen Freunde und treue Waffenbrüder gemacht.³⁾ Die ortseinheimische Tradition von Berytos berichtete noch im Anfang der christlichen Zeit, Eschmun, ein Jüngling von wunderbarer Schönheit, habe in den Jagdgründen der Umgegend dem Waidwerk obgelegen, er habe das Herz der Göttin Astronoe, d. i. der Astarte-Na'ama, der „huldreichen“ Astarte, die seiner ansichtig wurde, zu leidenschaftlicher Liebe entflammt; ihrer Werbung widerstrebend, habe er mit einem Beile sich eigenhändig entmannt; dies sei sein Tod gewesen, die Göttin jedoch habe ihm neues Leben eingeflüßt und ihn unter die Götter versetzt.

1) Ob diese Genealogie echt phönizisch ist oder nur die Angabe eines Griechen, der dadurch den betreffenden Herakles von dem griechischen unterscheiden wollte, muß dahingestellt bleiben.

2) Ueber die Bedeutung dieses Mythos vergleiche P. de Lagarde, *Rudimenta mythologiae semiticae*, S. 29 und dessen *Deutsche Schriften*, Ausgabe letzter Hand, S. 293.

3) Wird auch Eschmun von den Griechen Zolaos genannt, so braucht doch nicht die hellenische Sage von der Waffenbrüderschaft, die zwischen dem hellenischen Herakles und einem Heros Zolaos bestand, phönizischen Ursprungs zu sein. In phönizischen Inschriften läßt sich bis jetzt ein lautlich dem Namen Zolaos entsprechendes Wort noch nicht mit Sicherheit nachweisen (vergl. *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, XLII, S. 471).

Auf mehreren Silberchalen von kyprischer Arbeit ist neben einem untersezt gebauten härtigen Heros, der ohne Zweifel den phönizischen Herakles vorstellen soll, ein schlanker leichtgeschürzter Jüngling zu sehen, der einen Greif, welcher auf einem Bergabhange liegt, gepackt hält und ihm den Todesstoß versetzt. Mit diesem jugendlichen Drachentödter ist wohl kein anderer als Eschmun gemeint, und, was diese Scene vorführen sollte, ist wohl eine Heldenthat, die ein Mythos, in welchem noch ein Nachklang von der ursprünglichen Bedeutung Eschmuns sich erhalten hatte, ihm als einem besonders kampfesfrohen Gotte nachsagte. Als Wändiger der Ungeheime ist auch Eschmun zu Askalon eigens unter dem Namen Asklepios Leontuchos, der „Löwenhaltende“ Asklepios, noch in später Zeit verehrt worden.

Schrieb man auch den Göttern von Hause aus eine unbegrenzte Macht über die Schaar ihrer Untergebenen zu, so waren es doch in ihren Augen keineswegs lauter verkürzte in Erhabenheit thronende Wesen; zum nicht geringen Theil galten sie vielmehr für dämonische Unholde von geradezu abschreckendem Aussehen und gnomenhaft verkrüppelter Mißgestalt. Als ein Riese mit den Körperformen eines Zwerges ist selbst der phönizische Herakles gelegentlich abgebildet worden. Ähnliche Gestalt werden die Phönizier auch dem Gotte Pumai zugeschrieben haben, der vorzugsweise auf Cypern verehrt wurde. Die Griechen leiten diesen Namen von pygmä, dem griechischen Worte für Faust, ab, und nach ihrer Aussage war es Abonis, der auf Cypern Pygmaios, der „Pygmäe“ hieß.¹⁾ Daß trotz ihrer Machtvollkommenheit einzelne Götter als derartige Wesen aufgefaßt werden konnten, beruht wohl auf dem Fortbestehen von Anschauungen, die noch aus Zeiten stammen, in welchen kleine und unterdrückte Stammesverbände, überzeugt, daß die besondere Gottheit, der sie gerade unterthan waren, mit jeder anderen es aufzunehmen vermöge, ihrer Specialgottheit, um das Mißverhältniß, in welchem dieselbe sichtlich zu den Gottheiten mächtigerer Stammesverbände stand, auszugleichen, vor allem diejenigen Eigenschaften beilegte, die selbst dem Schwachen zum Siege über den Stärkeren die Mittel verleihen konnten, nämlich ausnehmende Verschlagenheit und erfindungsreiche Tücke. Nur Gottheiten, denen eine gläubige Zuversicht das höchste Maß von Arglist, Trug und Zauberei zugebraut hat, wird zuerst die körperliche Gebrechlichkeit angedichtet sein, und zwar wird das zuerst geschehen sein einerseits, weil diese Beschaffenheit den damit behafteten Menschen zwingt, durch Anwendung seiner intellectuellen Fähigkeiten und Erwerbung besonderer Kunstfertigkeiten den Nachtheil auszugleichen, in dem er physisch sich befindet, und andererseits, weil derartige überlegene Fähigkeiten und Begabungen, wenn sie ein unscheinbares krüppelhaftes Individuum an den Tag legt, leicht an sich den Eindruck des Dämonischen machen.

1) Der phönizische Personennamen Pumaiaton, „Pumai hat gegeben“, wird griechisch durch Pygmalion wiedergegeben.



Darstellungen auf einer Schale in vergoldetem Silber.

Paris, Louvre-Museum; Fundort Idalion auf Cypern, nach anderen Angaben Kition (Barnak).
 Die Darstellungen der äußeren Zone, vielleicht auch das Mittelbild, beziehen sich auf den Mythos des Herakles und Iolaos. Der unterste bärtige Kämpfer ist Herakles, der jugendliche Drachentöchter Iolaos. Der Strauß, den Herakles (erste Zone links) eingefangen hat, stellt vermutlich einen Dämon vor. Einen Dämon in Gestalt eines schwarzen Straußes kennt der arabishe Volksaberglaube der älteren Zeit.
 Original im Durchmesser 18 $\frac{1}{2}$ Centim.

Für ein Wesen von dämonischer Zwerggestalt werden ursprünglich nicht wenige Stammesverbände ihre Gottheit gehalten haben. Nur einzelnen von den Gottheiten, auf welche im Laufe der Zeit der Cultus sich hauptsächlich concentrirt hat, haftet noch etwas von dieser Beschaffenheit an. Pygmäen scheinen auch die Kabiren, die „Großen“, die „Mächtigen“, gewesen zu sein, deren acht zu Berytos als ein Göttercollegium verehrt wurden; zu ihnen wurde angeblich als der achte Eschmun gerechnet. Manche Gottheit, der die Ueberlieferung Pygmäengestalt nachsagte, ist augenscheinlich deshalb zur Schutzgottheit einer Berufsart umgedeutet worden, deren Ausübung besondere Schulung, Gewandtheit und Einsicht erforderte. Die erste Kunst, welche eines solchen Schutzpatrons sich zu erfreuen hatte, mag die der Metallarbeit und des Schmiedens gewesen sein. Zu Herodots Zeit trugen die phönizischen Trieren auf ihrem Bug als Gallionschmuck die Figur eines Patäken, d. h. eine monströse Götterfigur mit rachitisch verkümmerten Gliedmaßen und einem unverhältnißmäßig großem Kopfe. Ursprünglich sind diese Figuren am Vordertheil der Schiffe wohl nur als Schreckbilder, als ein Apotropaion, angebracht worden. Doch erwähnt Philon von Byblos eine Auffassung, nach der die Kabiren auch für Erfinder der Seefahrt galten.

Zur Rechtfertigung der Annahme, daß der Cultus von Stammesgottheiten, deren jede die absolute Gewalt über ihre Untergebenen in sich verkörperte, den Glauben an die Existenz der Wesen erzeugt hat, welchen die Phönizier als ihren Hauptgottheiten huldigen, ist hier auch hervorzuheben, daß in ihren Augen die Götter der Meerfluth und der Schifffahrt nur eine untergeordnete Stellung einnehmen. Bei einem Volke, das seine welthistorische



Münze von Berytos.
Meergott mit See-
pferden vor seinem
Wagen.

Originalgröße.
Berlin, Königl. Münz-
Cabinet.

Bedeutung vor allem der See zu verdanken hat, sollte man gerade das Gegentheil erwarten. Aber selbst zu Karthago gingen, wie Hannibals Eidesformel bezeugt, die Schutzgottheit der Stadt, Herakles, Iolaos und Ares dem Triton und Poseidon voran,¹⁾ so sehr auch die karthagischen Seefahrer die Gunst der letzteren in Anspruch zu nehmen gewöhnt sein mochten. Den Cultus der Seegottheiten haben zwar die Phönizier keineswegs vernachlässigt.²⁾ Mit Vorliebe lassen sogar einzelne Städte Phöniziens seit der Diabochenzeit auf ihren Münzen den Meeresgott abbilden.³⁾ Aber kein Gemeinwesen war augenscheinlich seinem Schutze eigens unterstellt. Ihrer Bedeutung nach haben die Schutzgottheiten der phönizischen Küstenstädte nichts, was sie von den Gottheiten der benachbarten semitischen Völkerschaften des

1) Es ist sogar zweifelhaft, ob unter Triton überhaupt eine Meeresgottheit zu verstehen ist und nicht bloß eine Gottheit, die in Fischgestalt abgebildet wurde.

2) Vergl. auch S. 169, Anm. 2.

3) Vergl. auch die laodiseischen Münzen auf S. 74.

Binnenlandes wesentlich unterscheidet.¹⁾ Es sind eben Gottesbegriffe, die noch aus einer anderen Umgebung und aus einem früheren Culturstadium stammen. Es waren lauter Wesen, denen ursprünglich der Glaube die Macht zugestand, zu Gunsten oder Ungunsten ihrer Verehrer Himmel und Erde in Bewegung setzen zu können. Ihnen vermochten daher nachträglich die Meeressgottheiten nicht mehr den Rang streitig zu machen.

Ebenso alterthümlich wie das Gepräge der Gottesbegriffe ist die Art des Cultus. Die Nachrichten, die hinsichtlich der Cultusformen und der Gebräuche, welche in Beziehung zum Cultus stehen, noch vorliegen, sind zwar ebenfalls äußerst unvollständig. Zu erkennen ist jedoch noch, daß die Vorstellungen von der Beschaffenheit der göttlichen Wesen, welche der Cultus zur Voraussetzung hat, ursprünglich sehr primitive und naturwüchsige gewesen sein müssen, daß die Cultusgebräuche und gottesdienstlichen Einrichtungen aus sehr schlichten Anfängen sich entwickelt und herausgestaltet haben, und daß auf das Zustandekommen vieler religiöser Satzungen eine ehemalige Absonderung in Stammesverbände großen Einfluß ausgeübt haben muß.

Mancherlei Anzeichen weisen darauf hin, daß die Entstehung der Cultusgebräuche in Zeiten fällt, in denen nicht bloß der Glaube an das Fortleben der Seele nach dem Tode noch lebhaft die Phantasie beschäftigte, sondern auch noch den Seelen der Abgeschiedenen eine große Macht eingeräumt wurde. Zum großen Theil haben diese Gebräuche gerade als gottesdienstliche Satzungen etwas so Befremdendes, daß ihre Anwendung im Gottesdienste sich nur erklärt, wenn es Entlehnungen aus einem Herkommen sind, welches der Glaube an Geister und an die Macht derselben erzeugt hatte. Dem Göttercultus wenn auch nicht dem Glauben an die Existenz der Gottheiten muß ein Manen- und Geisterdienst vorausgegangen sein. Ungeläuterte Auffassungen des Wesens der Gottheiten haben im Cultus die Ueberzeugung zum Ausdruck gelangen lassen, diese unsichtbaren Mächte seien in ihrer Beschaffenheit, in ihren Bedürfnissen und Gewohnheiten den Seelen der Verstorbenen ähnlich. So lange noch der Glaube an eine unmittelbare Einwirkung der Seelen Verstorbener auf das Schicksal der Lebenden bestand, konnte auch die Unterscheidung zwischen Gottheiten, Geistern und Seelen nicht anders als schwankend und unbestimmt bleiben. Außer Stande, ein Dasein ohne leibliches Substrat, ein von Leidenschaften freies Wollen und Empfinden sich vorzustellen, hat man der Anschauung Raum gegeben, den Gottheiten müsse dasselbe dämonische Begehren nach Speise und Trank und nach einem körperhaften Unterpfande ihres Daseins eigen sein wie den Seelen der Abgeschiedenen. Weil diese für unzufrieden, reizbar und rachsüchtig galten, hat man das gleiche Maß von Reizbarkeit und Rachegefühl auch den Gottheiten zugetraut. Und was man anfangs den Manen

1) Die Sagen, welche einzelnen phönizischen Gottheiten, z. B. dem Herakles, große Wanderungen zur See zuschrieben, werden erst entstanden sein, nachdem es jenseits des Meeres Colonien gab.

schuldig zu sein glaubte, hat man frühzeitig sich bemüht, in noch höherem Maße den höheren Mächten zuzuwenden.¹⁾

Bis ins Einzelne lassen die Belege für diesen Vorgang sich nicht mehr beibringen. Es ist das auch nicht zu erwarten. Die Anschauungen über die Art des Fortbestehens nach dem Tode werden gewiß im Laufe der Zeit sich noch viel mehr umgewandelt haben als die Ansichten vom Wesen der Gottheiten. Wurde das Herkommen des Todtencultus frühzeitig dem Cultus der Gottheiten angepaßt, so hat es auch viel von seiner ursprünglichen Bedeutung einbüßen und in ganz verändertem Sinne sich fortentwickeln müssen. Der Göttercultus mußte den Manendienst, der Glaube an die Macht der Gottheiten den Glauben an die Macht der Geister immer mehr in den Hintergrund drängen. Aber hätte es nicht zu Anfang einen ausgebildeten Todtencultus und Geisterglauben gegeben, so würden zahlreiche Thatsachen ohne jede Erklärung dastehen.

Erwiesen ist, daß die Phönizier den Glauben an eine dem irdischen Dasein in vieler Hinsicht ähnliche Fortsetzung des Lebens nach dem Tode bis in späte Zeiten bewahrt haben, und daß nach ihrer Ansicht die Ruhe der Seele des Entschlafenen von der ungestörten Ruhe des Leichnams abhängig war. Für Erhaltung des Leichnams haben sie gesorgt, so gut sie es vermochten, obschon sie es in der Kunst der Conservirung nicht so weit gebracht haben wie die Aegypter,²⁾ und sie haben häufig bei der Bestattung in Gräbern, die im Felsboden ausgemeißelt waren, complicirte Vorrichtungen getroffen, um den Leichnam völlig in Sicherheit zu bringen. Daß man den Todten ein Bewußtsein zuschrieb, die Fähigkeit, Gesprochenes zu vernehmen, zeigen einzelne schwerlich aus früher Zeit stammende in Thon geformte Sarkophage, deren Deckel auf dem oberen Ende der Außenseite, welches eine Gesichtsmaske vorstellt, an der Stelle des Ohrs eigens eine Oeffnung aufweisen, die in den Innenraum hineingeht.³⁾ Die Behauptung des Leichnams, das

1) Die Begründung dieser Auffassung kann ich hier nicht ausführlich mittheilen: sie ergibt sich nicht allein aus den Nachrichten, die man über die Religion der Phönizier noch besitzt, sondern auch aus der Vergleichung mit den Anschauungen anderer semitischer Völker. Religionsgeschichtliche Parallelen hierzu findet man überdies bei vielen Völkern von ganz anderer Abstammung.

2) Vergl. E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 421 und 845; A. de Longpérier, *Musée Napoléon III*, Text zu Taf. 17; und besonders F. Hamdy-bey in der *Revue archéologique*, 3^e sér., X., S. 147. In den Gräbern von Amrit findet man zur Conservirung der Leichen das Mittel angewendet, daß der mit Leugstreifen umhüllte Körper vollständig in eine Gipschicht eingebettet worden ist (*Mission de Phénicie*, S. 78). Nach der Weise der Aegypter hat man in Phönizien häufig auf den Augenhöhlen und übrigen Körperöffnungen des Leichnams Goldplättchen angebracht, die einen conservirenden Verschuß bilden sollten. Auch kommen goldene Todtenmasken vor.

3) A. de Longpérier, *Musée Napoléon III*, Text zu Tafel XVII; Perrot und Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 139.

bēt 'ōlām, das „ewige Haus“, wie es gelegentlich genannt wird,¹⁾ anzutasten, galt für eine schwere Verfündigung. Wie sehr man vor dem Zustande sich fürchtete, in welchen die Seele durch diesen Frevel versetzt wurde, lehren die Bertwünschungen, welche in der Aufschrift des Sarkophages Eschmunazars, eines Königs von Sidon, der zur Lagidenzeit gelebt hat, im Voraus gegen jeden etwaigen Ruhestörer gerichtet werden. „Die heiligen Götter“ sollen Rache an ihm nehmen, daß von ihm nichts übrig bleibe „weder Wurzel abwärts noch Frucht oben noch Ehre bei den Lebenden unter der Sonne“, d. h. er soll ausgerottet werden sammt seinem ganzen Geschlecht, mit Ascendenten und Descendenten, oder wie auf der Sarkophag-Inschrift Tabnits, des Vaters Eschmunazars, es ausgedrückt wird, er soll „weder Nachkommenschaft erhalten bei den Lebenden unter der Sonne noch eine Lagerstätte bei den Aephaim, d. i. bei den Schemen, den Manen.“ Welcher Art die Gefahren waren, welche der aus ihrer Ruhestätte aufgeschreckten Seele drohte, darüber giebt es keine bestimmte Auskunft. Jedenfalls herrschte aber wohl die Meinung, daß ihr, wenn sie nicht irgendwo wieder einen Schlupfwinkel finde, in dem sie sich verbergen könne, ein ähnliches Schicksal bevorstehe, wie es sie vor der Bestattung des Leichnams schon einmal bedroht hatte. Bereits an der Todtenbahre, wenn nicht schon in der Sterbestunde, lauerte, wie aus einer in barbarischem Griechisch abgefaßten, nothdürftig in Verse gebrachten Inschrift hervorgeht, welche auf dem Grabdenkmale eines aus Askalon gebürtigen, zu Athen beerdigten Phöniziers Namens Antipatros steht, ein entsetzlicher Dämon, dem die Gestalt des Vernichtung ausübenden Wesens, des Löwen, eigen war, und gelang es nicht rechtzeitig den Anverwandten oder Freunden des Sterbenden, diesen gespenstischen Unhold, den „Grimmlöwen“,²⁾ wie er genannt wird, von dem Kopfe der Bahre, wo er sich zu nahen pflegte, zu verjagen, so bemächtigte er sich der Seele und riß sie in Stücke.³⁾ Hierin

1) Inschrift von Mastā im Corpus Inscr. Semit. I, 1, Nr. 124. In dieser Inschrift ist von einer „Reinigung des ewigen Hauses“ die Rede, augenscheinlich einer Einweihungs-Ceremonie, die der Beisetzung des Leichnams vorausging und den Zweck hatte, alles der Seele Widerwärtige und ihrem Fortleben Schädliche aus diesem Raume zu verbannen. — 2) *ειχθολών*.

3) Vergleiche über diese Inschrift Hermann Useners Abhandlung *De Illadis carmine quodam Phocaico* (Bonn 1875), S. 34—43; Ulrich Koehler im *Corpus Inscriptionum Atticarum*, Nr. 2836; Paul Wolters in den Mittheilungen des deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abtheilung, XIII (Athen 1888), S. 310 bis 316. Ein allerdings wenig Vertrauen erweckender Schriftsteller, Philostratos (in der Lebensbeschreibung des Apollonios von Tyana, V, 4), behauptet, Gades sei der einzige Ort, wo üblich sei, „dem Tode Paiane zu singen“; vielleicht bezieht sich das auf Lieder, die zur Beschwichtigung des die Seelen mit Vernichtung bedrohenden Dämons abgesungen wurden. Auch erwähnt Philon von Byblos, Ruth, d. i. der „Tod“, sei der Name eines phönizischen Gottes, den er als einen Sohn des Kronos, d. h. des El, bezeichnet. Er fügt hinzu, die Phönizier nennen ihn sowohl Thanatos (den Tod) als auch Pluton, d. h. Ruth sei im Phönizischen nicht allein das Wort für „Tod“, sondern zugleich der Name eines im Schattenreiche hausenden Dämons.

giebt sich nicht bloß die Auffassung kund, daß die Seele in der Todesstunde den Leichnam verläßt und von diesem getrennt fortbesteht; es verräth sich in dem Glauben an das Vorhandensein eines derartigen Dämons zugleich, daß den Phöniziern die Anschauung, obdachlose Seelen seien der Gefahr ausgesetzt, von anderen stärkeren Geistern vertilgt zu werden, einmal geläufig gewesen sein muß. Ohne Bedenken darf man daher voraussetzen, daß auf Grund derselben Anschauung sich die Ueberzeugung gebildet haben wird, Gottheiten, die man für Urheber der Tod und Lebensgefahren über die Sterblichen verhängenden Heimsuchungen ansah, wohne als geisterartigen dämonischen Wesen ebenfalls das Verlangen inne, Menschenseelen in ihre Gewalt zu bringen, wo nicht, an deren Vernichtung sich zu laben, und zur Befänstigung zürnender Gottheiten, aber auch zur Verhütung ihres Unwillens diene nichts besser als das Menschenopfer. Auch von diesem Gesichtspunkte aus hat man wohl den Göttern vorzugsweise jugendliche Personen geopfert, Individuen, die noch im Vollbesitze ihrer Seelenkräfte standen.¹⁾

Auch für die Ansicht, das Leben nach dem Tode bilde ein Gegenstück zu dem diesseitigen Leben, fehlt es nicht an Anzeichen. Dem Verstorbenen werden nicht bloß Amulette in die Gruft mitgegeben — dies mögen ja dieselben sein, die er schon bei Lebzeiten an seinem Körper trug — sondern auch mancherlei Geräthschaften, wie Löffel, Dolche, Salbfläschchen, Lampen, Schalen, auch Trinkgefäße, sogenannte Thränenkrüglein aus Glas und kleine Bilder schützender Gottheiten aus Terracotta. So soll auch wohl die Schüssel, welche auf dem im Besitze des Berliner Museums befindlichen Relief, das auf Seite 159 abgebildet ist, die dargestellte Person in der Hand hält, andeuten, daß die Verstorbene fortlebt und Gaben in Empfang nimmt.²⁾ Daß die Fürsorge, die man dem Entschlafenen erwies, noch in historischer Zeit geradezu als eine Art von Cultus aufgefaßt wurde, zeigt ein aus einem Felsblöcke geformter Sarkophag, den F. de Saulcy in der Gegend von Umm el-Awamid entdeckt hat. Auf einer der Schmalseiten desselben ist eigens ein Altar ausgearbeitet, der genau die Gestalt der in Phönizien üblichen Götteraltäre wiedergiebt. Wie Renan versichert, soll eine derartige That in dem Gebiete von Tyros nicht gerade ganz selten vorkommen.³⁾

An eine Verpflichtung der Ueberlebenden, dauernd für das Wohlergehen der Verstorbenen nach Kräften zu sorgen, scheinen freilich die Phönizier von vornherein nur in sehr beschränktem Maße geglaubt zu haben. Es hätte das sonst zu einem ähnlichen Manendienste geführt, wie er beispielsweise bei den

1) Eine Analogie hierzu bieten die Menschenopfer des arabischen Heidenthums; vergl. über diese F. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III, S. 112.

2) Dieses Relief stammt vermuthlich zwar erst aus der Zeit der römischen Kaiser; wenn auch sichtlich sehr spätem Ursprungs, ist es jedoch, wie sowohl das Material als auch die Unbeholfenheit der Darstellung zeigen, sicher einheimische Arbeit.

3) E. Renan, Mission de Phénicie, S. 707; F. de Saulcy, Voyage autour de la mer morte et dans les terres bibliques (Paris 1853), Taf. 5.

Ägyptern geherrscht hat. Wie bei anderen semitischen Volksstämmen hat vielmehr allem Anscheine nach bei den Phöniziern Anfangs nur für die Hauptaufgabe gegolten, bei dem Leichenbegängnisse und während einer bestimmten Trauerzeit die Seele des Verstorbenen einerseits durch möglichst drastische Kundgebungen des Schmerzes mit ihrem harten Schicksale auszuöhnen und sie andererseits mit Hilfe besonderer Mittel, von denen man sich bleibenden Erfolg verheißt, ein für allemal zu einer hinreichenden Fristung ihres Daseins zu befähigen. Wie bei den Israeliten wird beispielsweise auch bei ihnen zu den Gebräuchen der Leichenbestattung ursprünglich gehört haben, daß die Hinterbliebenen an ihrem Körper sich durch Einschnitte verwundeten. Die Absicht, hierdurch sich als Trauernde zu kennzeichnen, sich das Merkmal des erlittenen Verlustes gleichsam aufzutätowiren,¹⁾ ist allerdings schwerlich der einzige und älteste Beweggrund gewesen. Als ein Ausdruck der Trauer kommt zwar dasselbe Verfahren auch im Cultus der „syrischen Göttin“ vor,²⁾ aber die Erzählung von dem Baals-Opfer auf dem Karmel läßt es die Baalspriester lediglich zur Verstärkung der an die zögernde Gottheit gerichteten Beschwörungen anwenden. Würde es im Gottesdienste als Beschwörungsmittel gebraucht sein, wenn es nicht zuerst als Bestattungsgebrauch den Zweck gehabt hätte, das frisch vergossene Blut der Seele des Verstorbenen zur Kräftigung darzubieten, und würden je die Phönizier das Blut der Jagdbeute als eine geeignete Opferspende für Gottheiten betrachten gelernt haben, wenn nicht die Ueberzeugung, daß die abgeschiedenen Seelen die im Blute enthaltene Lebenssubstanz sich anzueignen im Stande seien, einmal geherrscht hätte und wenn nicht im Anschlusse an diese Ueberzeugung die Idee, daß Gottheiten als geisterartigen Wesen an dem Blute der Jagdbeute etwas gelegen sein könne, sich gebildet hätte.

Es ist das ein Problem, welches keineswegs vereinzelt dasteht. Nicht minder vieldeutig ihrem Ursprunge nach ist die gottesdienstliche Verwendung der Haarschur. Lukian bezeugt, daß bei der Trauer um den Tod des Adonis, die alljährlich zu Byblos abgehalten wurde, die Theilnehmer sich den Kopf schoren, um dadurch ihren Kummer an den Tag zu legen. Dienstthuende Haarscheerer werden unter dem Personal des Astarte-Tempels von Niton aufgezählt, und auf karthagischen Motiv-Inschriften nennen sich einige Personen gallabelim, wörtlich „Gottscheerer“, woraus hervorgeht, daß ihr Beruf war, Anderen zu religiösen Zwecken das Haar zu scheeren. Man hat die Vermuthung aufgestellt, daß sie an Leuten, die ein Gelübde abgelegt hatten, nach Erfüllung desselben eine rituelle Haarschur vollzogen. Bis jetzt fehlt es aber für diese Auffassung an einer unmittelbaren Bestätigung. Pfliegten die Phönizier in der That die Erledigung eines Gelübdes durch Abscheeren des Haares oder

1) Es ist das die Auffassung von W. Robertson Smith (Kinship and Marriage in Early Arabia, Cambridge 1885, S. 214—215).

2) Vergleiche oben S. 164, Anm. 1.

eines Theiles desselben zu bezeichnen, so wäre das ebenfalls eine im Anschlusse an Bestattungsgebräuche entstandene Sitte.¹⁾ Das Amt jener gallabelim genannten Personen mag aber auch bloß gewesen sein, Priestern das Haar zu scheeren. Der römische Dichter Silius Italicus erwähnt, daß zu Gades die Priester des phönizischen Herakles geschorenen Hauptes einhergingen.

Welches Aussehen die ältesten Grabstätten hatten, darüber vermögen die zahlreichen Gräber, die im eigentlichen Phönizien und in anderen ehemals von Phöniziern bewohnten Gebieten entdeckt worden sind, nicht mehr Auskunft zu geben. In Phönizien dienten als Gruft theils Grotten, die am Fuße der Felswände oder an Felsabhängen sich aufthun und künstliche Erweiterungen vorhandener Höhlen oder von Menschenhand eigens zu Bestattungszwecken ausgebrochen waren, theils unterirdische im Gestein des Erdbodens ausgearbeitete Räume und Gemächer, zu denen mitunter senkrechte Schächte, mitunter abschüssige schräge Stollen, mitunter auch Treppen hinabführen. Den Eingängen der Grottengräber hat man häufig die Gestalt eines Portals verliehen; die mehr in der Ebene gelegenen unterirdischen Grabstätten waren ehemals wohl alle mehr oder minder durch Aufbauten gekennzeichnet, von denen aber nur noch sehr wenige sich erhalten haben. Auch hat es in der Ebene Grabanlagen gegeben, die lediglich über dem Erdboden aus behauenen Stein hausartig aufgebaut waren.²⁾ Beachtenswerth ist, daß die Grottengräber und unterirdischen

1) In der Sitte, dem Leichnam des Verstorbenen etwas von dem Haare der Anverwandten oder Freunde mitzugeben, vereinigt sich der Wunsch, dem Entschlafenen den Schmerz über sein Abscheiden zu beweisen, mit dem Glauben, daß der Haarabstanz eine eigene Lebenskraft innewohne. Das Abschneiden der Haarlocken, welche dem Todten dargebracht werden, bildet naturgemäß den Schluß der Bestattungszeremonien. Wer dem Todten gegenüber noch eine Verpflichtung hatte, mußte diese Ceremonie bis zur Einlösung derselben aufschieben. Aus diesem Grunde schoren z. B. bei den heidnischen Arabern Personen, denen oblag, die Ermordung eines Angehörigen an dem Mörder zu rächen, ihr Haar nicht, bis sie Rache genommen hatten (F. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III, S. 161; 166—167). So läßt auch die Ilias (XXIII, V. 140—151) Achilleus die Leichenseier für Patroklos erst veranstalten, nachdem er den Tod seines Freundes gerächt hat; und erst bei dieser Feier schneidet er seine Locken ab und weicht sie dem Entschlafenen. Nur weil diejenigen Personen, welche nach dem Ableben eines Angehörigen die Haarschur unterließen, dadurch kundgaben, daß sie der Seele eines Verstorbenen gegenüber eine religiöse Verpflichtung hatten, ist das Unterlassen der Haarschur in ganz allgemeinem Sinne zum äußeren Merkmale der persönlichen Verpflichtung zur Ausführung eines Gelübdes oder religiösen Vorleses geworden. Als solches gilt es bei den Arabern und deswegen auch bei den Befennern des Islam überhaupt noch heutzutage.

2) Zu Amrit steht noch ein Bauwerk dieser Gattung. Es führt den Namen Dordj el-Bezzaf, der „Schneckenurm“. Es ist ein aus gut bearbeiteten Blöcken aufgeführtes würfelförmiges Gemäuer, in dessen Innerem zwei Gemächer über einander angebracht sind. Auf der Hinterwand dieser Gemächer und auf ihren Längsseiten sind schmale Nischen ausgepart, in welche die Leichen hineingeschoben worden sind. Nach der Beisetzung der Leichen wurden die beiden schmalen Einlässe, welche von der Außenseite in die Grabgemächer hineinführten, verschlossen. Das Bauwerk, welches



Portj el-Beqaf. „Snacenkenturn“.

Grabdenkmal bei Amrit.

Mit Ergänzung der bekrönenden Pyramide nach Thobois.

Grüfte meist für mehrere Leichen eingerichtet sind. Zu ihrer Aufnahme dienen meist viereckige längliche Nischen, die auf den Seitenwänden der Gemächer ausgebrochen waren; mitunter sind sie lochenartig über einander angebracht.

gegenwärtig elf Meter hoch ist, scheint eine Bekrönung besessen zu haben, welche die Form einer vierseitigen Pyramide hatte. In der Veranlagung des Ganzen spricht sich, wie Perrot treffend hervorhebt, deutlich aus, daß diese Art von Gräbern eine unterirdische Gruft ersetzen soll. Aus vorgriechischer Zeit rührt dieses Denkmal sicherlich her.

Es überwiegt also die Familiengruft. Die Zusammengehörigkeit, die unter den Lebenden bestanden hat, vereinigt sie auch noch im Tode.

Zu Sidon lagen die Leichen, selbst wenn sie in Sarkophagen beigelegt waren, augenscheinlich einem sehr alterthümlichen Brauche zu Folge, meist auf einem Brette, der Länge nach mit Zeugstreifen und Bändern festgeschnürt, welche durch Löcher oder durch Ringe, die am Rande des Brettes angebracht sind, gezogen wurden. Da die Bretter dem Vermodern ausgesetzt waren, findet man in vielen Gräften außer den Ueberresten von Gebeinen nur noch jene Ringe und die Niete, mit denen diese auf dem Brette angenagelt waren.¹⁾ Das ursprüngliche Verfahren war also wohl, daß man die Leiche in ausgestreckter Lage einwickelte und so auf einem Brette anband, auf welchem sie zur Grabstätte hinausgeschafft wurde.²⁾ So wurde sie Anfangs entweder in der als Erdbegräbniß dienenden Höhle untergebracht, oder, wo es an Höhlen fehlte, im Erdboden zur Seite der früher verstorbenen Familien- und Stammesgenossen verscharrt. Erdbügel hat man über dem Grabe schwerlich aufgeworfen, dagegen wird man, wie es noch gegenwärtig bei einzelnen Beduinenstämmen üblich ist, um Hyänen und andere dem Leichname nachstellende Thiere der Wildniß zu hindern, das Grab aufzuwühlen, Steine darauf angehäuft haben. Um das einzelne Grab zu kennzeichnen, hat man allem Anscheine nach frühzeitig sich gewöhnt, einem aufrecht stehenden Stein darauf anzubringen.³⁾ Als Marke haben außer Steinen wahrscheinlich zuerst auch Pfähle gedient. Grabsteine kommen in den Nekropolen von Sidon ziemlich häufig vor, auch auf Cypern an den dortigen phönizischen Begräbnißstätten und im punischen Nordafrika. Die gangbarste Form derselben ist die eines flach abgeschnittenen Säulenstumpfes.⁴⁾

Wo Höhlen nicht vorhanden waren, scheint man zu Bestattungszwecken Anfangs besonders Vertlichkeiten benutzt zu haben, die von Natur ein Wahrzeichen besaßen: die Umgebung eines einsam aufragenden Charakteristisch geformten Felsblockes, eines vereinzelt dastehenden Baumes oder Strauches oder einer Gruppe von Bäumen. Denn diese Gewohnheit wird es hauptsächlich gewesen sein, die im Bunde mit der Ueberzeugung, daß die vom Körper getrennte Seele auf der Oberwelt in der Nähe des Grabes sich ein Obdach suche und nicht bloß in dem am Grabe stehenden Stein oder Pfahle, sondern auch in benachbarten Felsen und Bäumen Unterkunft finde, den Glauben her-

1) Vergl. Mission de Phénicie, S. 866—867; Revue archéologique, 3^e série, X, S. 147.

2) In Jemen verfährt man noch gegenwärtig in ähnlicher Weise; vergl. Renzo Manzoni, El Yemen, tre anni nell' Arabia felice, Rom 1884, S. 213.

3) Weil seit Alters her ein aufrecht stehender Stein den Zubehör des Grabes bildete, hat man schließlich einen Cippus gelegentlich auch an der Außenseite des Sarkophags ausgemeißelt. Vergl. S. 194 und Ledrain, Notice, S. 92, Nr. 193.

4) Einen viereckig gestalteten Cippus, dessen oberes Ende mit einem Conus abschließt, hat Menan zu Saïda entbedt (Mission de Phénicie, Taf. 43, Fig. 1).

vorgerufen hat, daß es Steine, Pfähle, Felsblöcke und Bäume gebe, in denen Geister, ja selbst Götter ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Spuren von jener ursprünglich gewiß bei allen semitischen Völkern und nicht allein bei diesen herrschenden Ueberzeugung haben sich bis auf den heutigen Tag bei manchen Beduinenstämmen erhalten. Ihnen gilt noch für verboten und Schaden bringend, die Früchte der an einem Grabe oder in der Nähe ehemaliger Begräbnißstätten wachsenden Bäume oder Sträucher anzurühren oder die Zweige derselben abzubrechen. Sogar kommt bei ihnen noch vor, daß an solchen Stellen Kranke, die Genesung suchen, ein Schaf oder eine Ziege schlachten, das Blut des geschlachteten Thieres auf den Erdboden sprengen, das Fleisch kochen, ein Stück davon an einem Zweige des Baumes oder Strauches befestigen, wo man es hängen läßt, das übrige Fleisch gemeinsam mit ihren Genossen verzehren und dann unter dem Baume oder Strauche sich schlafen legen in der Hoffnung, im Schummer werde ein Geist sich herabsenken und dem Kranken kundgeben, auf welche Art er seine Gesundheit wieder zu erlangen vermöge.¹⁾ Auf ähnliche Art mögen die Vorfahren der Phönizier Anfangs an Begräbnißstätten den Beistand der dort hausenden Geister sich auszuwirken versucht haben,²⁾ und Begräbnißstätten werden die ersten Vertlichkeiten gewesen sein, die ihnen aus diesem Grunde im Lichte einer besonderen Weihe erschienen sind. In dem mehr oder minder ausgebreiteten Gebiete, auf welchem der einzelne Nomadenstamm mit seinen Heerden jahraus jahrein seinen Aufenthalt wechselt, sind die Orte, an welchen er seine Todten begräbt, der einzige feste Punkt, der einzige Raum, der vermöge des Zweckes, dem er dient, von einer profanen Umgebung sich absondert. Bei der Leichtigkeit, mit welcher in der Vertheilung der Verbreitungsgebiete nomadisch lebender Stämme durchgreifende Veränderungen eintreten, wird frühzeitig die Umwandlung ehemaliger Begräbnißstätten in regelrechte Cultusstätten sich vollzogen haben. Das Herkommen, dort Geistern sich dienstbar zu erweisen, der Glaube an die Anwesenheit von Geistern blieb bestehen, auch nachdem längst die betreffenden Vertlichkeiten nicht mehr zu Begräbnißzwecken benutzt wurden und auch wenn sie in den Besitz ganz anderer Stämme geriethen. An die Stelle der Geister jedoch hat frühzeitig die Ueberzeugung von der Macht der Stammesgottheiten bestimmte Gottheiten gesetzt. Diesen wurden die geweihten Stätten mit allem ihrem Zuhör zugeeignet. Schon lange vor der Uebersiedelung in feste Wohnsitze werden die Phönizier hiermit begonnen haben. Fortentwickelt und ausgebildet hat sich daher bei ihnen nicht der Geistercultus, sondern die Grundanschauung, daß in bestimmten Bäumen und seltsam geformten Steinen unsichtbare Wesen ihre Macht kundzugeben vermögen, und andererseits

1) Die herabsteigenden Geister nennt man zwar gegenwärtig *melaika*, d. i. Engel, betrachtet sie trotzdem aber nicht als himmlische Wesen, sondern als die Geister von Personen, die in der Vorzeit an jener Stelle beerdigt wurden; vergl. Charles W. Doughty, *Travels in Arabia Deserta* (Cambridge 1888), I, S. 448—450.

2) Zuerst wohl in der Ansicht, daß es die Geister der eigenen Ahnen seien.

ist Vieles, was ursprünglich lediglich die Begräbnisstätte als solche charakterisirt hat, als etwas zur Ausstattung der Cultusstätte an sich Gehöriges und Erforderliches betrachtet worden.

Diesen Voraussetzungen entspricht zunächst die Veranlagung der phönizischen Cultusstätten. Sieht man von den Tempelbauten ab, welche die Phönizier ausländischen Mustern nachgebildet haben, und berücksichtigt nur Entwürfe von specifisch phönizischem Gepräge, so darf man als typisch eine Veranlagung betrachten, welche die Hauptcultusstätte der Stadt Byblos noch zur Zeit des römischen Kaisers Macrinus bewahrt hatte. Den Hauptbestandtheil bildete, wie Münzen, welche in dieser Zeit geprägt worden sind, veranschaulichen, nicht ein Gotteshaus, sondern ein von der profanen Umgebung nach außen abgezonderter unter freiem Himmel gelegener viereckiger Hofraum (A). Die Vorderseite der Umfassungsmauer ist zu einer Façade umgestaltet; vor ihr liegt eine Säulenhalle. Säulenhallen laufen auch an den Innenseiten der Umfassungsmauer entlang; der Hofraum erhält dadurch Aehnlichkeit mit dem



Tempel von Byblos auf einer Münze aus der Zeit des Kaisers Macrinus. Originalgröße. Berlin, Königl. Münz-Cabinet.

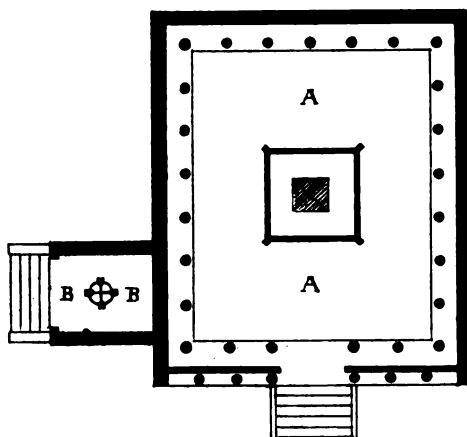
Hofe einer Moschee. In der Mitte des Platzes (A) ragt auf einem viereckigen Piedestal, umgeben von einer gitterartigen Einfassung, deren vier Ecken am oberen Ende ähnlich den „Hörnern“ eines Altars nach außen vorgebogen sind, eine hohe Spitzsäule empor. Seitwärts an den Hofraum (A) ist ein überdecktes Tempelchen (B) angebaut, das geschlossene Wände und eine offene Front hat, zu der wie zu dem Eingange des Hofraums eine Treppe hinanführt. Es ist, wie der Altar, der hier zu sehen ist, andeuten soll, der Opferraum. Der Hofraum dagegen mit seinen Colonnaden hat aller Wahrscheinlichkeit nach Weichgeschenke beherbergt. Er umschließt das Wahrzeichen der Anwesenheit der hier verehrten Gottheit als der

eigentlich dieser Gottheit gewidmete Bezirk. Er ist nicht, wie es die Hofanlagen und Säulenhallen der altägyptischen Tempel sind, Vorraum eines Gotteshauses, sondern stellt selber das Hauptheiligthum vor. Der Opferraum ist nur Anhängsel.

Zu Amrit sind noch Ueberbleibsel zweier phönizischer Heiligthümer vorhanden. Das eine, gegenwärtig Raabed, d. i. der Tempel, genannt, war ein quadratisch abgemessener geebener Platz, dessen Mittelpunkt ein kleines aus vier Steinblöcken zusammengesetztes Tabernakel einnahm, ein in Stein gearbeiteter auf drei Seiten geschlossener Schrein, dessen flache Dede auf der offenen Frontseite des Bauwerks in ägyptischem Geschmack mit einer Reihe von Uräuschlängen decorirt war. Innerhalb dieser Cella, deren Deffnung verschließbar war, hatte man vermuthlich einen Fetischstein untergebracht, statt ihn unter freiem Himmel aufzustellen. Nicht unzutreffend hat man den Entwurf dieses Heiligthums mit der Raaba Metkas verglichen. Das

andere Heiligthum liegt unweit des Raabed. Es war ähnlich veranlagt, besaß aber zwei in Stein ausgemeißelte Fetischschreine, deren Fronten einander zugekehrt waren. Sie sahen ebenso aus wie die eine *Medicula* des Raabed. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß sie im Alterthume von einem künstlichen See umgeben waren, ¹⁾ zu dessen Herstellung die Quelle, nach welcher die Vertlichkeit heutzutage *Ain el-Haijat*, d. i. „Schlangenquell“ heißt, das Wasser gab. ²⁾

Das Aussehen des Tempels von Askalon veranschaulicht die Münze, von der auf Seite 87 bereits eine Abbildung gegeben ist. Die vier Portale, die auf dieser Darstellung eins in das andere eingezeichnet sind, stellen wohl



Grundriß des Tempels von Byblos, entworfen nach der Abbildung des Tempels.

A Das eigentliche Heiligthum, weiter von Säulengängen und Mauern eingefasster Raum unter freiem Himmel, in der Mitte der Obelisk umgeben von altarähnlicher Umfriedigung.

B angebauter überdeckter Raum für Opfer.

die aus Holz aufgezimmerten Pforten von vier Gehegen vor, die einander umschlossen. Die Backen, die auf der Oberkante dreier dieser Portale sich ab-

1) In unmittelbarer Nähe des Tempels von Hierapolis in Syrien gab es einen heiligen See in dessen Mitte, wie in dem Buche „über die syrische Göttin“ beschrieben wird, ein steinerner Altar aufragte, der ausfah, als ob er auf dem Wasser schwimme. Auf einen ähnlichen Eindruck war, wie es scheint, auch die Fundamentirung der beiden Steinschreine von *Ain el-Haijat* berechnet.

2) Vergl. E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 61—70; Taf. 8—10; Perrot und Chipiez, *Histoire de l'art dans l'antiquité*, III, S. 103 und 242—247. — Es ist nicht ausgeschlossen, daß in historischer Zeit auch einzelne Grotten in Phönizien zu Kultuszwecken dienten; doch läßt sich nicht feststellen, ob die *cavernes à prostitution*, die Renan gefunden zu haben glaubt, wirklich als solche gebient haben.

haben, darf man vielleicht als eine mißlungene Wiedergabe von Uräusschlangen betrachten.¹⁾

Während der Tempel von Byblos eine Anhöhe einnahm, liegen die Heiligthümer Cyperns, welchen man phönizischen Ursprung zuschreiben darf, fast durchweg in der Niederung. In der Nähe findet man meist Grabstätten. Ausgrabungen, die Max Dhnefalsch-Richter zu Boni bei Chytroi, zu Dali (Zbalion) und zu Franschiffa (Tamassos) angestellt hat, ergeben, daß in der Anordnung der Grundbestandtheile der dortigen Heiligthümer das Princip wahrzunehmen ist, daß an einen Hofraum, in dem Weihgeschenke vorgefunden werden, und dessen Umrisse ein nicht immer regelmäßiges Viereck darstellen, ein zweiter minder ausgedehnter Abschnitt, der Altar- oder Opferraum, sich anschließt, der ebenfalls nicht überdeckt gewesen zu sein scheint, und daß an beide Abschnitte eine überdachte Vaulichkeit angrenzt, deren ehemalige Bestimmung kein äußeres Anzeichen mehr verräth. Zu Athieno hat der Grundriß des Raumes, in dem Weihgeschenke untergebracht waren, die Gestalt eines Rechtecks; im Innern desselben gab es Säulenhallen. Sehr wenig übersichtlich ist der Grundriß des Heiligthums von Paphos. Trotz der mangelhaften Erhaltung der einzelnen Theile und der Entstellung der ursprünglichen Veranlagung durch wiederholte Umbauten, Erweiterungen und nachträgliche Zuthaten läßt sich jedoch erkennen, daß für den Entwurf des Ganzen das Motiv maßgebend gewesen ist, die Umschließung eines viereckigen Platzes herzustellen. Zu den Wundern, in denen die Göttin von Paphos sich erging, gehörte, wie Plinius erzählt, daß in ihrem Heiligthume kein Regentropfen auf den Altar niederfiel. Ohne Zweifel hat also hier der Altar unter freiem Himmel gestanden. Auf der Nordseite und auf der Südseite lassen Colonnaden und Säulenhallen sich nachweisen. Die letzteren waren zum Theil von Gemächern umgeben. Auf der Ostseite, auf der sich der Haupteingang befand, liegen große Vorbauten, zwischen denen der Eingang hindurchführt. Sie sind zum Theil aus gewaltigen Blöcken aufgeführt. Sie gaben nicht allein eine Fassade ab, sondern waren auch theils parallel der Front, theils in der Richtung des Einganges in Gemächer abgetheilt, über deren Zweck nichts bekannt ist. Mit dem Grundrisse dieser Vorbauten ist die Abbildung der Front des Tempels von Paphos, die auf einigen Münzen vorkommt, schwer in Einklang zu bringen.²⁾

1) Für Ueberreste eines phönizischen Tempels pflegt man auch die Säulen anzusehen, die zu Chirbet el-Bilat im Gebiete von Tyros erhalten sind. Der Grundriß jedoch, der im Survey of Western Palestine, Memoirs, I, S. 171 veröffentlicht ist, macht nicht diesen Eindruck. Auch läßt sich nicht mehr ermitteln, ob, wie Georges Colonna-Teccaldi, *Monuments antiques de Chypre, de Syrie et d'Égypte* (Paris 1882), S. 36 annimmt, die in der unmittelbaren Nähe von Djuni bei dem Orte Sarba noch vorhandenen Mauerwerke, die E. Renaud (Mission de Phénicie, S. 328—331) und Colonna-Teccaldi (vergl. *Revue archéologique*, N. S., XXXV. u. S. 224—251 der *Monuments antiques*) beschrieben haben, einer Tempelanlage angehört haben.

2) Vergl. besonders den von H. Esfey Smith 1888 aufgenommenen Plan des Tempels von Paphos im *Journal of Hellenic Studies*, IX, S. 193.

Auf den Inseln Malta und Gozzo giebt es Trümmer von Baulichkeiten, die augenscheinlich Heiligthümer gewesen sind, und als deren Urheber man wohl mit Recht Phönizier annimmt. Gozzo hat ein größeres und ein kleineres Heiligthum aufzuweisen. Beide liegen dicht neben einander und stimmen in ihrem Grundrisse sowie in der Bauart fast vollständig überein. Hohe aus regellos geformten Steinblöcken aufgeschichtete Wände umschließen als Rahmen Räume, die unter freiem Himmel liegen, einen Vorderraum und einen Hinterraum. Der Vorderraum hat die Gestalt einer Ellipse. Ihn durchschneidet von dem schmalen Eingange aus ein Weg, der ihn in zwei Abschnitte zerlegt, die zur Rechten und zur Linken des Einganges in Gestalt einer Treppe sich aufstufen. Dem Eingange des Vorderraumes gegenüber setzt dieser Weg in Gestalt eines schmalen Ganges sich fort und mündet in den Hinterraum, der ebenfalls nach rechts und links zu einer Treppe sich erweitert, zugleich aber auch in der Richtung der Längsaxe des Ganzen, also nach der Tiefe zu, nach Art einer Treppe im Halbkreise abgeschlossen ist, so daß er im Grundrisse einer Vierung mit drei daran anstoßenden Apfiden gleicht. Ueberdeckt scheinen nur der Haupteingang und der Verbindungsgang gewesen zu sein, deren aus mächtigen aufrecht stehenden Monolithen bestehende Seitenwände den Namen Torre tal Gigant und Giganteja, den die Ruinenstätte im Volksmunde führt, rechtfertigen. Im Hintergrunde der Treppe, welche die rechte Hälfte des Vorderraums des größeren Heiligthums einnimmt, war in einem Gehäuse, das aus zwei aufrecht stehenden Steinpfosten und einem darüber gelegten steinernen Deckbalken bestand, ein Fetischstein aufgestellt, ein Anzeichen, daß dieser Raum das Hauptheiligthum war. Der Stein hat sich noch vorgefunden; er ist ungefähr einen Meter hoch und hat die Gestalt eines Zuckerkübes. In dem Fußboden der rechten Seitenapfide des Hinterraumes ist in demselben Bauwerke dagegen eine kreisrunde Vertiefung zu sehen, die augenscheinlich einen Wasserbehälter vorstellt und darauf schließen läßt, daß hier geopfert worden ist.¹⁾ Die Tempelruine Malta's, die in der Nähe des Dorfes Casal Trenchi liegt und Hagiar Kim genannt wird, hat in ihrem Entwurfe mit den Bauten der Giganteja manche Ähnlichkeit. Sie zerfällt ebenfalls in Räume von elliptischem Grundrisse, deren Umrahmung aus Steinblöcken aufgebaut ist. Doch sind hier sechs mit einander zusammenhängende Räume durch Ummauerung ihrer Außenwände zu einem Ganzen abgerundet.²⁾

1) Vergl. Alb. la Marmora in den *Nouvelles Annales publiées par la section française de l'Institut archéologique*, I, Paris 1836, S. 1—33 (Grundriß, Aufriß und Details in den dazu gehörigen *Monuments inédits*, Taf. 1 u. 2); Perrot und Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 297—300; eine Beschreibung gab auch George Percy Badger, *Description of Malta and Gozzo*, Malta 1838, S. 309 bis 317.

2) Eine ausführliche Schilderung geben Perrot und Chipiez (a. a. O., S. 300—305) hauptsächlich nach A. A. Caruana, *Report on the Phœnician and Roman Antiquities in the Group of the Islands of Malta* (Malta 1881 und 1882).

Der Grundgedanke, daß die Gottheit an einem Plage unter freiem Himmel, der ihr Eigenthum ist, verehrt wird,¹⁾ sprach am deutlichsten auf dem Berge Karmel sich aus, wo, wie Tacitus verwundert berichtet, weder ein Götterbild war noch ein Tempelbau, sondern „nur ein Altar und heilige Scheu“. An Götterbildern hat es zwar den Phöniziern nicht gefehlt, doch haben sie an die bildliche Darstellung von Gottheiten sich erst gewagt, als die Bekanntschaft mit fremdländischen Mustern sie dazu anregte. Die ursprüngliche Gemohnheit, Steine, Pfähle und Bäume als Asyle der unsichtbaren Wesen zu betrachten, denen man diente, hat sich daher im Cultus behauptet. Astartefiguren z. B. sind zwar in Menge verfertigt worden und ihr Gepräge kennzeichnet sie hinreichend als das, was sie vorstellen sollen; meist sind es unbelledete weibliche Gestalten von gemeiner Natürlichkeit, welche die Göttin vorführen, wie sie, als Ernährerin aufgefaßt, beide Hände gegen die Brüste preßt, um Milch zu spenden,²⁾ oder wie sie, die Kraft der Fruchtbarkeit veranschaulichend, eine Hand auf dem Schooße ruhen läßt und die andere zur Brust schmiegt. Aber im Tempel zu Paphos stand als eigentliches Ebenbild der Göttin nicht eine Statue, sondern ein Steinpfeiler, der, an der Basis kreisrund, wie Tacitus sagt, „nach Art einer Meta“ sich verjüngte. Wie ein anderer Berichterstatter, Maximus von Tyros, angiebt, war es eine Spitzsäule, weiß von Farbe und aus einem Material, das sonst nicht vorkam. Ein ähnliches Gebilde hat man in dem viereckig ummauerten Raume des Heiligtums von Athieno entdeckt, einen sorgfältig bearbeiteten Stein, im gegenwärtigen Zustande 65 Centimeter hoch, dessen kreisrunde Basis, um ihn stabiler zu machen, auf der Grundfläche wie der Boden einer Flasche ausgehöhlt



Goldschmuck aus der phönizischen Nekropole von Tyros auf Sardinien.

Weibliche Göttin als Lebensspenderin. Die Haartracht nach ägyptischem Muster, ebenso die Götterkrone (vergl. S. 275, Anm. 6.)

Aus Giovanni Spanos Sammlung.

ist, und der von dieser Basis aus, ringsum abgerundet, mit einer Einziehung sich verjüngt; die Spitze ist abgebrochen, hat aber wohl mit einer runden Kuppe geendigt.³⁾ Ferner ist bezeugt, daß der Tempel des phönizischen Herakles zu Gades in seinem Innern kein Götterbild barg, und in dem Herakles-Tempel zu Tyros erschienen Herodot besonders bemerkenswerth

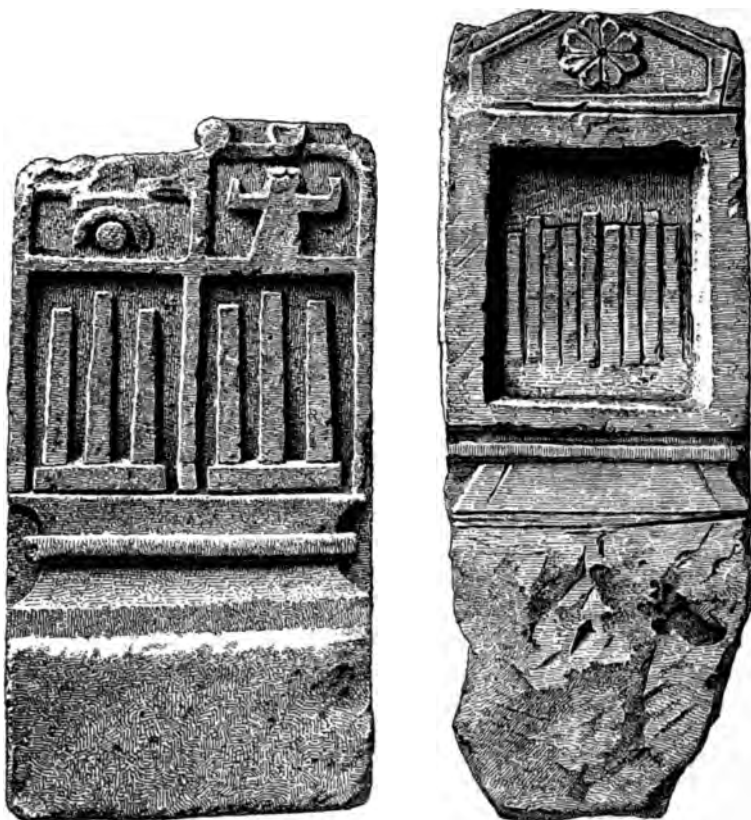
1) Der geweihte Bezirk der phönizischen Kultusstätten bedeutet also genau dasselbe wie das himā des nordarabischen und das mahmā des südarabischen Heidenthums. Noch zu Muhammeds Zeit kam es bei den heidnischen Arabern vor, daß in der Umgebung des Grabes eines Verstorbenen ein himā in Gestalt eines viereckigen Raumes abgesteckt wurde (vergl. J. Goldziher, Muhammedanische Studien, I, Halle 1889, S. 235).

2) Vergl. die Astarte-Figur, welche in F. Justis Geschichte des alten Perien auf S. 94 abgebildet ist.

3) Vergl. G. Colonna-Cercalbi, Monuments antiques de Chypre, S. 44.

„zwei Stelen, die eine aus lauterem Golde, die andere aus Smaragdstein, der bei Nacht mächtig leuchtete.“

Gleich den soeben erwähnten kyprischen Aphrodite-Steinen und der Spitzsäule des Heiligthums von Byblos waren diese mit einem Ueberzuge aus Gold und aus einem smaragdfarbigen Smalte, dessen selbständige Leuchtkraft



Votivsteine von Hadrumetum.

Herodot schwerlich untersucht hat, bekleideten Stelen künstlich hergestellte Surrogate, ein Ersatz für die schlichten unbehauenen Steinpfeiler und Felsblöcke, die Anfangs zu den Wahrzeichen der Cultusstätten und deswegen zur traditionellen Ausstattung derselben gehörten.¹⁾ Daß gerade das Mellkart-Heiligthum nicht bloß mit einer, sondern mit zwei derartigen Stelen versehen war, beruht wohl nur auf zufälligen Ursachen, die aber mancherlei Nach-

1) Ebenso der Conus der Giganteja; vergl. S. 203.

wirkungen gehabt haben. Als die Inselstadt gegründet wurde, wird es das einzige Heiligthum des ganzen Gemeinwesens gewesen sein und mindestens ebensoviele Steinfetische beherbergt haben, als dort Gottheiten angebetet wurden, darunter aber zwei von säulen- oder Pfeilerartiger Gestalt. Einzelne phönizische Heiligthümer haben augenscheinlich eine viel größere Anzahl heiliger Steinmonumente besessen, die zum Theil recht schmucklos gewesen sind. Eine aus dem ehemaligen Hadrumetum herrührende Motivstele zeigt zwei von einander gesonderte Gruppen von Steinpfeilern, welche aus je drei vierkantigen nach oben sich etwas verzüngenden Steinblöcken bestehen, die auf einer und derselben Basis errichtet sind. In beiden Gruppen überragt die Spitze des mittleren Pfeilers etwas die ihm zur Seite sich anschließenden. Auf einer anderen Stele, die ebenfalls dorthier stammt, erblickt man drei ebenso angeordnete Pfeilergruppen, doch stehen sie aneinandergereiht auf einer gemeinsamen Basis. Die Gruppierung hat offenbar eine theologische Spitzfindigkeit auszudrücken; sie erinnert an die triadenweise Aufzählung der Gottheiten in dem Eidschwure Hannibals. In einem besonderen Felde ist auf beiden Motivstelen eigens die künstliche Erhöhung abgebildet, auf der in Wirklichkeit die Pfeilergruppen emporragten.¹⁾

Außer den an geweihter Stätte prangenden Steinkegeln und Steinpfeilern besaßen manche, wenn nicht alle phönizischen Heiligthümer auch einen Vorrath von wunderthätigen Steinen, die wie Kleinodien gehütet und aufbewahrt und hauptsächlich zu Orakelzwecken benützt wurden. Die Eigenschaften, welche man ihnen beilegte, leitete man von einer Art Besesseltsein ab. Sie führten deshalb den Namen *bêtêl* oder *bêtÿl*, „Gottesbehäusung“ oder wie Philon von Byblos dieses Wort, aus welchem die Griechen *baitylos*, *baitylion* und die Römer *baetulus* gemacht haben, frei übersezt „besesselter Stein“. ²⁾ Ursprünglich bezeichnete diese uralte Benennung, wie aus der Erzählung von Jakobs Traume und dem Steine zu Bet-el hervorgeht, Steine, in deren Nähe und Umgebung irgend eine Gottheit sich kundgab, als Herbergen einer

1) Auf einer bei Marfala an der Stätte des ehemaligen Sitybaion entdeckten Motivstele ist über der Weihinschrift, die an Baal Hammon gerichtet ist, ein phönizischer Mann zu sehen, der in anbetender Haltung vor einem Weihrauchaltar steht. Neben dem Altar sind ein heiliger Conus und eine Aschera dargestellt, oberhalb dieser Reihe von Darstellungen aber drei auf einem Unterbaue aufrecht dastehende, am oberen Ende abgestumpfte, sich etwas zuspizende Pfeiler (vergl. *Corpus Inscr. Semit.*, I, 1, Nr. 138; Philippe Berger in der *Revue archéologique*, 3^e sér., III, S. 209–214 und in der *Gazette archéologique*, IX, S. 83). Drei Steinpfeiler sind hier also das Wahrzeichen einer Gottheit, des Baal Hammon. So bilden auch, wie ein Denkmal mit nabatäischer Inschrift, das C. W. Doughty (*Travels in Arabia Deserta*, I, S. 121 u. 187) bekannt gemacht hat, lehrt, zu Medain Salih im Nordwesten Arabiens drei aufrechte Steinpfeiler die Moschee, die *Mosgeda des Gottes Aera* von Ostira.

2) Ueber die *Betyle* handelt am ausführlichsten François Denormant in der *Revue de l'histoire des religions*, III, 31–53. — Wahrscheinlich ist *bêtÿl* auch der Name der monumentaleren heiligen Steine gewesen, denen ja ebenfalls, wie aus Herodots Angaben hervorgeht, wunderbare Fähigkeiten angebichtet wurden.

göttlichen Kraft. Der Gedanke jedoch, daß in einem Steine ein unsichtbares Wesen Platz nehmen könne, muß den Vorstellungen vom Leben der Seele nach dem Tode seine Entstehung verdanken. Die Gewohnheit, auffällig aussehende Steine mit Del zu salben, die in der Umgegend von Sidon bis in die Neuzeit sich erhalten hat,¹⁾ erklärt sich von demselben Gesichtspunkte aus. Die ersten Steine, die gesalbt wurden, sind die Grabsteine gewesen. Welchen Nutzen es nach der Meinung der Phönizier den Verstorbenen gewährte, wenn der Verstorbene mit Salböl versorgt wurde, das veranschaulichen nicht bloß die Delfläschchen, welche den Todten ins Grab mitgegeben wurden, ein Salbfläschchen hält selbst die menschliche Figur in der Hand, welche als Abbild des Verstorbenen auf dem Deckel einzelner aus gebranntem Thon bestehender Sarkophage, die besonders bei Tortosa gefunden werden, und auf einem zu Selinunt gefundenen phönizischen Steinsarge dargestellt ist.

Vielen ihrer Gottheiten haben ferner die Phönizier aus Anlaß eines Gelübdes Steine eigens als Weihgeschenke dargebracht. Die Errichtung von Steinsäulen oder Steinpfeilern, die Aufstellung von Steinplatten wurde bestimmten Gottheiten als Gegenleistung für erbetene Hülfe versprochen. Die Widmung eines Steines gilt im Dienste mancher Gottheiten geradezu als Äquivalent für Erfüllung eines Wunsches. Offenbar hat einmal die Ueberzeugung geherrscht, der Stein, welchen man der Gottheit als Geschenk hinstellte, gewähre dieser ebenso hohen Nutzen wie dem Menschen der Beistand der Gottheit, eine Ueberzeugung, deren Entstehung wiederum auf einem Herkommen beruhen muß, das aus dem Glauben an eine Einwirkung auf das Schicksal der Lebenden, die nicht auf Gottheiten, sondern auf Geister zurückgeführt wurde, entsprungen ist. Denn die Entstehung der Ueberzeugung, daß irgend einer Gottheit an dem Besitze eines Steines etwas gelegen sei, setzt nicht bloß eine noch sehr dürftige Vorstellung von der Beschaffenheit der Gottheiten voraus. Es muß auch, bevor sie aufkam, üblich gewesen sein, allerlei Dämonen und Geister, besonders aber die Seelen verstorbener Menschen als Urheber erwünschter Schicksalswendungen zu betrachten und dem vermeintlich einer Unterkunft bedürftigen unbekanntem Wohltäter durch Gewährung eines Obdaches von derselben Art, die zur Behausung für Seelen auf den Grabstätten diente, also durch Aufstellen eines Steines sich dankbar zu erweisen. Die ursprüngliche und eigentliche Bedeutung der Totivsteine würde demnach die von Steinfetischen gewesen sein.

Nicht in dem Kultus aller phönizischen Gottheiten hat sich eine Nachwirkung dieses, wie man annehmen muß, ältesten, Anfangs zu dem Götterglauben in keiner Beziehung stehenden Herkommens erhalten. Frühzeitig hat

1) Zum Salben hat man sich hier schließlich seltsamer Weise den römischen Meilenstein ausgesucht, dessen Stelle auf dem Plane der Umgebung von Saïda (S. 55) auf der Ostseite der heutigen Stadt (zwischen dieser und der Mühle von el-Merah) angegeben ist. In der Umgegend befinden sich ehemalige Grabstätten. (Vergl. E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 400).

augenscheinlich sich eine Tradition herausgebildet, welche das Darbringen von Votivsteinen auf die Verehrung einzelner Gottheiten beschränkt hat. Die gewohnheitsmäßige Verwendung im Göttercultus hat ferner viel von der ursprünglichen Bedeutung in Vergessenheit gebracht. Immer haben jedoch die Votivsteine nur zur Einlösung eines Gelübdes gedient, das in Privatangelegenheiten abgelegt worden war.¹⁾ Während ursprünglich gewiß gleichgültig war, welche Form der Stein besaß, wenn er nur stehen konnte, ist nachträglich üblich geworden, Steinen, die verschiedenen Gottheiten zugebracht waren, auch verschiedene Gestalt zu geben. Bald hat man vieredig zugestufte längliche Blöcke besonders für geeignet gehalten, bald regelrecht behauene vieredige Pfeiler, deren Bekrönung übertrugte und die Gestalt einer vierseitigen Pyramide besaß. Melkart, dem Baal von Tyros, gelobte man nicht einen einzelnen Steinpfeiler, sondern ein Säulenpaar. Offenbar meinte man, es gehöre sich das so, weil die ihm geweihten Tempelbezirke nach dem Vorbilde des Melkarttempels von Tyros ein Säulenpaar zum Wahrzeichen hatten. Andererseits nahmen aber auch zwei Gottheiten mit einem Steine vorlieb, jedenfalls weil ihnen zusammen eine und dieselbe Cultusstätte geweiht war. Unweit des Hügels, auf dem ehemals der Byrsa genannte Stadttheil Karthagos lag, sind mauerartig zu Haufen aufgestapelt Tausende von schmalen, am oberen Ende fast durchweg dreieckig zugestutzten Steinplatten gefunden worden, welche sowohl der Rabbat Tanit-Bene-Baal als auch dem Adon Baal Hammon gewidmet sind.²⁾ Auch an anderen Orten des punischen Nordafrikas, z. B. bei dem ehemaligen Cirta und zu Hadrumetum hat man viele Votivstellen von demselben Aussehen entdeckt, deren Weiheschrift an dasselbe Götterpaar gerichtet ist, nur mit dem Unterschiede, daß auf ihnen Baal Hammon an erster, Tanit-Bene-Baal an zweiter Stelle genannt wird.

Den soeben erwähnten karthagischen Votivsteinen sieht man an, daß sie theils mit dem unteren Ende ehemals im Erdboden befestigt, theils mit der

1) Einige karthagische Votivinschriften schließen allerdings mit dem Zusatz 'Am Karthadašt, „das Gemeinwesen Karthago,“ mitunter auch mit einer Redewendung, die muthmaßlich „auf Beschluß des Gemeinwesens Karthago“ bedeutet. Es handelt sich dabei aber wahrscheinlich bloß um die Genehmigung zur Aufstellung des Steines, höchstens um eine Deckung der Kosten. Das in religiösem Sinne Verdienstliche der Aufstellung des Steines soll dagegen nur einer einzelnen Person zugutekommen.

2) Von den zahlreichen Werken, in welchen die Inschriften dieser Stele herausgegeben sind, nenne ich hier nur: *Inscriptions in the Phoenician Character, now deposited in the British Museum, discovered on the Site of Carthage, during Researches made by Nathan Davis, at the expense of Her Majesty's Government, in the years 1856, 1857, and 1858.* London 1863. — *Punische Steine durch Julius Euting* (*Mémoires de l'Académie impér. des sciences de St.-Petersbourg*, 7^e sér., XVII, No. 3). St. Petersburg 1871. — *Sammlung der Carthagischen Inschriften*, herausgegeben von Julius Euting, I, Straßburg 1883. — *Corpus Inscr. Semit.*, I, 1, Nr. 180 u. flgde. — *E. de Sainte-Marie, Mission à Carthage.* Paris 1884. — Ueber die Aussprache des Namens Tanit und das Wesen dieser Göttin vergl. S. 215, Anm. 2 und S. 235, Anm. 1; *Corp. Inscr. Sem.*, I, 1, S. 287.

Rückseite auf einer Wand, der Innenwand der Umfassungsmauer des geweihten Bezirks, oder der in demselben stehenden Hallen angemauert waren.¹⁾ Eine große Anzahl dieser Steinplatten trägt überhaupt keinerlei Inschrift, woraus allein schon hervorgeht, daß die Errichtung der Steinplatte an sich den Zweck erfüllte. Auf den Stelen, die eine Weihschrift tragen, sind außer den beiden Gottheiten die Personen genannt, die ihr Gelübde einlösen. Die Dedicationsformel, die dabei angewendet wird, ist mit geringen Abweichungen eine und dieselbe. In der ausführlichsten Fassung lautet sie: „Der Rabbat, der Tanit-Pene-Baal und dem Adon, dem Baal Hammon, wie es gelobt hat N. N., Sohn des N. N., da sie seine Stimme erhört haben; mögen sie ihn segnen.“ Mitunter wird der Stein ausdrücklich als *mattana*, als ein „Geschenk“, bezeichnet.²⁾ Der Anlaß, der zur Ablegung des Gelübdes geführt hat, wird nicht angegeben. Auf keiner dieser Stelen ist mit einer Silbe die Rede davon, daß den beiden Gottheiten außer der Errichtung der Stele noch irgend etwas Anderes zugesagt worden wäre.³⁾

Der Mehrzahl nach sind diese karthagischen Stelen Arbeiten, die das Gepräge roher fabrikmäßig hergestellter Waare zur Schau tragen, die man bei Handwerkern fertig kaufen konnte und, wenn man wollte, dann noch mit einer Inschrift versehen ließ. Auf vielen sind bildliche Darstellungen angebracht. In manchen Darstellungen verräth sich noch eine Nachwirkung der Anschauung, daß die Gottheit in dem Steine sich aufhalten solle, daß er im Kleinen dasselbe bedeute, wie die Cultusstätte im Großen. Es wird darauf

1) Man nimmt an, daß, wenn es an Platz für die hinzukommenden Stelen fehlte, die älteren Jahrgänge aus dem geweihten Bezirke entfernt und an den Stellen aufgeschichtet wurden, an denen die Stelen gegenwärtig in so großen Mengen sich vorfinden. Doch ist möglich, daß sie erst zur Zeit der Einführung des Christenthums bei der Aufhebung des heidnischen Cultus dorthin geschafft worden sind. Philippe Berger (vergl. E. de Sainte-Marie, Fouilles de Carthage, S. 96) ist der Ansicht, daß die Steine nach der Zerstörung Karthagos durch die Römer zur Errichtung der Mauern eines Bauwerks haben herhalten müssen und daher mauerartig aufgehäuft daliegen. Für diese Ansicht spricht, daß die Rüge der Inschriften noch nicht das Gepräge der sogenannten neupunischen Schriftgattung tragen.

2) Corpus Inscr. Semit., I, 1, Nr. 192; 381; 409; 410. Auch eine dem Baal Hammon und der Tanit-Pene-Baal geweihte Stele von Cirta (Recueil des notices et mémoires de la société archéologique du département de Constantine, XVIII, Constantine 1878, Taf. 4, Nr. 12) wird *mattanat*, „Geschenk“, genannt.

3) Da zahlreiche Inschriften (vergl. z. B. oben S. 75, Anm. 1) lehren, daß nach der Einlösung von Gelübden anderer Art bei den Phöniziern zwar ebenfalls üblich war, der betreffenden Gottheit außerdem noch einen Stein zu weihen, daß auf der Inschrift dieser Steine dann aber ausdrücklich angegeben wurde, daß der Gottheit beispielsweise die Erbauung einer Tempelsforte versprochen worden war, ist man berechtigt anzunehmen, daß in allen Fällen, in denen auf den Inschriften der aus Anlaß eines Gelübdes phönizischen Gottheiten gewidmeten Stelen, Pfeilern oder Säulen von der Einlösung anderweitiger Versprechungen nicht die Rede ist, das Gelübde sich auch auf nichts Anderes erstreckt haben wird, als auf die Darbringung des Steines, den man vor Augen hat.



Votivstein von Hadrumetum.

z. B. ein Bauwerk abgebildet, welches aller Wahrscheinlichkeit nach das Heiligthum der Tanit-Pene-Baal vorstellen soll. Nicht selten nimmt den Hauptraum der Stele die Darstellung einer Capelle, eines Tabernakels oder heiligen Schreines ein, und bisweilen ist davor noch eigens der Urheber der Widmung in anbetender Haltung dastehend zu sehen. Eine aus Hadrumetum stammende Votivstele stellt ein auf Säulen ruhendes Baldachin als Behausung der Gottheit vor. Aehnlichen Sinn hat es offenbar, daß auf zwei ebenfalls aus Hadrumetum herrührenden Votivstelen, wie oben bereits erwähnt wurde (vergl. S. 205), und auf einer Stele, die bei Marsala auf Sicilien entdeckt worden ist, die dem wirklichen Heiligthume der Gottheit als Wahrzeichen dienenden Fetischsteine abgebildet sind. Auch sind manche von den bildlichen Darstellungen, die auf den karthagischen und anderen punischen Votivsteinen am häufigsten wiederkehren, eine Abbildung von allerlei Gegenständen und Geräthen, die zur Ausstattung phönizischer Heiligthümer gehörten. Die karthagische Stele, die als Vollbild zu S. 181 wiedergegeben ist, zeigt sogar die Göttin Tanit-Pene-Baal in derjenigen Gestalt, welche sie nach der Meinung ihrer Verehrer eigentlich besaß, in einer den Weltraum vorstellenden Abtheilung der Stele schwebend.

Doch sieht es aus, als ob den Karthagern bereits es Anlaß zum Nachdenken gegeben hat, was der Stein der Gottheit denn eigentlich zu nützen vermöge, und aus Bildern, die auf vielen Stelen vorkommen, ist zu schließen, daß eine sehr beliebte Erklärung war, der Stein vertrete die Stelle irgend

eines anderen Geschenks. Die Gabe, welche er ersetzen sollte, hat man dann auf der Stele eigens abgebildet, so z. B. häufig Vasen und Krüge oder einen mit Früchten beladenen Palmbaum, gelegentlich auch einen Granatbaum, eine Tamariske. Die in Stein gehauene Abbildung des Wein oder Del enthaltenden Gefäßes hat eine permanente Spendung des hinzugedachten Inhaltes bedeuten und dafür zum Ersetze dienen sollen — geisterartigen Wesen genügt das Bild statt des Gegenstandes —¹⁾ und der in Stein nachgebildete Baum erfüllt nicht minder seinen Zweck, als wenn ein wirklicher Baum der Gottheit zum Geschenk gemacht wäre, und er that das, so hat man vielleicht gemeint, sogar auf ungleich längere Zeit.

Andererseits scheint aber auch im Laufe der Zeit die Auffassung sich Bahn gebrochen zu haben, der Botivstein sei ein Gegenstand, auf den bei der Darbringung desselben die religiöse Verbindlichkeit und persönliche Haftbarkeit, welche das Gelübde hervorgerufen hatte, gleichsam abgewälzt werde und daß er daher als Stellvertreter derjenigen Person zu betrachten sei, die ihn weihte und von ihrem Gelübde sich damit loskaufe. In diesem Sinne ist es wohl zu deuten, daß auf sehr vielen karthagischen Botivstelen Abzeichen derjenigen Berufsart dargestellt sind, welche der Person, die den Stein errichtet hat, ihren Lebensunterhalt gewährte, daß darauf beispielsweise ein Arzt medizinische Geräthschaften, ein Schreiner Axt und Klöpfel, ein Pflugtischler ein Erzeugniß seiner Kunst, einen aus Holz gezimmerten Pflug, hat abbilden lassen. Bei den Phöniziern Cyperns ist sogar, als dort die Kunst zu hoher Blüthe gelangte, Sitte geworden, einzelnen Gottheiten aus Anlaß eines Gelübdes statt eines Botivsteines ein Standbild der eigenen Person zu weihen und so die Erfüllung der durch Ablegung des Gelübdes übernommenen persönlichen religiösen Verpflichtung auszudrücken. Der Segen, welchen ein solches Weihgeschenk der dargestellten Person brachte, ist so hoch veranschlagt worden, daß schließlich in spätgriechischer und in römischer Zeit auch Gemeinwesen Standbilder von Personen, welche um das Wohl des Gemeinwesens sich verdient gemacht hatten oder besonders ausgezeichnet werden sollten, auf ihre Kosten in die Tempel gestiftet haben.

1) Auf einer der Stelen lauert in der Ecke eines kleinen Naos eine winzige Gestalt und eine vor dem Naos stehende Figur hält derselben ein Gefäß hin. Trotz des Islams hat, wie E. M. Douglty (Travels in Arabia Deserta, I, S. 450) berichtet, in der Nähe von Damaskus sich der Gebrauch erhalten, daß an zwei Orten, die als „Wunsch-Plätze“ gelten, nämlich bei zwei Gruppen von Eichbäumen, Leute der Nachbarschaft, wenn in Erfüllung gegangen ist, was sie sich gewünscht haben, Löffelwaaren niederlegen und zwar bei der einen Baumgruppe heile Gefäße, bei der anderen zerbrochene. Das Zerbrechen bedeutet hier unstreitig ursprünglich, was in den Bestattungsgebräuchen sehr vieler Völker das Zerbrechen oder Verbrennen von Geräthen bedeutet hat, eine Beförderung ins Jenseits. Die Gefäße, welche auf jenen punischen Stelen abgebildet sind, mögen daher Abbildungen der Gefäße sein, welche man, nach einer aus dem Manendienst stammenden, in den Göttercultus übernommenen Sitte, Gottheiten nach Erfüllung eines Wunsches darzubringen pflegte.

Auf Malta sind zwei kleine Steinpfeiler gefunden worden, welche ein Phönizier, der den nicht selten bei den Phöniziern vorkommenden Namen Nahum führte, dem Baal Hammon errichtet hat. Die Inschriften, welche auf den Steinen angebracht sind, bezeichnen zugleich merkwürdiger Weise den einen Stein als „Nesib“ des Malk-Baal, den anderen als „Nesib“ des Malk-Usir.¹⁾ Ein „Nesib“ Malk-Baals werden auch die Botivsteine, welche man dem Götterpaare Tanit-Bene-Baal und Baal Hammon zu Karthago darbringt, auf einzelnen Weihinschriften derselben genannt.²⁾ Hieraus ist zu schließen, daß vor Allem Malk-Baal zu denjenigen Gottheiten gehört hat, in deren Kultus die Sitte, das Aufstellen von Botivsteinen zum Gegenstande eines Gelübdes zu machen, sich zu einer bleibenden Gewohnheit entwickelt hat, und daß daher einer ganzen Gattung von Botivsteinen, auch wenn sie anderen Gottheiten gewidmet wurden, die Bezeichnung Malk-Baal-Nesib beigelegt wurde.³⁾ An einem technischen Ausdrucke für die den Gottheiten bestimmten Botivsteine hat es augenscheinlich Anfangs gefehlt. Nesib bedeutet eigentlich nur etwas Aufrechtstehendes. Es ist von demselben Wortstamme (n—s—b) abzuleiten wie die arabischen Worte nusib, in der Mehrzahl ansäb und mansab. Nusib haben, was sehr zu beachten ist, die heidnischen Araber sowohl die Grabsteine als auch die Götzensteine⁴⁾ genannt, und im Phönizischen ist massebat (auch mansabat) ein Wort, das von demselben Wortstamme abgeleitet ist, wie im Hebräischen masséba sowohl eine Bezeichnung für Grabsteine⁵⁾ als auch für eine Gattung von Botivstelen⁶⁾. Daß nicht erst bei

1) Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 123.

2) Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 194; 195; 380. Dem Baal Hammon allein gewidmet ist ein Malk-Baal-Nesib, das auf Sardinien gefunden ist (Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 147), während Hadrumetum zwei solche Malk-Baal-Nesib geliefert hat (J. Euting, Punische Steine, Hadr. 9; Comptes rendus de l'Académie des inscriptions, 4^e sér., II, S. 232). Vergl. auch Journal asiatique, 7^e sér., VIII, 253—270. — Wie die Vocale des Wortes nesib eigentlich gelautet haben, steht nicht fest. Die Aussprache Nesib hat man gewählt, weil mit nesib Genesis 19, 26 die Salzsäule bezeichnet wird, in die Lots Weib sich verwandelt hat.

3) Wie J. Euting (a. a. O., S. 27) mittheilt, hat Prof. Merg zuerst die Vermuthung ausgesprochen, es sei damit eine Stele gemeint, „wie sie für den Molech-Baal gebräuchlich war.“

4) J. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III, S. 99 und 165; J. Goldziher, Muhammedanische Studien, I, S. 231—234.

5) Vergl. z. B. Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 116; 144; 159.

6) Die Inschrift einer tyrischen Massebe, deren Deutung allerdings problematisch ist, läßt sich sogar in dem Sinne auffassen, daß bisweilen einem Gotte eine Massebe errichtet wurde, um dadurch zugleich einem Verstorbenen einen Dienst zu erweisen. Ein Pfeiler von der Gestalt einer Massebe, auf dem ein Halbmond und darunter eine kreisrunde Scheibe dargestellt war, hat in der phönizischen Nekropole von Tharros einem Grabe zum äußeren Wahrzeichen gedient (Bulletino archeologico sardo, II, Cagliari 1856, S. 36). Die Abbildung einer phönizischen Massebe findet der Leser in Stades Geschichte des Volkes Israel, I, S. 459; vergleiche auch: Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXXIV, Taf. 2; Corp. Inscr. Semit., I, 1, Taf. 8, Nr. 44; Perrot und Chipiez, Histoire de l'art, III, S. 235.

den Phöniziern die Sitte aufgekommen ist, Gelübde, bei denen die Darbringung eines Steines versprochen wurde, besonders dem Baal Hammon abzulegen, ist daraus zu ersehen, daß die Steine, welche auf den heidnischen Kultusstätten standen, bei den Israeliten nicht bloß Masseben heißen, sondern auch hammanim, eine Benennung, die schon W. Gesenius richtig aus dem Namen jenes Gottes erklärt hat.¹⁾

Die Anschauung, daß Haine Lieblingsstätten von Gottheiten seien, und die Sitte, Kultusstätten derselben, wo es anging, in Haine zu verlegen,²⁾ wird, wie schon angedeutet wurde, in letzter Linie nur auf einen Glauben zurückgehen, der den Geistern der Verstorbenen die Gewohnheit zuschrieb, in Bäumen sich niederzulassen, und aus demselben Glauben wird es entspringen, daß einzelne Bäume als ein Wohnsitz von Geistern betrachtet wurden, die dem Sterblichen, der ihnen huldigte, sich hilfreich erwiesen. Derartige Bäume nannte man eine Aschera, ein Name, den sie auch bei den Israeliten führten. Frühzeitig werden die Phönizier angefangen haben, unter dem Geiste, der die Aschera besetzte, eine ganz bestimmte Gottheit sich zu denken, die Ascheren-Verehrung mit dem Götterglauben in Einklang zu bringen. So hat es, wie aus einer Inschrift, die im Gebiete von Tyros gefunden worden ist, dort einen Ort gegeben, der die Ascherat des El Hammon hieß, und eine Astarte ist eigens nach dieser Ascherat des El Hammon benannt worden.³⁾ In historischer Zeit werden jedoch den Namen Aschera meist künstliche Nachbildungen von Bäumen und heilige Pfähle geführt haben, die auf den Kultusstätten prangten.⁴⁾ Denn als eine Art von Ascheren darf man wohl die allerdings nur noch gelegentlich einem Baume, meist jedoch einem mit Bändern ausgepuzten Mercurstabe ähnlich sehenden Pfähle betrachten, die, wie aus der



Münze von Arabos aus der Zeit Agababs. Adme und Stier mit den Zeichen der Regionen einander gegenüber; zwischen ihnen heiliger Baum. Originalgröße. Berlin, Königl. Münz-Cabinet.

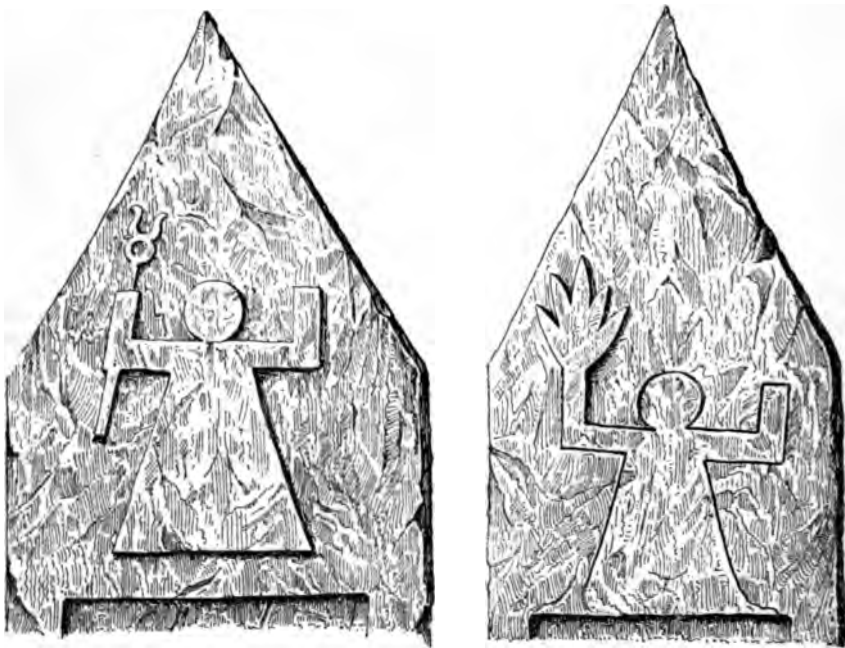
1) Leviticus 26, 30 übersehen die Septuaginta das Wort geradezu mit „Stelen.“

2) Vergl. oben S. 166 und J. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III, S. 101—105. — Einen Hain des Asklepios, d. i. des Eschmun, gab es bei Berytos, und einen heiligen Hain hat auch die Kultusstätte von Aphala im Libanon (vergl. oben S. 46) gehabt. Cypern war reich an Hainen der Aphrodite. Einem Haine zu Kurion, wo Reschuf-Apollo verehrt wurde, hat man die Eigenschaft angedichtet, daß kein Jagdhund sich getraue, dem Wild, das dorthin flüchtete, nachzusetzen, und man erzählte sich, daß deswegen Rudel von Hirschen nach Cypern hinüberzuschwimmen pflegten. Vergleiche auch die Notiz über die ähnliche Eigenschaft eines in Phönizien gelegenen Bezirks, die Ch. Clermont-Ganneau (in der Revue archéologique, nouv. sér., XXXIII, S. 30) aus dem arabischen Geographen Muladdasi anführt.

3) Ob in der Inschrift Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 13 (Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, XXXV, S. 424) mit פ. שרדר פתח אשכרה, „Mutter Aschera“ oder mit den Herausgebern des Corpus פתח אשכרה דא (Em-Haozzeret) zu lesen und was darunter zu verstehen ist, muß dahingestellt bleiben.

4) Vergl. B. Stades Geschichte des Volkes Israel, I, S. 458.

Darstellung auf manchen punischen Votivstelen hervorgeht, zur Ausstattung der Cultusstätten so gut wie die heiligen Steinengel gehört haben. Eine Bestätigung für diese Vermuthung liefert eine von Cirta stammende Votivstele,¹⁾ auf der man in der Hand eines Idols, das fast auf allen aus Cirta herrührenden Stelen dargestellt wird, einen Baum erblickt, während es auf den übrigen Darstellungen jene Art von Caduceus schwingt. Daß es Sitte gewesen ist, ähnlich ausgeschmückte Steden auch an Gräbern aufzupflanzen, scheint aus der Bemerkung Philons hervorzugehen, auf den Gräbern der



Abbild des Gottes Baal Hammon, den heiligen Baum in der Hand haltend.
Auf punischen Votivsteinen von Cirta (Constantine in Algier).

mythischen Culturhéroen Hppuraniós und Usóos feien Steden und Stelen angebracht, die als geweiht betrachtet und angebetet und durch alljährlich wieder-

1) Recueil des notices et mémoires de la société archéologique du département de Constantine, XVIII, Taf. 5, Nr. 14. — Die Aehnlichkeit mit dem Mercurstabe wird absichtlich hervorgehoben sein, denn allem Anscheine nach hat man in dem Baal Hammon denselben Gott erblickt wie Mercurius. Er ist der Mercurius Augustus der lateinischen Inschriften des punischen Nordafrikas. Vergl. besonders Corpus Inscriptionum Latinarum VIII, Nr. 2226, wo Mercurius zusammen mit der Caelestis unter den *diis iuvantibus* genannt wird, auch Nr. 51; 1000; 2643; 4674; 6044; 7962.

lehrende Feste geehrt wurden. Hieraus sieht man, daß die Phönizier selber, als sie über die Entstehung der bei ihnen herrschenden religiösen Gebräuche nachzudenken anfangen, den Steincultus und die Verehrung der heiligen Stäbe als Entlehnung aus dem Manendienst aufgefasset haben. Die Vorstellung, daß Bäume gleichsam Vermittler in dem Verkehre zwischen Gottheiten und Sterblichen seien, hat in der syrischen Hierapolis bei der größten Festfeier, die dort abgehalten wurde, dem Frühlingsfeste, sich schließlich auf seltsame Art mit der Vorstellung verbunden, daß Brandopfer die wirksamste Art von Opfern seien. Es wurde dort alljährlich ein großer Baum gefällt, in dem geweihten Bezirke aufgestellt und behangen mit Opfertieren, mit Gewändern und allerlei Weihgeschenken, selbst goldenen und silbernen. Dann wurde das Ganze angezündet und auf einmal verbrannt.¹⁾

Es war nur eine Verallgemeinerung des Geisterglaubens, daß man auch Berge, die eine imponirende oder auffällige Gestalt besaßen, als Hütle eines mächtigen Wesens aufgefasset hat, so den Rasios, den Libanon, den Antilibanon, und, wie Philon sagt, auch Orathy. Welchen Berg er damit meint, ist zweifelhaft. Den Gott des Libanons nannten die Phönizier den Baal Libanon. Hierzu kommt noch der Karmel, auf dem, wie Tacitus mittheilt, ein Gott verehrt worden ist, der ebenso wie der Berg hieß, und auch der Name Theoprosopon (S. 45), der phönizisch Pnuel oder Pniel gelautet haben mag, deutet auf eine ehrfurchtsvolle Scheu vor dem charakteristisch geformten Vorgebirge, das diesen Namen geführt hat.²⁾

Hauptsächlich wohl der Eindruck der selbständigen Kraft, den das Strömen der Flüsse, das periodische Versiegen und Wiederaufsteigen der Quellen machte, und die Begünstigung der Vegetation, die in der Nähe von strömenden Gewässern und Landseen sich kundgab, haben die Phönizier veranlaßt, das Dasein beseelter Wesen in Flüssen und Quellen vorauszusetzen und Cultusstätten mit Vorliebe an Weiher und Landseen zu verlegen. Hannibal schwört bei den Flüssen. Einer der Hauptflüsse Phöniziens führt noch gegenwärtig den Namen der „Heilige“, Nahr Kadischa (S. 41), in dem

1) Als wunderthätige Bäume werden gegenwärtig einige Exemplare der *Acacia albida* betrachtet, die in der Nähe der ehemaligen Cultusstätte von Aphala und bei Saïda stehen. Der ansehnlichste der bei Saïda befindlichen Bäume führt im Volksmunde den Namen Schadjaret es-sitt, der „Baum der Herrin.“ Vergl. Carlo Landberg, *Proverbes et dictons du peuple arabe*, I (Leiden, 1883), S. 39, Anm.; auch E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 400 und Vortet in *Le Tour du Monde*, 1882, II, S. 408. — Ueber Baumcultus bei Phöniziern und Syern vergl. besonders Wolf W. Graf v. Audissin, *Studien zur semitischen Religionsgeschichte*, II, Leipzig 1878, S. 192—221.

2) Halévy's Ansicht, daß die zu Karthago verehrte Tanit ihren Beinamen Bene-Baal nach einer Cultusstätte, welche den Namen „Baals-Antlig“ trug, erhalten habe, ist recht ansprechend. Die Thatsache, daß zu Karthago die Cultusstätte der Göttin nicht auf einem Vorgebirge lag, schließt die Richtigkeit dieser Erklärung nicht aus. — Ein Vorgebirge Siciliens hat den Namen Rosch Melkart, „Melkart's-Haupt,“ geführt.

Götternamen Demarus, den Philon erwähnt, scheint der Name des Nahr Damur enthalten zu sein,¹⁾ und besondere Kräfte scheint man den in der Nachbarschaft von Tyros emporprudelnden Quellen beigelegt zu haben, welche der Dichter Nonnos von Panopolis Abarbarea, Kallirrhoe und Drosera betitelt. Unweit von Sidon gab es einen Asklepios-Fluß, also ein Gewässer, das man dem Eschmun zugeeignet hatte,²⁾ wahrscheinlich um ein bestehendes Herkommen zu erklären, welches ursprünglich auf eine Verehrung der Flußgotttheit hinauslief. Ebenso scheint ein altes Herkommen, welches vorschrieb, Opfergaben in einen nicht weit von Aphaka (S. 46) gelegenen See, welcher den Namen Boeth, d. i. wohl der „Abgrund,“ geführt haben soll, hineinzuwerfen und den Wunsch für erhört zu halten, wenn die Gabe nicht wieder zur Oberfläche auftauchte, zu dem Kultus der Göttin von Aphaka erst nachträglich in Beziehung gebracht worden zu sein. Da der Gebrauch voraussetzte, daß eine Gottheit in der Tiefe hause, wurde erzählt, zwar nicht die Göttin selber, jedoch deren Tochter, deren Name aber nicht erwähnt wird, habe in den See sich gestürzt und sei in einen Fisch verwandelt worden. In ähnlicher Weise hat an den Umstand, daß bei Askalon das Heiligthum der Atargatis an einem Teiche sich befand, der als geheiligt betrachtet wurde, der Mythos sich angeschlossen, in diesem Teiche habe Atargatis sich zu ertränken versucht, sei aber in einen Fisch umgewandelt. So erklärte man zugleich einerseits das Verbot, die in den heiligen Teichen und Seen lebenden Fische zu essen, andererseits aber auch die Fischgestalt der Atargatis (S. 149).³⁾

Das Darbringen von Botivsteinen, die Nebenstellung, welche in der Veranlagung der Heiligthümer der Opferplatz einnimmt, und andere Anzeichen mehr weisen darauf hin, daß im Göttercultus Anfangs Opfer, besonders Thieropfer und regelmäßig wiederkehrende Opferfeste schwerlich die Hauptrolle gespielt haben werden. Auskunft über das Opferwesen der Phönizier, wie in historischer Zeit es sich ausgestaltet hatte, giebt vor Allem eine Inschrift, die zu Marseille gefunden worden ist.⁴⁾ Sie enthält eine Verordnung, welche die Suffeten der phönizischen Kolonie zu Massilia erlassen haben, um die

1) Vergl. S. 52. Wegen der Namensform Tamyras schließt Philippe Berger auf einen Baal Tamur, einen „Palmen-Baal.“

2) Antoninus Martyr, herausgegeben von Tobler, S. 4.

3) Umdeutungen ähnlicher Art haben selbst noch in den Zeiten des Islam sich vollzogen. Etwas nördlich von Tripolis giebt es einen Bach, dessen Fische — sie gehören der Gattung *Capoeta fratercula* an — noch gegenwärtig nicht gegessen werden dürfen und von frommen Leuten eigens gefüttert werden. Als Grund dafür gilt gegenwärtig, daß sie unter dem Schutze des Schech el-Bedawi stehen, eines muhamedanischen Heiligen, dessen Grab in der Nähe verehrt wird. Vergl. E. Ritter, *Erdfunde*, XVII, 1, S. 620; J. Goldziher in der *Revue de l'histoire des religions*, II, S. 316 und H. B. Tristram, *Fauna and Flora of Palestine (Survey of Western Palestine)*, S. 173. — Ueber Heilighaltung von Quellen, Flüssen und Seen bei den Phöniziern giebt die reichhaltigste Zusammenstellung Wolf W. Graf Baubissin, *Studien zur semitischen Religionsgeschichte*, II, S. 154—182.

4) Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 165.

Ansprüche auf Opfergebühren, welche den Priestern eines bestimmten Tempels zukommen, zu regeln. Ein Bruchstück einer Inschrift, welche eine analoge, kürzer abgefaßte Verordnung verewigen sollte, hat sich zu Karthago erhalten.¹⁾ Obwohl beide Erlasse in ihrer Ausdrucksweise und auch in Grundanschauungen — so in der Anschauung, daß es Unrecht sei, notorisch armen Personen für die vermittelnde Thätigkeit des Priesters etwas abzufordern — zum Theil völlige Uebereinstimmung zeigen, verrathen doch Einzelheiten, daß Unterschiede in dem Herkommen bestanden, welches an den verschiedenen Kultusstätten herrschte. So bekommt nach dem Gebühren-Verzeichnisse von Karthago die Haut des Opferrhieres der Priester, nach dem von Massilia dagegen bleibt sie Eigenthum des ba'al haz-zebah, der Person, welche durch den Priester das Opfer darbringen läßt. Ungleich größere Abweichungen würden gewiß zu Tage treten, wenn es noch ausführliche Nachrichten über den regelmäßigen Opferdienst, der in den einzelnen Heiligthümern abgehalten wurde, und die von Gemeinwesen veranstalteten Opferfeierlichkeiten gäbe. Die Bestimmungen der beiden Verordnungen beziehen sich nur auf Opfer, die von Privatpersonen ausgehen und durch religiöse Verpflichtungen persönlicher Natur veranlaßt werden.

Es ist das diejenige Art von Opfern, die zuerst, als es weder Göttertempel gab noch Gemeinwesen und Staatseigenthum, die allein übliche gewesen sein kann. In ihr hat daher sich am reinsten die Nachwirkung der auf Anthropomorphismus beruhenden Annahme erhalten, Alles, was der Mensch zu sich nehme, müsse auch ein der Gottheit willkommenes Geschenk sein, so Feldfrüchte, Kuchen, Brobflaben, Milch, Del und Fett. Geschlachtet werden der Gottheit Stiere, Stierkälber, Widder, Böcke, Ziegen und Schafe,²⁾ und Geflügel, auch wildes Geflügel, das letztere vielleicht jedoch nur zu Drahtzwecken. Das Fleisch des geopfertem Viehes wird entweder als Kalil, als Vollopfer (holocaustum), dargebracht, oder es nimmt der Veranlasser des Opfers einen Theil desselben mit nach Hause, je nachdem das Opfer Bittopfer (phönizisch: Sau'at) oder Dankopfer (Schelem) sein soll. Das Dankopfer braucht nicht immer Kalil zu sein, das Bittopfer muß es sein. Beim Bittopfer ist das Darbringen von Geflügel ausgeschlossen. Da ins Belieben der Person, die ein Dankopfer darbringen läßt, gestellt ist, ob sie etwas von dem Fleische für sich behalten will, ist wohl ursprünglich das Dankopfer lediglich als ein Festmahl aufgefaßt worden, an dem man die Gottheit theilnehmen ließ.

Mit Ausnahme des wilden Geflügels erwähnen die beiden Tarife keinerlei Jagdbeute. Wer ein Anliegen an eine Gottheit hat, oder ihr sich dankbar erzeigen will, muß ihr eben etwas von seinem Eigenthume abtreten. Das Verzeichniß von Opferrhieren, welches die Inschrift von Marseille giebt,

1) Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 167.

2) Die Erklärung der entsprechenden phönizischen Vocabeln ist zum Theil noch sehr zweifelhaft.

wird daher voraussichtlich alle Thierarten enthalten, welche in den Zeiten, in welchen die Phönizier anfangen, den Göttern Opfertiere zu schlachten, von ihnen gezüchtet wurden, und deren Fleisch damals als Speise diente. Auf die Zahl der Thierarten, welche damals bereits in Heerden gehalten wurden, hat also von Hause aus die Auswahl sich einschränken müssen; nachdem sie aber einmal getroffen war, hat sie als ein Gegenstand religiöser Ueberlieferung einen maßgebenden Einfluß auf das Opferwesen überhaupt ausgeübt und im Wesentlichen die Norm gebildet, nach der entschieden wurde, was zum Opfern geeignet sei und was nicht. Schon bei der ersten Auswahl haben jedoch sowohl religiöse als auch abergläubige Gesichtspunkte mitgesprochen. Thiere, deren Fleisch man Anfangs aus abergläubiger Scheu nicht genoß, hat man auch nicht gewagt, zu Opfern zu nehmen. Andererseits hat nachträglich aber auch, wie es scheint, die schlichte Thatsache, daß nicht üblich geworden war, diese oder jene Thierart zu Opfern zu nehmen, in manchen Fällen, in welchen dies lediglich davon herrührte, daß Anfangs die betreffende Thierart überhaupt nicht in Frage kommen konnte, einen hinreichenden Grund abgegeben, um gegen den Genuß des Fleisches religiöse Bedenken und im Anschlusse daran auch eine religiöse Motivirung für die Enthaltung vom Genuße desselben zu erzeugen. Denn den meisten, wenn nicht allen Völkern semitischen Ursprungs ist von Hause aus die Anschauung eigen, daß zwischen Personen, die mit einander ein Mahl einnehmen, eine der Blutsverwandtschaft analoge Beziehung entsteht, daß aber andererseits auch der Angehörige eines Stammesverbandes (später: einer durch den Kultus einer besonderen Gottheit verbundenen Gemeinschaft) welcher genießt, was zu genießen die Mitglieder desselben für verboten halten, damit die Zugehörigkeit zu seinem Stammesverbande verwirkt. Bis eine Sühnung eingetreten ist, bleibt er von der Theilnahme an einem gemeinsamen Mahle ausgeschlossen, aber auch von der Theilnahme am Kultus, da auch zu dieser Anfangs die Zugehörigkeit zu einem Stammesverbande (nachträglich: die Zugehörigkeit zu einem Gemeinwesen, einer Nation) erforderlich ist.

So hat, da Anfangs Jeder, der aus religiösen Gründen zum Schlachten eines Thieres sich entschloß, ein Stück aus dem Heerdenbestande nahm, den er gerade besaß, das Wildschwein als Opfertier gar nicht in Frage kommen können. Die Ländergebiete aber, in denen der phönizische Volksstamm allem Anscheine nach vor seiner Uebersiedelung nach Phönizien gehaust hat, waren am wenigsten die Stätte, wo das Hauschwein sich züchten ließ. Bei Bitt- und Dankopfern hat es daher nicht Verwendung gefunden, auch als es später den Phöniziern zur Verfügung stand. Den Grund hierfür hat man dann in einer diesem Geschöpfe anhaftenden Unheiligkeit gesucht, eine Auffassung, die bei der wenig wählerischen Ernährungsweise und selbst die eigenen Jungen nicht schonenden Gefräßigkeit desselben einem Volksstamme, der geraume Zeiten hindurch nur Heerdenthiere gehalten hatte, die von Vegetabilien sich nährten, besonders nahe liegen mußte. Auf ganz ähnliche Weise,

in letzter Ursache also aus dem Aufenthalte in einem Lande, in welchem das Hauschwein heerdenweise nicht vorkam, theils auch aus später Verbreitung der Zucht dieses Hausthieres, wird überhaupt das Verbot, Schweinefleisch zu essen, bei den vielen Völkern, bei denen es im Alterthum geherrscht hat, zu erklären sein. Bei den Syrern von Hierapolis z. B. war es so wenig in religiösen Satzungen begründet, daß zu Lukians Zeit dort sogar darüber disputirt wurde, ob es auf einer Heiligkeit oder Unheiligkeit des Vorstenviehes beruhe. Die Phönizier dagegen und übrigen Kanaanäer sind frühzeitig genöthigt gewesen, es als ein durchaus unreines Geschöpf zu betrachten, weil, wie Paul de Lagarde hervorgehoben hat, nach dem Mythos von Byblos es ein Eber gewesen war, der Adonis getödtet hatte. Auf Cypren ist sogar Sitte geworden, alljährlich an dem Tage, der für den Todestag des Adonis galt, Schweine zu opfern, um so Rache für die Unthat zu nehmen, die einst ein Eber verübt haben sollte.¹⁾ Es ist jedoch nicht bekannt, ob in Phönizien das Gleiche geschah, auch nicht, ob diese kyprische Sitte wirklich phönizischen Ursprungs ist.

Ebenso sehr wie Schweinefleisch soll den Phöniziern Kuhfleisch verpönt gewesen sein. Eher würde ein Phönizier wohl Menschenfleisch genossen haben, als Fleisch von einer Kuh, versichert wenigstens der Tyrier Porphyrios, ein neuplatonischer Philosoph, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr. schrieb.²⁾ Ist etwas Wahres an dieser Behauptung, so wird der Abscheu vor Kuhfleisch wohl daraus hervorgegangen sein, daß es von Anfang an nicht auf den Altar gebracht werden durfte, und in dem Opfertarife von Marseille wird in der That die Kuh nicht genannt. Die Gottheit, die man zu versöhnen oder deren Gunst man zu erwerben bestrebt war, mit minderwerthigem Fleische abzuspeisen, würde ebenso vermessend gewesen sein, als wenn diejenigen Theile des Opfethieres ihr angeboten wären, welche an sich ungenießbar waren oder doch nur eine wenig geschätzte Kost abzugeben vermochten. Haut, Eingeweide und Füße des geschlachteten Heerdenthieres hat man daher zurückbehalten und nicht mit verbrannt, auch wenn im übrigen das Opfer Kalil sein sollte. Das Bestreben, jedem Verstoße vorzubeugen, hat auch, wie dasselbe Gebührenverzeichnis lehrt, Vorschriften



Gott in Gestalt des ägyptischen Gottes Besa, einen erlegten Löwen auf den Schultern, einen erlegten Eber in der Hand tragend. Ueber dem Kopfe des Löwen das Bild des Mondes.

Darstellung auf einem Sarcophagus in grünem Jaspis. Doppelte Größe des Orig. Paris, Louvre-Museum.

1) Es wurden dazu Schweine genommen, die man mit Feigen gefüttert und verhindert hatte, Unrath zu fressen. — Auf einer Opferscene, die auf einer Felswand im Gebirge östlich von Byblos im Relief ausgehöhelt ist (Mission de Phénicie, Taf. 31), ist ein Schwein abgebildet. Auf den Adoniscultus, wie man angenommen hat, scheint jedoch diese Darstellung sich nicht zu beziehen. Dargestellt ist ein Mutterschwein, nicht ein Eber.

2) Porphyrios, Ueber die Enthaltung von Beseelem, II, 11.

über die Kennzeichen erzeugt, nach denen z. B. zu beurtheilen war, ob das Opfertier das richtige Alter hatte, oder als ungeeignet vom Priester zurückgewiesen werden mußte.

Da die Gottheit an einen Aufenthalt auf der Cultusstätte nicht gebunden war und auch nicht immer gewillt sein mochte, Gehör zu geben, war bei gottesdienstlichen Anlässen nothwendig, nichts zu unterlassen, um die Aufmerksamkeit des unsichtbaren Wesens auf die gottesdienstliche Handlung zu lenken¹⁾ und es in willfährige und geneigte Stimmung zu versetzen. Daß der Ritus hierbei sich zum Theil an Gebräuchen, welche der Menandienst erzeugt hatte, ein Vorbild genommen haben wird, ist schon erwähnt worden. Weihrauchspenden scheinen selbst die einfache Anrufung begleitet zu haben. Das Gepräge des Festlichen verlieh man der rituellen Handlung durch Musizieren, besonders durch Flötenspiel, das Gepräge des Auffälligen dagegen besonders durch das Aufführen von Tänzen, die hauptsächlich im Kreise sich bewegten und im Annehmen seltsamer Stellungen, sowie in einem Herumschwingen des Oberkörpers bestanden. So läßt die Erzählung von dem Opfer auf dem Berge Karmel die phönizischen Priester bei der Anrufung ihres Baals um dessen Altar in der unterwürfigen Bewegung des Hintens herumkreisen, und eine Episode der „Aithiopia“ Heliodor's, eines griechischen Romanes,²⁾ erzählt von phönizischen Rauffahrern aus Tyros, die bei einem Dankfeste, das sie an einem Hafenplatze ihrem Herakles zu Ehren veranstalteten, zum Klange der Flöten nach einer „assyrischen“ (d. h. syrischen) Weise in hurtigem Tempo bald mit leichten Säßen sich in die Höhe schnellen, bald dicht über den Erdboden hinhuschen, sowie, den Verzückten gleich, mit ganzem Körper sich im Wirbel herumdrehen.³⁾ Die Ueberzeugung, daß der Ritus derartige Körperverrenkungen nicht vorschreiben würde, wenn sie nicht etwas der Gottheit geradezu Wohlgefälliges wären, hat nachträglich die Meinung hervorgerufen, Gottheiten, deren Cultus vorzugsweise solche Tänze erforderte, behage, sich selber in den entsprechenden Bewegungen zu ergehen. So ist ein Baal eigens zu dem Namen des „Tanz-Baals“, Baal Markob,⁴⁾ gekommen, und im Libanon führt nach Konnos Kythercia, d. i. Astarte, selber den Reigen.

1) Vergleiche hierzu J. Wellhausen, Skizzen und Vorarbeiten, III, S. 106 und 109.

2) Heliodor, Aithiopia, IV, 17.

3) Rotizende Bewegungen des Oberkörpers führten auch die im römischen Reiche herumziehenden Priesterbanden der „syrischen Göttin“ und die Priester der Kleinasiatischen Kybele bei ihren Tänzen aus und ließen dabei ihr langes Haupthaar über den Erdboden hinschleifen. Es erinnert hieran, daß noch gegenwärtig von Bekennern des Islams ein tactmäßiges Hin- und Herschwingen des Oberkörpers als ein Mittel, sich in fromme Verzückung zu versetzen, vorgenommen wird (Dfirk), und zu den vorchriftsmäßigen Andachtsübungen einzelner Dervischorden Rundtänze gehören, bei denen die Ordensmitglieder im Kreise sich herumwirbeln.

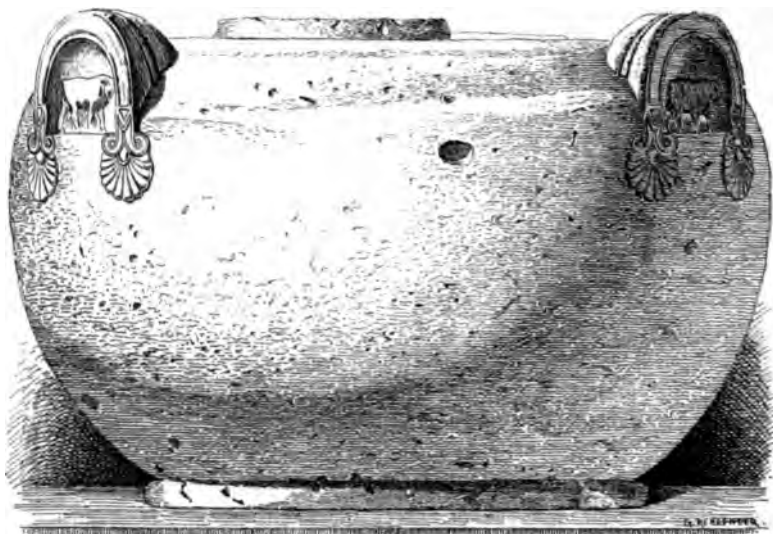
4) E. Renan, Mission de Phénicie, S. 355. — E. Ledrain, Notice sommaire, Nr. 160.

Das Darbringen von Opfern wird auch bei den Phöniziern zuerst zu den Obliegenheiten des Oberhauptes der Familie oder des Stammes gehört haben. Auf verschiedene Weise kommt noch in der Geschichte der Phönizier zum Ausdruck, daß auch den Gottheiten gegenüber das Oberhaupt des Gemeinwesens die Stellvertretung für das letztere zu übernehmen hat, nicht minder der Feldherr für das Heer. Dem Dienste des Herakles sollen zu Tyros Mitglieder der Herrscherfamilien vorgestanden haben, und der Hohepriester des Baals von Tarfos trug die Stephane, eine Art Diadem, das Abzeichen der Königswürde. Zu den ältesten Gewohnheiten wird aber auch gehört haben, bei wichtigen Anlässen Rath und Vermittelung von Personen in Anspruch zu nehmen, die für besonders kundig in gottesdienstlichen Angelegenheiten galten und mit der Gottheit in näherem persönlichen Verkehre zu leben schienen als andere Sterbliche. Diesen Mittelspersonen, deren Hauptaufgabe Anfangs die Erforschung der Zukunft und des Willens der Gottheit gebildet haben wird, mag jedoch in sehr früher Zeit bereits häufig auch das Opfern als eine Handlung, die Sachkenntniß und Vertrautheit mit den Ansprüchen der Gottheit erforderte, und die Obhut über die Cultusstätte zugefallen sein.

Bei dem Uebergange zum Leben in festen Ansiedelungen hat das zugenommen, ist immer mehr die Kenntniß des Opferrituals und sonstiger Satzungen, die Vornahme regelmäßig wiederkehrender rein gottesdienstlicher Handlungen, die Aufsicht über das Heiligthum zur Hauptsache geworden. An manchen Orten gilt die Ausübung der daraus entspringenden Obliegenheiten für ein erbliches Amt, für das besondere Vorrecht angesehener Familien oder Familienverbände, deren Angehörige sich dann schließlich mitunter für Nachkommen eines mythischen Urhebers der Einrichtung des Cultus, z. B. des „Kinyras“ ausgaben, mitunter auch als stammfremde Leute betrachtet werden, so zu Baphos die Tamyraden als Kiliker.¹⁾ In der Benennung Kohen für „Priester“ stimmt das Phönizische mit dem Hebräischen überein, und es ist genau dasselbe Wort wie Kohen, was bei den heidnischen Arabern die Benennung für Priester war. Es war unumgänglich, daß im Laufe der Zeit und mit der Entwicklung des Gottesdienstes die Zahl der an den einzelnen Heiligthümern ihres Amtes waltenden Priester sich mehrte, daß dort die Functionen auf verschiedene Personen vertheilt, daß Rangabstufungen eingeführt, Gehülfen und niedere Bedienstete angestellt wurden. Fragmente von Abrechnungen, die ein Zufall erhalten hat, nennen unter den Personen, welche das Heiligthum der Astarte zu Kiton beschäftigt, unter Anderm Leute, die mit den Vorhängen zu thun haben, und Thürhüter, Leute, die das Schlachten der Opfethiere besorgen, Sängerinnen und Tänzerinnen. Nicht in allen Fällen ist das Priesterthum als ausschließlicher Beruf aufgefaßt worden. Zu

1) Vergl. hierzu besonders J. Wellhausen, Etizzen und Bearbeitungen, III, S. 129—134.

Sidon¹⁾ und zu Tyros haben gelegentlich Hohepriester die Königswürde an sich gebracht. Auch scheint aus einer Erzählung Justins²⁾ hervorzugehen, daß diejenigen Abgesandten Karthagos, welche, wie es das Herkommen vorschrieb, dem Melkarttempel von Tyros den Zehnten der Kriegsbeute zu überbringen hatten, nach Ausführung ihres Auftrages die Abzeichen einer Priestertwürde anlegten.



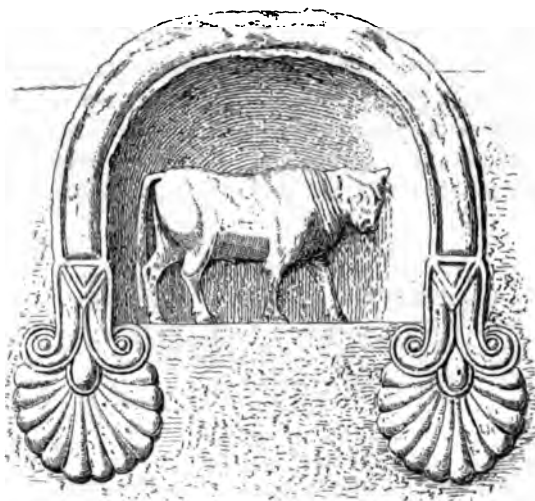
Wasserbehälter in porösem Kalkstein aus Amathus auf Cypern.
 Höhe 1,85 Meter; Durchmesser 2,20 Meter. Paris, Louvre-Museum.

Für das Opfern empfangen die Priester nicht bloß Bezahlung, auch von dem Fleische des geopferten Schlachtviehes wird ihnen ein bedeutender Theil überlassen, selbst von dem Wollopfer, von diesem sogar mehr, weil es als das wirksamere erscheint. Was dem Priester zu Gute kommt, ist der Gottheit selbst dargebracht, so nah steht er der letzteren. Daneben giebt es Leute, welche in Folge eines freiwillig übernommenen, vielleicht auch in Folge eines von ihren Eltern abgelegten Gelübdes der Gottheit ihre Person zeitweilig

1) Tabnit (S. 193) nennt sich „Priester der Astarte, König der Sidonier“ und ebenso seinen Vater, Eshmunazar I. Sein Sohn, Eshmunazar II., nennt seine Mutter, die Tochter Eshmunazars I., Priesterin der Astarte und zugleich Königin, führt jedoch selber den Priestertitel, welchen sein Vater Tabnit noch dem Königstitel voranstellt, nicht mehr.

2) Justin, XVIII, 7. Wie D. Meißner, Geschichte der Karthager, I, S. 162 hervorhebt, macht die Erzählung im übrigen nicht den Eindruck des richtig Ueberlieferten.

oder lebenslänglich zu eigen gegeben haben, Gottgeweihte. Die Idee der völligen Hingabe hat dann die monströse Auffassung erzeugt, es erfordere das buchstäblich eine Prostitution. Keine willkommener Gabe vermag das Weib der Gottheit darzubringen, als den Lohn, den es für Preisgebung des eigenen Körpers erhalten hat. In den Dienst weiblicher Gottheiten begeben in demselben Sinne sich auch Männer als „Hunde“ (Kalabim), wie der Ausdruck dafür lautet.¹⁾ Um die Verläugnung ihres Geschlechts äußerlich zu kennzeichnen legen sie Weibergewand an.



Stierbild im Henkel der großen Kalkstein-Vase von Amathus.

Das Amt des Vermittlers verpflichtet den Priester, Berührung mit Unreinem als etwas, das ihn der Gottheit entfremdet (vergl. S. 218), ängstlich zu meiden und in seinem Verhalten der Gottheit gegenüber die höchste Ehrerbietung zum Ausdruck zu bringen. Die geweihte Stätte betritt er nicht in Schuhen²⁾; er legt zum Opfern besondere Tracht an³⁾, das bedeutet, er wechselt sein Gewand; erscheint nicht im Alltagskostüm vor der Gottheit.⁴⁾

Reinigende Kraft in religiösem Sinne, daher auch die Kraft zu weihen, legt

1) Corp. Inscr. Semit., I, Nr. 86. Vergl. auch den Namen Kalbelim, oben S. 183 und *Revue d'assyriologie et d'archéologie orientale*, I, S. 87, Anm. 2.

2) Silius Italicus, *De secundo bello Punico*, III, 27. Vergl. damit *Trobus* 3, 5. — Nach Herodian trugen die phönizischen Priester linnene Soden.

3) Vergl. 2. Kön. 10, 22 und 25.

4) Vergl. hierzu J. Wellhausen, *Skizzen und Vorarbeiten*, III, S. 117 und 167. — Die Priester des Melkart-Tempels zu Gades sollen zur Eheslosigkeit verpflichtet gewesen sein.

man vor Allem dem Wasser bei. Zur Ausstattung der Heiligthümer gehören deshalb Wasserbehälter. Einige in Stein ausgearbeitete Gefäße, welche dazu an phönizischen Cultusstätten gedient haben, besitzt man noch. Eines hat die Gestalt eines großen kreisrunden Bottichs ¹⁾. Ein anderes, das auf einem Hügel an der Stätte des ehemaligen Amathus auf Cypern sich befand und seit 1866 im Besitze des Louvre-Museums zu Paris ist, hat die Form einer Vase. Es ist in porösem Kalkstein in einem Stücke ausgeführt. Die Höhe beträgt 1,85 Meter, der Durchmesser an der breitesten Stelle 3,20 Meter. Am oberen Rande springen vier Ansätze in Form von Henkeln vor. Der Henkel umrahmt eine vertiefte Fläche, in der zum Hinweise auf den gottesdienstlichen Zweck des Geräthes ein Stier dargestellt ist. Am Fundorte standen die vier Ecken dieses Riesengefäßes, neben welchem ein zweites von derselben Gestalt sich befand, das im ursprünglichen Zustande noch 40 Centimeter höher war, nach den vier Himmelsgegenden ausgerichtet ²⁾. Vier Stierköpfe sind auf den Außenseiten einer kleinen im Gebiete von Sidon gefundenen Marmorvase angebracht, welche ebenfalls zur Aufbewahrung von Wasser



Cyprische Münze.

Auf der Vorderseite: Stier unter der geflügelten Sonnenscheibe (?), vor der ägyptischen Hieroglyphe für „Leben“. Revers: Taube im Fluge, davor Baumblatt.

gedient zu haben scheint und vor Kurzem von der Sammlung orientalischer Alterthümer in den Königl. Museen zu Berlin erworben wurde ³⁾. Den Inhalt des Gefäßes seit gegen den Einfluß alles Profanen das Bild der Schlange, welche den Rand der Oeffnung mit ihrem Leibe umschließt. Auf den Flächen, welche zwischen den vorspringenden Stierköpfen frei bleiben, sind mit undeutlichen Strichen Umrißzeichnungen eingegraben. Die mehr nachlässige

1) Es ist etwas über 1 Meter tief und mißt im Durchmesser 1,41 Meter. Ein gewisser Naaras, Sohn des Annelos, hatte es, wie eine griechische Aufschrift lehrt, aus eigenen Mitteln dem „Neus“ geweiht. Es ist etwas nördlich von Batrun (S. 46) bei Haunusch gefunden. Vergl. E. Renan, *Mission de Phénicie*, S. 146.

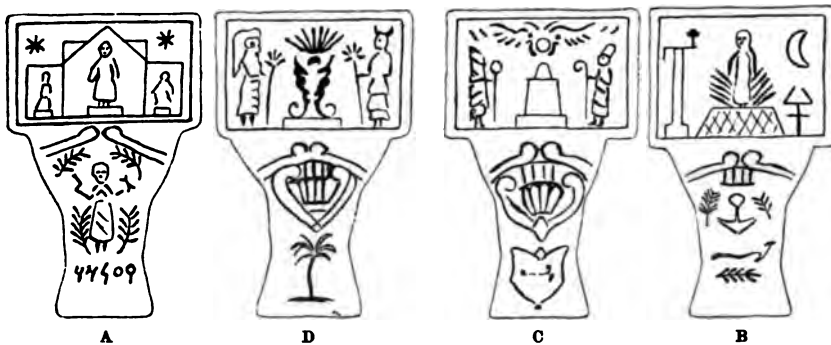
2) Vergl. A. de Longpérier, *Musée Napoléon III*, Text zu Taf. 33, Nr 1: S. Badia, *Voyages d'Ali Bey El Abbassi en Afrique et en Asie*, II (Paris 1814), S. 146—147 und Taf. 37; Louis Palma di Cesnola, *Cypern*, deutsche Bearbeitung von Ludwig Stern (Genä 1879), S. 309; G. Perrot und Ch. Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 279—283.

3) Es sind noch die Reihen von Bohrlöchern zu sehen, in welchen die Rieten für Metallstreifen gefessen haben, mit denen ehemals das Gefäß auf einem Untergerüste festgemacht war.

als skizzenhafte Ausführung derselben, die von der leidlich sauberen Arbeit, welche das Gefäß im übrigen aufweist, sehr absteht, hat Ähnlichkeit mit Umrißzeichnungen, die auf punischen Motivstelen vorkommen, und macht den Ein-



Marmorvase aus Sidon.
Berlin, Königl. Museen.



Darstellungen auf den Außenseiten der Marmorvase aus Sidon im Königl. Museum zu Berlin.
Zur Erklärung vergl. S. 226.

druck, als habe erst die Person, welche das Gefäß als Weihgeschenk einem Heiligthume gewidmet hat, auf demselben diese Darstellungen anbringen lassen. Vieredig abgegrenzte Felder geben hier das Bild einer Tempelfaçade, in die drei Götterbilder eingezeichnet sind, und drei Darstellungen aus dem inneren

Tempelbezirke.¹⁾ Auch sind unterhalb dieser viereckigen Felder mit Strichen, die zum Theil nicht mehr erkennen lassen, was eigentlich hat dargestellt werden sollen, Zeichnungen aufgravirt. Man erkennt Palmetten, einen Palmbaum, eine Figur, die zwischen zwei Palmzweigen mit seitwärts ausgestreckten Händen, d. i. in anbetender Haltung, dasteht, und wohl die Person vorstellen soll, welche die Vase als Weihgeschenk dargebracht hat. Das Ganze macht den Eindruck eines sehr späten Ursprungs.²⁾

Besondere Reinheit hat man schließlich selbst der Opferflamme zu wahren versucht, und sie nur mit geweihtem Feuer angezündet. Wenigstens wird von einigen Heiligthümern erzählt, daß in denselben fortwährend ein Feuer brennend unterhalten wurde. Ferngehalten wurde ferner von der Kultusstätte Alles, was für ungeweiht und für entweihend galt, so von dem Heiligthume des Melkart zu Gades Hunde,³⁾ Schweine und auch Weiber.⁴⁾

1) Zur Erläuterung dieser Bilder:

A. Der Stern deutet auf das Himmelszelt und den himmlischen Ursprung der Gottheiten.

B. Auf einer großen abgeschragten Erhöhung eine pfahlartig gestaltete Figur, mit strahlenartigen Strichen umgeben; sie hat einige Ähnlichkeit mit einem Götterbilde, das auf Münzen, die unter Demetrios II., Nikator und unter Antoninus Pius in der kilikischen Stadt Maslos geprägt sind, dargestellt wird (vergl. besonders *Annuaire de la soc. franç. de numismatique*, VII, Taf. VI, 33, 34 und 37; Percy Gardner's *Catalogue of Greek Coins, The Seleucid Kings of Syria*, Taf. XVIII, 1 und XXI, 5; F. Lajard *Recherches sur le culte de Vénus*, Taf. I, 14 und 15). Ferner ein Pfeiler und auf diesem ein Bildwerk, das wie eine Schlange aussieht. Pfeilerartige Gestalten, mit einem ähnlichen Zierrath bekrönt, erblickt man auf punischen Votivsteinen. Rechts die Mondsicel und darunter, willkürlich umgeformt, die ägyptische Hieroglyphe für „Leben.“

C. Geflügelte Sonnenscheibe zum Hinweise auf den freien Himmel, unter dem der hier dargestellte heilige Stein, dessen Gestalt mit der Form des äußeren Wahrzeichens einiger Grabstätten (von Tharros (Atti della r. Accademia dei Lincei, 3^a ser.: *Memorie della classe di science morali*, VII, Taf. VI, Nr. 6; Perrot und Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 234) übereinstimmt, sich befindet, zugleich ein Hinweis auf die über der Kultusstätte waltende göttliche Macht. Rechts und links je ein Priester mit dem hohen kegelförmigen Kopfbunde, der nach Silius Italicus von den Melkart-Priestern zu Gades getragen wurde und auch die Kopfbedeckung zweier Priester ist, die auf einem Thürsturze zu Umm el-Awamid (*Mission de Phénicie*, Taf. 52) dargestellt sind. In der Hand der Priester ein Krummstab.

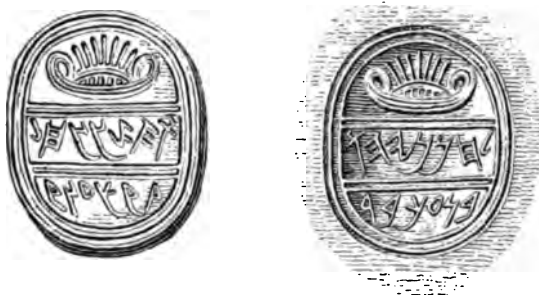
D. Auf flacher Basis aufgerichtet dastehende Uräusschlangen mit Zierrathen auf dem Kopfe, welche wohl Kronen vorstellen sollen. Ueber ihnen eine Glorie von Strahlen. Rechts ein Priester mit hörnerartigen Fäden an seinem Kopfschmucke, links ein anderer, von dessen Haupte ein Ueberwurf herabwällt; in der Hand führen beide, wie einer der zu Umm el-Awamid dargestellten Priester, einen Stock, dessen Spitze in ein Strahlenbüschel ausläuft; es sind wohl *πυροφόροι*, „Feuerträger“ (*De dea Syria*, 42).

2) Die Zeichen der phönizischen Inschrift entsprechen den hebräischen Buchstaben **דבדב**.

3) Die Annahme, daß die Karthager Hunde geopfert haben, hat Paul Scholz, *Götzendienst und Haubermwesen bei den alten Hebräern und den benachbarten Völkern*, Regensburg 1877, S. 212, widerlegt.

4) Daß trotzdem es Hohepriesterinnen des Melkart gegeben habe, pflegt man mit Unrecht aus einer zu Corbridge in Northumberland gefundenen griechischen Inschrift zu schließen (*Corpus Inscriptionum Graecarum*, Nr. 6806).

Für ein besonders heiliges Geschöpf haben die Phönizier, wie ursprünglich wohl alle Semiten, die Schlange gehalten. Anfangs wird man allerdings wohl nur in der Meinung, daß Geister und Seelen mit Vorliebe die Gestalt von Schlangen annähmen, sich gehütet haben, Schlangen zu tödten, denn auf diese Meinung ist zurückzuführen, daß den Phöniziern die Schlangen für Wesen gelten, denen weder Krankheit noch Alter etwas anzuhaben vermöge. Auch soll es hauptsächlich die Beseeltheit, die den Wätylen eigen ist, bezeichnen, daß auf Münzen von Tyros, die in Clagabals Zeit geprägt sind, eine Schlange um den heiligen elliptisch geformten Stein, der darauf abgebildet wird, sich herumwindet.¹⁾ Als Bild eines gefeiiten Thietes verwendet die religiöse Kunst der Phönizier das Bild der Schlange als ein magisches Mittel und umrahmt mit dem Leibe einer zum Kreise sich zusammenbiegenden, mit dem Kopfe das



a. Siegelstein, gefunden zu Jerusalem.

- a. Gehört „dem Hananjahu, Sohn des 'Albor“. Phönizische Palmette über der Inschrift.
 b. Abdruck des Steines, zeigt die Schrift linksläufig, wie sie zu lesen ist.
 Doppelte Größe des Originals. Berlin, Königl. Museen.

Ende des Schwanzes berührenden Schlange, Gefäßöffnungen und Flächen,²⁾ von denen Unheiliges, Schädliches, Bezauberung abgewehrt werden soll. Denselben Zweck hat es auch gehabt, wenn, wie berichtet wird,³⁾ das Bild einer

1) Ähnliche Bedeutung hat es wohl, daß auf einem Bronzestreifen, der in der Nähe von Batna gefunden worden ist (*Gazette archéologique*, V, Taf. 21), rechts und links neben dem Brustbilde zweier Gottheiten ein Pfahl, umwunden von einer Schlange, zu sehen ist; es geht auf die Beseeltheit der Äscheren.

2) In dieser Weise bildet auf einer bei Palestrina gefundenen Silberschale von phönizischer Arbeit eine Schlange den Rahmen der auf der Innenfläche der Schale befindlichen Darstellungen (*Monumenti dell' Instituto* X, Taf. 32; *Ch. Clermont-Ganneau*, *L'Imagerie phénicienne*, I, Taf. 1; *Perrot und Chipiez*, *Histoire de l'art*, III, S. 759).

3) *Macrobius*, *Saturnalien*, I, 9, 12. *E. Leemans* zu *Horapollon*, I, 2. In der phönizischen Kunst ist bis jetzt das Schema der „Schlange, die sich in den Schwanz beißt,“ nicht nachweisbar. Für die Anwendung spricht jedoch, daß Phönizien

Schlange, die mit den Kiefern das Ende des Schwanzes gepackt hält, auf religiösen Kunstwerken der Phönizier häufig vorkam; es hat das nur noch deutlicher die magische Absonderung des eingeschlossenen Raumes ausdrücken sollen.

Mit abergläubischen Widen müssen auch die Phönizier und ihnen benachbarte Stämme Anfangs die Maus betrachtet haben. Auf karthagischen Motivinschriften begegnet man dem Personennamen 'Akbor, d. i. „Maus“ und davon abgeleiteten Namensformen nicht selten.¹⁾ Aber auch auf einem zu Jerusalem gefundenen geschnittenen Steine²⁾ und im Alten Testamente kommt dieses Wort als Name eines Israeliten vor, auch heißt so ein Edomiter. Lediglich als Rosenname werden diese Benennungen nicht aufgefunden sein. Da in den Ackerbaudistrikten Palästinas das Ueberhandnehmen der Feldmäuse sich zu einer Landplage gestaltete, Landplagen aber Strafgerichte zürnender Gottheiten waren, erschien den Kanaanäern die Maus allmählich als typische Verkörperung gottgesandter Heimsuchungen. Hauptsächlich diesen Grund wird es haben, daß man Weihgeschenken, die zur Versöhnung muthmaßlich zürnenden Gottheiten dargebracht werden, die Gestalt von Mäusen giebt, auch wenn es sich um einen durch Mäuse verursachten Schaden gar nicht handelt. So geben die Fürsten der Philister der Lade Jahwes fünf aus Gold verfertigte Bilder von Mäusen mit, obwohl die Strafe, welche sie betroffen hat, in einer ansteckenden Krankheit besteht.³⁾ Die Bedeutung eines sühnenden Gesenkts hat es daher auch wohl, daß auf einer karthagischen Motivstele Mäuse abgebildet sind.⁴⁾ Ob bei den Kanaanäern üblich gewesen ist, bei bestimmten Anlässen Mäuseopfer darzubringen und das Fleisch zu verspeisen, wie man aus Jes. 66, 17 zu schließen pflegt, ist sehr fraglich.⁵⁾

Allgemeines Stammesabzeichen der männlichen Individuen war bei den

die Umdeutung dieses Schemas kennt, nach der es die Selbstverjüngung vorstellt, welche die alternde Schlange bewirkt, indem sie, mit dem Schwanzende anfangend, sich selber aufzehrt. Aus dieser Umdeutung ist dann die Erklärung entstanden, welche Macrobius für dieses Schema beibringt: es bezeichne die Selbsterneuerung und Umwandlung, welche innerhalb des Kosmos sich vollziehe.

1) Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 178; 239; 344; 236 und 395.

2) Vergl. Journal asiatique, 8^e sér., I, S. 128.

3) Der hauptsächlich in der Troade verehrte Apollon Smintheus hat seinen Namen von den Feldmäusen, deren Vermehrung er abwehrt (Ed. Meyer, Geschichte von Troas, Leipzig 1877, S. 5 und 17), und gerade ihn läßt die Ilias die Pest über das Lager der Achäer verhängen. Auf diese Parallele hat bereits Paolo Antonio Paoli (Della religione de' gentili per riguardo ad alcuni animali e specialmento a' topi, Neapel 1771) hingewiesen, ebenso auf die Erzählung Herodots, nach der Mäuse die Werkzeuge des Strafgerichts waren, das Sanherib bei seinem Angriffe gegen Aegypten erteilte; eine Erzählung, die Herodot schwerlich einem Aegyptier verdankt.

4) E. de Sainte-Marie, Mission à Carthage, S. 78; Corp. Inscr. Semit., I, 1, Nr. 344.

5) Ebenso, ob es eine religiöse Bedeutung hat, daß auf einem aus der Nekropole von Tharros stammenden geschnittenen Steine (Gazette archéologique, III, S. 74) vier Mäuse abgebildet sind.

Phöniziern die Beschneidung,¹⁾ während den Philistäern dieser Brauch unbekannt war. Die Vorstellung, daß die Gottheiten, von Allem was ihrer Gunst feinen Ursprung verdankt, die Erstlinge für sich beanspruchen (S. 165), hat frühzeitig, wie es scheint, die Auffassung erzeugt, daß auf dem zum Weibe herangereisten Mädchen eine Art Tabu ruhe. In den Besitz eines demselben Gemeinwesen angehörigen Mannes durfte die Jungfrau nicht übergehen, mit ihm eine Ehe nicht schließen, bevor sie nicht durch Darbringung eines stellvertretenden Opfers von dem Herrenrechte der Gottheit, welche das Heranreifen bewirkt hatte, sich losgekauft hatte. In den Augen der Gottheit erhöhte zwar den Werth des Opfers — das hat man sicher geglaubt — wenn, um dasselbe zu beschaffen, die Jungfrau einem stammfremden Manne für einen Entgelt sich hingab, und an manchen Orten z. B. in einigen Küstengebieten Cyperns,²⁾ ist dieses Verfahren auch an der Tagesordnung gewesen. Vorgeschrieben war es jedoch schwerlich und im eigentlichen Phönizien hat es allem Anscheine nach in der Nähe weniger berühmter Heiligthümer, deren alljährlich wiederkehrende Feste wie im alten Arabien zahlreiche Fremde anlockten, sich erhalten. Zu Byblos hatte sogar, wie aus Lukians Angaben hervorgeht, die Bedeutung sich geändert. Die dort bestehende Verpflichtung der Frauen, am Tage der Trauer um Adonis ihr Haupthaar zu opfern, wurde damit begründet, daß sie im Falle der Weigerung gezwungen seien, einen Tag lang den anwesenden Fremden ihre Gunst zu verkaufen und den Gewinn auf ein anderes der Baalat zufallendes Opfer zu verwenden. Die Nachwirkung der ehemaligen Sonderung in Stammesverbände spricht sich in diesen Anschauungen noch deutlich aus.

Als Erstlinge, ursprünglich der Familie und des Stammes, demgemäß auch des Gemeinwesens galten die erstgeborenen Kinder. Die Auffassung, daß man die Gottheit um ihren Antheil betrüge, wenn man nicht auch diese Erstlinge ihr buchstäblich opfere, wird jedoch lediglich das Ergebnis einer alle Consequenzen ziehenden Theologie sein. Vollzogen wurde die Opferung des Erstgeborenen jedenfalls häufig bei den Kanaanäern Palästinas und zwar allem Anscheine nach nicht bloß zur Beschwichtigung zürnender Gottheiten (S. 167), auch ist nicht zu bezweifeln, daß regelmäßige Kinderopfer bei den Karthagern dargebracht wurden.³⁾ Doch fordern diesen entsetzlichen Tribut

1) Ueber die Bedeutung, vergl. B. Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, S. 423; Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 41.

2) Herodot spricht davon als von einer dort stellenweise noch bestehenden Sitte, Pompejus Trogus erwähnt es als einen dort ehemals herrschenden Brauch. Er wird aber auch als etwas allgemein Phönizisches bezeichnet (vergl. Paul Scholz, Göpfindienst und Haubtwesen, S. 254 und 326).

3) Vergl. z. B. G. F. Herzberg, Hellas und Rom, I, S. 579. Die Verpflichtung, das Opfer zu leisten, ruhte auf den vornehmsten Familien Karthagos als den Vertretern der Gesamtheit. Nach einer feststehenden Reihenfolge kamen sie dazu heran. Aus einer Anzahl dazu gestellter Kinder wurde durch das Loos das Opfer ausgewählt. Heimlich wurden daher häufig in diesen Familien die eigenen mit Kindern

nur wenige Gottheiten. In Palästina ist es Molk (Moloch), bei den Karthagern „Kronos“ d. i. El.

Daß die Hauptgottheiten der Phönizier in einem Zeitraume, welcher der Ansiedelung in Phönizien vorausging, die Bedeutung von Stammesgottheiten besessen haben, ist eine Hypothese, die mit der Thatsache, daß eine Verschiedenheit in der Abstammung der Bewohner Phöniziens sich nicht nachweisen läßt (S. 136—138), nur scheinbar in Widerspruch steht. Die Stammesverbände, deren ehemaliges Vorhandensein vorausgesetzt werden darf, hat man sich nur als ganz kleine Clane zu denken. Denn es muß deren ursprünglich eine erhebliche Menge gegeben haben. Die große Anzahl der Götternamen weist darauf hin. Für diese Erscheinung, wird man meinen, giebt die große Anzahl und Abgegrenztheit der phönizischen Ansiedelungen eine hinreichende Erklärung. Verlegt man aber die Anfänge der religiösen Entwicklung der Phönizier nach Phönizien, so trennt man sie von der der übrigen Kanaanäer und nächstverwandten Völker, mit welcher sie im engsten Zusammenhange gestanden hat. Auch glaube ich nachgewiesen zu haben, daß bei den Phöniziern dem Begriffe Gottheit von dem Begriffe der Stammesgottheit, der Gottheit eines Hirtenstammes, etwas noch anhaftet. Ein Land für Viehzüchter aber ist Phönizien nicht; es ist geschaffen für Ackerbauer und Seefahrer.

Die religiösen Anschauungen und Gebräuche, welche die Kanaanäer mitbrachten, als sie Phönizien in Besitz nahmen, haben im Laufe der Zeiten wesentliche Umwandlungen erlitten.¹⁾ Verschiedene Ergebnisse dieser Umwandlung sind, soweit es der Zusammenhang der Darstellung gestattete, bereits geschildert worden. Da eine ausführliche Geschichte dieser Umgestaltung sich jedoch nicht schreiben läßt,²⁾ darf ich hier nur noch kurz einige der Ergebnisse zu erläutern und zu charakterisiren versuchen.

Feste Wohnsitze werden Anfangs nur kleine Gruppen von Kanaanäern, bestehend in einem leitenden Geschlechte und einer Gefolgschaft von Familien, genommen haben, und auf diesem Wege wird zuerst diejenige Gottheit, welche das leitende Geschlecht und mit ihm die Familien, die zu demselben in Clientel standen, als Stammesgottheit zu betrachten gewohnt war, zur Gottheit des Gemeinwesens geworden sein. Die meisten Ortschaften Phöniziens haben daher nur eine Kultusstätte, alle kleineren Gemeinwesen verehren als solche nur eine bestimmte Gottheit von den vielen, an deren Dasein und Macht man glaubt. Wie Byblos keine Baalat hat, so gilt allerdings in den meisten

anderer Leute vertauscht und diese an Kindesstatt gehalten (nicht, wie Movers, Die Phönizier, I, S. 302 meint, „zur Opferung gemästet“). Das Opfer wurde zu Karthago angeblich einem ehernen Götterbilde, das innen hohl war, auf die Arme gelegt und rollte von dort durch eine Oeffnung in das Innere, in dem ein Feuer glühte, hinab. Die Eltern, heißt es, durften über den Verlust des Kindes nicht wehklagen; das Opfer hatte sonst seinen Werth verloren.

1) Vergl. S. 157.

2) Vergl. S. 157—161.

Gemeinwesen für die Schutzgöttheit derselben eine Astarte.¹⁾ Nicht überall, wo dies noch nachzuweisen ist, mag sie von Anfang an diese Stellung gehabt haben. Einfluß auf das Schicksal, hegende Fürsorge haben überhaupt die Phönizier vorzugsweise weiblichen Gottheiten zugeschrieben. Der Schutzgeist Karthagos, dessen Namen Hannibals Eid (S. 181) nicht ausspricht, ist aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Anderes als die Göttin, welche von den Schriftstellern des Alterthums und auf den lateinischen Inschriften des punischen Nordafrikas die „Himmliche“, die „Himmelsjungfrau“ (Caelestis, Virgo Caelestis), und auf den punischen Totenschriften Tanit-Bene-Baal genannt wird.²⁾ Die Rolle, das Gemeinwesen zu beschirmen, wird in Phönizien jedoch einer weiblichen Gottheit an den meisten Orten erst zugefallen sein, als die Entwicklung der Verhältnisse nöthigte, bestimmten Gottheiten besondere Aufgaben zuzuschreiben, eine specialisirende Umdeutung des Wesens der betreffenden Gottheiten, zu welcher frühzeitig die Aufnahme bisher ein Hirtenleben führender Geschlechter in die zuerst begründeten Ansiedelungen, die Erweiterung der Machtphäre einzelner Ortschaften und die daraus entspringende Vermehrung der zum Gebiete dieser Ortschaften gehörenden Cultusstätten Anlaß geboten haben muß.³⁾ Zugleich entsprach diese Umdeutung der völligen Umgestaltung der Lebensweise, der größeren Mannigfaltigkeit der Daseinsbedingungen (S. 157).

Eine ungleich höhere Wichtigkeit als zuvor erhielt, als man anfang, der Feldbestellung und dem Anbau von Fruchtbäumen sich zu widmen, vor Allem der Einfluß des Wechsels der Jahreszeiten, die belebende Wirkung der Regenperiode, das Stocken der Vegetation, welches die Gluth der regenarmen Zeit alljährlich hervorrief. Schon vor dem Uebergange zu diesem Culturstadium wird es zwar Phönizier gegeben haben, die einen „Herrn des Himmels“ (Baal Schamem) als ihre Gottheit verehrten, die ihre überall und jederzeit gegenwärtige Gottheit für ein Wesen des Himmels ansahen und den Gestirnen, vor Allem der Sonne und dem Monde, eine Art von Beseeltheit zuschrieben, an einen besonderen „Sonnenbaal“ (Baal Schemesh) dagegen hat erst der Landmann Phöniziens glauben gelernt. Als eine nachträglich, obschon sehr frühzeitig entstandene Auffassung ist daher auch zu betrachten, daß das gesammte Naturleben gleichsam in zwei Reiche zerlegt wird, in das Reich derjenigen Erscheinungen, in denen die Einwirkung der Sonne sich kundgibt, und in das Reich der das Leben aus unsichtbaren Keimen hervortreibenden Kräfte. Das erste ist vorzugsweise,

1) Ueber diese Benennung vergleiche S. 267.

2) Der phönizische Personennamen Tanit wird griechisch mit Artemidoros wiedergegeben, Tanit also mit Artemis. Dementsprechend heißt auf einer zu Karthago gefundenen lateinischen Inschrift die Caelestis Diana (Corp. Inscr. Lat., VIII, Nr. 999). Sie wird allerdings auch der Juno gleichgestellt.

3) Auf annähernd ähnliche Weise hat bereits Movers, Die Phönizier, II, 1, S. 509, die Mannigfaltigkeit der in den größeren Städten Phöniziens bestehenden Culte erklärt.

jedoch nicht ausschließlich, der Schauplatz, auf dem männliche Gottheiten ihre Thaten vollziehen, das andere ist ebenso das Reich weiblicher Gottheiten.

Nicht mehr alle, sondern vorzugsweise männliche Gottheiten sind es daher, die im Kampfe gegen Ungethüme ihre Macht offenbaren, und das verschlingende Raubthier, der Löwe, den sie zu überwinden haben, ist vor Allem die verzehrende Sonnengluth des Hochsommers. Bei jeder Dürre wiederholt sich dieses Ringen. Minnen die Quellen aufs Neue, so ist das ein Zeichen, daß der Gott obgesiegt hat. Ein gigantisches Götterbild, welches zu Amathus auf Cypern ausgegraben worden ist, veranschaulicht das. Es hat als Brunnenfigur gebildet. Der Gott hält eine getödtete Löwin; aus ihrem Rachen quoll gleichsam als Blut der erlegten Beute das Wasser.¹⁾

Auf weniger gewaltsame Art giebt die Macht der weiblichen Gottheit sich kund. Sie gewährt so vor Allem Gedeihen, der Vegetation, den Geschöpfen der Thierwelt, dem Menschen. Vorzugsweise ihrer Obhut vertrauen daher auch die Gemeinwesen sich an. Im Reiche der Liebe, im Eheleben, ist sie die Gebieterin. Ihr zur Dienstbarkeit verpflichtet sind vor Allem die Mädchen und Frauen.²⁾

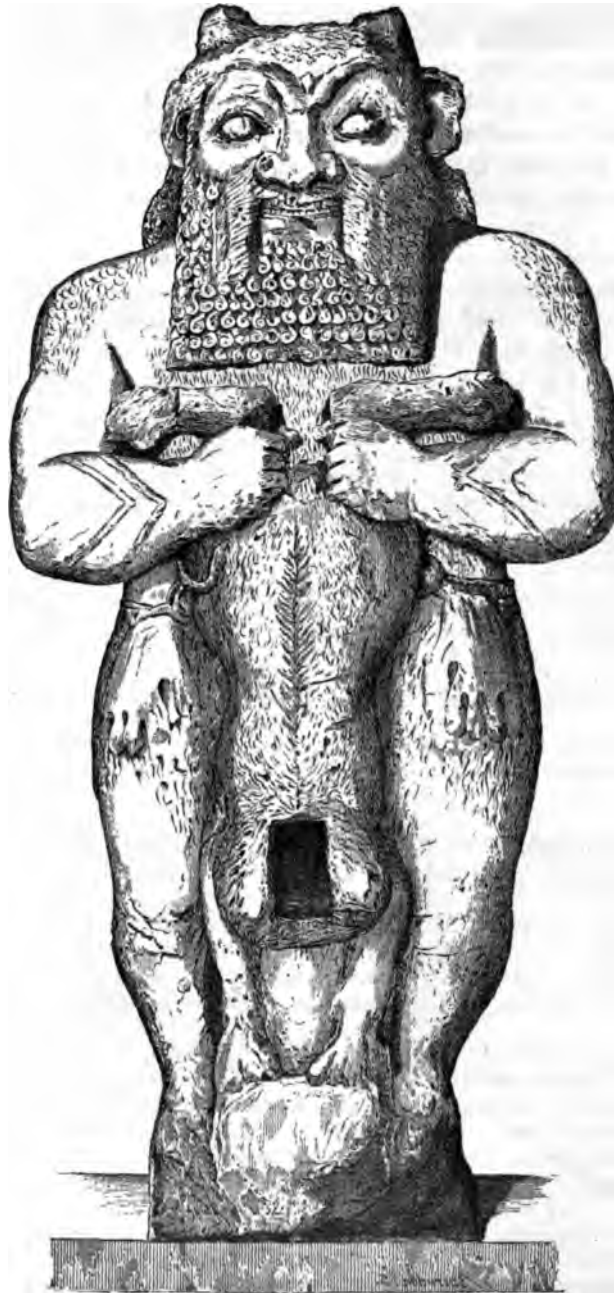
Der alljährliche Einfluß der Dürre, das Versiegen der Quellen, das Stillstehen des Pflanzenwuchses erregen den Eindruck, die Fürsorge einer Gottheit habe nachgelassen, ja aufgehört. Es mag das eine Auffassung sein, welche die Kanaanäer nach Phönizien bereits mitgebracht haben. In den Deutungsversuchen jedoch, die noch bekannt sind, herrscht so große Verschiedenheit, daß man den Ursprung derselben an bestimmten Kultusstätten suchen muß. Eine der ältesten Erklärungen wird sein, die Gottheit schlummere oder sei scheinodt, man müsse sie aufwecken. Zu Tyros feiert man daher alljährlich beim Wiederbeginn der Regenzeit das Fest des Erwachens, der Wiedererweckung des Melkart. An anderen Orten dagegen herrscht die Meinung, Kummer habe die Gottheit veranlaßt, das gewohnte Thun aufzugeben. Die Göttin hat sich verliebt und keine Gegenliebe gefunden; der schöne Jüngling, dem sie hold war, hat sich das Leben genommen, sich selbst verstümmelt, d. h. die Zeugungskraft der Natur ist erloschen; eine Wiederbelebung muß erst eintreten (S. 187). Oder, die Göttin trauert um verlorenes Glück. Ihre Reigung ist zwar erwiedert worden, ihren Liebling jedoch haben beim Jagen wilde Thiere angefallen und umgebracht.³⁾ Ein anderer Gott ist eifersüchtig geworden und hat ihn ermordet,⁴⁾ denn nicht überall wird erzählt, daß der

1) In diesem Falle hat man vielleicht besonders an einem Kampfe mit der ihr Raß vorenthaltenden Wolfe gedacht.

2) Zur Beherrscherin des Meeres ist Astarte wohl erst geworden, als man in ihr die schaumgeborene Aphrodite wiederzuerkennen glaubte.

3) So nach Philon „Eliun d. h. den Höchsten,“ dem zu Byblos die heranwachsende Jugend Libationen und Opfer darbrachte.

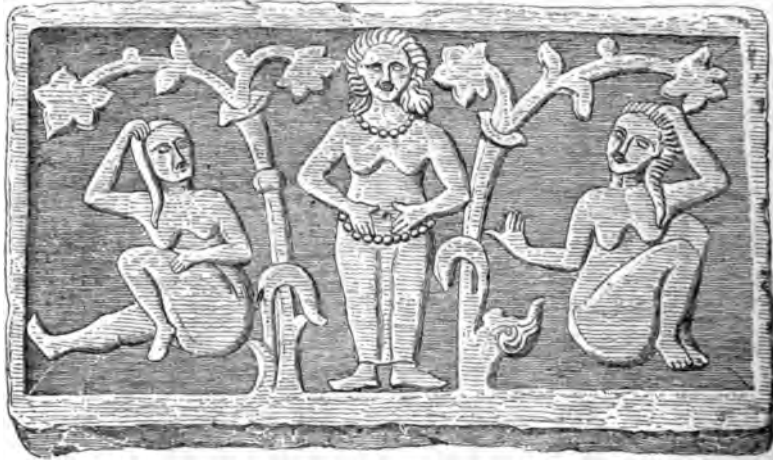
4) Vergl. Paul Scholz, Götzendienst und Rauberwesen, S. 221; A. v. Gutshmid, Artikel Phoenicia.



Gottheit eine erlegte Löwin haltend.

Statue in porphyrem Kalkstein. 4,20 Meter hoch, Schulterbreite 2 Meter. Gefunden bei Amathus auf Cypem. Ottomanisches Reichsmuseum im Ichniki-Ridshi, Konstantinopel.

Nebenbuhler einen Eber dazu angestiftet habe.¹⁾ Sehr alten Ursprungs wird die Auslegung sein, die Gottheit habe das Land verlassen, sei verschwunden, der Baal z. B. sei gerade irgend wohin unterwegs.²⁾ Denselben Sinn hat es, daß man die Göttin entführt werden läßt, so zu Tyros die Europa in das ferne Westland (Ereb, Erebos). Selbst zu der unschönen Vorstellung, die Göttin habe in dem vorangehenden Zeitraume des Jahres ihre Jung-



Atargatis-Deiako in ihrem Haine, umgeben von mit ihr über ihren Fehltritt klagenden Frauen.
Relief in grauem Marmor, gekauft von F. de Saulcy zu Askalon; Paris, Louvre-Museum. 87 Centim. breit, 35 Centim. hoch.

fräulichkeit eingebüßt und aus Scham den Tod gesucht, hat man sich verfliegen; sie besteht zu Aphaka (S. 216) und zu Askalon.³⁾

1) Diesem Kreise von Mythen gehört vielleicht auch der Heros an, den die Stadt Marathos als ihren Eponymos betrachtet (Revue numismatique, 3^e sér., VI, S. 525—528). — Zu S. 39, Anm. 1 trage ich hier nach, daß nach E. Babelons Rechnung die letzte noch bekannte Münze von Marathos im Jahre 73 v. Chr. geprägt sein würde.

2) Vergl. 1. Rdn. 18, 27.

3) Die vermittelnde Vorstellung ist hierbei, daß die Göttin die Fülle aller Lebenskeime in ihrem Schooße berge, daß sie empfangen haben müsse, ohne zu gebären (S. 150). — Das Gegenstück hierzu ist die Auffassung, der Gott, dessen Unthätigkeit erklärt werden soll, sei in den Flammen (der Sonnengluth) umgekommen. Die Recognitiones Clementinae (X, 17) bezeichnen Tyros als Stätte der Verbrennung des Herakles, d. i. des Melkart. Daß Melkart einmal freiwillig den Feuertod erlitten habe, wurde auch zu Karthago überliefert. Herobots Angabe, jener Hamilkar, der bei Himera sich selbst in das Opferfeuer gestürzt habe (S. 168), werde zu Karthago und in den karthagischen Pflanzstädten deswegen als Gott verehrt, enthält offenbar nur eine Verwechslung der Namen Hamilkar und Melkart. Ob an der Erzählung von dem freiwilligen Tode Hamilkars etwas Wahres ist, wird dadurch sehr zweifelhaft. Auch Didos Selbstverbrennung wird ähnliche Bedeutung haben.



Terracotten aus Phönizien.

1. Weibliche Figur, das Tympanon (eine Art Handpauke) spielend; 14 Centim. hoch. Gefunden zu Tripolis.
2. Göttin mit Taube; 26 Centim. hoch. Gefunden zu Tortosa.

Durch die Beziehung zu bestimmten Naturvorgängen, welche der Mythos der einzelnen Gottheit beilegt, sondert sie sich von anderen Gottheiten, gewinnt sie an Individualität und schließen sich mehrere Gottheiten zu Gruppen zusammen; die Rollen werden vertheilt, und diese Vertheilung erscheint dann als Rechtfertigung für die Verehrung.¹⁾ Auch hat man verschiedene Gottheiten, um sie nebeneinander verehren zu können, in eine Rangordnung gebracht. Die Gottheiten, die nach Mall benannt sind, z. B. scheint man als Vorgesetzte des Baal Hammon betrachtet zu haben.²⁾ Alle Nachrichten hingegen, welche die phönizischen Gottheiten zu einander in genealogische Beziehungen bringen, sind für Erzeugnisse einer erst ganz spät eingetretenen Systematisirung anzusehen.

Etwas von der Vorgeschichte der phönizischen Religion prägt in der Thiersymbolik der religiösen Kunst sich noch aus. Stier und Löwe werden einander gegenübergestellt und ergänzen mit dem heiligen Baume sich zu einem Bilde der Gottheit (Textbild auf S. 213). Mit Vorliebe bringt man Löwenhäupter auf den Außenwänden von Sarkophagen und Särgen an, und am Fuße eines alterthümlich gestalteten Grabdenkmals zu Amrit treten dem Beschauer vier Löwengestalten entgegen; an Stelle der Gottheit halten sie dort Wache. Greife und Raubthiere als Ueberwinder einer wehrlosen Beute dienen, auf Münzen (Textbild auf S. 173) und Siegelsteinen dargestellt, zur Abwehr von Unheil. Als Ebenbild der weiblichen Gottheit³⁾ gilt die Taube; Tauben hält man daher im Tempelbezirk der Astarte, und die Göttin selbst wird



Münze von Arabos aus der Zeit Gordians III.

Urne mit Palmzweigen zu beiden Seiten zwischen zwei mit dem Rücken aneinander lehrenden Sphingen. Originalgröße. Berlin, Königl. Münz-Cabinet.

1) So wird z. B. der Umstand, daß neben einer Astarte eine Tanit als überzählige Göttin verehrt wurde, zuerst Anlaß gegeben haben, der Tanit die besondere Aufgabe zuzuertheilen, den Gang des Mondes und der Sterne in ihre Obhut zu nehmen. Die Wesen, welche in den Gestirnen wirkten, dachte man sich eigentlich, wie die Stele von Hadrumetum (S. 210) lehrt, in der Mehrzahl und einen Eigennamen hatte man ihnen gewiß nicht beigelegt. Ein viel älterer Zug wird sein, daß der Landmann von der Tanit Regen erleht; „Verheißerin von Regengüssen“ (pluviarum pollicitatrix) nennt Tertullian höhrend die Caelestis. Als Spenderin des Regens ist sie zur Himmelsgöttin geworden, zu der den Luftraum erfüllenden Kraft, als welche sie unter der Benennung Juno eine lateinische Dichtung (Inscription von Maraggar, Corp. Inscr. Lat., VIII, Nr. 4635) feiert.

2) Vergl. S. 186 und 212. Die dreimal drei Steine der Stele von Hadrumetum mögen Mall-Baal zwischen Baal Hammon und Tanit-Bene-Baal vorstellen sollen. In Mall-Baal darf man vielleicht auch den Kronos der Karthager erblicken, denn er ist es wohl, der auf einer lateinischen Inschrift Numidiens unter den göttlichen Helfern (diis iuvantibus) als Saturnus figurirt (Corp. Inscr. Lat., VIII, Nr. 2226), und als Name des Mall-Astart gilt ein El, der El Hammon.

3) Nicht bloß der Astarte, sondern auch der Tanit (Vollbild zu S. 181).

mit Tauben auf den Schultern oder eine Taube in der Hand haltend, dargestellt. ¹⁾

Indem die Deutungsversuche, welche alljährlich wiederkehrende Natur-



Grabdenkmäler zu Amrit, genannt Meqbasil, die „Spindeln“.

vorgänge aus Thaten und Lebensschicksalen bestimmter Gottheiten erklärten, zunächst im Bereiche einer einzelnen Cultusstätte Gegenstand einer Ueber-

1) Den Steincultus haben die Phönizier nachträglich, als sie ihre Gottheiten vorzugsweise für Bewohner des Himmels ansahen, sich nicht mehr recht zu erklären gewußt. Um die Heilighaltung der großen Steinfetische der Tempel und angebliche Besesstheit der Ränke zu begründen, haben sie dieselbe für vom Himmel gefallene Steine ausgegeben

lieferung wurden, erschienen sie frühzeitig als Sagen, als Berichte über Dinge, die nur einmal, nämlich in grauer Vorzeit sich abgespielt hatten, erschienen die Götter, von welchen darin die Rede war, nur noch als Wesen der Vorzeit. Es hat dies schließlich und zwar früher, als man gewöhnlich anzunehmen gewillt ist, dem sogenannten Euhemerismus Vorschub geleistet, der Ansicht, die Götter seien eigentlich Sterbliche, die in längst vergangenen Tagen einmal gelebt hatten, ehemalige Herrscher, Gründer von Städten, Menschen, denen gelungen war, unter ihren Zeitgenossen sich hervorzuthun, Urheber der später geltenden Satzungen, praktischer Maßregeln, nützlicher Erfindungen. Zu Gades wurde das Grab des Melkart gezeigt wie zu Aphaka das des Tammuz-Abonis und Berytos besaß Reliquien eines Gottes, den Philon Pontos nennt. Verschiedene Nachrichten, deren Alter allerdings sich nicht mehr feststellen läßt, zeigen zugleich Melkart nicht nur im Lichte eines Helden der Urzeit, sondern auch eines Culturheros, eines „größten Wohlthäters der Menschheit.“ Das Bekämpfen von Ungeheuern, aufgefaßt als Anbahnung der Geseßung, hat hierbei wohl die vermittelnde Idee abgegeben. ¹⁾

Ueber die Gebräuche des Alltagslebens, Sitte und Recht, über die Auffassung der Ehe fehlt es an Auskunft. Die Anschauung, daß der Besiß von Nachkommenschaft für eine Art persönlichen Fortbestehens bürgte, haben gleich vielen anderen Völkern die Phönizier gehegt. Der Enkel erhielt der Regel nach den Namen des Großvaters. Kinderlegen verdankt man der Günst von Gottheiten, es drückt sich das aus in Personennamen wie Hannibal („Baals Gnade“), Mutumbal („Baals Geschenk“), Sanchuniathon (Sakunjatou, „Sakun hat gegeben“). Ehen zwischen Geschwistern waren erlaubt, kamen aber wohl nur vor, wenn in der weiblichen Linie ein Rechtsanspruch erblich war, den die männliche nicht besaß.

Das Gemeinwesen betrachtet sich als eine gens, als ein 'Am, d. i. ein „Volk“ für sich. Auf die Machtstellung, welche sich Sidon frühzeitig erworben hat, weist hin, daß dort das Gemeinwesen sich nicht als das „Volk Sidons“ bezeichnet, sondern als „die Sidonier“; es soll das die Bewohner der von Sidon abhängigen Ortschaften einschließen. Ueber die Verfassung einzelner

und demgemäß dann auch den Idolen der Tempel am liebsten die Gestalt eines Belemniten gegeben. Astarte selber, erzählte man sich, habe einen vom Himmel gefallenen Stern aufgefunden und ihn auf der heiligen Insel von Tyros zur Verehrung niedergelegt, eine Geschichte, die jedoch erst erfunden sein kann, als man den Namen Astarte von dem griechischen Worte astér, der Stern, ableitete. Daß von Anfang an niedergefallenen Meteorsteinen eine magische Kraft zugeschrieben worden sein mag, will ich nicht in Abrede stellen, doch ist schwerlich hierin der Ursprung des Steincultus zu suchen.

1) Georg Hoffmanns wichtige Abhandlung: Ueber einige phönizische Inschriften (Abhandlungen der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, XXXVI, Göttingen 1889, habe ich für meine Darstellung des Entwicklungsganges der phönizischen Religion leider nicht mehr benutzen können.

Gemeinwesen erfährt man etwas, doch stammen die Nachrichten aus später Zeit. Die Stadtgemeinde setzt sich zusammen aus Geschlechtern. An der Spitze eines jeden größeren unabhängigen Gemeinwesens hat augenscheinlich überall in Phönizien von Alters her ein König gestanden, dessen Würde in einem bestimmten Geschlechte forterbte. Gesetzliche Schranken waren der Macht des Königs ursprünglich schwerlich gezogen, und beispielsweise der König von Tyros mag in der That zu Ezechiel's Zeit, wie aus einigen Redewendungen dieses Propheten hervorzugehen scheint, sich als Stellvertreter der Gottheit vorgekommen sein. Frühzeitig, wenn nicht von Anfang an, werden jedoch an der Entscheidung wichtiger Angelegenheiten die Oberhäupter angesehenen und begüterter Geschlechter Antheil gehabt haben, und es ist möglich, daß schon vor der Perserzeit vielfach die Regierung nur noch der Form nach monarchisch, in Wirklichkeit jedoch oligarchisch war, daß der König meist nach den Beschlüssen eines Rathes, nach dem Willen der Vertreter einer Reihe patrizischer Geschlechter¹⁾ sich richten mußte. Der Gemeinde-Ausschuß, mit dem zu verhandeln der König gelegentlich gezwungen war, wird jedoch noch nicht, wie das zur Perserzeit und später der Fall gewesen zu sein scheint, eine ständige Behörde gebildet und eine bestimmte Anzahl von Mitgliedern gehabt haben. Ohne Belang ist, daß die Gründungsfrage Karthagos zu Tyros bereits in dem Zeitraume, in welchem Karthagos Gründung verlegt wird, nicht allein dem Hohenpriester Melkart's nächst dem Könige die höchste Stellung im Gemeinwesen zuertheilt, sondern auch von einem Senate spricht und die zehn Ersten des Gemeinwesens mit auswandern läßt. Es ist das nur erfunden, um Zustände, die sich in Karthago gebildet hatten, historisch zu begründen.

Zu der Entwicklung, die einzelne Ortschaften Phöniziens aus armseligen Fischerdörfern zu stattlichen Gemeinwesen umwandelte, wird ein Handelsverkehr den Grund gelegt haben, dessen Entstehung die Vervollkommnung der Strandbevölkerung in der Schifffahrt ermöglicht hat. Auf dem Gebiete der Industrie sind schwerlich die Phönizier den Bewohnern des übrigen Syriens frühzeitig überlegen gewesen. Herodot wird vielmehr Recht haben, wenn er die ersten Phönizier, welche an Griechenlands Küste landen, Waaren feilbieten läßt, die nicht Erzeugnisse ihrer Heimath, sondern Aegyptens und Assyriens, d. h. des syrischen Binnenlandes sind. Vorwiegend zu Industriestädten sind die Großstädte Phöniziens erst geworden, nachdem sie ihre politische Unabhängigkeit und einen großen Theil ihrer Handelsbeziehungen eingebüßt hatten. Zur Anknüpfung des Verkehrs mit dem Binnenlande Syriens wird dagegen Anfangs vorzugsweise der Fischhandel sich gebildet haben.

1) Vergl. C. F. Cornill zu Ezechiel 27, 8—9; doch ist nicht zu vergessen, daß Ezechiel die Ausdrücke „Fürsten“, „Weise“, „Älter“ für die obersten Behörden von Sidon, Arvad, Tyros und Gebal nur gebraucht haben mag, weil es jedem Israeliten geläufige Begriffe waren. — Ueber die Verfassung Karthagos vergl. G. F. Herzberg, Hellas und Rom, I, S. 186; Mommsen, Römische Geschichte, 7. Aufl., I, S. 494 f.; und die Bemerkungen der Herausgeber des Corp. Inscr. Semiticarum.

Viele Ergebnisse der Cultur des Morgenlandes, die den Völkern des Westens zuerst durch Vermittelung phönizischer Handelsleute bekannt wurden, und manche Fertigkeiten, welche die Phönizier zuerst fremden Völkern nur abgelernt, in denen sie es jedoch schließlich zu selbständiger Tüchtigkeit gebracht hatten, sind von den Alten mit Unrecht als Errungenschaften und Erfindungen der Phönizier betrachtet worden. Selbst die Erfindung des aus Babylonien ¹⁾ stammenden Münz-, Maas- und Gewichtssystems hat man ihnen gelegentlich nachgerühmt. An der Mündung des Belos ²⁾ sollen Schiffer, die dort gelandet waren, um ihr Essen zu kochen, und unter dem Kessel Stücke des „Nitrum“, ³⁾ das sie als Ladung mit sich führten, gelegt hatten, die Beobachtung gemacht haben, daß an der Hitze des Feuers das „Nitrum“ mit dem Sande zu einer durchsichtigen Masse, zu Glas, zusammenschmolz. Die Herstellung von Glasfluß und Fayencewaaren, wenn auch nicht die Anfertigung von Glasgefäßen und farblosem Glase, ist jedoch allem Anscheine nach in Aegypten früher bekannt gewesen als in Phönizien. ⁴⁾ Sehr begehrt waren im Alterthume die Glasfabrikate Sidons. Den Sand, der dazu gebraucht wurde, entnahm man in einem schmalen Abschnitte der Küste in der Nähe der Belos-Mündung, die nöthigen Alkalien wurden aber noch zu Strabons Zeit hauptsächlich aus Aegypten bezogen. Ob die Fayence- und Thonwaaren-Industrie der Phönizier einheimischen Ursprungs war, ist ebenfalls sehr zweifelhaft. ⁵⁾

Unsicher ist selbst, ob diejenigen Kunstfertigkeiten, auf welche nach dem Urtheile der Alten die Phönizier sich am besten verstanden haben, die Bereitung der Purpurfarbe und das Färben mit derselben, zuerst in Phönizien ausgeübt worden ist. Die Benennungen, welche im Hebräischen für die Purpurfarben üblich sind, ⁶⁾ sind schwerlich kanaanäischen Ursprungs. Die zur Klasse der Gasteropoden gehörenden Muschelarten, deren Thiere den Farbstoff lieferten, sind Meeresbewohner und die meisten derselben sind fast an allen Gestaden des Mittelmeeres zahlreich vertreten, so besonders *Murex trunculus* und *Murex brandaris*, die beiden Arten, welche, wie es scheint, in Phönizien fast ausschließlich benutzt worden sind. Das Mantelfleisch des Muschelthieres schließt

1) Eingehende Untersuchungen haben neuerdings H. Brugsch (Zeitschr. f. ägypt. Sprache, XXVII, S. 4—28) zu dem Ergebnisse geführt, daß Babylonien und Aegypten nicht bloß Anfangs für Längenmaße eine und dieselbe Grundeinheit (die Elle zu 0,526 Met.) besaßen, sondern daß auch die babylonischen und ägyptischen Gewichtssysteme von einer Grundeinheit, und zwar von dem ägyptischen Rite zu 9,095 Gramm ausgehen.

2) S. 80; statt Candebia ist dort Candebia zu lesen.

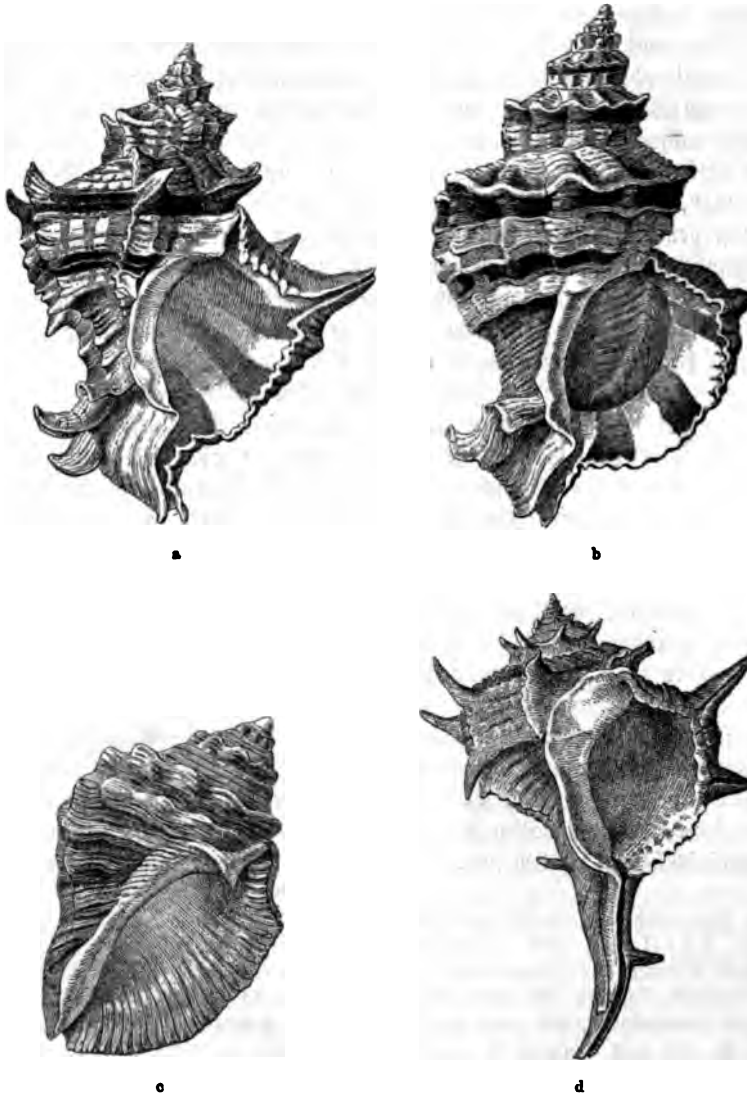
3) Was damit gemeint ist, bleibt unklar; vergl. Eug. Péligot in den *Annales de chimie et de physique*, 5e sér., XIII, S. 272, Ann. 1.

4) Vergl. A. Erman, *Aegypten*, S. 607—609.

5) Vergl. Perrot u. Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 732 f. u. S. 674 f.; Maquet und Collignon, *Histoire de la céramique grecque*, Paris 1888, S. 366 f.

6) Mother Purpur heißt im Hebräischen *argamān*, im Aramäischen, z. B. im Palmyrenischen, *argowan*, blauer im Hebräischen *techšet*.

einen länglich gestalteten Drüsenkörper ein, dessen Zellen einen trüb aussehenden weißlichen Schleim enthalten, der, auf Beug aufgetragen, unter Einwirkung des



a. b. *Murex trunculus*. c. *Purpura haematostoma*. d. *Murex brandaris*.

Lichtes zuerst eine gelbliche, zuletzt eine schön bläulich- oder röthlich-violette Färbung annimmt. Die lebenden Muscheln fing und holte man in reusenartigen Gestellen, in welche sie durch einen Köder angelockt hineinkrochen, aus der

See, spaltete dann die Schale der Länge nach oder öffnete sie an der Seite und nahm den Drüsenkörper heraus. Er wurde zerquetscht und der so gewonnene Brei blieb, mit Salz vermengt, drei Tage stehen, um die Aussonderung des Saftes erfolgen zu lassen. In bleiernen Gefäßen wurde dann der Saft über gelindem Feuer zehn Tage lang eingesotten und durch Abschäumen geklärt. War die Flüssigkeit genügend eingedickt, so wurden die Stoffe, die man färben wollte, in dieselbe eingetaucht und, vollständig damit durchtränkt, dem grellen Sonnenlichte ausgesetzt. Es entwickelten sich dann Farben, die, da gerade das Licht es war, was sie erzeugte, nicht ausbliehen. Gefärbt wurde auf diese Art vor Allem feine Schaafwolle, meist in ganzen Bliesen, aber auch zartes ägyptisches Linnengeschpinnst (Byffos) und in den letzten Zeiten auch Seide. Durch mancherlei Kunstgriffe, durch Auswahl der Muschelarten, mehr



Conglomerat aus zerbrochenen Murex-Gehäusen (*Murex trunculus*).
Gefunden zu Tyros.

oder minder langsames Einkochen des Saftes, wiederholtes Eintauchen oder vorübergehende Zubereitung des zu färbenden Stoffes erzielte man mannigfache Farbennüancen. Der tyrische Purpur, besonders der doppeltgetränkte, war nicht, wie häufig geglaubt wird, scharlachroth, sondern ein sattes, ins Schwarze übergehende Violett, der Farbe geronnenen Blutes vergleichbar; von der Seite und von unten betrachtet, ¹⁾ sowie bei scharfer Beleuchtung schillerte er ins Helle. Es entspricht das den färbenden Eigenschaften, welche der Saft jener beiden Murex-Arten zeigt. Zerfallene Gehäuse dieser beiden Arten findet man noch in großen Mengen zusammengehäuft in der Nähe des Strandes bei Saida und auf der Südseite des ehemaligen Inseltyros, wo aus diesen

1) „Werde ich auf den Eöller spazieren gehen, bloß um das römische Volk zu überzeugen, daß ich hübsch gekleidet bin“ soll Augustus gesagt haben, als ein Händler diese Eigenschaft des tyrischen Purpurs ihm anpries.

Abfällen ehemaliger Purpurwerkstätten breccienartige steinharte Conglomerate sich gebildet haben. Auch sind dort noch runde, im Fußboden ausgehöhlte topfartige Vertiefungen zu sehen, Kestern, in denen wie aus Oliven oder Trauben aus Muschelthieren Saft gepreßt wurde. Die vielen Färbereien verleiteten den Griechen den Aufenthalt in Tyros. Bei der Entdeckung am Richte verbreitet nämlich der Farbstoff einen widerlichen, an Knoblauch erinnernden Geruch. Eine mehr ins Rothe spielende Farbe giebt der Saft der *Purpura haematostoma*, der *Buccinum-Muschel*, wie sie Plinius nennt; er lieferte den helleren Purpur von Tarent, das „Argaman der Inseln Elischa“, ¹⁾ das Ezechiel als Handelsartikel von Tyros erwähnt. Da jedes Muschelthier nur ein geringes Quantum Farbschleim enthielt und dieser außerdem nicht zu jeder Jahreszeit gleich brauchbar war, auch erst in concentrirtem Zustande zum Färben genommen wurde, war die damit gefärbte Wolle so kostspielig, daß nur der Mangel an Bekanntheit mit anderen leicht zu färbenden Mitteln die Nachfrage nach dieser Waare erklärt. Purpurgewänder zu tragen, wurde zu einem Abzeichen der Königswürde, zum Vorrechte des Herrschers. Der neuplatonische Philosoph Porphyrios (S. 219), der eigentlich den von malik, „König,“ abgeleiteten Namen Malchos führte, vertauschte ihn mit Porphyrios, weil dies als die passendste Uebersetzung von Malchos erschien; so sehr waren schließlich König und Purpurträger identische Begriffe geworden. ²⁾

Von besonderem Werthe würde es sein, etwas über die Entstehung der Schrift zu wissen, welcher die Phönizier sich bedient haben; vorläufig läßt sich jedoch hierüber nur wenig ermitteln. ³⁾ Die Unbeholfenheit und Vieldeutigkeit des Consonantenzeichen, Silbenzeichen, Deutebilder und Ideogramme mischenden Verfahrens der Aegypter und des babylonisch-assyrischen Silbenzeichensystems ist in dieser Schriftart überwunden. Die Schriftzeichen geben lediglich Consonanten wieder. Die Sprache, welche damit zuerst geschrieben wurde, wird daher eine semitische gewesen sein. Der Consonantenbestand, der durch Schriftzeichen vertreten ist, ist nicht der aller kanaanäischen Mundarten; für mehrere Consonanten, welche das Hebräische und die kanaanäische Mundart der philistäischen Küstenlandschaften in der Aussprache auseinanderhielten, fehlt es in dieser Schrift an einer Unterscheidung. Die 22 Zeichen, mit

1) Nach P. de Lagarde, Mittheilungen, II, S. 261 ist mit Elischa ursprünglich ein Ort an der Nordküste Siziliens gemeint, den Cicero *Palæsa* nennt. — Den Saft der *P. haematostoma* benutzten gegenwärtig in einzelnen Küstenorten des Mittelmeeres arme Leute zum Zeichnen der Wäsche.

2) Vergl. hierzu *Annales des sciences naturelles*, 4^e sér., Zoologie, XII, S. 1—84; *Comptes rendus hebdomadaires des séances de l'Académie des sciences*, I., S. 463—467; E. v. Martens, *Purpur und Perlen* (Heft 214 der Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge), Berlin 1874; auch W. R. Wilde, *Narrative of a Voyage*. S. 378—380, 629—644; C. Mitter, *Erdfunde*, XVII, S. 371 f., de Saulch, *Voyage en terre sainte*, II, S. 284—286.

3) Vergl. hierzu Fritz Hommel's *Geschichte Babyloniens-Assyriens* S. 50—57; das phönizische Alphabet ist dort (S. 51) abgebildet.

denen geschrieben wird, hatten bereits, als die Phönizier dieselben den Griechen übermittelten, bestimmte Namen und wurden in einer feststehenden Reihenfolge, in der Reihenfolge, welche nach den griechisch umgeformten Benennungen der ersten beiden Buchstaben die alphabetische heißt, hergezählt. Sowohl in der Benennung der Buchstaben als auch in ihrer Reihenfolge stimmt das griechische Alphabet mit dem hebräischen, dessen Zeichen auf den ältesten Schriftdenkmälern von der Gestalt der phönizischen nur sehr wenig abweichen, wenn man die Buchstaben, welche die Griechen hinzu erfunden haben, ausnimmt, völlig überein; nur hat das Griechische die ältere Aussprache der Namen mehr bewahrt. Die Buchstabenbenennungen und die alphabetische Aufzählung sind daher wahrscheinlich ebenso alt wie die Schriftzeichen. Bei der Frage nach der Entstehungsgeschichte dieser Schriftzeichen fällt daher sehr ins Gewicht, daß die Benennung unverkennbar aus einer kanaanäischen Mundart stammt und daß wenigstens in einzelnen Fällen noch die Gestalt des Schriftzeichens die Benennung rechtfertigt und verständlich macht. Je mehr man auf die ältesten Formen zurückzugehen vermag, zeigt die Gestalt der Schriftzeichen eine wenn auch nur nothdürftige Ähnlichkeit mit dem Bilde des Gegenstandes, den sie der Benennung nach vorstellen. Mehr ist nicht zu erwarten; das conventionelle Gepräge der Formen läßt auf lange Anwendung im täglichen Verkehre schließen; die ursprüngliche Gestalt ist zum Theil kaum noch zu errathen. Daß die Schriftzeichen nicht frei erfunden, sondern aus einer älteren, auf Wiedergabe der Consonanten sich noch nicht beschränkenden Schriftart durch Zeichenauswahl gewonnen sind, ist zu vermuthen, da, wie die Buchstabenbenennung lehrt, Schreiben noch für ein Abbilden von Gegenständen gilt, deren Name mit einem bestimmten Laute anfängt. Woher die Vorbilder entlehnt sind, läßt sich jedoch vor der Hand nicht mit Sicherheit sagen. Das Verfahren, als Zeichen für den Laut das Bild eines Gegenstandes zu nehmen, dessen Name mit dem betreffenden Laute beginnt, ist zwar dasselbe, durch dessen Anwendung die Aegypter ihre ersten Lautzeichen erzielt haben. Auch wird von rechts nach links in wagerechten Zeilen geschrieben, wie das in der hieratischen Schrift der Aegypter durchaus die Regel ist, nicht von links nach rechts wie in der Keilschrift oder in senkrechten Columnen wie in der ältesten babylonischen Schreibart, auch nicht wie in der sogenannten chetitischen Schrift von rechts beginnend, dann aber buströphenon, d. h. die Richtung der Zeichen von Zeile zu Zeile wechselnd. Einzelne Buchstaben des phönizischen Alphabets haben sogar mit den ihrem Lautwerthe entsprechenden Hieroglyphen und hieratischen Schriftzeichen mehr oder minder Ähnlichkeit, bei weitem jedoch nicht alle, und die betreffenden ägyptischen Zeichen stellen, wie Paul de Lagarde hervorgehoben hat, ¹⁾ durchweg ganz andere Dinge vor als die phönizischen Buchstabennamen angeben. Dahingestellt muß auch bleiben, welche kanaanäische Mundart zuerst mit dieser Consonantenschrift ge-

1) P. de Lagarde, *Symmicta*, I, S. 113—115

nach Regierungsjahren desselben datirt. Es entspricht dem, daß man zur Kennzeichnung des Jahres zu Karthago die Namen der beiden während desselben an der Spitze des Staates stehenden Schofeten und an anderen Orten des punischen Gebiets die Namen der während dieser Frist dort functionirenden obersten Beamten (welche zum Theil ebenfalls Schofeten betitelt werden) anführt. Auf die Dauer lassen derartige Datirungsmethoden sich nicht durchführen, wenn nicht die Reihenfolge und die Regierungsdauer der Herrscher officiell aufgezeichnet, oder, wo jährlich wechselnde Beamte die Jahresepithyme sind, chronologische Verzeichnisse derselben hergestellt werden. Es ist daher durchaus glaubwürdig, daß es zu Menanders Zeit zu Tyros Annalen gab, welche einen weit zurückreichenden zuverlässigen Ueberblick über die Geschichte der Stadt gewährten.

2. Geschichte der Phönizier bis zum Niedergange der Herrschaft Aegyptens. Die Colonien.

Jedenfalls in sehr früher Zeit, vielleicht bereits im Anschlusse an die Besiedelung Phöniziens, haben Kanaanäer am nördlichsten Abschnitte des syrischen Küstenlandes festen Fuß gefaßt, nicht bloß zu Arados und auf dem angrenzenden Gestadlande, sondern auch weiter nordwärts, vor allem am Golfe von Issos, und selbst in dem benachbarten Abschnitte des südöstlichen Kleinasien, in den weiten Niederungen Kilikiens sich niedergelassen, im Mündungsgebiete der Flüsse Pyramos und Saros, dem Lande Kui, wie es die Assyrer im Unterschiede zu den von Chilattu, d. i. Kilikern, bewohnten bergigen Gegenden nennen. Die Ortsnamen dieses Theiles Kilikiens, Abana, Mallos, Tarjos (Tarz, assyrisch Tarzi), weisen auf eine semitische Bevölkerung hin, ebenso der Flußname Saros, und noch in später Zeit betrachtete ein Theil der Einwohnerschaft von Tarjos sich als Nachkommen eingewanderter Arabier.¹⁾ Auch verehrt Tarjos als seine Schutzgottheit einen Baal. Soloi und Nagida, Küstenstädte des sogenannten „rauhem“ Kilikiens, mögen aus phönizischen Niederlassungen hervorgegangen sein.

Ungleich wichtiger ist die Besiedelung der Insel Cypern durch Phönizier, die in einem sehr frühen Zeitraume begonnen haben muß und augenscheinlich Anfangs einer vollständigen Besitzergreifung gleichkam. Phönizien gewann dadurch ein Vorland, dessen Ausdehnung auf 900 000 Hektaren Flächenraum zu veranschlagen ist, das nur eine Tagesfahrt von Syriens Küsten entfernt war, gerade auf der diesen Küsten zugekehrten Seite günstige Häfen bot und Bereicherungsquellen der mannigfaltigsten Art aufzuweisen hatte. Eine weite gut bewässerte Niederung, zum Anbau des Getreides wie geschaffen, zieht von

1) „Die Söhne Arwads (Arados) und Kilikiens“ werden nach einer sehr ansprechenden Vermuthung J. Halévy's (*Mélanges d'épigraphie*, S. 69) auch von Ezehiel (27, 11) zusammen erwähnt.

Oft nach West quer über die Nordhälfte des Eilandes sich hin. Noch in spätgriechischer Zeit gab es auf Cypern große Waldbestände, Cypressen und hochragende Cedern, noch gegenwärtig gedeihen hier wie in den Tagen des Alterthums der Nußbaum und die Platane, und ein spätrömischer Schriftsteller rühmt Cypern nach, es sei dort möglich, ohne etwas von auswärts zu beziehen, Schiffe vollständig aufzuzimmern und fertig in See zu stellen. Einen rothen Farbstoff, der hebräisch Koser, arabisch Henne genannt wird, lieferte hier die *Lawsonia alba*, das Ladanon-Harz der *Cistus creticus*, eine Art Weihrauch der *Liquidambar orientalis*. Mehr aber als das Alles lockte die Phönizier von vornherein wohl das „kyprische Erz“, das Kupfer, das es in dem Gebirgszuge, welcher die Mitte der südlichen Hälfte der Insel einnimmt, zu gewinnen gab; auch Eisen- und Silberminen waren hier vor-



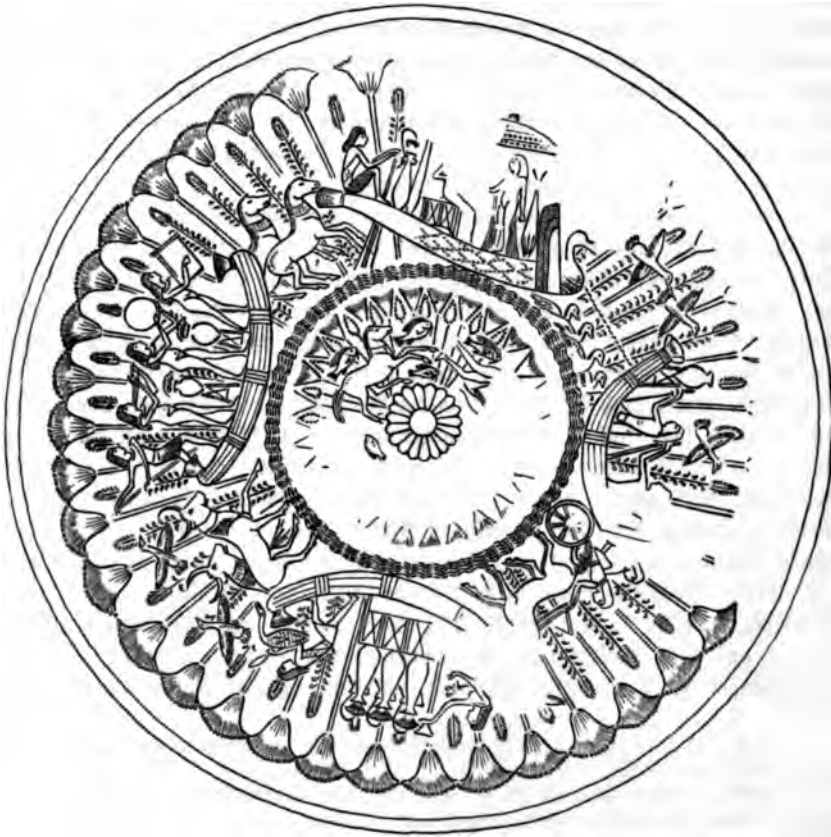
Silberschale.

Gefunden in einem Grabe bei Meluscha (Melissa) in der Nähe von Athieno auf Cypern. Seitenansicht. Berlin, Königl. Museen.

handen. Nicht im Libanon (S. 25), sondern bei der Ausbeutung der Kupferschätze Cyperns werden die Phönizier zuerst es zu der Meisterschaft im Bergbaubetriebe gebracht haben, welche die Alten an ihnen bewunderten. Selbst auf Cypern mögen sie, seit sie dort sich niederließen, mehr den Grubenbesitz und die Metallausfuhr in ihre Hand gebracht, als selber aus ihren Reihen Bergleute gestellt haben. Sie fanden dort eine Bevölkerung vor, über deren Abstammung zur Zeit sich nichts Sicheres mehr ermitteln läßt, und diese verstand sich bereits, wie der Inhalt der ältesten Gräber lehrt, deren Erforschung besonders ein Deutscher, Max Ohnesch-Richter, gegenwärtig sich zur Aufgabe macht, auf Gewinnung und Verarbeitung des Kupfererzes.

Genauere Auskunft über die Niederlassungen, welche die Phönizier auf Cypern inne hatten, giebt es erst aus Zeiten, in welchen ihr Einfluß dort längst im Rückgange begriffen war; ein Bild von der ursprünglichen Ausdehnung desselben erhält man daraus nicht mehr. Am nachhaltigsten scheint er längs der Südküste der Insel gewirkt zu haben, wenigstens tritt er dort

noch am deutlichsten hervor, so besonders zu Paphos, Kurion (Episkopi) und Amathus (Ἅγιος Τυχωνάς), dessen Name an den der nordsyrischen Stadt Hamât erinnert. Am längsten behaupteten hier sich die Phönizier im Gebiete von Kitti, griechisch Kition, einer Küstenstadt, welche die Stelle des heutigen Larnaka einnahm, und nordwestlich davon im Binnenlande zu Idjal, griechisch



Darstellungen

auf der Innenfläche der auf Seite 246 abgebildeten SilberSchale von Meluscha auf Cypern. Getriebene Arbeit mit eingravirten Umriffen und Details. Die gebrochene Linie, welche das Mittelfeld umgiebt, stellt einen Fluß vor, auf dem vier Rachen fahren, das Mittelfeld ein Wasserbetten, das ebenso wie der Fluß von Papyrusstauden umgeben ist. Der Stil der Zeichnung ist durchaus ägyptisch. Vermuthlich Arbeit aus der Ptolemäerzeit.

Idalion, heutzutage Dali. Die Rhede von Kition war die beste der ganzen Insel, dem syrischen Festlande lag es nah, und in das Innere Cyperns, in das Gebiet der fruchtbaren Niederungen, führt von hier aus ein Weg über Idalion, das zugleich Verbindung mit der bei der heutigen Ortschaft Pera

im Mittelpunkte der Insel am Fuße der nördlichen Abdachungen des Hauptgebirgszuges gelegenen Stadt Tamassos hatte, zu Tamassos aber und zu Amathus gehörten die ergiebigsten der kyprischen Kupferbergwerke. Auch längs der Nordküste, welche eine langgestreckte Randgebirgserhebung vom Binnenlande absondert, sind phönizische Ansiedelungen bezeugt, so zu Perysteia, Karpafia und zu Lapethos, gegenwärtig Larnax Lapithu. Grabstätten mit Alterthümern, deren Gepräge mehr oder minder den Einfluß der Phönizier kund giebt, findet man bei Larnax Lapithu, bei Polis tis Chrysofu, dem ehemaligen Marion, in der Ptolemäerzeit Arfinoe genannt, auf der Westseite der Insel an der Bucht von Chrysofu,¹⁾ ferner bei Amathus, bei Kurion, bei Ormidia am Ostrande der Bucht von Larnaka, bei Dali und in der Nähe von Dali bei Athieno. Phönizischen Ursprungs wird auch die Stadt Golgoi gewesen sein, deren Lage noch nicht ermittelt ist.

Großen Antheil an der ersten Colonisirung Cyperns hat, wie es scheint, Byblos gehabt, falls es erlaubt ist, aus Mythen Rückschlüsse zu machen. Die Ilias erwähnt als Beherrscher Cyperns einen König Namens Kinyras,²⁾ den die Griechen gelegentlich als Repräsentanten der vorhellenischen Bevölkerung der Insel aufgefaßt haben, das Priestergeschlecht der Kinyraden zu Paphos leitete sich von Kinyras ab, er wird dort als Stifter des Aphroditecultus betrachtet. Aber auch ein Heiligthum der Aphrodite, das ostwärts von Byblos im Libanon lag, soll ja Kinyras gegründet (S. 131), und auch zu Byblos soll er geherrscht haben. Zwar ließ man ihn auf Cypern auch aus Kilikien stammen, doch zeigt das nur, daß der Kinyras-Mythus in Kilikien bekannt war,³⁾ nämlich den dort ansässigen Kanaanäern, die selber das nördliche Phönizien als ihre eigentliche Heimath betrachtet haben, so zu Tarsoß Arabos (S. 245). Zugleich weist diese Angabe allerdings ebenso wie die Uebersetzung, daß die Tamyraden (S. 221) nach Paphos aus Kilikien übergesiedelt seien, auf alte Beziehungen der kanaanäischen Bevölkerung der kilikischen Niederungen zu Cypern.⁴⁾ Ob auch zwischen der Benennung Ketis, welche

1) Paul Herrmann, Das Gräberfeld von Marion auf Cypern (48. Programm zum Winkelmännifeste). Berlin 1888.

2) Den Namen Kinyras pflegt man aus dem hebräischen Worte *kinôr*, dem Namen eines Saiteninstrumentes, abzuleiten.

3) In ihm wird man ein Gegenstück zu dem Adonis-Mythus erblicken dürfen. Die Alten geben nicht nur Kinyras für den Erzeuger des Adonis aus, sondern bezeichnen ihn selber mitunter geradezu als ehemaligen jugendschönen Geliebten der Aphrodite. Ein sehr alter Bestandtheil des Kinyras-Mythus ist vielleicht auch, daß Kinyras sich eigenhändig das Leben genommen habe, wenn auch die Motivirung dieser That, wie sie die Alten mittheilen, der ursprünglichen Fassung nicht mehr entsprechen wird.

4) Kition wird ebenso wie Tyros auf einigen Münzen Sidons (Abbildung S. 105) für eine sidonische Pflanzstadt ausgegeben; es hat das gar keine Beweiskraft. Auch darf man nicht, wie das geschehen ist, aus der Thatfache, daß die Amathuser den Herakles *Malik* (*Μάλικα*) genannt haben, auf Tyrier als Gründer von Amathus schließen. Gänzlich ohne geschichtlichen Werth ist die Behauptung, der Cultus der Urania Aphrodite sei von Asalon aus nach Cypern verpflanzt worden (S. 87.)

bei den Griechen ein Theil des Küstenlandes Kilikiens führt, und dem Stadtnamen Kition ein Zusammenhang besteht, muß unentschieden bleiben. Haben bei der ersten Besiedelung der Insel die Contingente der verschiedenen dabei beteiligten kanaanäischen Gegenden überhaupt gesonderte Wohnsitze genommen, so haben jedenfalls sehr bald die Spuren dieser Unterschiede sich verwischt. Selbst von einem Gegensatz zwischen autochthonen Pypriern und Abkömmlingen eingewanderter Phönizier ist an den meisten Orten in historischer Zeit nichts zu bemerken.¹⁾ Nur da, wo beständig aufs Neue zur See Zugang aus phönizischen Landstrichen eintraf, daher besonders in der Hafenstadt Kition und der ihr zugehörigen Ortschaft Zbalion, giebt es rein phönizische Bevölkerungselemente in der Einwohnerschaft. Ganz wie in Phönizien und im kanaanäischen Palästina haben die politischen Verhältnisse der Insel sich gestaltet. Auch hier sind die kleineren Gemeinwesen nach Maßgabe ihrer Lage in Abhängigkeit von den größeren gerathen, haben unter der Herrschaft von Stadtkönigen die am meisten emporblühenden Stadtgemeinden die Oberhoheit über die benachbarten Ortschaften erworben, und haben so zwar nicht organisch in sich abgeschlossene politische Einheiten, aber doch verschiedene Reiche von geringem Umfange sich gebildet, die eben so vielen Stadtgebieten entsprechen. Einzelnen Dynastien gelingt es zeitweilig, mehrere dieser Stadtgebiete sich unterthan zu machen, leicht löst jedoch bei dem ersten Anlasse der so geschaffene ausgedehntere Reichsverband in seine ehemaligen Bestandtheile sich wieder auf.

Ausgrabungen, die auf Cypern lezthhin angestellt worden sind, haben aus Grabstätten, in denen noch keine sicheren Spuren von der Anwesenheit der Phönizier auf Cypern zu entdecken sind,²⁾ Siegelsteine zu Tage gefördert, auf welchen bildliche Darstellungen von babylonischem Formengepräge und Inschriften in babylonischer Keilschrift mit Namen altbabylonischer Herrscher eingravirt sind. Durch Zwischenhandel werden diese Siegelsteine als Kostbarkeiten nach Cypern gelangt sein. Es zeigt sich hieran, wie alt die Verkehrsbeziehungen sind, die von den Mündungsgebieten des Euphrats und Tigris zu den Gestabelandschaften des nördlichen Syriens sich erstreckten. Eine Bestätigung für die Angaben eines aus Assurbanipals Bibliothek stammenden Vorbedeutungs-Verzeichnisses, welches bereits dem Könige Sargon von Agadi mehrere Feldzüge nach dem „Westlande“ (Martu) zuschreibt und ihn sogar auf dem „Meere der untergehenden Sonne“ eine Fahrt zu einem noch weiter westlich gelegenen Lande unternehmen läßt,³⁾ ist aus diesen Funden nicht zu

1) Die Amathusier werden von griechischen Autoren zwar als Autochthonen bezeichnet, aber nicht im Unterschiede zu den Phöniziern, sondern im Unterschiede zu den eingewanderten Griechen.

2) Die Grabstätten, welche man für vorphönizisch ansieht, liegen besonders bei Kapithos, Kythrea, Nicosia (Pag. Paraskeoi), Alambra, Psematismenos.

3) Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens-Assyriens, S. 304—308. — Bei der Wiedergabe der aus Keilschriften entnommenen Namen schließe ich mich der Ueberein-

schöpfen. 1) Liegt etwas Wahres diesen Angaben zu Grunde, so würden die betreffenden Kriegszüge jenes Sargons nach einer Zeitbestimmung, welche man auf Treu und Glauben einer neubabylonischen Inschrift entnimmt, rund um ein ganzes Jahrtausend früher anzusetzen sein als nach der Aussage Herodots (S. 131) die Gründung von Tyros. Ist mit den Gewährsmännern Herodots die Entstehung von Tyros, d. h. die Entstehung der ältesten kanaanäischen Städte Phöniziens annähernd in das Jahr 2750 v. Chr. zu verlegen, so steht für die Folgezeit in der Geschichte Syriens dieses Datum noch sehr lange ganz vereinzelt da. Denn da auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse Syriens die Kriege, welche die Aegypter etwa seit 2830 wiederholt mit den armseligen Beduinenstämmen des Sinaigebietes geführt haben, ebenso wenig von Einfluß gewesen sind wie die Züchtigung, welche der ägyptische König Pepi über einen 'Amu-Stamm, die Heruscha', verhängt hat, 2) ist für den ganzen Zeitraum von 2750 v. Chr. bis um 1550 v. Chr., bis zum Emporkommen des zweiten thebanischen Reiches in Aegypten, an politischen Vorgängen nichts weiter zu verzeichnen, als daß vorübergehend, wie man vermuthet, um 1950 v. Chr., einer der elamitischen Beherrscher Babyloniens einen großen Theil Syriens sich unterworfen zu haben scheint. 3) Vor Beginn der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr., hat man auch die Anfänge der colonisatorischen Thätigkeit der Phönizier anzusetzen, die ersten Besitzergreifungen auf Cypern, vielleicht auch schon die Anbahnung eines Verkehrs mit den weiter im Westen gelegenen großen Inseln des griechischen Archipels. Ferner hat vor diesem Zeitpunkte bereits unter dem Einflusse der Staaten Mesopotamiens die Cultur der Länder des nordöstlichen und nördlichen Syriens begonnen das Gepräge anzunehmen, welches sie der Cultur Babyloniens so ähnlich macht. Manche Erzeugnisse dieser übertragenen Cultur haben in den Zeiten des mittleren Reiches sogar bereits in Aegypten Verbreitung gefunden. In der decorativen Kunst z. B. tauchen Formengebilde auf, die während des alten Reiches in Aegypten noch unbekannt gewesen zu sein scheinen und Nachahmungen aus Vorderasien eingeführter Muster sein

stimmung halber hier und im folgenden möglichst an Hommels Werk an, bei der Wiedergabe der in ägyptischen Texten vorkommenden Namen Eduard Meyers Geschichte des alten Aegyptens.

1) Das Amanos-Gebirge als eine Bezugsquelle für Cedernholz erwähnt, wie es scheint, König Sudi'a (Hommel a. a. D., S. 326).

2) Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 136—137. Erwähnt werden auch (vergl. ebendort S. 141) Kämpfe mit 'Amu, welche in die Zeiten der 8. und der 11. Dynastie zu fallen scheinen, und es ist die Rede von einer „Fürstenmauer“, die erbaut ist, damit die 'Amu in Aegypten nicht eindringen.

3) Genesis 14. Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens-Assyriens, S. 358—367. Legt sich der elamitische König Kudur Nabug den Titel „Vater des Westlandes“ bei, so ist nicht ausgemacht, daß die Herrschaft, welche er sich damit zuschreibt, die über Syrien sein muß. Es fehlte dann in der betreffenden Inschrift ein Titel, der die Herrschaft über Babylonien bezeichnet. Babylonien eben ist das Westland im Vergleiche zu Elam. — Vergl. auch unten S. 260, Anm. 1.

können. Daß ähnlich die Darstellung eines Fabelwesens, die auf einer Wand des Chnemhotep-Grabes zu Benihasan vorkommt, zu erklären sein wird, ist bereits erwähnt worden, ebenso, daß daselbst auch die Ankunft eines 'Amu-Trupps in einem Gaue Mittelägyptens abgebildet wird.¹⁾ Es unterliegt keinem Zweifel, daß in den östlichen Städten des Delta und der Nilmündungen handeltreibende Kanaanäer schon zur Zeit des mittleren Reiches sich niedergelassen, daß schon damals kanaanäische Küstenfahrer einen regelmäßigen Tauschverkehr mit Aegypten eröffnet haben.

Ob dem Eindringen der Hyksos in Aegypten, dem das mittlere Reich erlegen ist, Umgestaltungen in den politischen Verhältnissen Syriens vorgegangen sind, ist unbekannt. Die Hyksos haben Julius Africanus und Eusebios von Kaisareia in ihren Mittheilungen aus den ägyptischen Königslisten des Manethos für Phönizier ausgegeben; Manethos selber hat dagegen in seinem Geschichtswerke, nach dem Citate zu urtheilen, das Josephos ohne Zweifel allerdings nur aus zweiter Hand wiedergiebt, ausdrücklich gesagt, die Hyksos seien ein Volk von unbekannter Abstammung gewesen, das von Osten her Aegypten überfiel. Nach der Vertreibung aus diesem Lande läßt er sie jedoch in die syrische Wüste ziehen und dort, um der angeblich damals bereits wegen ihrer Kriegsmacht gefürchteten „Assyrer“ sich zu erwehren, Jerusalem gründen. Auf Grund dieser Aussage lag für die christlichen Chronographen, welche im Gegensatz zu Josephos mit vollem Rechte die Gründung Jerusalems durch die vertriebenen Hyksos in Abrede stellten, nah genug, in ihnen die Vorfahren der Bewohner des syrischen Küstenlandes, d. h. Phönizier, zu erblicken.²⁾ Unmöglich ist es freilich nicht, daß dieses Hirtenvolk, welches die Aegypter selbst zu den 'Amu rechnen,³⁾ seiner Abstammung nach zu den Kanaanäern gehört hat und noch ein unstätes Beduinendasein führte, nachdem längst in Phönizien seine Stammesverwandten sich sesshaft gemacht hatten. Hierfür spricht auch, daß die Hyksos wenigstens zur Zeit ihrer Vertreibung an der Bevölkerung des südlichen Palästinas allem Anscheine nach einen Rückhalt gefunden haben. An die Eroberung der Hyksosfeste Auaris unter dem thebanischen Könige A'ahmes schließt die Eroberung der im Südwesten Palästinas gelegenen Stadt Scharuhan sich an,⁴⁾ und erst von da ab richtet sich das Bestreben der Pharaonen auf die Unterwerfung Syriens. Wie weit in den syrischen Ländern während des Zeitraums, in welchem

1) Vergl. S. 178.

2) Auf Manethos Angaben über die Hyksos ist wohl auch die Behauptung des griechischen Mythographen Konon (Photios, herausgegeben von J. Beller, S. 187; Westermanns Ausgabe der Mythographen, S. 141; vergl. G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient, 4. Ausg., S. 162, Anm. 3) zurückzuführen, daß in der Zeit des Kadmos die Phönizier einen großen Theil Asiens sich unterworfen hatten und das ägyptische Theben besetzt hielten.

3) Eb. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 205—206.

4) Eb. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 216.

Kanaanäerfürsten die Gauen Unterägyptens regierten, ägyptische Cultur sich ausgebreitet haben muß, ist leicht zu ermessen.

Bestand auch die sogenannte Hyksovertreibung der Hauptsache nach nur in der Eroberung der Zwingburg, welche die Fremdlinge in der Ostmark des Landes sich errichtet hatten, in der Beseitigung eines fremdländischen Dynasten und seiner Truppen, nicht in der Verjagung eines ganzen Volkes, so hatten doch die Kämpfe, die hierzu nöthig waren, die Aegypter zu einem kriegerischen Volke erzogen, und die Heranbildung der wehrfähigen Mannschaft des Landes zu einem Volkshere gab nunmehr Ahmes' Nachfolgern, den Königen der achtzehnten und der neunzehnten ägyptischen Dynastie, ein Mittel in die Hand, das sie Jahrhunderte hindurch ausgenutzt haben, theils um weite Gebiete des Auslandes unter ihre Herrschaft oder Oberhoheit zu bringen und dadurch regelmäßige Einkünfte und Tributzahlungen sich zu sichern, theils auch um von Zeit zu Zeit immer aufs Neue den unterworfenen Gebieten Erwerbshatzungen abzupressen und Gegenden, deren Bewohner sich unbotmäßig erwiesen hatten, regelrecht auszulündern. In erster Linie betroffen wurden hiervon immer die Landschaften Nubiens und des oberen Nillaufes; von der Machtstellung zu diesen Gegenden ist zu allen Zeiten, nicht bloß im Alterthume, Aegyptens Wohlfahrt und Selbständigkeit sehr abhängig gewesen. Sobald aber nach dieser Richtung hin durch gründliches Abstrafen der Rebellen für Aufrechterhaltung der Herrschaft gesorgt war, war meist die nächste Sorge der thatkräftigen Gebieter Thebens, Vorwand zur Eröffnung eines Feldzuges gegen Syrien zu finden. Nur der überreiche Ertrag, der auf diesem ausgedehnten Erntefelde ihnen winkt, lockt sie dorthin. In die wichtigeren Plätze der Gegenden, welche sie sich unterwerfen, legen sie zwar ägyptische Besatzungen, sie setzen dort ägyptische Verwaltungsbeamte ein, denen obliegt, fällige Abgaben einzutreiben, bauen auch, wo es aus strategischen Gesichtspunkten vortheilhaft erscheint, eine Zwingburg, ja noch ein König der zwanzigsten Dynastie, Ramses III., rühmt sich sogar, in Kanaan dem Ammon einen Tempel errichtet zu haben. Die Absicht jedoch, planmäßig ihrem Reiche hier eine Provinz nach der andern einzuverleiben, beseelt sie nicht. So lange es angeht, lassen sie den einheimischen Machthabern die Rechte von Vasallen. Was ihnen besonders am Herzen liegt, ist, möglichst weit nach Norden vorzudringen, in das nordsyrische Vorland des Euphrats, nach Naharena (Naharain), wie sie es nennen. Gelang ihnen doch damit, sich wenigstens zeitweilig, obschon immer nur auf kurze Frist, eine freie Verkehrsbahn zu den Grenzen einer in ihren Augen völlig neuen Welt zu schaffen, zu den Ufern des großen räthselhaften Stromes, der nicht wie bei ihnen zu Hause der Nil seinen Lauf nach Norden nahm, sondern dem fernen Süden zufließ. Lag doch dort der Wendepunkt der Handelsstraße, auf welcher der „Blaustein Wabels“ und so viele andere kostbare Erzeugnisse Mesopotamiens zu den „erbärmlichen“ Rutennu, den Bewohnern Syriens, ihren Weg fanden. Um wieviel wohlfeiler ließ so eine Menge der gesuchten Waaren, welche der

nordsyrische und kanaanäische Zwischenhandel sonst zu vertheuern pflegte, sich einkaufen. Beeilten sich doch nach jedem großen Siege, der in Naharena erscholten wurde, Fürsten weit entlegener Reiche, selbst die von Sindschar und Assur, ja selbst die Beherrscher Babyloniens mit dem waffengewaltigen Pharao Beziehungen anzuknüpfen, die oft zu wiederholtem Austausch von „Geschenken“ führten.

Auch bildete das Binnenland Nordsyriens den Hauptherd des Widerstandes, auf den die Ägypter stießen. Schon bei dem ersten großen Eroberungszuge, den sie — unter Ahmes Enkel, Thutmosis I.,¹⁾ — unternahmen, lag der eigentliche Kriegsschauplatz in der Nähe des Euphrats. Am nachdrücklichsten und längsten machten die Ägypter ihre Ueberlegenheit in der Küstenebene Palästinas von der Ostgrenze Ägyptens bis zum Südbhange des Karmels geltend. Häufig blieb dieser Landstrich, dessen Bewohner, nach den Darstellungen zu urtheilen, welche auf ägyptischen Denkmälern vorkommen, Kanaanäer waren,²⁾ in ihrem Besitz, selbst wenn das übrige Syrien den Gehorsam aufkündigte. Es war die Operationsbasis für die Angriffe auf die Berglandschaften Palästinas und für das Vorgehen nach Norden, bei dem der Weg durch die Engpässe im Osten des Karmels genommen werden mußte.

Ueber Vorgänge, die in Phönizien sich abspielen, geben die ägyptischen Denkmäler dieser Zeit wenig Auskunft.³⁾ Bereits Ahmes scheint diesen Schauplatz betreten zu haben, denn unter dem Lande Jahi, das in der Inschrift des Grabes einer seiner Getreuen erwähnt wird, verstehen die Ägypter denjenigen Abschnitt Syriens, zu welchem Phönizien gehört. Sehr unsicher ist, ob man Phönizier in den „Fenchu“ erblicken darf, die zuerst zu Ahmes Zeit als Ausländer auf Inschriften in den Steinbrüchen von Maafara genannt werden. Es ist dort der Transport eines Steinblockes abgebildet, an dem „Fenchu“ beschäftigt sind, Leute, die einen spitzen Kinnbart haben und als Kleidung nach Art der Ägypter einen Lendenschurz tragen.⁴⁾ Wäre „Fenchu“ der ägyptische Name der Phönizier, so würde jedoch sehr befremden, daß in der Folgezeit von „Fenchu“ als Bewohnern Syriens so wenig die Rede ist. Afiaten werden die Leute, welche zu Ahmes Zeit „Fenchu“ hießen, allerdings gewesen sein, wahrscheinlich gehören sie jedoch einem Volksstamm an, der frühzeitig seinen Untergang gefunden hat. Bereits in der Zeit Thutmosis' III. ist „Fenchu“ ein Ausdruck, der nur noch ganz im Allgemeinen eine große Kategorie von Fremdvölkern bezeichnet, nämlich alle Völker des Nordens,

1) Ed. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, S. 231.

2) Bei den Ägyptern heißen die hier ansässigen Bewohner Syriens vorzugsweise die Chalu.

3) Die syrischen Feldzüge der ägyptischen Könige zu schildern, ist hier nicht der Ort; es genügt, auf die entsprechenden Abschnitte des 1. Bandes der I. Hauptabtheilung der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ zu verweisen.

4) Lepsius, Denkmäler, III. 3, a. Ed. Meyer, Geschichte des alten Ägyptens, S. 218.

die nicht zu den Rutennu, nicht zu den Bewohnern Syriens gehören, vor allem die Inselbewohner des ägäischen Meeres.¹⁾

Ohne auf aussichtslose Gegenwehr sich einzulassen scheinen bereits Thutmosis I. die Städte Phöniziens Huldigung geleistet und Tribut entrichtet zu haben. Je mehr sie zur rechten Zeit mit dem Pharao sich auf Friedensfuß stellten, um so sicherer durften sie auf ungestörtes Fortbestehen der Verkehrsbeziehungen rechnen, welche ihren Wohlstand gehoben hatten. Häufig wird in der Folge ihnen sogar nicht unerwünscht gewesen sein, wenn die Beherrscher Aegyptens die räuberischen Bergstämme der Libanongebiete und der Bekaa zu Paaren trieben, und eine fremde schiedsrichterliche Großmacht Ruhe und Ordnung in Nordsyrien mit bewaffneter Hand zeitweilig wiederherstellte. Nicht immer kamen sie selber freilich glimpflich davon. Thutmosis' I. Sohn, Thutmosis III., ist wiederholt an der Spitze seines Heeres in Phönizien eingerückt. Auf der Rückkehr von Tunep plünderte er im 29. Jahre seiner Regierung²⁾ die Ländereien der Arabier aus, ließ deren Baumpflanzungen ausrotten und durchzog dann zur Erntezeit das ganze Land Bahi. Die großen Getreidevorräthe, die gerade zum Ausdreschen bereit lagen, wurden in Beschlag genommen, ebenso reiche Vorräthe an Wein und an Del. Auch Kupfer, Blei, „Blaustein“, „Grünstein“, zehn Schalen aus Silber, vierzig Stuten, 3636 Ziegen erwähnt das Verzeichniß der Beute. Im folgenden Jahre wurde das Landgebiet von Arabos nochmals heimgesucht, und dasselbe Schicksal wurde über die Felder der Stadt Simyra verhängt. Im 34. Jahre nahm Thutmosis III. zwei Städte des Bahi-Landes ein und erhielt von dem Könige Chperns oder wenigstens von einem der Dynasten dieser Insel, dem aus politischen Gründen besonders daran gelegen haben muß, bei dem Fürsten, welcher Phönizien in seiner Gewalt hatte, sich in Gunst zu setzen, eine Menge Kupfer und „Blaustein“, auch etwas Blei und einen Elefantenzahn übersandt. Ähnliche Geschenke des Königs von Chpern trafen auch in dem nächstfolgenden Jahre bei dem Pharao ein. Auf einem seiner letzten Feldzüge zerstörte dieser noch die Stadt 'Arkatu, d. i. Arka (S. 40). Als Feindesland, sieht man, wird vor allem die Umgebung von Djun Akkar behandelt, ein Gebiet, das im Machtbereiche von Kadesch, der damals wichtigsten Stadt des südlichen Abschnittes

1) Aug. Mariette, Karnak, Taf. 18. — Zu Scheschonks I. Zeit hat der Ausdruck Fenchu nur noch den Sinn „asiatische Barbaren“. Als ein längst verschollenes Volk werden wie die Heruschä so auch die Fenchu in einer Inschrift aus der Ptolemäerzeit zu Dendera erwähnt. Auf einigen Inschriften aus der Ptolemäerzeit, wird allerdings Fenchu als Bezeichnung für die Phönizier verwendet. Es ist das jedoch nur ein gelehrter Einfall der ägyptischen Hierogrammaten, zu dem sie der Anklang an das griechische Wort Phoinikes verleitet hat. Nicht unmöglich wäre, daß Fenchu ursprünglich die Hythos bezeichnet hat.

2) Die Regierungszeit dieses Königs ist nach den auf astronomischen Grundlagen beruhenden chronologischen Berechnungen Eduard Mahlers (Zeitschrift für ägyptische Sprache, XXVII, S. 97—105) vom 20. März 1503 bis zum 14. Februar 1449 v. Chr. anzusetzen.

des Orontesthales, lag, von Süden her dagegen schwer zugänglich war. Es ist wohl nur Zufall, daß von Tyros und Sidon in den Berichten, welche man über die Feldzüge Thutmosis' III. hat, nicht die Rede ist; doch sind unter den „Hafenbewohnern“, von deren Unterwerfung in einer dichterischen Schilderung der Macht dieses Monarchen gesprochen wird,¹⁾ die Einwohner der Küstenstädte Phöniziens zu verstehen.²⁾ Wiederholt genannt werden in dieser Zeit Gaza und Joppe.³⁾

In den Annalen Thutmosis' III. werden, in welchem Zusammenhange, das ist bei dem fragmentarischen Zustande der Inschrift nicht mehr zu erkennen, mit Bauholz beladene Keft-Schiffe und Kapuna-Schiffe genannt.⁴⁾ In dem eben erwähnten poetischen Siegesberichte wird das Land Keft mit Usebi (? Ufi), d. i. mit Cyprien oder mit einem Gebiete dieser Insel, zusammengestellt. Keft-Leute, welche Thutmosis III. reiche Geschenke überbringen, hat ein Großwürden-träger Thebens in seinem Grabe abbilden lassen.⁵⁾ Die Geschenke dieser

1) E. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 245.

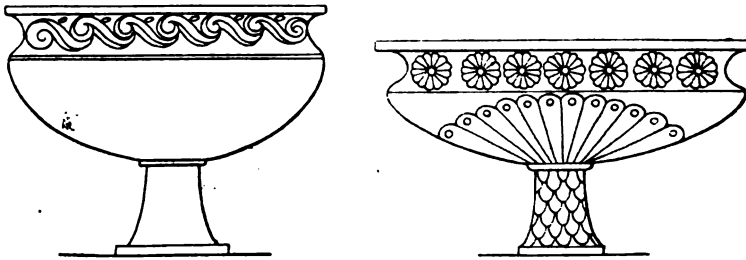
2) Ich verdanke den Hinweis hierauf Herrn Professor Adolf Erman, dem ich auch ebenso wie Herrn Dr. Georg Steindorff für die gütige Beihülfe, mit der sie die Herstellung der aus ihrer Obhut anvertrauten Sammlungen entnommenen Illustrationen meines Buches erleichtert haben, zu großem Danke verpflichtet bin.

3) Ob der Ort Aksap, der in den Verzeichnissen der eroberten Gebiete vorkommt, mit Achsib (S. 75) identisch ist — im Papyrus Anastasi I. wird ein Ort 'Aksapu genannt — muß dahingestellt bleiben; auf das Zeichen für p folgt das Zeichen der Lautverdoppelung. — Ueber eine märchenhafte Erzählung, in der von einer Eroberung Joppes durch Dhuti die Rede ist, vergl. E. Meyer, a. a. D., S. 243; G. Maspero, Etudes égyptiennes, I, S. 49—72.

4) E. Meyer, a. a. D., S. 241, Anm. 3. — In Kapuna vermuthet man eine Entstellung des Namens Gebal (Byblos); jedenfalls liegt es in Syrien. Die Bewohner werden zu den Amu gerechnet (Papyrus Ebers, 63, 8—9. G. Ebers, in den Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft d. Wissensch., Philol.-histor. Classe, XI, S. 295). Die Aegypter beziehen daher Harzarten und Bsch, auch eine Baumsfrucht, wahrscheinlich die Beeren von Juniperus Phoenicea, welche als Medicament dient (Pap. Ebers, 58, 15. G. Ebers, a. a. D., S. 241 und 244. J. Krall in der auf S. 7, Anm. 1, citirten Abhandlung, S. 6). Hält der Verfasser einer literarischen Streitschrift, die aus der Ramessidenzeit herrührt, sich an die geographische Reihenfolge, so ist Kapuna nördlich von Berytos zu suchen. In dieser Streitschrift wird ein Aegypter, der seine Redewendungen mit syrischen Fremdworten verbrämt, von dem Verfasser gefragt, ob er denn auch Kapuna betreten habe und wisse, wie dessen Göttin heiße; eine Anspielung auf den Mythos, welcher Isis den Leichnam des Osiris zu Byblos wiederfinden ließ, mag hierin enthalten sein. Die Ba'alat von Byblos wird auf der Stele des Jehawmelek durchaus in ägyptischer Weise und zwar wie die Göttin Isis dargestellt. Eine ägyptische Inschrift aus der Zeit der 19. Dynastie (G. Maspero im Recueil de trav. rel. à la philol. et à l'archéologie, II, S. 120) scheint zu beweisen, daß in dieser Zeit bereits eine ägyptische Göttin, allerdings Hathor, nicht Isis, den Aegyptern für eine Gottheit galt, deren nördlichste Verehrungsstätte Kep (? Kapuna) war.

5) G. A. Hoskins, Travels in Ethiopia, Taf. 46—49; Ph. Birey, Le Tombeau de Rekhmara in den Mémoires publiés par les membres de la mission archéologique française au Caire, Tome V, 1, Taf. 5. Auch in einem Grabe zu Schek Abd el-Gurna ist der „Fürst von Raftu“ abgebildet, wie er Thutmosis III. seine Hulbigung erweist. Daneben ist die Hulbigung seitens des Chetafürsten und des Fürsten

fremdländischen Abgesandten, deren einer einen Elefantenzahn auf der Schulter trägt, bestehen hauptsächlich in stattlichen aus Gold und Silber schön gearbeiteten mit buntem Email verzierten Prunkgefäßen. Es sind Kannen und Vasen, deren edles Formengepräge in der Technik des Metalltreibens, der Toreutik, nicht in den Handhabungen der Keramik, seinen Ursprung hat und von den Grundformen, welche den Aegyptern von Hause aus geläufig gewesen sind, durchaus abweicht. Arbeiten dieser Gattung mit ihren fein geschwungenen Umrissen, mit ihrer kunstfönnigen Gliederung der Theile, deren jeder gleichsam lebendig seine Function in dem Ganzen ausfüllt und dementsprechend ornamentirt wird, haben ohne Zweifel später griechische Vasenbildner sich zum Muster genommen. Selbst die ersten Erfinder dieser Art Formengebung mögen bereits Griechen gewesen sein. Wenigstens läßt darauf schließen, daß mit Keft zusammen die Inseln des „großen Meeres“, d. h. des Mittelmeeres, genannt werden. Auch sehen die Keft-Leute, welche die Aegypter darstellten, den Pharaonäern nicht im mindesten ähnlich, an ihrem Aussehen, ihrer Körpergestalt finden offenbar die ägyptischen Künstler nicht die charakteristischen Merkmale,



Aegyptische Abbildungen syrischer Prunkvasen.

welche sie an den Semiten Vorderasiens so gern und oft bis zur Karrikatur hervorheben. Wo die Wohnsitze der Keft-Leute eigentlich gelegen haben, bleibt eine offene Frage; jedenfalls sind sie nicht in Phönizien zu suchen. 1)

von Lunip dargestellt. (Karl Piehl, *Inscriptions hiéroglyphiques recueillies en Europe et en Egypte*, II, Leipzig 1888, S. 103.) Dies und andere Anzeichen legen die Vermuthung nahe, daß Keft im eigentlichen Sinne die Bezeichnung eines dem Chetalande benachbarten Gebietes war, das vielleicht in der Umgebung des Golfes von Soss zu suchen ist. Abbildungen von Prunkgefäßen der oben erwähnten Art findet der Leser an den von mir in meiner Bearbeitung des kunstgeschichtlichen Werkes Perrot's, S. 891, Anm. 1, citirten Stellen.

1) Daß in ganz später Zeit, in dem zweisprachigen Erlasse von Tanis, Keft Phönizien bezeichnet, hat, wie mir Herr Prof. Erman bemerkt, wenig Beweiskraft. In einem ägyptischen Papyrus medizinischen Inhalts (Britisches Museum) kommt der Satz vor „Um auf 'Amu-Art zu beschwören, spreche man Keftu: santskapupenay eymentorakakara“ (Georg Ebers, *Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft*, XXXI, S. 451—452; A. d. Erman, *Aegypten*, S. 474, Anm. 6). Dies lehrt jedoch keineswegs, daß die Keft-Leute mit den 'Amu stammverwandt sind.

Thutmes III. würde sonst Keft als den Schauplatz seiner Thaten in die Annalen mit aufgenommen haben, so gut wie Zahi und die Rutennuländer. ¹⁾

Thutmosis' III. Nachfolger war Amenhotep II., über dessen Feldzüge in Syrien nur fragmentarische Berichte erhalten sind. ²⁾ Seine Regierung und die seines Sohnes Thutmosis' IV. währte nur kurze Zeit, es folgt dann Amenhotep III., der länger als 36 Jahre regierte, und auf diesen Amenhotep IV., genannt Chuenaten, wohl der seltsamste aller Pharaonen, welcher nicht zu Theben, sondern in einer neuen Reichshauptstadt, die er sich bei dem heutigen Tell el-Amarna (Schech Raubil) erbaute, Hof hielt und die ägyptische Religion auf monotheistischer Basis umzugestalten trachtete. Eine besondere Gunst des Schicksals hat zu Tell el-Amarna eine Menge historischer Documente der werthvollsten Art, welche dem Staatsarchive Chuenatens angehört haben, an verborgener Stätte, aus der sie erst ganz vor kurzem wieder



Ägyptische Darstellung eines Tribut bringenden Bewohners des Keft-Landes.

1) Nicht ausgeschlossen ist, daß Keft nichts anderes als ein Gesamtname für Cypem, Asebi oder Asi dagegen zuerst nur die besondere Benennung eines Theiles dieser Insel war, und daß die Keft-Leute, welche Rechmare abbilden ließ, die Ueberbringer der Geschenke des Königs von Asebi, welche in den Annalen erwähnt werden, gewesen sind. Eine griechische Bevölkerung muß Cypem bereits in sehr früher Zeit besessen haben, da die kyprischen Griechen, die ihrer Mundart nach nächste Verwandte der Arkadier waren, ihre eigenartige Silbenschrift erlernt haben müssen, bevor noch das phönizische Alphabet erfunden und auf Cypem bekannt war. Die Funde von Tell el-Amarna (vergl. über diese hieroben) lehren, daß es in Nordsyrien eine aus den Zeichen der babylonischen Keilschrift abgeleitete einfache Silbenschrift bereits in der Zeit Amenhoteps II. und Thutmosis' IV. gegeben hat (V. Winkler in der Zeitschr. f. ägyptische Sprache, XXVII, S. 62).

2) E. Reyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 246; G. Raspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient, 4. Ausg., S. 204; A. Erman in der Zeitschrift für ägyptische Sprache, XXVII, S. 39—41.

ans Licht gekommen sind, vor dem Untergange gerettet.¹⁾ Es sind mehr als 250 Thontafeln, zum Theil von beträchtlicher Größe, auf denen, in Keilschriftzeichen geschrieben, amtliche Briefe stehen, welche babylonische und assyrische Könige, Herrscher anderer vorderasiatischer Reiche, die ägyptischen Vasallen, Geschäftsträger und Beamte Syriens an Amenhotep IV., an seinen Vorgänger und an hohe Beamte des ägyptischen Staates gerichtet haben. Das Bild, welches dieser unverhoffte Fund von der damaligen Ausdehnung der politischen Beziehungen Aegyptens gewährt, ist überraschend. Nicht mehr Eroberungskriege, sondern Verhandlungen und Freundschaftsbündnisse mit den Fürsten der unabhängigen Reiche Vorderasiens dienen Amenhotep III., vor allem aber Amenhotep IV. zur Wahrung der Herrschaft über die unterworfenen Landestheile Syriens. Als Ruhestörer erscheint nur der König der Chatti, d. i. der Cheta, neben ihm auch der König von Sanchar, d. i. wohl Sindschar, wie besonders aus Schreiben des Königs des Reiches Maschija²⁾ und den Schreiben eines gewissen Aziru hervorgeht, der wegen einer Niederlage, die er auf einem Feldzuge gegen den Chatti-König erlitten hat, bei dem Pharao in Ungnade zu fallen fürchtet. Gutes Einvernehmen herrscht besonders zwischen dem Naharena-Reiche Mitäni und Aegypten. Die Interessen beider Staaten gehen augenscheinlich am meisten Hand in Hand. Der König von Assur, Aschuruballit,³⁾ schickt Amenhotep IV. mehrere Streitwagen, ein Gespann weißer Roffe, ein Petschaft aus „Uknu“-Stein, er erinnert in nicht mißzuverstehender Absicht an die Sendung Gold, die seinem Vater Aschurnadinachi zu Theil geworden ist, und rühmt die Größe seines Reiches. Auf ähnlicher Grundlage, auf dem Werthe, den in Vorderasien das Gold Aegyptens hat, mit dem auch den Machthabern Mitäni gegenüber der thebanische Hof nicht kargt, beruht das Freunds-

1) Die meisten und wichtigsten Fundstücke hat die Sammlung orientalischer Alterthümer der königlichen Museen zu Berlin erworben. Die übrigen sind in den Besitz des Britischen Museums zu London und des ägyptischen Museums zu Kairo, zum Theil auch in Privathände übergegangen. — Hugo Winkler, Der Thontafelfund von el-Amarna, nach den Originalen autographirt von Ludw. Abel, I (Königliche Museen zu Berlin, Mittheilungen aus den orientalischen Sammlungen, Heft I) Berlin 1889. C. F. Lehmann, Aus dem Funde von Tell el-Amarna (Zeitschrift für Assyriologie, III, S. 372—398). H. Winkler, Verzeichniß der aus dem Funde von el-Amarna herrührenden Thontafeln (Zeitschr. f. ägypt. Sprache, XXVII, S. 42—64). Ad. Erman in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 1888, S. 583—589; H. Winkler, ebendasselbst, S. 1341—1357. E. A. Budge in den Proceedings of the Society of Biblical Archaeology, X, S. 540—569. Georg Steindorff in den Beiträgen zur Assyriologie, I, S. 333—339.

2) Die Aegypter erwähnen dieses Reich wiederholt unter dem Namen Arsa (Alisa?). In der Zeit Ramses' III. erlag es den Hurita und deren Bundesgenossen (S. 262). Das Gebiet dieses Reiches war der nördliche Abschnitt Odesyriens zu beiden Seiten des Orontes. Im Westen reichte es vermuthlich bis an die Meeresküste, im Osten bis an die Wüste. Im Norden grenzte es an das Chetaland und an Naharena. Bergl. G. Maspero im Recueil de travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie, X, S. 209—210.

3) Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens-Assyriens, S. 498.

schaftsverhältniß, um dessen Erneuerung der König Burreduriasch (Burnaburiasch) von Karduniasch, d. i. Babylonien ¹⁾ bei seiner Thronbesteigung unter dem Hinweis auf die seinem Vater Kurigalzu übermittelten Goldsendungen und dessen loyales Verhalten bei einem Empörungsversuche der „Kinachäer“ bei Amenhotep IV. mit Erfolg sich bewirbt. Unter Berufung auf das bestehende Freundschaftsbündniß bringt er in einem seiner Schreiben auf Bestrafung der aus Akka, d. i. Akko stammenden Leute, welche Beamte seines Reiches auf dem Wege durch das Land „Kinachi“ überfallen und ermordet haben. ²⁾ Sehr groß ist die Zahl der Aktenstücke dieses Fundes, die von den syrischen und palästinenfischen Unterthanen Aegyptens herrühren. Meist sind es Eingaben von Personen, die sich als Diener des Königs ihres Herrn oder als amil, d. h. als Ortsbeamter einer bestimmten Stadt bezeichnen. Sie bezeugen ihre Ergebenheit, bestätigen, die übersandten Befehle erhalten zu haben, versichern, sich danach richten, die Stadt des Königs ihres Herrn in Obhut halten, weitere Befehle abwarten zu wollen. Wo die Ortschaften liegen, welche in diesen Schreiben erwähnt werden, läßt sich zum Theil noch nicht feststellen, auch ist noch nicht sicher, wie einzelne der Ortsnamen und der Personennamen zu lesen sind. Wiederholt genannt werden die Orte Simyra (Sumura) und Dula, das wohl in der Nähe von Simyra zu suchen ist, Gebal (Gubli), ³⁾ Sidon, das einem gewissen Himrida unterstellt ist, in welchem man vielleicht den König von Sidon zu erblicken hat, der in dem Schreiben eines Beamten Namens Abischarru neben dem Könige von Hazor (Hazura) erwähnt wird, ferner Tyros (Surri) und Uzu. ⁴⁾ Aus Akko (Akka) schreiben Zatatna und Surata, ⁵⁾ und aus Askalon (Askaluna) der Amil Pitia, siebenmal sieben Mal dem Könige seinem Herren sich zu Füßen werfend, eine Formel, die auch anderen dieser Brieffschreiber sehr geläufig ist. Auch Gaza (Hazati) wird genannt. Bemerkenswerth sind die Personennamen, welche man aus diesen Schriftstücken kennen lernt, auch weil einige derselben den Namen einer Gottheit als Bestandtheil enthalten, so Dagan-tafala, Mut-Abdu, Rib-Abdu, auch kommt ein Abd-Aschratum vor, ein „Diener der Aschera“, des Wunschbaumes. ⁶⁾

1) Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens - Assyriens, S. 434.

2) In „Kinachi“ sieht H. Windler eine Wiedergabe der oben auf S. 98 besprochenen Formen Kenä, Chna, des Namens für Kena'an, Kanaan.

3) Mit Gebal und Simyra zusammen werden die Orte Schigati und Ambi genannt.

4) Ueber die Lage dieses Ortes vergl. S. 301.

5) Zatatna nennt in einem seiner Schreiben außer Akko einen Ort, dessen Name Magdani oder Bagdani zu lesen ist. Der Name erinnert an den Ortsnamen Agbatana (vergl. S. 80, Anm. 1).

6) Vergl. Zeitschr. f. ägyptische Sprache, XXVII, S. 58, Anm. 2. Vor Aschratum wird in der Schreibung des Namens Abd-Aschratum das Determinativzeichen für Gottheit gesetzt; es beweist das jedoch nur, daß der Schreiber in der Aschera den Wohnsitz einer Gottheit erblickt, nicht, daß ihm Aschera für eine bestimmte Göttin dieses Namens gilt.

Erst die Entdeckung dieser Thontafeln lehrt richtig abschätzen, welche Tragweite um diese Zeit bereits in dem größten Theile Vorderasiens die Gesittung Babyloniens hat. Selbst in den gänzlich unter ägyptischer Herrschaft stehenden Landstrichen Syriens bedient man im schriftlichen Verkehre mit dem ägyptischen Hofe sich der babylonischen Keilschriftzeichen und der semitischen Mundart Babyloniens, die, ähnlich wie zur Perserzeit das Aramäische, die Geschäftssprache der diplomatischen Verhandlungen ist und deswegen selbst in Aegypten studirt wird. Eine der Tafeln hat eine Inschrift in Keilschriftzeichen in unbekannter Sprache; vermuthlich ist es die der Cheta. Im Mitani-Lande schreibt man eine Art Assyrisch mit Keilschriftzeichen, welche den assyrischen sich nähern, und daneben mit einer aus dieser Keilschriftgattung abgeleiteten Silbenschrift auch allem Anscheine nach die eigentliche Landessprache. Daß mit der Schrift viel von den übrigen Errungenschaften der Babylonier, von ihren religiösen Vorstellungen und Lehren in Syrien sich eingebürgert hat, ist mehr als wahrscheinlich. Ja, bereits damals mag dort die Nachahmung eine Art einheimischer Literatur erzeugt haben, und es wird die Aufzeichnung von Ueberlieferungen nicht unterblieben sein.¹⁾

Wirren, die nach Ableben des untrügerischen Chuenaten in Aegypten eintraten, erleichterten ebenso, wie schon vorher die mehr auf Erhaltung des Besitzes als auf Machterweiterung gerichtete Politik dieses Fürsten und seines Vorgängers, eine allmähliche Zunahme der Macht des Chetareiches. Die Völker Syriens blieben sich selbst überlassen, bis unter Haremhebi Aegypten wieder inneren Halt zu gewinnen begann; doch scheint ihm nicht gelungen zu sein, irgend einen namhaften Theil der inzwischen verloren gegangenen Gebiete zurückzuerobern,²⁾ und ebenso wenig Ramses I., dem ersten Könige der neunzehnten Dynastie. Erfolgreicher war der Sohn des letzteren, Seti I. Es glückte ihm, auf einem Feldzuge nach Syrien bis an die Grenzen des Chetareiches, das Palästina nicht mit einschloß, vorzudringen und mit reicher Beute heimzukehren.³⁾ Sein Sohn und Nachfolger, Ramses II., jener Sesostris, den die griechische Sage sehr mit Unrecht zur größten Heldengestalt der Geschichte Aegyptens verklärt hat, begann bald nach seiner Thronbesteigung aufs Neue

1) Auf diesem Wege mag beispielsweise die Nachricht von einer Herrschaft elamitischer Könige über Syrien zur Ueberlieferung gelangt sein. In der kanaanäischen Sage, der auch die räthselhafte Gestalt Melchisedek's angehören wird, verwob sie sich dann nachträglich mit der Vorstellung von dem Untergange der Reiche und Völker der Vorzeit zu der Erzählung von der Schlacht im Thale Siddim (Genesis 14). — Von einem „Müchterschreiber“, welcher den Chetakönig auf seinen Kriegszügen wohl als Hofhistoriograph begleitete, ist in der Zeit Ramses' II. die Rede.

2) Vergl. E. b. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 280. Eine Inschrift aus der Zeit dieses Königs handelt von Asiaten, die aus Anlaß einer Hungersnoth in Aegypten einwandern und dort angesiedelt werden (vergl. Zeitschr. f. ägyptische Sprache, XXVII, S. 125—127).

3) E. b. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 283—284. Unter den obersten Städten führt Seti I. Tyros auf.

den Kampf um den Besitz Nordpalästinas und führte mit wechselndem Erfolge lange Jahre hindurch Krieg gegen die Cheta und deren Verbündete, zu denen auch der König von Arabos gehörte. Schließlich wurde zwischen beiden Mächten ein Friedensvertrag abgeschlossen, nach welchem den Aegyptern wenig mehr als die Herrschaft über das Küstenland Palästinas verblieben sein wird, in der sie sich jedoch fortan, wenigstens so lange Ramses II. herrschte, ungestört behaupten konnten. Auch eine Strecke der phönizischen Küste mag noch unter der Oberhoheit dieses Pharaos gestanden haben. Daß er auf seinen Feldzügen im zweiten und im vierten Jahre seiner Regierung dort wenigstens bis zum südlichen Ufer der Mündung des Nahr el-Kelb vorgedrungen ist, bezeugen die Denkmäler, welche er damals auf den Felswänden der Küstenstraße einmeißeln ließ (S. 49). Augenscheinlich bezeichnen sie denjenigen Punkt des Küstengebietes, an welchem er wiederholt auf weiteres Vorgehen nach Norden Verzicht leisten mußte.¹⁾ Zu den Bundesgenossen der Cheta scheinen die Bewohner dieses Abschnittes Phöniziens nicht gehört zu haben. Gemeinschaftliche Sache mit den Gegnern Ramses' II. hat dagegen im elften Jahre seiner Regierung Askalon gemacht. Die Erstürmung dieser Stadt hat er zu Karnak abbilden lassen. Die Einwohner derselben sind durch Tracht und Gesichtszüge als Kanaanäer gekennzeichnet, unterscheiden sich wenigstens nicht von den Kuntenu der ägyptischen Darstellungen. Auch ist die Lage der Stadt charakteristisch; ihre Befestigungen, deren Vertheidigungsthürme nach Art der Pechnasen der mittelalterlichen Burgen am oberen Rande der Mauer frei herausragen, stehen auf einer Anhöhe.²⁾

Das Uebereinkommen mit den Cheta blieb nicht bloß bis zum Schlusse der langen Regierung Ramses' II., sondern auch noch während der seines Sohnes Merneptah³⁾ in Geltung und brachte die Landstriche Syriens, in welchen Aegypten freie Hand behielt, auf mehrere Menschenalter in ein Abhängigkeitsverhältniß. Nach Merneptahs Tode erlosch dieses zwar, doch hat noch

1) Ob Ramses II., wie vermuthet wird, damals von hier aus, d. h. durch das Thal des Nahr el-Kelb, mit seiner Armee seinen Weg in das syrische Binnenland genommen hat, ist sehr zu bezweifeln, ebenso, ob er bei seinem Vordringen bis zu diesem Punkte bei den Phöniziern auf Widerstand stieß. Zwar hat er hier sich als Ueberwinder seiner Gegner abbilden lassen, doch beweist das sehr wenig.

2) Im Uebrigen vergl. über die Feldzüge Ramses' II. Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 285—290.

3) Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 305—308. Auch zu Merneptahs Zeit blieb in den Augen der Aegypter Syrien Ausland. Auf einem noch erhaltenen Papyrus hat im 3. Jahre Merneptahs ein ägyptischer Beamter, welcher auf einer der Grenzstationen im Osten des eigentlichen Aegyptens angestellt war, die Durchreisenden und Angaben über die Aufträge, mit denen sie nach Syrien gingen, notirt. Es befindet sich darunter ein syrischer Unterthan Aegyptens, welcher dem „Fürsten von Tyros Baalmr . . . g . . . u“ ein Schreiben zu überbringen hat. (S. Brugsch, Geschichte Aegyptens, S. 480; Ab. Erman, Aegypten, II, S. 709; derselbe in der Zeitschr. f. ägyptische Sprache, XVII, S. 29—32). Der Name jenes Beherrschers von Tyros mag Ba'almerkab (בעלמרקב) gelautet haben.

einer von den Pharaonen der zwanzigsten Dynastie, Ramses III., wenigstens im Süden Palästinas die Herrschaft Aegyptens auf kurze Zeit wieder neu zu befestigen vermocht. Im 8. Regierungsjahre dieses Königs, also ungefähr 1173 v. Chr., erliegt das Reich der Cheta einem Schlage, von dem es sich nicht wieder erholt hat, dem Ansturme einer Völkerwanderung, zu der eine Schaar von Stämmen ferner Länder sich vereinigt hat.¹⁾ Vom Chetalande aus bahnen sich die Eindringlinge, die Weib und Kind auf plump-räderigen Ochsenkarren mit sich führen, durch Syrien den Weg zur Ostgrenze Aegyptens. Hier versuchen sie einen Angriff auf dem Landwege und zugleich von der See her, mit Schiffen sich nähernd, werden jedoch zur Umkehr gezwungen. Unter den Stämmen, von welchen das Unternehmen ausging, nennen die Aegypter die Pursta (?Pulista). Es ist nicht unmöglich, daß hiermit dasselbe Volk bezeichnet wird, dem Palästina seinen Namen verdankt, das Fremdvolk der Philistäer.²⁾ Am Eingange des Deltalandes zurückgeschlagen, mögen die Pursta zur syrischen Küste sich zurückgewandt haben und trotz der erlittenen Niederlage noch mächtig genug gewesen sein, um die an Fremdherrschaft gewöhnten verweichlichten Kanaanäer des nachmaligen Philistäergebietes sich unterthan zu machen. Auf Ereignisse, welche dem Versuche zur Eroberung des Deltalandes vorausgingen, würde dagegen die Nachricht zu beziehen sein, daß einmal die Askalonier Sidon zerstört haben sollen (S. 117 und 118). Die Askalonier vertreten hierbei die Philistäer; die Angabe, daß von ihnen Sidon zerstört sei, wird, wie bereits oben erwähnt worden ist (S. 118), nicht ganz wörtlich zu nehmen sein und sich nur auf Verheerung und Plünderung irgend eines Theiles Phöniziens beziehen. Arabos nennt Ramses III. ausdrücklich unter den Gebieten, deren Eroberung auf die des Chetalandes folgte. Von Arabos aus läßt er die Fremdlinge ins Amoriterland³⁾ ziehen und dort vor ihrem Zuge nach Aegypten sich aufhalten. Um ins Amoriterland zu gelangen, mögen sie Phönizien durchwandert und nach Kräften ausgeplündert haben, und die Schiffe, auf denen sie an der Küste Aegyptens erscheinen, sind vielleicht Fahrzeuge, die sie in Phöniziens Hafenstädten erbeutet haben.

1) Nach den Angaben, welche die ägyptischen Inschriften machen, würde es sich um einen großen Völkerbund handeln, an dem auch Stämme Theil nahmen, deren Heimath auf den Inseln des ägäischen Meeres zu suchen ist. Ein Brunken mit Namen überwundener Völker gehört aber leider zu den Lieblingsfunden der Pharaonen, und es ist der Verdacht nicht ausgeschlossen, daß auch Ramses III. das Register seiner Widersacher möglichst complet zu machen gesucht hat. In Wahrheit scheint das Vordringen der Fremdlinge im nord-syrischen Binnenlande begonnen zu haben.

2) Vergl. hierzu Eduard Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 316.

3) Vergl. Eduard Meyer a. a. O., S. 314. Es ist nicht ausgeschlossen, daß hierbei Ramses III. unter dem Amoriterlande das Gebiet der nachmaligen Philistäerstädte versteht. Kanaan gebrauchen in dieser Zeit die Aegypter augenscheinlich nur als Bezeichnung für einen weiter südlich gelegenen Abschnitt des Küstenlandes Palästinas.

Die Uebersicht der Urgeschichte Phöniziens, in welcher jene Nachricht über Sidons Zerstörung vorkommt, hat unser Gewährsmann, Pompejus Trogus, augenscheinlich einer griechischen Darstellung der Geschichte der Karthager entlehnt, welche eine kurze Schilderung der Urgeschichte der Phönizier zur Einleitung hatte, und zwar wird die Quelle, die Pompejus Trogus oder dessen Vorgänger benutzt hat, das Werk eines sizilischen Griechen sein, der seine Mittheilungen aus Aussagen der Karthager Siziliens schöpfte. Die Beziehung auf Karthago verräth sich noch in der Angabe, die dem Untergange entronnenen Phönizier hätten Tyros gegründet, und dies sei ein Jahr vor dem Falle Trojas geschehen. Bei den Karthagern muß es nämlich die Anschauung gegeben haben, Tyros und Karthago seien gleichzeitig gegründet, der Heros eponymos von Tyros habe in Gemeinschaft mit dem Heros eponymos Karthagos den ersten Grundstein zu der großen Tochterstadt von Tyros gelegt. ¹⁾ Es verließ das nicht allein Karthago den höchsten Rang unter den tyrischen Kolonialstädten, die beiden Gründungsheroen gaben zugleich ein Vorbild für das Suffetenpaar ab, von dem Karthago regiert wurde, ²⁾ und auch die ganze Auffassungsweise liegt, wie die mosaïsche Völkertafel mit dem „Urkäer“ als dem Gründer von Urka, dem „Simyräer“ als dem Gründer von Simyra, u. s. w. (S. 137) zeigt, durchaus im Geiste kanaanäischer Geschichtsreconstruction. Nur ein Autor, der diese Gründungsfrage kannte, dabei aber auch den Bericht über Aineias' Aufenthalt bei der liebebedürftigen Dido als die für Karthagos Gründung maßgebende Zeitbestimmung in Anschlag brachte, konnte zuversichtlich die Entstehung von Tyros ein Jahr vor dem Falle Trojas aufsetzen. ³⁾ Hieraus ergibt sich aber, daß die Darstellung der Urgeschichte Phöniziens, welcher Pompejus Trogus sich anschließt, als Ganzes genommen, Bestandtheil einer den Puniern geläufigen Gründungsfrage Karthagos ist. Mit anderen Worten: die Waffenthaten, welche die Askalonier, d. h. die Nachkommen der mit den Kanaanäern Palästinas zu einer Volkseinheit verschmolzenen Philistäer, sich rühmten, in Phönizien vollbracht zu haben, erschienen den Puniern Karthagos in so bedeutsamen Lichte, daß sie danach eine völlige Umgestaltung der Verhältnisse ihres Mutterlandes, den Schluß der Geschichtsperiode der „Sidonier“ (S. 118) und den Beginn des Zeitraums der Kolonien-gründung datirten. Ob jene Waffenthaten auch nur annähernd dieser Verherrlichung würdig gewesen waren, wieviel davon auf Rechnung ruhmrediger „Askalonier“ zu setzen ist, muß freilich dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß

1) Vergl. oben S. 135, Anm. 1, und die Citate bei D. Meißner, Geschichte der Karthager, I, S. 458, Nr. 59.

2) Vergl. D. Meißner, Geschichte der Karthager, I, S. 125.

3) Die Erzählung des Pompejus Trogus kann daher nicht auf den Syrakusier Philistos zurückgehen, obwohl dieser es ist, der jene Angaben der Puniere über Karthagos Gründung in die griechische Literatur eingeführt hat. Zu Philistos' Zeit — er fand in dem Olympiadenjahre 257/256 v. Chr. den Tod — war die Aineias-Legende (vergl. F. H. Mommsen, Römische Geschichte, 7. Aufl., I. S. 466—467) noch nicht soweit ausgebildet.

Tyros lange bestanden hat, ¹⁾ bevor die Hurta Beute suchend in Phönizien einbrangen.

Die Abwehr der Hurta und ihrer Bundesgenossen gehört zu den letzten Anzeichen von Lebenskraft, die das alternde Aegypten in den Zeiten der zwanzigsten Dynastie noch an den Tag gelegt hat. Die Herrschaft über die Landstriche Südpalästinas, welche Ramses III. noch sein eigen nennen durfte, ging den späteren Rameffiden bald völlig verloren. Jahrhunderte gingen dahin, bevor vom Nilthale aus eine bewaffnete Einmischung in die Angelegenheiten Syriens wieder unternommen werden konnte.

Hier, am Schlusse des ersten Zeitraums der Geschichte Phöniziens, sei ein Rückblick auf die Kulturzustände gestattet, welche während desselben dort geherrscht und sich gebildet haben. Das Eigenartige der Gesittung, in deren Besitze die Völker Syriens waren, als diese Länder zum Schauplatz der Kriegszüge der Gebieter Thebens gemacht wurden, hat dem Leser bereits der 1. Band der Ersten Hauptabtheilung der „Allgemeinen Geschichte in Einzelbarstellungen“ geschildert. ²⁾ Meine Aufgabe bleibt daher nur, an dieser Stelle Einzelheiten, die besonders Phönizien angehen, hervorzuheben und zu besprechen, soweit dieselben nicht schon in anderen Theilen meiner Darstellung (z. B. S. 141—152) zur Erwähnung gelangt sind. Ausführlich ist das Bild ohnehin nicht, das sich den Quellen abgewinnen läßt, und eine Reihe der wichtigsten Fragen muß unerlebigt bleiben, vielleicht für immer, wenn nicht Nachforschungen nach Denkmälern an Ort und Stelle und glückliche Entdeckungen dereinst das Untersuchungsmaterial erheblich vermehren helfen. Hätte doch vor Kurzem noch Niemand sich träumen lassen, daß Urkunden von der Gattung, die Tell el-Amarna jetzt erst hat bekannt werden lassen, jemals existierten, geschweige denn wieder zu gewinnen seien. Noch weniger konnte man darauf gefaßt sein, eines Tages zu erfahren, daß während des besprochenen Zeitraums bereits in der Gesittung Syriens Cultureinflüsse, die aus Babylonien herkommen, bis zu dem Grade, wie jene Thontafeln mit ihren Keilschrift-

1) Von den Aegyptern wird Tyros, soweit bis jetzt bekannt ist, zuerst unter Seti I. erwähnt, also ungefähr 1320 v. Chr. In Hinblick auf die Zeitbestimmung, Tyros sei 240 Jahre vor dem Tempelbaue Salomos gegründet (S. 133—135) darf ich hier wohl noch bemerken, daß diese Angabe den Eindruck des Willkürlichen um so mehr machen muß, als diese 240 Jahre genau die Hälfte des Zeitraumes von 12×40 Jahren sind, der nach der Chronologie der Königsbücher des Alten Testaments zwischen dem Auszuge aus Aegypten und der Erbauung des Tempels liegt. Was Rovers Rechnung (S. 133) anlangt, so wird die Uebereinstimmung, welche er zwischen den Angaben des Pompejus Trogus und des Josephos findet, sehr hinfällig, sobald man zum Ausgangspunkte der Rechnung, wie es an sich geboten ist, dasjenige Jahr nimmt, welches seit Timaios und daher auch zu Josephos Zeit allgemein als das Gründungsjahr Karthagos betrachtet wurde, nämlich das Jahr 814 vor unserer Zeitrechnung.

2) Vergl. besonders Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 224—241; auch G. Maspero, La Syrie avant l'invasion des Hébreux d'après les monuments égyptiens (Revue des études juives, XIV), Paris 1887.

correspondenzen es veranschaulichen, sich eingebürgert und die Herrschaft erworben haben. Ließ sich doch bis dahin eher vermuthen, daß hier wie auf politischem, so auch auf geistigem Gebiete während dieses Zeitraums ausschließlich Aegyptens Ueberlegenheit sich kundgeben müsse.

Gerade die Fülle der Culturelemente babylonischen Ursprungs, die von Nordosten her bei den Bewohnern Syriens Aufnahme gefunden haben, ist es, was in diesen Zeiten ihrer Gesittung ein einheitliches Gepräge verleiht. In der eigenen Entwicklung, in der Aneignung und Umgestaltung des Entlehnten hat sie schon beim Beginne dieses Zeitraums es soweit gebracht, daß sie als etwas Fertiges und Selbständiges den Aegyptern entgegentritt und der Anregung nicht mehr bedarf. Im Uebrigen besteht die Mannigfaltigkeit, welche aus der Verschiedenheit der Lebensbedingungen und aus der Art von Lebensweise und Empfänglichkeit, welche diese zulassen, entspringt. Ueberraschend groß ist die Zahl der Städte, der mit Befestigungen zum Schutze gegen Kriegsgefahren umgebenen Ansiedlungen. Alle Zweige der Gewerthätigkeit und ein Handelsverkehr, der geschäftig von Ort zu Ort sich bewegt, finden hier ihr Obdach, mehren den Wohlstand der Einwohnerschaft, verfeinern hier das Dasein, das bis zum Luxus ausgestattet ist. Besondere Vorliebe zeigt sich bei den Kanaanäern für buntfarbige Tracht. Wie es das Klima ihres Landes erfordert, sind sie viel reichlicher gekleidet als die Aegypter, die von ihnen erst den Geschmack an Kleidungsfülle entlehnen. Das Unterkleid der Großen und Vornehmen ist gelb von Farbe und hat lange enganschließende Ärmel. Darüber tragen sie ein langes in breite geblümte Streifen, die abwechselnd Blau und Rot zur Grundfarbe haben, getheiltes Obergewand, das über den Hüften durch einen Gurt zusammengeschürzt wird und in straff gespannten Lagen den Leib einhüllt. Den Hals umgiebt ein breiter Kragen, der, rechts und links sich theilend, über die Schultern bis zu den Ellenbogen herabfällt; er scheint mit dem Obergewande aus einem Stück gearbeitet zu sein. Das Kleidungsstück des gemeinen Mannes, das der Pursta und der Raftu-Leute, ist nichts weiter als ein Schurz, der mit langen Schnüren, an denen Quasten hängen, zusammengehalten wird.¹⁾ Die Frauen gehen meist in dem langen hemdartigen Rocke, den noch heutzutage das Fellahweib trägt. Ganz seltsam sieht ein Frauengewand aus, das in Nordsyrien getragen wurde. Es ist ein weißes langes Kleid mit rundem breiten Halskragen, der in der Höhe des Gürtels abschneidet, und zerfällt vom Gürtel abwärts in eine Reihe breiter

1) Vergl. Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 242, Textbeilage. Gefangene Pursta, ebendort S. 313. — Auf phönizischen Darstellungen tragen verschiedene Gottheiten den Lendenschurz der Aegypter; es dient das wohl aber nur als conventionelles Abzeichen. Schwerlich hat darauf auch während der Zeit der Oberhoheit Aegyptens das Kostüm der Phönizier sich beschränkt. Phönizische Stelen, die zu Tyros, zu Lilybaion und zu Karthago gefunden sind, zeigen mit großen Uebereinstimmungen als Hauptkleidungsstück einen bis an die Füße reichenden faltigen Rock und als Kopfbedeckung eine Art Mütze von abgestumpfter Form, die hinten höher ist als vorn (vergl. auch das Textbild D auf S. 225).

runder Gefäße, die in Glockengestalt abstehen. Trotz des Aufschwunges, in dem sich die städtische Gesittung befindet, bleibt ein Spielraum für das Nomadenthum. Beduinen und räuberische Bergstämme treiben z. Th. in unmittelbarer Nähe des Culturlandes ihr Wesen. Ackerwirthschaft und Viehzucht gewähren den breiten Schichten der Landbevölkerung ihren Lebensunterhalt. Gezüchtet werden Pferde, Rinder, Ziegen. Das Jahi-Land ist reich an Korn, Wein und Baumfrüchten und liefert mit seinen Olivenhainen Del in Ueberfluß. Das „Del des Hafens“, d. h. das nach Aegypten importirte Del Syriens wird dort selbst dem gemeinen Manne zum unentbehrlichen Lebensbedürfnisse. Verlockungen verschiedener Art begegnet der durchreisende ägyptische „Mahar“,¹⁾ nach der Schilderung, die ein witzelnder Schriftsteller der Zeit des neuen Reiches entwirft, in der Gartenlandschaft Joppes. Der Anblick der Früchte reizt ihn, davon zu essen, er verläßt sein Gefährt und findet als Hüterin der Rebenpflanzungen eine Schöne, die sich nicht spröde erzeigt, doch, zum Wagen



Weibliche Gottheiten nach der Darstellungsweise der babylonisch-assyrischen Kunst auf Thieren thronend.

a. Münze von Rhosos. In den Händen der Göttin Schwert und Donnerkeil, auf ihrem Haupte zwischen Kuhhörnern die Hieroglyphe für Leben, zu beiden Seiten die Dioskuren-Mützen mit Stern besetzt. Aus der Sammlung Imhoof-Blumer. b. Münze, vermuthlich von Asschod. Berlin, Königl. Münz-Cabinet.

zurückgekehrt, macht er die Entdeckung, daß ihm Diebe seine Waffen und Pferde gestohlen haben.²⁾

Der Antheil, den Babylonien an der damaligen Gesittung Syriens hat, ist bis ins Einzelne nicht mehr nachzuweisen, folgt doch auf diesen Geschichtsabschnitt fast mit unmittelbarem Anschlusse der Zeitraum, in welchem der Wirkungskreis der in ihrem Ursprunge von der babylonischen Cultur durchaus abhängigen Cultur Assyriens sich auf Syrien zu erstrecken beginnt, und, was erst der letzteren entnommen ist, läßt sich daher in vielen Fällen nicht mehr auszuscheiden. Wahrscheinlich stammen jedoch viele der Entlehnungen, die z. B. auf religiösem Gebiete in Betracht kommen, ohne Vermittelung der

1) Mahar, „Weld“, scheint eine schmeichlerische Anrede gewesen zu sein, welche die ägyptischen Würdenträger, die in Syrien zu thun hatten, dort oft zu hören belamen.

2) Vergl. Ad. Erman, Aegypten, II, S. 512. Dasselbe Schriftstück, in dem unter anderen auch Berytos, Sidon und Sarepta erwähnt werden, läßt erkennen, wie seltsam den Aegyptern Tyros vorkam, der „Fels des Gestades, dem Wasser auf Schiffen zugeführt wird und der reicher ist an Fischen als an Sand.“

Affyrer,¹⁾ aus Babylonien. Ein sicheres Anzeichen dafür ist, daß in vielen Orten Syriens bereits der Göttin, die man dort verehrt, der Name Astarte beigelegt wird, und hiermit mag zusammenhängen, daß, wie allerdings nur Nachrichten, die viel späteren Datums sind, lehren, die Phönizier mit Vorliebe ihre Städte unter den Schutz einer Astarte stellen, daß ihnen die Bezeichnung Baalat nur an einzelnen Cultusstätten geläufig geblieben ist (S. 184). Ferner hat die religiöse Kunst Mesopotamiens den Phöniziern Vorbilder für die Darstellung der Cheruben und andere Flügelgestalten geliefert. Am deutlichsten tritt diese Entlehnung bei der Darstellung des Gottes El zu Tage, dem nicht allein ein doppeltes Flügelpaar, sondern oft auch wie einzelnen Gottheiten des mesopotamischen Pantheons ein lastenartiges nachschleppendes Gewand verliehen wird.²⁾ Auch mögen bereits bei rituellen Handlungen die phönizischen Priester den langen faltigen in Horizontalstreifen gegliederten babylonischen Priesterrock angelegt haben, in dem sie später dargestellt werden³⁾. Daß der Entlehnung der Schrift schon lange zahlreiche Entlehnungen mehr materieller Art, Aneignungen von Kunstfertigkeiten, voraufgegangen sein müssen, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die complicirte Beschaffenheit der Keilschrift hat in Babylonien frühzeitig die Verwendung von Siegelsteinen, auf denen Personennamen und Bilder eingegraben waren, nothwendig gemacht. Auch Ungelehrten, analphabeten Leuten, wurde damit ermöglicht, Urkunden zu beglaubigen, an dem Abdrucke des Bildes die Beglaubigung zu erkennen. So haben denn



Figur in assyrischer
Priesterkleidung.

Dargestellt auf einem
Siegel-Cylinder der
Sammlung de Clercq.
Bergakert.

1) Aus Assyrien haben z. B. die Phönizier allem Anscheine nach die Palmette entlehnt. Die höchst conventionelle Form, in welcher sie wiedergegeben wird, mag sie jedoch in Nordsyrien erhalten haben. Auf vielen phönizischen und unter Einfluß der Phönizier entstandenen Kunstwerken stellt diese Palmette, deren gedrückte Umrisse gelegentlich (vergl. Textbild auf S. 227) aussehen, als sei das Hieroglyphenzeichen für „Gold“ auf den Kopf gestellt und zu einer Blume umgestaltet, einen Baum vor. Mitunter sind auch Flächen mit Palmettenmustern ausgefüllt worden (S. 178 und S. 276).

2) Bereits aus dieser Zeit wird auch bei den Phöniziern der Cultus des babylonischen Gottes Mergal stammen, über dessen Wesen wenig bekannt ist, doch liegt die Vermuthung nahe, daß er der dämonische Todesgott war, welchem die Gestalt eines Löwen zugeschrieben wurde (vergl. S. 193). Noch auf einer mit griechischem Paralleltexte versehenen phönizischen Inschrift, die in der Nähe des Peiraieus gefunden ist und die Aufschrift des Grabes einer Sidonierin war, bezeichnet sich ein gewisser Zatanbel als Oberpriester jenes Gottes. Ueber Dagon und die Fischgestalten vergl. oben S. 144—145; doch ist zu bemerken, daß bis jetzt auf Denkmälern babylonischen Ursprungs die in Frage kommenden Vorbilder noch nicht mit Sicherheit nachzuweisen gewesen sind.

3) Das charakteristische Aussehen dieses Gewandes scheint nicht auf Zuschnitt, sondern auf der Beschaffenheit des Zugstoffes zu beruhen; vergl. Léon Heuzey in der Revue archéologique, 3^e sér., IX, S. 257—272.

auch die Phönizier zuerst mit dem Schriftwesen Babylonien's erlernt, in Stein zu graviren, in Edelsteine bildliche Darstellungen und Inschriften einzuschneiden, eine Kunst, in der sie recht Tüchtiges hervorgebracht haben.



Darstellungen auf einem Siegel-Cylinder der Sammlung de Clercq.

Zu ihren Erstlingsversuchen auf diesem Gebiete werden die Siegel-Cylinder gehören, auf denen neben Götter- und Menschengestalten, die in ägyptisirendem Stile vorgeführt werden, Inschriften in Keilschriftzeichen angebracht sind. Wohl lediglich im Verkehre mit Aegyptern werden diese Arbeiten als Beschafter zur Benutzung gekommen sein,¹⁾ ebenso vielleicht Siegel-Cylinder einer anderen Gattung, auf denen ein buntes Durcheinander von Hieroglyphenzeichen mit völlig willkürlicher Zusammenstellung zu sehen ist²⁾.

Der Entfaltung der Kunst ist in Syrien sehr zu Gute gekommen, daß es damals hier Herrscherstöße in Menge gab. Die Prachtliebe all der kleinen Dynastien steigerte die Nachfrage nach Juwelen und kostbaren Geräthen, vor allem nach Gold- und Silberarbeiten. Zu gesteigerter Kunstthätigkeit gerade in dieser Richtung führte auch wohl allem Anscheine nach eine finanzielle Ermäßigung. Verlieh doch die Hand des Künstlers den Edelmetallen, die zu Prunkgefäßen und Prachtgeräthschaften umgestaltet wurden, dem „Blaustein“ und „Grünstein“, den schönfarbigen Glaspasten, die dabei zur Verzierung Verwendung fanden, einen ungleich höheren Werth, als ihn das dazu erforderliche Material in unverarbeitetem Zustande besaß. Ja zum großen Theil werden diese Kostbarkeiten zu keinem andern Zwecke gefertigt worden sein, als um den Bedarf an Geschenken, durch deren Austausch ja politische Beziehungen damals eingeleitet und aufrecht erhalten wurden, decken und dabei etwas bieten zu können, dessen Werth möglichst in die Augen fiel und im fremden Lande besonders hoch geschätzt wurde. Die Stelle des Gelbes dagegen vertraten Barren und zu Ringen geformtes Edelmetall. Die Ornamente, welche bei der Ausschmückung jener Prunkstücke in Gebrauch sind, gehören nur zum kleineren Theile dem sogenannten geometrischen Decorationsstile an, dessen Muster aus Curven, Linien, Schraffirungen, Punkten bestehen; es überwiegen vielmehr Gebilde, welche dem Formenschatze des Pflanzen- und des Thierreichs entnommen

1) Die Siegel-Cylinder, deren Abdruck auf S. 151 abgebildet ist, sollen in Aegypten aufgefunden worden sein. Ein Siegel-Cylinder der Collection De Clercq (Taf. 35, Nr. 386) zeigt in ägyptischer Darstellungsweise eine Figur, welche die Osiris-Krone trägt und ein Scepter hält, zwischen Ammon und Horus und daneben in Keilschrift einen Personennamen von elamitischem Gepräge. Was von Arbeiten dieser Gattung noch vorhanden ist, macht allerdings nicht den Eindruck des sehr Alterthümlichen.

2) Ob es sich bei letzterer Gattung nicht um moderne Fälschungserzeugnisse handelt, muß allerdings vorläufig freilich dahingestellt bleiben.

sind.¹⁾ Selbst freistehende Menschenfiguren kommen als Vasenträger vor. Ein sehr beliebter Schmuck sind plastisch ausgearbeitete Pferdeköpfe, Ziegenköpfe, Löwenhäupter. Gerade die auf letztere Art verzierten Vasen bezeichnet Thutmosis III. in seinen Annalen als Erzeugnisse des Bahi-Landes, also Phöniziens. Ob nicht in Aegypten Vieles für phönizisches Fabrikat galt, was hauptsächlich von Phönizien aus in Handel gebracht wurde, muß freilich dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß Cypern bereits manches Prunkstück nach Syrien lieferte, denn bei Megiddo erbeutet Thutmosis III. goldene und silberne, d. h. mit Gold- und mit Silberblech überkleidete Wagen, die aus Cypern (Usebi) importirt sind.

An den Prachtgeräthschaften, welche in Syrien erbeutet wurden und von dorthier als Tribut- und als Handelsgegenstände nach Aegypten gelangt sind, hat die Kunst und Kunstindustrie des Nilthales viel zu lernen gefunden; besonders hat sie daraus einen größeren Vorrath von lediglich zu ornamentalen Zwecken dienenden Gebilden und auch in mancher Beziehung eine ihr zuvor unbekanntere Verwendungsart für einzelne Ornamente gewonnen.²⁾ In Syrien gab es ferner während dieses Zeitraumes bereits Götterbilder, und der Bekanntschaft mit der religiösen Kunst dieses Landes ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die ägyptische nunmehr wenigstens den Versuch macht, eine von den ihr anhaftenden schulmäßigen Fesseln abzustreifen, daß sie auf Reliefdarstellungen nicht bloß die Göttin von Kadesch en face vorführt,³⁾ sondern auch hin und wieder auf Reliefs das Gesicht menschlicher Figuren in der Vorderansicht abzubilden unternimmt.⁴⁾ Ferner fängt sie an, eine größere Vorliebe als zuvor für Flügelgestalten zu bekunden, läßt sie zahlreicher auftreten und stattet Wesen so aus, die ehedem ohne Flügel abgebildet wurden. Greife bürgern selbst unter die Hieroglyphen sich ein; prangten sie doch selbst auf den Linnenpanzern, die man aus Syrien bezog⁵⁾. Eine Abbildung solcher Panzerbeden im Grabe Ramses III. zeigt Greife und Löwen einander paarweise gegenüber. Auch das Motiv der Gegenüberstellung geht in das Decorationsystem der Aegypter über. Bereits erwähnt wurde, daß unter syrischem Einflusse auch in ihrer Tracht Aenderungen vor sich gehen. Ueberhaupt gibt es wenige Gebiete, auf denen in Aegypten nicht eine Nachwirkung des unaus-

1) Hinzuzuweisen ist besonders auf die der Kunst Vorderasiens eigene Rosette, als deren Vorbild vor allem die Chrysanthemum-Blume zu betrachten ist. Vergl. Textbild auf S. 256 und auf S. 257. Charakteristische Ornamente sind ferner Palmetten von mannigfaltiger Gestalt.

2) Vergl. meine Bearbeitung von Perrot und Chipiez, Geschichte der Kunst, Aegypten, S. 891, Anm. 3 und S. 893, Anm. 3.

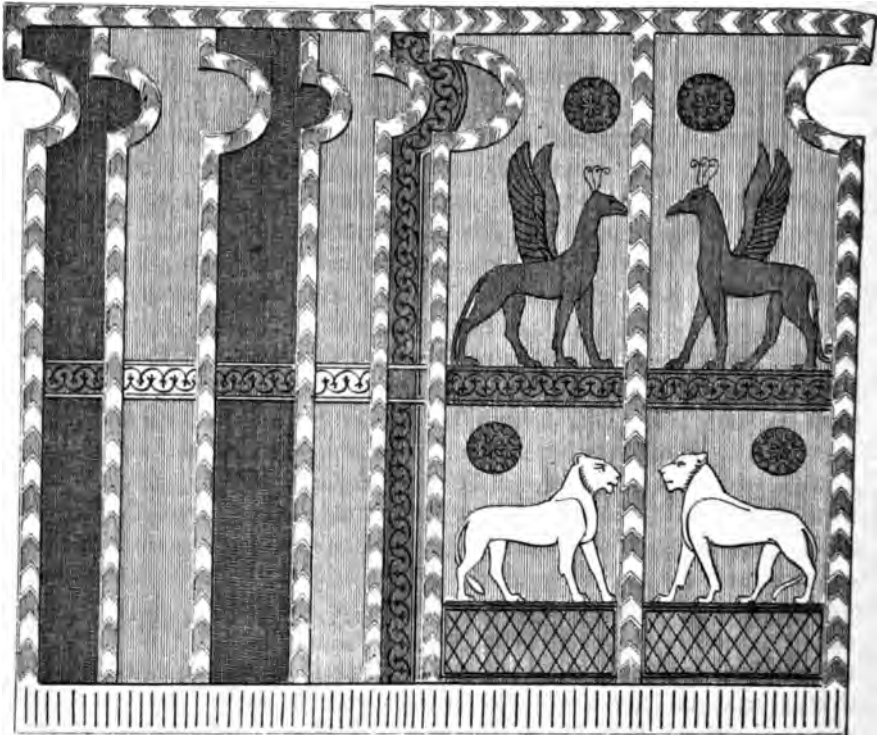
3) Vergl. Eb. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 229.

4) Vergl. die Abbildungen in Eduard Meyers Gesch. des alten Aegyptens, S. 278, und Beilage zu S. 290; auch Perrot und Chipiez, Geschichte der Kunst, Aegypten, S. 677, Anm. 1, und meine Nachträge dazu S. 864—865.

5) Mit Linnenpanzern waren nach Herodot (VII, 89) die Phönizier und palästinischen Syrer ausgerüstet, welche im Heere des Xerxes standen.

gesehenen Verkehrs mit den Bewohnern Syriens zu verspüren wäre, wozu allerdings sehr viel der Umstand beigetragen hat, daß namentlich in der Ramesseidenzeit nicht wenige Personen syrischer Abkunft im Pharaonenreiche zu hohen Ämtern und Würden emporstiegen.¹⁾

Umgekehrt haben aber auch die Völker Syriens viel von den Aegyptern und von der Gesittung des Niltales angenommen. In Phönizien tritt aller-



Brust-Paneldecken von syrischer Arbeit, abgebildet in einem Grabe zu Theben in Aegypten.

Greife und Löwen einander gegenüber. Rosetten assyrischen Stils. Die in Kreuzlagen schraffirten Flächen der Abbildung sind im Original blau, die ganz weißen Flächen gelb, die dunkel schraffirten grün, die heller schraffirten roth.

dings dieser Einfluß viel weniger deutlich zu Tage als im Bereiche des palästinischen Küstenlandes, das ja lange viel unmittelbarer unter der Herrschaft

1) Vergl. hierzu Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 248 und S. 298—299; H. Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen, S. 551—552; G. Maspero, Histoire ancienne des peuples de l'Orient, 4. Ausg., S. 357—358; Ab. Erman, Aegypten, II, S. 681—684

Aegyptens gestanden hat.¹⁾ Daß aber auch die Phönizier zahlreiche Entlehnungen bei den Aegyptern gemacht haben, steht fest. Aus den Anzeichen, welche hierfür Beweise liefern, geht leider nicht mit Deutlichkeit hervor, zu welcher Zeit die Entlehnung stattfand. Die Zeiträume, welche hierfür in Betracht kommen, liegen sehr weit auseinander. Hat doch der Handelsverkehr zwischen Aegypten und Phönizien ohne Zweifel durch die Einbuße, welche Aegyptens Macht in der Rameffidenzeit erlitt, sich nicht eingeschränkt. Und größer als je zuvor ist in den Zeiten der sechszwanzigsten Dynastie der Einfluß gewesen, den sich Aegyptens Gesittung in Phönizien von Neuem erworben hat. Nicht unerheblich war er überdies auch wieder in der Ptolemäerzeit. Ähnlich steht es mit Cypern, und, was die Phönizier des Westens anlangt, so haben diese offenbar gerade in verhältnißmäßig später Zeit rege Handelsbeziehungen zu Aegypten unterhalten.

Von der Einwirkung Aegyptens nicht unberührt geblieben ist selbst die Religion der Phönizier. Horus, Thoth, Ptah, Bast, Hapi (Apis) und andere Götter mehr²⁾ haben bei den Phöniziern sich eingebürgert. In Ammon haben, wie es scheint, die Phönizier ihren Baal Hammon wiedergefunden. Besondere Verehrung zollen sie dem Osiris. Wurde doch selbst eine Episode des Osirismythos nach Byblos verlegt, dessen Baalat die Gestalt der Isis annahm. Alljährlich schwamm ein „Byblos-Kopf“, d. h. wohl ein aus Papyrus-Masse gefertigter Kopf, geradewegs in sieben Tagen von Aegypten über das Meer gen Byblos und trieb dort an; so berichtet Lufian, der das Wunder selber miterlebt haben will. Andere Erzählungen aus christlicher Zeit melden dagegen, daß die Frauen Alexandriens alljährlich die Kunde, Adonis sei wiedergefunden, auf einer Papyrus-Rolle niederschrieben, welche in einen Krug gethan wurde, den man in die See warf; die Meeresströmung, heißt es, bringe dann mit dem Behälter die Botschaft nach Byblos, wo man nach Empfang derselben die Adonisklage einstellte. Jedenfalls weisen diese Berichte darauf hin, daß der Adonismythos zu Byblos mit dem Osirismythos in Zusammenhang gebracht worden ist. Auch auf Cypern ist Osiris verehrt und in griechischer Zeit dieser Cultus mit der Annahme gerechtfertigt worden, Osiris und Adonis seien eine und dieselbe Person; das Schicksal Weiber veranschaulichte ja in gleicher Weise zahllosen gläubigen, todesbangen, trostbedürftigen Menschenherzen die verheißungsvolle Lehre, daß feindlichen Mächten über das Leben, über das Gute und Schöne, immer nur zeitweilig Gewalt gegeben sei, so oft es auch ihnen scheinbar unterliegen möge. Auch bei den Versuchen, über das gegenseitige Verhältniß der Götter, an deren Dasein

1) Ab. Erman, Aegypten, II, S. 684—685.

2) Eine griechische Inschrift von Amshit erwähnt z. B. eine Göttin Reseptheitis, was „die (dem Gotte) Ptah Zugehörige“ bedeutet. Der Name des ägyptischen Gottes Mentu wird in dem Personennamen Menetubargo enthalten sein, welcher auf einer zu Beirut gefundenen griechischen Inschrift vorkommt (E. Ledrain, Notice sommaire, S. 70, Nr. 146).

geglaubt wurde, sich klar zu werden, mögen die phönizischen Priester Schemata der ägyptischen Theologie sich zum Muster genommen haben. Wie bei den Aegyptern vorzugsweise eine Achtzahl von Göttern als weltgestaltende Mächte einem Hauptgotte untergeordnet wird, so ist auch bei den Phöniziern acht die Zahl der Kabiren (S. 190), und es hat den Anschein, als seien diese bei ihnen ähnlich wie bei den Aegyptern die sogenannten acht Elementargötter als vier Götterpaare, als vier männliche und vier weibliche Wesen, aufgefaßt worden.¹⁾ Zweifelhafter bleibt, ob auf die Gruppierung der Gottheiten zu Triaden (S. 250) die Triadenlehre der Aegypter Einfluß gehabt hat, denn auch in der Theologie Babyloniens treten Dreieiten von Göttern auf.

Bedeutend höher als der Einfluß auf die Glaubenswelt ist die Nachwirkung der Bekanntschaft mit Aegypten zu veranschlagen, welche in der religiösen Kunst der Phönizier sich offenbart. Unselbständig war ihre Kunst ohnehin auch auf den anderen Gebieten und sie ist stets ohne Hang zu eigenem Schaffen geblieben. Vorbilder von in sich vollendeter Art, gangbare absatzfähige Muster strömten ja von vornherein ihr auf allen Seiten zu, und der phönizische Kunsthandwerker hatte stets vollauf zu thun, um überhaupt die technische Fertigkeit, welche die Nachahmung erforderte, zu erwerben. Je besser ihm gelang, zu copiren, um so mehr fand seine Waare Käufer auf dem heimischen Markte, und nur so war er im Stande, Nachwerke hervorzubringen, die so ausfahen, daß sie in fernen Landen von dem Seefahrer, der sie mitnahm, für das Erzeugniß einer altberühmten Industrie und eines geübteren Volkes, vor allem für ägyptische Arbeit, ausgegeben werden konnten. Gerade aber auf dem Gebiete der religiösen Kunst überwiegt bei den Phöniziern das Aegyptische so sehr, daß daneben die Entlehnungen, welche auf Babylonien und Assyrien hinweisen, nur wenig in Rechnung kommen, und, was sich hieran zeigt, ist wohl, daß auf diesem Gebiete die Kunstthätigkeit der Phönizier sich erst geregt hat, als die Beziehungen zu Aegypten anfangen. Alles aufzuzählen, was im Laufe der Zeit von dort entlehnt wurde, gebietet es hier an Raum. Da fast alle Proben phönizischer Kunst, die hierbei in Betracht kommen, Erzeugnisse der Kunstindustrie sind, ist in den meisten Fällen nicht zu entscheiden, ob bei der Wiedergabe von Darstellungen und Symbolen, deren Vorbild aus Aegypten stammt, dem phönizischen Künstler Gottheiten und Lehren seines eigenen Glaubens vorschwebten, oder ob er nichts weiter beabsichtigt hat, als eine

1) Die Stellung des Hauptgottes würde dann in diesem Systeme der Gott Sphyl einnehmen, der als der Vater der Kabiren bezeichnet wird. Daß man gerade Sphyl an die Spitze gestellt hat, um die Neunzahl vollzumachen, wird daran liegen, daß dieser Gott für uralt galt, im Cultus jedoch nur noch eine geringe Rolle spielte. Als achter der Kabiren wird Schmun genannt, wohl nur deshalb, weil man den Namen sich nicht anders als aus dem Worte für „acht“ zu erklären wußte. Aus dem Schmun-Mythos geht hervor, daß die Meinung, der Name Schmun sei von Schmun, altägyptisch Chmunu, dem Namen der ägyptischen, den „Achtgöttern“ und dem Thoth geweihten Stadt Hermopolis, herzuweisen, irrig sein wird.

Ausschmückung mit Bildwerken ägyptischen Geschmacks zu liefern.¹⁾ Noch schwieriger ist oft, auch nur annähernd etwas Bestimmtes über das Alter der betreffenden Gegenstände zu ermitteln. Beides gilt besonders für die Arbeiten, welche keine Inschrift tragen. Und wenn auch aus der Form der Buchstaben, wo eine Inschrift vorhanden ist, oft eine Zeitbestimmung sich ergibt, so gewährt dies doch keinen Aufschluß darüber, wann das betreffende Muster den Phöniziern



Geschnittene Steine von phönizischer Arbeit.

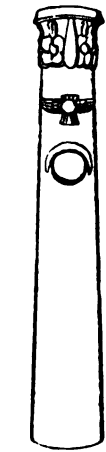
Doppelte Größe der Originale. Berlin, Königl. Museen.

a. Aus Cesenola's Sammlung; Sphing mit der Krone Unterägyptens, über der Hieroglyphe „Gebietet“; davor Hieroglyphe für Leben. b. Ägyptischer Gott mit vier Widderköpfen über der Hieroglyphe für „Gold“, Hundstoppaffen in den Händen haltend. Inschrift: BoN AK. c. Gehörig „dem Uba“; vor der schreitenden Sphing Hieroglyphe für „König“. d. Zu beiden Seiten des Starabäus, der die Sonnenscheibe in den Vorderfüßen hält, der Buchstabe Q. e. Starabäus mit der ägyptischen Götterkrone, Sonnenscheibe in den Hinterfüßen haltend.

geläufig geworden ist und welche Bedeutung der Darsteller dem Bildwerke beigelegt hat. Aus diesem Grunde sind für die Kunst- und Religionsgeschichte z. B. die vielen geschnittenen Steine, auch wenn die Zeit der Verfertigung

1) Dementsprechend zeigt sich auch das Bestreben, die Nachbildung möglichst getreu ausfallen zu lassen, am deutlichsten an Arbeiten, die sichtlich recht seltsam und prunkend mit den fremdartigsten Gebilden haben decorirt werden sollen.

sich nach der darauf eingegrabenen Schrift abschätzen läßt, nur zum geringen Theile zu verwerthen. Fast durchweg zeigen sich auf ihnen Gebilde, welche Schöpfungen der ägyptischen Kunst sind. Die Arbeit selbst aber ist sichtlich meist spätem Ursprungs. Oft ist die Inschrift in phönizischen Buchstaben abgefaßt, der Name des Eigenthümers dagegen, welcher damit geschrieben ist, offenbar aber nicht Name eines Phöniziers, sondern eines Aramäers oder Israeliten. Was daraus hervorgeht, ist wohl nicht — wie gewöhnlich angenommen wird — daß zur Zeit der Verfertigung die Zeichen des kanaanäischen Alphabets in den verschiedenen Landestheilen Syriens noch nicht abweichende Formen gewonnen hatten; es liegen vielmehr Erzeugnisse phönizischer Künstler vor, die in aramäischen und in israelitischen Städten sich aufhielten. Die Verwendung ägyptischer Darstellungen gerade auf diesen Steinen erklärt sich hauptsächlich daraus, daß mit den Karabäen der Aegypter ein schwunghafter Handel getrieben wurde. Auch Karabäen haben die Phönizier vielfach nachgebildet.



Säule aus Tyros
in weißem
Marmor.

Geflügelte Sonnenscheibe, Halbmond mit Sonnenscheibe. Paris, Louvre-Museum. Original 64 Ctm. hoch.

Die Menge von Zwerggestalten, die auf religiösen Darstellungen der Aegypter vorkamen, haben den Phöniziern ein Vorbild für die Darstellung derjenigen Gottheiten gegeben, welchen ihr Glaube sei es gedrungene Körperformen, sei es Pygmäengestalt zugeschrieben hat (S. 188). Besonders ist von ihnen die Figur des Gottes Bes, der selber allerdings ein Eindringling unter den Göttern des Nillandes war,¹⁾ von ihnen eifrig nachgebildet worden. Die ägyptische Sphinx ist durch Vermittelung der syrischen Kunst in den Formenvorrath der Kunst Vorderasiens übergegangen. Das Gleiche gilt von der geflügelten Sonnenscheibe und einer Reihe anderer Embleme. Die hieroglyphische Darstellung des Mondes, die aus einer Wiedergabe der Mondichel und der Vollmondscheibe zusammengesetzt ist,  und das Hieroglyphenzeichen , welches ebenfalls ein Bild des Mondes ist und den Aegyptern unter anderm zur Schreibung des Wortes a'ah, d. i. „Mond“, dient, werden von den Phöniziern überaus oft als religiöses Symbol ver-



Torso einer Statue in röthlich grauer Lava. Aegyptischer Schurz mit Uräuschlängen, griechisch stilisirt. Aegyptischer Halskamm mit Granatäpfeln, Halbmond und Sonnenscheibe; gefunden zu Sarcend (Sarcpta). Paris, Louvre-Museum. Original 1,14 Mtr. hoch.

1) Bergl. Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 136; W. Bient, Chapitres supplémentaires du Livre des Morts, II, S. 111—134.

Aegyptern sich angeeignet haben. Besonders zeigt sich das noch im punischen Gebiete. Gänzlich entstellt wird im Laufe der Zeit das Mondzeichen, vor allem



Relief aus Ruad (Arados)
in welchem Marmor.

Sphinx, geflügelt, mit ägyptischem Kopfschmuck, vor der Stirn die Uräuschlange, auf dem Haupte die beiden ägyptischen Königskronen. Unter dem Sphinxen ein heiliger Schrein. Paris, Louvre-Museum. Original 61 Centim. hoch.

aber die ägyptische Lebenshieroglyphe, das sogenannte Hentelkreuz.¹⁾ Die Dese desselben wird meist kleiner gezeichnet, als es die Aegypter zu thun pflegen, der Theil, welcher sich senkrecht daran ansetzt, dagegen als ein Dreieck von breiter Grundfläche.²⁾ In dieser Umformung ist es dann wenigstens im Bereiche Carthagos vielfach als Abbildung eines Idols von menschenähnlicher Gestalt aufgefaßt worden, so zu Cirta als Idol des Baal Hammon,³⁾ und zwar wird dabei die Hentelöse als der Kopf betrachtet, das untere Dreieck als der Rumpf, dem man gelegentlich sogar eigens Füße ansetzt, und aus dem Querstriche werden Arme gemacht; das Ganze gilt augenscheinlich für die Wiedergabe eines ionisch gestalteten mit Kopf und mit Armen versehenen Fetischsteines.⁴⁾ Stilistischer Art sind dagegen die Aenderungen, welche das Aegyptische in der phönizischen Kunst erleidet, nur zum geringen Theil. Oft ist phönizische Arbeit von ägyptischer daran zu unterscheiden, daß die Flügel der Sphinxen, der Starabäen und anderer Gestalten nicht so lang bemessen sind wie die Fittige der Flügelgestalten Aegyptens, auch nicht am oberen Rande geradlinig verlaufen, sondern in geschwungener Linie sich aufwärts

krümmen.⁵⁾ In diesem Falle aber verfahren die Phönizier nach dem Vorbilde

1) Es stellt eigentlich einen Handspiegel vor, die Dese ist die Umrahmung des Spiegels, an dieser ist ein Griff, der eine Querstange hat.

2) Auf einer phönizischen Darstellung des Hentelkreuzes, die zu Erzy gefunden ist (Archivio storico siciliano, N. S., XII, Palermo 1887, Taf. 3, Nr. 756 b), ist innerhalb dieses Dreiecks ein Baumblatt eingezeichnet, von ähnlicher Gestalt, wie es die auf S. 224 abgebildete (? Tyrische) Münze zeigt.

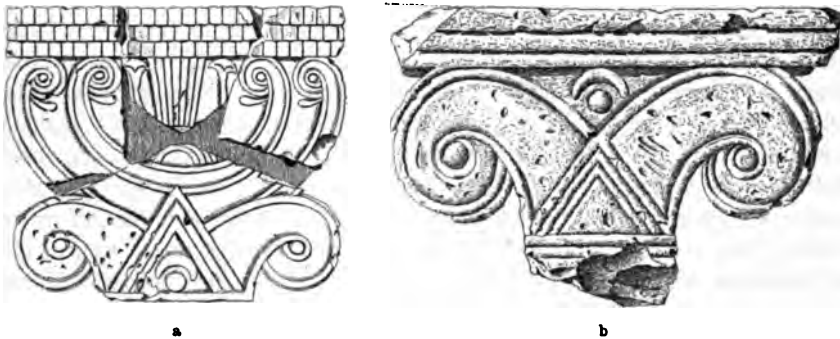
3) Vergl. Textbild auf S. 214 und die karthagische Stele (Vollbild zu S. 181).

4) Es scheint danach vorgekommen zu sein, daß derartigen in Tempeln aufgestellten Steinlegeln, um zu verdeutlichen, daß es sich um das Ebenbild eines besetzten Wesens handele, Kopf und Arme angefügt waren. Zwei armartige Hentel sieht man an der als Dreieck gezeichneten Abbildung eines ionisch gestalteten Fetischsteines auf Münzen von Mallos.

5) Vergl. Perrot und Chipiez, Aegypten, S. 889 und S. 893, Anm. 3; Histoire de l'art, III, S. 129—130.

der nord-syrischen und mesopotamischen Kunst, während nur zögernd in diesem Punkte die Ägypter zur Nachahmung sich entschließen. ¹⁾

Auch decorative Muster sind aus der Kunst Ägyptens in die der Phönizier und Vorderasiaten übergegangen, so besonders die Lotusblume und Lotusknospe in derselben Zeichnung, die auf ägyptischen Darstellungen so gefällig wirkt, ²⁾ auch die ägyptische Wiedergabe der Netcheb-Pflanze, ³⁾ die in der Symbolik des Mithras den Süden repräsentirte. Die Netcheb-Blume mit ihren beiden Seiten-Voluten fand als Capitälform weiteste Verbreitung; über ihr oder zwischen ihren Voluten wurde dabei mitunter die assyrische Palmette angebracht. ⁴⁾ Hieraus werden z. B. einige von den Capitälformen hervorgegangen sein, die man auf Cypren antrifft; eine derselben zeigt zugleich eine Annäherung an die Ausschmückung des ägyptischen Glockencapitäls; ein spitzes Keckblatt greift von der Basis aus zwischen die Voluten ein. ⁵⁾



Assyrische Kapitäle, in Kalkstein.

a. Gefunden zu Athieno, 1,05 Meter hoch, 1,18 Meter breit, 19 Centim. stark. b. Gefunden zu Trapeza, 75 Centim. hoch, 1,22 Meter breit, 30 Centim. stark. Paris, Louvre-Museum.

Daß die Phönizier bei der Entlehnung von Formen nicht stehen blieben, daß sie im Verkehr mit Ägypten und nicht minder im Verkehr mit den nord-syrischen Grenzlanden auf allen Gebieten der Kunst und Industrie auch Herstellungsmethoden und, was sonst ihnen zweckmäßig erschien, sich anzueignen bemüht haben, ist bereits hervorgehoben worden; über Vieles, was hierbei in Betracht kommt, ist bis jetzt leider noch keinerlei Auskunft zu gewinnen.

1) Vergl. über diese Fragen auch E. b. Meyer, Geschichte des Alterthums, I, § 201.

2) Auch das Wort schuschan, mit welchem nachträglich im Hebräischen die Lilie bezeichnet worden ist, bedeutet ursprünglich Lotus; ägyptisch lautet der Name des Lotus schoschen; vergl. P. de Lagarde, Mittheilungen, II, S. 15—17.

3) Abgebildet in J. Dümichen's Geographie des alten Ägyptens, S. 58.

4) Vergl. die Abbildungen bei Otto Puchstein, das ionische Capitell, Berlin 1887, S. 59—61.

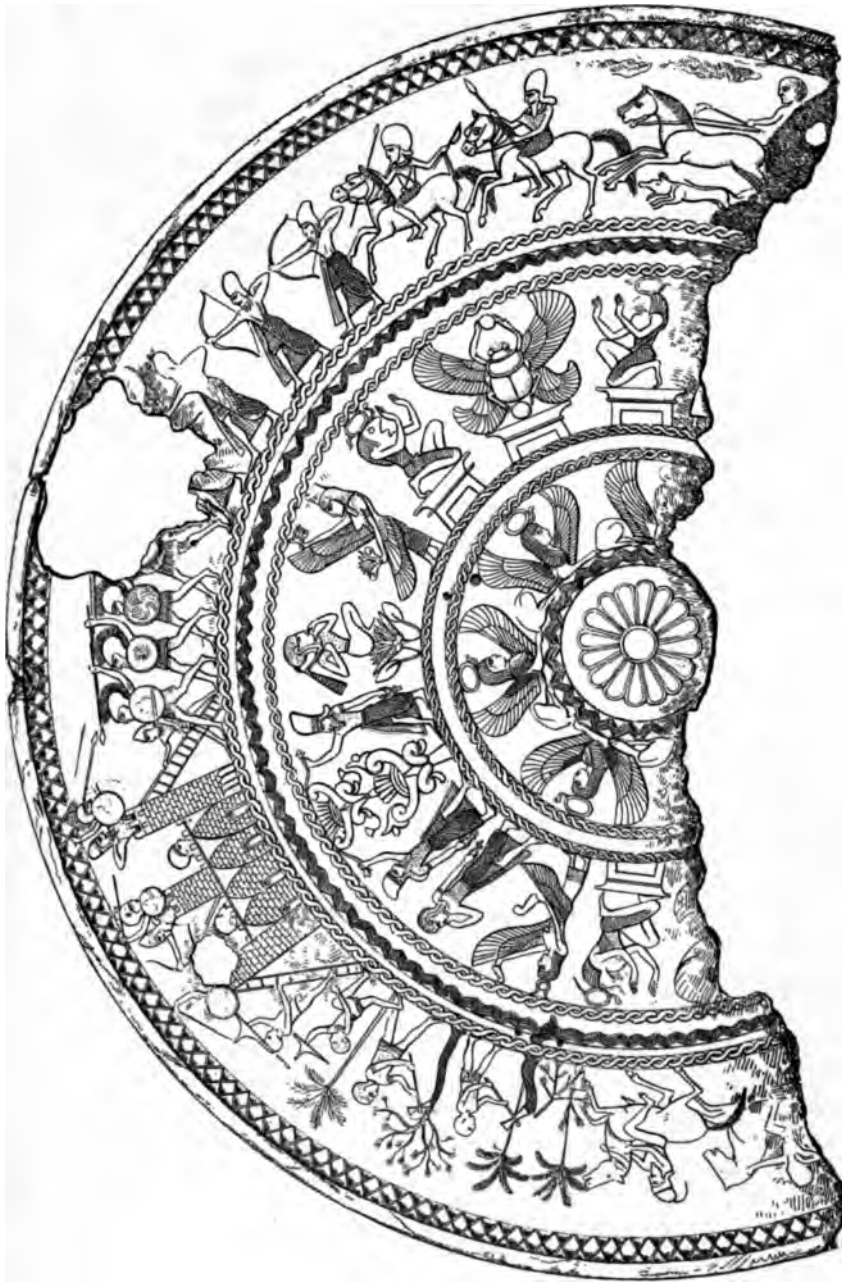
5) Vergl. die Textbeilagen zu E. b. Meyers, Geschichte des alten Ägyptens, S. 188.

So wird erst eine vollständige Durchforschung der Landstriche Nordsyriens voraussichtlich lehren, wie weit das Abhängigkeitsverhältniß reicht, in welchem zu der ihr in vielen Dingen überlegenen Gefittung dieser Uebergangszone die Kultur der Phönizier gestanden hat.

Daß eine Kunst, die vor allem auf Aneignung und Nachahmung ausging, es weder zu großer Consequenz in ihrer Entwicklung noch zur Empfindung für Einheit des Stils hat bringen können, wird nicht überraschen.¹⁾ Eine Formensprache zu finden, in der Asiatisches mit Aegyptischen zu etwas Neuem sich vermählte, ging über ihre Kraft; ihre Ausdrucksweise bleibt eine Art Rauberwälsch, das zuguterletzt noch mit etwas Griechischem ausstaffirt wird, an Formgehalt aber, um in dem Vergleiche zu bleiben, nie höher gestanden hat als unter den Idiomen der Gegenwart etwa das Pidgeon-Englisch. Die Dürftigkeit der Ausführung, welche oft die Stilmengung mildert, darf darüber nicht täuschen. Wo der phönizische Künstler ganz den Eingebungen des eigenen Genius sich überläßt, bringt er nur Schöpfungen zu Stande,²⁾ welche nicht minder von Mangel an echtem Formgefühl zeugen, wie die ungereimte und grobe Zusammenstellung von grundverschiedenen Stilarten, die er im anderen Falle so häufig sich zu Schulden kommen läßt. Das Bunte und äußerlich Mannigfaltige, welches bei der Freiheit internationaler Auswahl unselbständige Aneignung mit sich bringt, hat überhaupt bei den Phöniziern in der Ausstattung und Verfeinerung des Daseins vorgeherrscht, seit sie zur Handlung sich entwickelt haben. In ihrem Erfinderruhme strahlt so viel erborgter Glanz, daß fraglich wird, ob in irgend einem Industriezweige ihnen die Urheberschaft wirklich zuzusprechen ist. Viel höher als ihr schöpferisches Können, als Alles, was sie mit eigenen Mitteln hervorgebracht haben, ist ihre kaufmännische Befähigung zu veranschlagen. Ein zähes Trachten nach Bereicherung durch Handelsgewinn, das, nur in seinen Zielen wählerisch, voll Unternehmungslust, kluger Entschlossenheit und Berechnung den Vortheil aufsucht, keiner Mühsal und Gefahr dabei ausweicht, verbindet sich bei den Phöniziern mit einer Sinnesart, die Machtverhältnissen nachgiebig sich fügt, die selbst Er-

1) Am besten fällt die Zusammenstellung von Gebilden, die noch das Gepräge ihres heterogenen Ursprungs behalten, da aus, wo die Formengebung wenig ins Detail geht, so beispielsweise bei einer Stele, die zu Amrit gefunden ist (Perrot und Chipiez, Histoire de l'art, III, S. 413); eine Gottheit, gekleidet in ägyptische Tracht, die Osiriskrone auf dem lockigen Haupte, hält mit der einen Hand einen Löwen an den Reinen gepackt und schwingt mit der andern dieselbe Art Waffe, mit der die Löwenwürger von Chorsabad ausgestattet sind; die Götterfigur steht auf einem Löwen, der auf einem Berge einherschreitet, ein Motiv mesopotamischen Ursprungs, und zu Füßen der Gottheit erblickt man das Mondsymbol, über diesem die geflügelte Sonnenscheibe. Böllig ins Stilwidrige geht das Nebeneinander von verschiedenartiger Formbehandlung auf den zum Export und für den Luxus gefertigten Arbeiten. Mit Recht hat man hervorgehoben, daß die letzteren nicht anders zu beurtheilen sind, als die pseudo-chinesischen und pseudo-japanischen Fabrikate, die heutzutage hergestellt werden.

2) Es gilt das selbst von Arbeiten, bei deren Herstellung sichtlich nicht unbedeutende Schwierigkeiten überwunden wurden.



Darstellungen auf einer Silberchale aus der Metropole von Amathus auf Cypern.
 Getriebene und eingravierte Arbeit. Aegyptische, assyrische und griechische Motive neben einander.

Durchmesser 0,188 M.

Metropolitan-Museum, New-York.

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

niedrigung geduldig in Kauf nimmt, die nationale Gesamtinteressen nicht kennt, die trotz der religiösen Befürchtungen, welche das Loos der Seele des in der Fremde ohne rituellen Schutz vor dem Dämon der Todesstunde Verstorbenen als ein Grausen erregendes ausmalten, und trotz hingebender Anhänglichkeit an den Heimathsort; diesen zu verlassen, sobald es vortheilhaft erscheint, stets bereit ist.

Zu den Gebieten, welche die Schifffahrt den Phöniziern erschloß, gehört schon im 16. Jahrh. v. Chr. nicht mehr bloß Cypren und ein Theil der Südküste Kleinasiens, sondern bereits das ägäische Meer in seiner ganzen Ausdehnung. Wie lange vordem bereits Phönizier in diese Gewässer sich vorgewagt haben, ist nicht zu berechnen. Die Uebergangsstation hat vermuthlich das an gastlichen Häfen reiche Rhodos gebildet. An der Südküste Kleinasiens entlang hat wohl die Fahrt zuerst dorthin geführt; die Brücke zu den kleineren Inseln des Archipels war damit gewonnen, der Weg zu den ägäischen Küsten Kleinasiens wie Griechenlands gebahnt. Es wird in diesem Abschnitte des Mittelmeeres keine Eilande, keine Küstenstrecken geben, die nicht um die erwähnte Zeit und vielfach bereits vordem von Phöniziern besucht wurden, um versuchsweise durch Anpreisung von Waaren einen Tauschverkehr mit den Eingeborenen einzuleiten. Wo sie günstige Aufnahme und die ihnen werthvollen Rohstoffe fanden, kehrten sie wieder, errichteten sie Factoreien, um sich dauernden Gewinn zu verschaffen, und wählten für ihre Handelsstationen, wie in der Westhälfte des Mittelmeeres, mit Vorliebe dicht an der Küste gelegene Inseln und am Saume des Gestades Verticlichkeiten, die Sicherheit vor Angriffen versprachen. Wo es Bodenschätze auszubeuten gab, unterrichteten sie die Bewohner des Landes in der Gewinnung, nahmen auch selber den Betrieb in die Hand.

Die Nachrichten, welche über ihren Aufenthalt im Bereiche des ägäischen Meeres vorliegen, sind sehr spärlich, auch zum Theil nichts weniger als gesichert. Worauf die Angaben griechischer Autoren, dieser oder jener Ort oder Cultus oder Bau sei phönizischen Ursprungs, beruhen, ist in den meisten Fällen nicht zu controliren; oft zeigt das nur, daß die wirklichen Urheber nicht mehr bekannt gewesen sind, daß als Wert der Rhykopen, der Pelasger, der Phönizier, aufs Gerathewohl betrachtet wird, was aus den Tagen ehrwürdiger Vorzeit herrührt. Selbst in dem Zeitalter, in welchem die Dichtungen Homers entstanden, gehört die Periode, während der Phönizier im griechischen Archipel sich ansässig gemacht hatten, längst der Vergangenheit an. Die Sidonier und Phönizier werden in der Ilias und Odyssee nur noch als Bewohner Phöniziens, des sidonischen Landes, erwähnt und als Seefahrer, die von ihrer Heimat aus weite Handelsreisen unternehmen, zur See sich umhertreiben, gelegentlich auch einmal Jahr und Tag an einem Orte vor Anker bleiben, wie es so kommt. Häufig ist von ihrem Thun und Treiben die Rede, von der unvergleichlichen Pracht der aus Silber gearbeiteten Mischstrüge und kunstreichen gestickten Gewebe, die für ein Werk der Sidonier gelten, von dem

Gold- und Bernsteinmude,¹⁾ mit dem sie sich zum Verkaufe melden, von der unredlichen, betrügerischen Gesinnung und gemeingefährlichen Arglist dieser Hausirer, die ränkevoll gutmüthige, arglos vertrauende Leute unter falschen Vorspiegelungen um ihre Habe bringen und noch obenein in Sklaverei verkaufen, die Mägde beschwägen, mit gestohlenem Gut und dem Kinde ihrer Herrschaft an Bord zu kommen, hurtig mit ihnen davon fahren und im ersten besten Hafenorte das entführte Kind, einen Sohn vornehmer Eltern, als Sklaven verhandeln. Aber selbst der Entstehungszeit des griechischen Epos entspricht dieses Bild nur noch zum Theil, fast nur, in sofern es Sidon als den Hauptexportplatz für nordsyrische Kunst- und Industrieerzeugnisse und diese selbst als etwas Unnachahmliches hinstellt; namentlich die Episoden der Odyssee, welche die Schilderung phönizischer Spitzbübereien enthalten, sind nachträglich eingeflochtene Einschaltungen.²⁾ Von sehr zweifelhafter Beweiskraft sind die Rückschlüsse, welche neuere Forscher auf die ehemalige Verbreitung der Phönizier aus einzelnen griechischen Ortsnamen gezogen haben. Namen wie Salamis, Megara, Marathon, Syros, Adramyttion und anderen mehr vermag man zwar einen Sinn unterzulegen, der eine etymologische Erklärung aus dem Vortrage der nordsemitischen Sprachen zuläßt; aber die Wichtigkeit dieser Erklärungen muß ganz auf sich beruhen.

In ähnlicher Weise, wenn auch nicht in demselben Maße wie Cypern, haben die Phönizier Rhodos mit Ansiedelungen besetzt, das etwa ein Viertel von der Ausdehnung Cyperns hat. Den Mittelpunkt ihrer Niederlassungen bildete hier Jalyssos, an der Kleinasien zugewendeten Nordspitze der Insel; phönizisch soll auch die Stadt Kameiros gewesen sein, die an der Ostküste von Rhodos lag. Auch auf mehreren der Kykladen und Sporaden haben sie sich ansässig gemacht, so auf Thera, auf Melos (S. 42, Anm. 1), wo es Schwefel und Alaun zu holen gab, und auf Oliaros (Antiparos), das angeblich von Sidoniern colonisirt worden ist. Die Insel Nythera gewährte ihnen eine Station für den Fang von Purpurnuscheln, einen Ausgangspunkt für Fahrten nach dem Westen des Mittelmeeres und für den Verkehr mit den Küsten des Peloponnes. Ob es auf Kreta phönizische Ansiedelungen gegeben hat, bleibt unentschieden. Selbst in der Nähe der thrakischen Küste haben Phönizier sich niedergelassen, nämlich auf der goldreichen Insel Thajos; von dem Bergwerke, das sie hier angelegt hatten, spricht Herodot mit staunender Bewunderung.³⁾ Daß von ihnen auch Samothrake colonisirt worden sei,

1) Perlen und Kugeln aus reinem Bernstein finden sich bereits in den Gräbern von Mykenai vor (H. Schliemann, a. a. O., S. 235, 233, 353).

2) Den Hinweis hierauf verdanke ich Herrn Prof. von Wilamowitz-Moellendorf.

3) Was die Fahrten im Aegäischen Meere zuerst gelohnt hat, ist allerdings wohl hauptsächlich der Handel mit Sklaven gewesen. Wo es nichts weiter zu holen gab, und es gab damals in Hellas weder Weinbau, noch Olivenpflanzungen, noch namhafte Industrie, da werden sie für die Waaren, welche sie mit sich brachten, von den einheimischen Fürsten der Küstenlandschaften Leibeigene und Kriegsgefangene um ein Billiges eingetauscht haben.

wird ohne zureichenden Grund behauptet. Nicht in Abrede zu stellen ist dagegen die Möglichkeit, daß die Phönizier in jener frühen Zeit auch Fahrten gewagt haben, welche sie nordwärts über den Hellespont und Bosporus hinaus in die Gewässer des Pontus führten, und selbst an der Nordküste Kleasiens können sie zeitweilig Factoreien besessen haben.

Die Entdeckungen, welche Heinrich Schliemann auf dem Hügel Hisarlik in der Troade und auf den Trümmerstätten von Mykenai und Tiryns sowie zu Orchomenos gemacht hat, auch die Funde, welche andere Stätten vor-homerischer Cultur geliefert haben, enthalten eine Reihe von Arbeiten, die



Darstellung eines phönizischen Tempels mit dreifachem Portale.
In Goldblech gepreßt. Aus Mykenai.

theils aufs Deutlichste in Form und Ausführung das Gepräge der Erzeugnisse der phönizisch-nordsyrischen Kunst zur Schau tragen, ¹⁾ und daher als gekaufte

1) H. Schliemann, Mykenai, S. 209, Nr. 267—268 (weibliche Göttin, die Hände an die Brust pressend, unbekleidet; zu Häupten der einen Figur eine Taube, ebenso zu Häupten der anderen, die zugleich an den Schultern zwei flatternde Tauben umgeben); S. 212, Nr. 273 (weibliche Figur, angethan mit dem horizontal gestreiften, gestickten syrischen Gewande, die Hände an die Brust pressend); S. 402, Nr. 530 (Bettstift aus Gold; darauf Figuren in der oben auf S. 265 besprochenen nordsyrischen Frauentracht); S. 213, Nr. 272 (laufender Greif); S. 223, Nr. 292 (Spange aus Gold, ganz im Stil der nordsyrisch-assyrischen Kunst; Figur in langem Kaunakes-Gewande, in einem offenen Rund, welches durch Quasten gebildet wird, die von den Seiten einer Palmette, die aus Spiralen zu Häupten der Figur sich entwickelt, im

Waare sich kennzeichnen, theils auch auf die Nachahmung von Vorbildern phönizisch-nordsyrischer Herkunft hinweisen. Ueberhaupt ist ersichtlich, daß, wo es damals im Umkreise des ägäischen Meeres eine Cultur gegeben hat, diese in allem Aeußeren mit der nordsyrisch-phönizischen viel mehr Aehnlichkeit hatte als mit der nachmaligen hellenischen. Die Burgmauern, welche die Herrscherfize von Hissarlik, von Tiryns und Mykenai umgaben — um nur eins zu erwähnen —, werden, als sie noch unverseht dastanden, nicht anders ausgesehen haben, wie die Burgen Palästinas und Nordsyriens, welche die Aegypter abbilden.¹⁾ Und ebenso, wie zu Mykenai und Tiryns in der Wanddecoration der Wohnräume Motive vorderasiatischen Ursprungs vorkommen, wird auch die Bauart, die dort und zu Hissarlik bei der Errichtung fürstlicher Wohnstätten gesägten Stein, Bruchstein, an der Luft gehärtete Ziegel und dazu Holz in Verwendung bringt, da sie bereits an constructive Details gewöhnt ist, welche der verschiedenen Beschaffenheit des Baumaterials Rechnung tragen und Schulung verrathen, wird auch der Entwurf der Wohnstätten nicht ein Erzeugniß sein, das im Bereiche der Länder des ägäischen Meeres entstanden ist. Eigenartiges und Streben nach Selbständigkeit ist zwar in der Cultur, deren Ueberreste jene Trümmerstätten vorführen, nicht zu verkennen; autochthonen Ursprungs sind z. B. die argolischen Thongefäße, ihre Formen und Decorationen. Einstweilen überwiegt aber noch das Fremdländische und das, was fertig aus der Ferne dem Verlangen nach Brauchbarem, Statlichem, Kunstvollem entgegengebracht wird. Ob Alles, was in der frühesten Cultur jener Länder auf Beziehungen zu Vorderasien deutet, lediglich auf dem Seewege dorthin gelangt ist, ob nicht Manches langsam von Kleinasien aus Verbreitung gefunden hat, muß allerdings dahingestellt bleiben. Nur wenige Anzeichen führen Einzelnes auf Aegypten zurück und auch das nicht unmittelbar.²⁾

Bogen rechts und links heruntergehen). Aus Darstellungen wie Nr. 267 darf nicht geschlossen werden, daß um diese Zeit die Kunst der Phönizier sich noch ganz ohne Schema in stillosem Naturalismus erging.

1) An die Galerien, welche in der Umfassungsmauer von Tiryns ausgespart sind, stoßen kastenartige Kammern, Reihen von eingebauten Gemächern, ähnlich wie das in Mauerbauten phönizischen Ursprungs, z. B. zu Karthago und zu Thapios, vorgekommen ist.

2) So sind die Darstellungen, welche auf einzelnen der plattirten Dolchlingen von Mykenai vorkommen, zum Theil zwar aus Nachahmungen ägyptischer Vorbilder abzuleiten, sind aber durchaus nicht Copien, noch weniger ägyptische Arbeit. Ein Goldornament von Mykenai stellt augenscheinlich den ägyptischen Gott Set vor, oder vielmehr das Fabelwesen, dessen Gestalt ihm von den Aegyptern zugeschrieben wurde (S. Schliemann, Mykenai, S. 210, Nr. 269), aber die Formengebung ist ganz unägyptisch. Dies gilt auch von einer lauernb sitzenden, mit Flügeln und weiblichen Brüsten versehenen Sphinx (S. Schliemann, ebendort, S. 213, Nr. 277). Vor Allem fehlt selbst auf den Kunstwerken, als deren Verkäufer und Verbreiter hier die Phönizier zu betrachten sind, die Wiedergabe von Hieroglyphenzeichen und ägyptischen Symbolen; die Kunst Nordsyriens steht augenscheinlich noch nicht in intimer Beziehung zu Aegypten. Ein vielbesprochenes Basenornament (Schliemann, Mykenai, S. 160, Nr. 213) ist jedoch vielleicht aus Versuchen, die Uräuschlange wiederzugeben, zu erklären.

Ist auch in der Anfangszeit an einzelnen Orten der erwachenden Cultur Griechenlands die größte Anregung und Förderung durch Vermittelung der Phönizier zu Theil geworden, so ist doch die Tragweite dieser Einwirkung nicht zu überschätzen. Jene Herrscherstige, die vorzugsweise sich als Aufnahmestätten asiatischer Cultur zeigen, sind frühzeitig dem Untergange verfallen. In das Innere von Hellas ist wenig oder gar nichts von jener Aneignung fremden Wesens vorgebrungen. Auch eine Seeherrschaft haben innerhalb des ägäischen Meeres die Phönizier augenscheinlich niemals ausgeübt. Die Stationen, welche sie dort besaßen, haben sie frühzeitig, etwa seit dem 13. Jahrh. v. Chr., wieder geräumt. Auf Rhodos haben zuerst die Karer ihren Einfluß eingeschränkt, dann dorische Griechen sie ganz verdrängt, und selbst ein großer Theil Cyperns, die weite Ebene der Nordhälfte der Insel, hat frühzeitig Griechen zu Einwohnern. In einzelnen Dingen und manchem Aeußeren hängen zwar die Kulturzustände, von denen das griechische Epos ein Bild giebt, mit jener früheren, der vorhomerischen, zusammen, aber nur bei einigen Griechenstämmen, einigen Insel- und Küstenbewohnern, hat sich ein Ueberrest davon erhalten, der schon in dem Zeitalter Homers in der Umgestaltung begriffen ist. Was übrig blieb und sich dann nutzbar fortentwickelt hat, ist hauptsächlich die Bekanntschaft mit praktischen Erfindungen gewesen.¹⁾ Der Erfolg, mit dem die phönizischen Schiffer auf dem Meere sich bewegten, hat zur Nachahmung gereizt, ihre Fahrzeuge, so dürftig sie waren, haben als Muster gedient, und es wird richtig sein, daß die Griechen von Phöniziern gelernt haben, bei nächtlicher Seefahrt Norden nach dem Polarsterne und damit den Kurs zu bestimmen. Die Vertrautheit, welche Griechen und Kleinasiaten in Schiffsangelegenheiten erwarben, ist aber auch das erste gewesen, was die Vermittelung der Fremdlinge entbehrlich machte. Aus Palastbauten von der Materialverwendung, welche Tiryns, Mykenai und Hissarlik aufweisen, sind in die griechische Steinbauarchitektur einige Einrichtungen übernommen, die nur bei jener früheren Bauweise etwas Nothwendiges waren. So hat die Regel, daß der Säule aus der angrenzenden Wand ein Wandvorsprung, eine Ante, ein Pilaster entgegentritt, ursprünglich einen constructiven Zweck, der fortfällt, wo das ganze Bauwerk in Stein aufgeführt wird. Ob aber diese Gegenüberstellung in der nordhrischen Architektur ein Vorbild gehabt hat, ist vor der Hand noch unentschieden zu lassen.²⁾ Das Kunstgewerbe hält besonders auf einigen der griechischen Inseln und in einzelnen Industriezweigen lange an bestimmten Mustern vorderasiatischen Ursprunges fest, es zeigen das z. B.

1) Eine ausführliche Darstellung dieses Einflusses, der sich besonders noch an zahlreichen Lehnworten verfolgen läßt, gehört nicht zu den Aufgaben, welche der vorliegende Band der „Allgemeinen Geschichte in Einzeldarstellungen“ erfüllen soll.

2) Zu den zahlreichen griechischen Worten, die allem Anscheine nach aus einer Entlehnung von den Phöniziern sich gebildet haben, gehört auch einer der Ausdrücke für „Säule“; vergl. *Æ. de Lagarde, Mittheilungen*, II, S. 356.

die Thonwaaren von Melos und Rhodos,¹⁾ auch Bronzen, die man neuerdings auf Kreta entdeckt hat,²⁾ und in ganz besonderem Maße, wie das nicht anders zu erwarten ist, die Fabrikate Cyperns. Ältere von jüngeren Einflüssen zu sondern, ist hierbei nicht recht möglich. Ganz aufgehört hat der Verkehr mit phönizischen Kaufleuten in den südlichen Gewässern des ägäischen Meeres durchaus nicht, und auf Cypern gab es ja noch in der Diadochenzeit kleine phönizische Reiche.

Auf den meisten Gebieten ist dem Hellenenthume nicht erspart geblieben, aus eigener Kraft sich emporringen zu müssen. So steht die Kunst, die zu einer gesammthellenischen wird, durchaus auf eigenen Füßen; wo sie Fremdes ausnutzt, seien es nun Ornamente wie Palmetten und Rosetten, seien es die Gestalten des Greifses, der Sphinx und anderer Flügel tragender Gebilde, da führt sie es über in eine neue Formgebung und Bedeutung. Und wenn sie auch nicht ganz verschmäht hat, in einigen von den Darstellungen, die auf Erzeugnissen morgenländischer Industrie ihr entgegentraten, Bilder von hellenischen Göttern und Heroen wiederzufinden und für die Darstellung der letzteren Einzelnes daraus zu entnehmen, so duldet ihr innerstes Wesen doch keine Stilvermischung. Noch viel schwächer vertreten ist bis auf die Zeiten des Synkretismus, der eklektischen Allerweltsreligion, das Entlehnte in der Mythen- und Götterwelt der Griechen. Mit dem tyrischen Melkart hat der Glaube an Herakles, dessen Thaten, Schicksale und Gottheit von Hause aus gar nichts zu thun. Kadmos ist eine echt griechische Gestalt, nicht der mythische Vertreter des Phönizierthums, zu dem man ihn gern hat machen wollen.³⁾ Daß der Astartecultus Cyperns sehr bestimmend auf den Glauben an die griechische Göttin, die bei Homer bereits Kypris, die „kyprische“ heißt, eingewirkt hat, geht aus manchen Anzeichen hervor, ausgeschlossen ist jedoch nicht, daß es eine griechische Göttin der Liebestriebe gegeben hat, bevor sie den Namen Aphrodite erhielt, der mit dem Namen Astarte identisch sein kann.⁴⁾ Zu erklären wäre hierbei auch noch, warum nicht zugleich mit dem Astartedienste auch der Adonis cultus von den Griechen übernommen wurde. Dieser ist verhältnißmäßig erst sehr spät bei ihnen zu einer Verbreitung gelangt.

1) Auf dem Festlande behält besonders die Thonwaarenindustrie Korinths sehr lange Ausschmückungen orientalischen Geschmacks bei. Asiatische Vorbilder zeigen sich auch auf Samos, die bei Smyrna, bei Myrina, bei Pholonia an der Westküste Kleinasiens gefunden sind.

2) Vergl. Museo italiano di antichità classica, II, Florenz 1888, S. 689—903, und dazu den Atlas von F. Halbherr und P. Orsi, Antichità dell' antro di Zeus Ideo in Creta.

3) U. v. Wilamowitz-Moellendorf, Philologische Untersuchungen, I, S. 149 bis 153; derselbe, Euripides Herakles, I, S. 276

4) Angunehmen ist die Identität der beiden Namen aber nur unter der Voraussetzung, die P. de Lagarde, Mittheilungen, I, S. 76, dargelegt hat. Von der Unform Ashtoret, die lediglich der masoretischen Vokalisation ihren Ursprung verdankt, ist ganz abzusehen. Zu der Vokalisation Astarte vergleiche den Frauennamen Asepte (Corp. Inscript. Semit., I, 1, Nr. 119).

Das Wichtigste, was die Griechen den Phöniziern verdanken, ist die Kenntniß der Schrift, des kanaanäischen Alphabets. Während des Zeitraums, in dem die nordsyrische Kultur am unmittelbarsten ihren Einfluß in Griechenland geltend gemacht hat, waren die Phönizier noch gar nicht im Besitze dieses Schriftsystems. Es hat erst nachträglich bei den Griechen sich eingebürgert, zuerst, wie es scheint, auf Kreta. Hier, auf Thera, wo die ältesten griechischen Inschriften, die in diesen Buchstaben abgefaßt sind, bis zur Mitte des siebenten Jahrhunderts zurückreichen, auf Melos, wo sie mit dem sechsten Jahrhundert beginnen, fehlen Anfangs noch besondere Zeichen für φ χ ξ ψ , die erst von den ionischen Griechen erfunden worden sind. Der Mangel an Zeichen für die Vocale, der die Phönizier nie gestört hat, ist im griechischen Alphabete beseitigt; sechs der kanaanäischen Consonantenzeichen ist der Werth von Vocalzeichen beigelegt, eine Neuerung, die in der Geschichte des Schriftwesens mindestens ebensoviel Belang hat, wie die Einführung einer Consonantenschrift. Der Versuch zur Wiedergabe der Vocale hat das Alphabet erst wirklich brauchbar gemacht. Wohl nur wenig früher als die Schriftzeichen der Phönizier und zum Theil augenscheinlich ohne Zuthun der letzteren haben bei den Griechen sich Maas- und Gewichtssysteme eingebürgert, welche an die in Vorderasien geltenden sich angeschlossen. Die kaufmännischen Einrichtungen der Phönizier und das Geschäftsverfahren derselben mögen in vieler Hinsicht den Griechen zum Muster gedient und deren kaufmännischen Sinn geweckt haben. Bei ihrem Verkehr in überseeischen Gebieten waren z. B. die Phönizier die ersten, welche in die Nothwendigkeit versetzt wurden, durch Bürgschaft für Rechtsschutz ihre Person und ihr Eigenthum sicher zu stellen. Ueber die Maßregeln, welche sie zu diesem Zwecke trafen, liegen allerdings nur Nachrichten aus verhältnißmäßig später Zeit vor. Wo ihrer eine größere Anzahl an fremdem Orte weilte, schlossen sie sich zu Gemeinden und Corporationen zusammen; Diese standen unter eigener Obrigkeit, in den punischen Gebieten findet man als solche Suffeten, d. i. Richter; die Gemeinde der Sidonier in Peiraieus hat, wie eine Inschrift aus dem Jahre 96 v. Chr. bezeugt, einen Vorsteher, einen Nasi. Das eigene Interesse gebietet diesen in der Diaspora lebenden Phöniziern, die Verbindung mit der Mutterstadt, mit einem Vororte des Mutterlandes, möglichst zu wahren. Geräth eine Gemeinde mit der andern in Rechtsstreitigkeiten, so wird die Sache der obersten Behörde der Mutterstadt zur Entscheidung anheimgegeben. Die Verbindlichkeiten, welche auf beiden Seiten verpflichten, sind zugleich religiöse; vor allem beruhen sie auf der Zugehörigkeit zu dem Cultus der Ortsgottheit der Mutterstadt. Wer dagegen an dem fremden Handelsplatze nur vorübergehend sich aufhalten will, meldet sich dort bei einem der vollberechtigten Einwohner und tritt zu ihm in das Schutzverhältniß des Gastes. Nicht aus lauter Uneigennützigkeit werden dem Fremdlinge diese Vergünstigungen gewährt; sie verpflichten ihn zu Gegenleistungen. Vor allem liegt ihm in Zukunft ob, in dem eigenen Heimathsorte seinem ehemaligen Beschützer und allen Personen, welche als Familienangehörige

oder Beauftragte desselben sich auszuweisen vermögen, dieselbe Hülfe angedeihen lassen. Vor der Abreise des Gastes nimmt man eine Scherbe und bricht dieselbe in zwei Stücke. Die eine Hälfte nimmt der Fremde mit, die andere behält der Gastgeber. Will er in Zukunft jemand der Fürsorge seines ehemaligen Schütlings anempfehlen, so bekommt dieser von ihm die zurückbehaltene Hälfte als Erkennungszeichen mit auf die Reise. Bei der Vorzeigung wird geprüft, ob die Bruchränder der beiden Stücke aufeinanderpassen, und der Ueberbringer ist beglaubigt.¹⁾ Das Gastfreundschaftsverhältniß, die Progenie, ersetzt bei den Griechen schließlich das Consularwesen. — Zu den Geschäften, mit denen die in griechischen Handelsstädten ansässigen Phönizier sich befassen, gehört das Geldverleihen. Sie geben dort gegen Zinsen Darlehen auf Schiffe und schwimmende Ladung. Auch in Geldgeschäften werden von ihnen die Griechen gelernt haben. Wo so ungeheure Summen zusammenflossen wie zu Karthago, hat es sicher ein ausgebildetes Bankierwesen, eine Art Geldmarkt, gegeben.

Von Kreta und Rhithera aus haben die Phönizier Zugang zu der Westhälfte des Mittelmeeres gewonnen, und zwar müssen es bestimmte Nachrichten gewesen sein, die sie getrieben haben, in dieser Richtung sich vorzuwagen, Nachrichten von den Metallreichthümern der pyrenäischen Halbinsel, von den Silberschätzen des südlichen Spaniens, des Landes Tartarisch, wie es in der Bibel heißt, des Gebietes von Tartessos, wie es die Griechen genannt haben. Dies ist unverkennbar hier zu Anfang das Hauptziel ihrer Fahrten gewesen. Sizilien, die Inseln Malta, Gauelos (Gozzo), das von dem gaul, dem rundauchigen phönizischen Lastschiffe seinen Namen führt, weil es einem solchen vergleichbar in der See daliegt, Kossura (Tranin; Pantellaria), das die Brücke zwischen Sizilien und dem Festlande Nordafrikas abgiebt, und das nordafrikanische Küstenland westwärts von der großen Syrte gewährten ursprünglich dem phönizischen Kauffahrer, der die Fahrt auf offener See möglichst vermied, nur die unentbehrlichen Anlegeplätze und die Möglichkeit zu Proviant-einläufen auf dem langen Wege, der ihn an die Südostküste²⁾ der pyrenäischen Halbinsel und durch die Meerenge, die Europa von Afrika trennt, zum Mündungsgebiete des Guadalquivir führte. Erst nachdem die Tartarisch-fahrten im Gange waren, entwickelten auch auf einigen der Zwischenstationen sich Ansiedelungen von selbständiger Bedeutung, wurde im Umkreise derselben eine Niederlassung nach der andern errichtet. Auf diesen Vorgang weist noch hin, daß die Ausbreitung der phönizischen Colonien im Westmeere die

1) Bei Plautus nennt der Karthager Hanno diese Beglaubigungsmarke *ers ahelicot* (*hirs hahelikot*), die „Scherbe des Gastrechts“. Vergl. auch *Robers*, *Die Phönizier*, II, 3, S. 121—122; *H. v. Jhering* in der *Deutschen Rundschau*, 1886—87, III, S. 429—442.

2) Als eine der frühesten Ansiedelungen auf spanischem Boden galt von den Städten der Südostküste Seg. Auch in der Nähe dieser Stadt war die Küste mit Ansiedelungen phönizischen Ursprungs besetzt: Carteja, Malaca (Malaga), Abdera.

Richtung des Seeweges nach Tartessos innehält. Auch galt, wie ausdrücklich bezeugt wird, Gadeira (phönizisch Gädër, der „umschlossene Raum“, lateinisch Gades, das heutige Cadix), die Stadt, welche die Phönizier auf einer Insel in der Nähe der Mündung des Guadalquivir, des Hauptstromes Turdetaniens, des Tarshischlandes, gegründet haben, für älter als Utica,¹⁾ und älter als Gades soll Gixos (Schemmis; el-Arisch) gewesen sein, das außerhalb der Meerenge an der afrikanischen Küste lag. Noch weiter westlich als Gades lag Onoba, wo angeblich die Phönizier zu landen pflegten, bevor Gades gegründet wurde. Tarshisch bot ihnen nicht bloß Silber in Menge, es gab dort auch Gold, Blei und andere Erze, das Meer lieferte hier Gelegenheit zu ergiebigem Fischereibetriebe in großem Maßstabe, besonders zum Thunfischfange, und vermuthlich gelangten damals bereits zu den Ländern, welche den westlichsten Rand des Mittelmeerbeckens umsäumen, vom hohen Norden her durch Zwischenhandel Zinn und Bernstein. Hauptsächlich ein Ergebnis der billigen Silbereinkäufe, welche die Phönizier hier machten, ist augenscheinlich, daß auch im Morgenlande das Werthverhältniß, in welchem dieses Metall dort ursprünglich zum Golde stand, noch mehr Einbuße erlitten hat als zuvor; es hat ein Fünftel an factischem Werth verloren.

1) Die Gründungsdaten, welche in den meisten Geschichtswerten angegeben werden (kurz vor 1100 Gades, 1100 v. Chr. Utica), beruhen auf Voraussetzungen, die nicht stichhaltig sind. Da die Griechen, als sie das Westmeer zu befahren angingen, dort die Phönizier bereits vorfanden, da sie ferner die Irrfahrten des Odysseus als Anfang der griechischen Fahrten nach dem Westen des Mittelmeeres und die dorische Wanderung als den ersten Anlaß zur Errichtung der griechischen Colonieen betrachteten, haben sie sich, wie zuerst D. Meißner dargelegt hat, an die Auffassung gewöhnt, die Ausbreitung der Phönizier in jenen Gebieten habe kurz vor dem Kampfe um Troja oder kurz vor der dorischen Wanderung begonnen. Nur aus dieser Auffassung entspringen die Angaben, Utica sei (wenige Jahre nach Gades) kurz vor der dorischen Wanderung, d. h. kurz vor 1100 v. Chr., Karthago sei vor der Gründung Trojas erbaut; in beiden Fällen ist damit nur gesagt, die Gründung geht der Zeit der griechischen Auswanderung nach dem Westen voraus. Nachträglich kommt für die Gründung Karthagos, vielleicht nicht ohne Zuthun einer phönizischen Rivalin dieser Stadt, jedoch ein viel späteres Datum auf, das Jahr 814—813 v. Chr. Es beruht augenscheinlich auf der Annahme, der Pngmalion der Gründungssage Karthagos sei mit einem historischen Könige von Tyros, welcher diesen Namen führt, identisch. Verbreitung gefunden hat dieses Datum zwar zuerst durch Timaios von Tauromenion, von ihm rührt jedoch diese Angabe schwerlich zuerst her. Aristoteles, welcher das Geschichtswerk des Timaios nicht mehr benutzt haben kann, kennt bereits eine Zeitbestimmung für die Gründung Uticas, bei der für ausgemacht gilt, sowohl daß Utica kurz vor der dorischen Wanderung, als auch daß Karthago 814—813 gegründet wurde. Denn nur dies, nicht das Vorhandensein einer Aera von Utica, die bis 1100 v. Chr. zurückreichte, ist aus Aristoteles' Angabe, Utica sei 287 Jahre älter als Karthago, zu folgern. Und wenn Plinius mittheilt, der Apollotempel von Gades enthalte Cedernholzbalken aus Numidien, die 1178 Jahre alt seien, so beweist das auch keineswegs, daß es zu Gades eine Aera gab, die mit dem Jahre 1100 v. Chr. anfang, sondern nur, daß Plinius oder sein Gewährsmann bei der Abschätzung des Alters jenes Tempels sich nach der ganz conventionellen Zeitbestimmung gerichtet hat, welche es auf Grund des fingirten Datums der Rückkehr der Herakliden wenigstens für die Entstehung der bald nach Gades erbauten Stadt Utica gab.

Während das ägäische Meer vor allem die Sidonier angelockt hat, ist die westliche Hälfte des Mittelmeeres fast ausschließlich der Schauplatz der



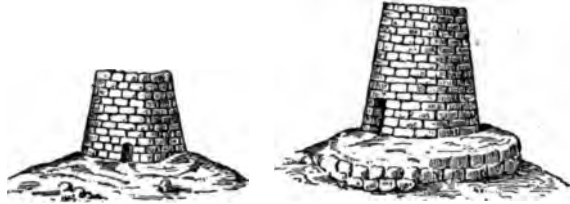
Ohrgehänge aus Gold mit Füllgranarbeit, in ägyptischem Geschma.

Aus der phönizischen Metropole von Tharros auf Sardinien. Giovanni Spanos Sammlung.

Unternehmungen der Tyrier geworden. Nur eine einzige unter den vielen phönizischen Ansiedelungen dieses Gebietes, die östlichste derselben, Leptis magna am Westrande der großen Syrte, wird als Colonie der Sidonier bezeichnet. Soweit die übrigen nicht erst von Karthago aus gegründet worden und gleichsam secundäre Pflanzstädte sind, gehen alle Nachrichten, welche es über ihre Entstehung giebt, auf Tyros als die Mutterstadt zurück. So entrichtet Karthago Zins an den Heraklestempel von Tyros und schickt Festgesandtschaften dorthin ab, und die Gründung der Stadt wird theils als das Werk des Gründers von Tyros (S. 263), theils als das der Göttin Dido betrachtet, die in der Sage zu einer tyrischen Prinzessin sich umgestaltet. Der Melkart der Tyrier erscheint den Punieren als ihr Vorgänger; in grauer Urzeit ist er der erste Uebervinder des Widerstandes gewesen, welchen die Stämme Libyens der Colonisation entgegensetzten, hat er den Seinen im äußersten Westen des Mittelmeeres eine Ausgangspforte zum Atlantischen Ozean geschaffen und, wie es dem Gotte ziemt, der seinen Heiligtümern ein Säulenpaar zum Wahrzeichen verliehen hat und ein Säulenpaar von seinen Anhängern als Weihgeschenk verlangt (S. 208), hat er mit gewaltiger Hand zu beiden Seiten der Meerenge die Felsen zu zwei Riesensäulen emporgethürmt und so auch hier sich sein Lieblingsdenkmal errichtet. Jenseits der Säulen des Herakles, da, wo der Sonnenball nach strahlender Laufbahn in die Fluthen des unermesslichen Weltmeeres sich birgt, ist er zur Ruhe eingegangen, zu Gades bestattet worden. Auf Sizilien ist nach ihm die wichtigste der phönizischen Ansiedelungen an der Südseite dieser Insel, Herakleia Minoa, Kosch Melkart, d. i. „Melkarts Haupt“ (Melkarts Vorgebirge) genannt.¹⁾ Für eine Colonie der Tyrier wird selbst Caralis (Cagliari) auf Sardinien ausgegeben; es würde dann zuerst Zwischenstation auf einem Wege zur Küste des südlichen Spaniens gewesen sein, der von Sizilien aus diese Insel und eine der Pityusen, Ebusos (phönizisch in punischer Aussprache Ibusim statt I-brusim, das „Fichteneiland“) berührte. Doch ist augenscheinlich der Einfluß, den die Phönizier auf Sardinien gewonnen haben, von großem Belang erst geworden, als Karthago auf der Höhe seiner

1) Vergl. oben S. 215. — Eine Karte Siziliens mit Angabe der phönizischen Niederlassungen findet der Leser in Herzbergs Hellas und Rom, I, S. 203. Ich unterlasse hier zu wiederholen, was Herzberg dort auf S. 184—187 über die phönizischen Colonien des westlichen Mittelmeeres angeführt hat.

Macht stand, und erst aus diesem Zeitraume stammt nachweislich ein großer Theil der phönizischen Gräberstätten, welche auf dieser Insel entdeckt worden sind.¹⁾ Die Errichtung der sogenannten Nuraghi, thurmartig gestalteter Bauten aus mangelhaft hergerichteten Stein, die in großer Zahl auf Sardinien vorkommen, pflegt man den Urbewohnern zuzuschreiben. In ihrem Aeußeren



Grabdenkmäler, sogenannte Nuraghi, auf Sardinien.

haben sie auffallende Aehnlichkeit mit alten Gräberbauten, die im Innern Arabiens und auf der Sinai-Halbinsel angetroffen werden.²⁾ Wie die Griechen zeitweilig die phönizischen Handelsartikel als sidonische bezeichnet haben, so



Altarische Grabdenkmäler, sogenannter Rigam („Steinhausen“) im Wadi Thirba.

hat lange im Altlatein für einzelne phönizische Waaren die unmittelbar von Sur, nicht von der griechischen Namensform der Stadt Tyros, hergeleitete

1) Ueber die Alterthümer ägyptischen Stils und ägyptischen Ursprungs, die auf Sardinien entdeckt worden sind und zum Theil aus vorcarthagischer Zeit stammen können, vergl. Georg Ebers in den *Annali dell' Instituto*, LV, S. 76—132; W. Helbig, *Das homerische Epos*, 2. Aufl., S. 27.

2) Ueber die Nuraghi vergl. besonders Giov. Spano, *Memoria sopra i Nuraghi di Sardegna*, 3. Ausgabe, Cagliari 1867; Ettore Pais in den *Atti della r. Accademia dei Lincei, memorie della cl. di scienze morali*, 3a ser., VII, Rom 1881, S. 277—301. Ueber die runden aus Steinen aufgeführten Gräberbauten, welche man in Arabien rigam (im Pural rigam), d. i. Steinhausen, und im Sinai-Gebiete namâs (im Pural nawamis) nennt, vergl. E. M. Doughty, *Travels in Arabia Deserta*, I, S. 447; E. S. Palmer, *The Desert of the Exodus*, I, Cambridge 1871, S. 139—141; II, S. 316—318; diese Gestalt hatten offenbar die Gräberbauten einiger Stämme des heidnischen Arabiens, die „Steinhausen“, um welche man Umläufe machte, mit kleinen Steinchen dagegen werfend — Umlauf und Steinwerfen, ursprünglich nur ein Mittel, den im Grabe hausenden Geist auf den Verehrer aufmerksam zu machen, sind als religiöse Gebräuche in den Islam übergegangen.

Bezeichnung sarranisch sich erhalten. Sarranisch sind z. B. Purpur und Flöte.¹⁾ Auch hieran zeigt sich, daß in den Ländern des Westens Tyrier die Vertreter phönizischen Wesens sind. Doch ist nicht nothwendig, weiter daraus zu schließen, daß zu der Zeit, als die Errichtung von Colonien im Westen des Mittelmeeres begann, auch im eigentlichen Phönizien Tyros bereits den Vorrang gehabt haben müsse. Eher sieht es aus, als habe von Anfang an Tyros auf den Tarschisch-Handel und die Länderstrecken der westlichen Gewässer eine Art von Rechtsanspruch und Monopol gehabt, das Recht des ersten Entdeckers. Die Theilung der Welt zwischen Spaniern und Portugiesen im Zeitalter der Auffindung der beiden Seewege nach Indien würde hiermit vergleichbar sein. Dem unermesslichen Ertrage, welchen die Tarschischfahrten abwarfen, wird allerdings Tyros hauptsächlich verdankt haben, daß es die mächtigste unter den Städten Phöniziens wurde, nachdem im ägäischen Meere die Phönizier ihre Besitzungen an die Griechen verloren hatten.

Auch die Phönizier des Westens haben auf Sizilien dem Vorgehen der Griechen nicht Stand zu halten vermocht. Als bald nach der Mitte des achten Jahrhunderts die Griechen dorthin gelangten, ließen sie die Mehrzahl ihrer Ansiedelungen im Stich und zogen sich nach Motye, Soloeis und Panormos zurück, während vordem, wie Thukydides berichtet, phönizische Ansiedelungen sich rings um die Insel herum vertheilten. Dichter gesät waren jedoch allem Anscheine nach damals die Colonien der Tyrier auf dem Sizilien gegenüber vorspringenden Theile der Nordküste Afrikas. Hier hat auch phönizisches Wesen im Binnenlande, allerdings hauptsächlich erst seit dem Emporkommen Karthagos, eine weite Ausbreitung gewonnen. Das Punische ist hier in den Küstengebieten und Städten schließlich in derselben Weise Landessprache gewesen, wie es dort nachmals das Arabische geworden ist. Hier haben eben die Phönizier Völkerschaften vorgefunden, die noch in keiner Weise befähigt und gerüstet waren, mit ihnen in erfolgreichen Wettbewerb zu treten. Was die Städte dieses Gebietes anlangt, so ist in der Mehrzahl der Fälle nicht zu entscheiden, ob sie ihre Entstehung den Tyriern, den Eingeborenen oder erst den Karthagern verdanken. Auch an der Küste Mauretaniens, außerhalb der Meerenge, an den afrikanischen Gestaden des Atlantischen Ozeans sind von den Phöniziern Colonien angelegt worden, so zu Tingis (Tandscha; Tanger) und zu Zelis (Asila); und südlich von Lixos hat es angeblich 300 alte Ansiedelungen der „Tyrier“ gegeben, die dreißig Tagereisen weit reichten, also etwa bis zum Wad Draa, dem Ausgangspunkte des Binnenlandverkehrs mit dem Negerländern. Eingeborene Völkerschaften, die Pharusier und Nigriten, sollen diese Ansiedelungen wieder zerstört haben. Wann sie gegründet worden sind, wie lange es her war, daß sie zerstört wurden, als um die Mitte des fünften Jahrhunderts der Karthager Hanno zur Errichtung neuer Colonien dorthin abgesandt wurde, darüber ist nichts bekannt. Punische Seefahrer

1) Bergl. Th. Mommsen, Römische Geschichte, 7. Aufl., I., S. 143, S. 201.

scheinen die ersten gewesen zu sein, welche die Canarischen Inseln besucht haben, ¹⁾ und der südlichste Punkt, welchen die Expedition Hanno erreicht hat, lag, so schließt man aus dem Berichte, welcher darüber erhalten ist, sechzehn Tagesfahrten südlich vom Cabo verde an der Guineaküste.

Sehr unsicher sind die Nachrichten über die Seefahrten, welche die Phönizier von Gades aus längs der Westküste Spaniens und weiter nach Norden unternommen haben, um, sei es von Zwischenhändlern, sei es aus erster Hand Zinn einzukaufen, das den Culturvölkern des Alterthums überaus werthvolle, in den Ländern des Mittelmeeres und Vorderasiens nur ganz spärlich vorhandene Metall, welches als Zusatz zum Kupfer der Bronze Härte verleiht. Wenn es Ezechiel (586 v. Chr.) unter den Erzen nennt, welche die Krämerin Tarschisch auf die Märkte von Tyros bringt, so kann damit das Zinn gemeint sein, welches in Lusitanien und Galizien gewonnen wurde. Doch sollen auch die Gaditaner ausgefegt sein, um dieses Metall zu holen, wo es am reichlichsten vorkam, von den Kassiteriden, den „Zinninseln“, d. h. von den Küsten Britanniens. ²⁾ Den Weg dorthin sollen sie lange geheim gehalten haben, und es wird erzählt, daß die Gaditaner einen ihrer Kauffahrer, der mit seinem Schiffe absichtlich auf ein Riff aufgefahren war, um Römer, die seinem Kurse folgten, darauf scheitern zu lassen, für die erlittene Havarie von Staats wegen entschädigt haben. Wird als wahrscheinlich hingestellt, daß die Phönizier selbst an die Küsten der Ostsee vorgedrungen sind, um dort womöglich den Bewohnern des Samlandes Bernstein abzuhandeln, so beruht das nur auf Muthmaßungen. Sie mögen selbst niemals nach Cornwall gelangt sein und bloß das spanische Zinn, um vor Concurrenz abzuschrecken, für ein Erzeugniß jener nordischen Inseln ausgegeben haben, von denen aus im Alterthume durch Zwischenhandel das meiste Zinn, welches in den Mittelmeerlandern zur Verwendung kam, auf dem Landwege über Gallien an die Rhonemündung ³⁾ gebracht wurde.

In viel geringerem Maße als die Länder des Orients ist das Morgenland ein Schauplatz der Unternehmungen der Phönizier, und viel weniger als Seefahrt hat Landhandel zur Ausbreitung dieses Volksstammes geführt. Der phönizische Großhandel hat sich ausschließlich auf dem Meere bewegt. Es lag das in der Natur der Zustände; zur See war der Waarentransport geringeren Gefahren preisgegeben als zu Lande. Völkerschaften, die selber erst kaum den ersten Schritt zur Erreichung cultivirter Lebensweise gethan hatten, gaben den An-

1) Es ist zu bemerken, daß die Sage von den Hesperiden, den Inseln der Seligen, ihrem Ursprunge nach sich nicht auf die Canaren bezieht und durchaus nicht aus einer dunklen Kunde vom Vorhandensein der letzteren erklärt werden darf.

2) Als Britannien genauer bekannt wurde, verstand man darunter im speziellen die forkingischen Gilande, die Scilly-Inseln an der Südwestspitze von Cornwall.

3) Die Opfertafel von Massilia beweist zwar, daß es dort in karthagischer Zeit eine Phönizier-Gemeinde gegeben hat, nicht aber, daß Massilia Phöniziern seinen Ursprung verdankt (gegen J. J. Vargès, Recherches archéologiques sur les colonies phéniciennes établies sur le littoral de la Celtoligurie, Paris 1878).

kömmlingen, die auf schwimmender Burg die auserlesensten Kostbarkeiten aus unerreichbar fernen Zonen herbeischafften und dafür Landeserzeugnisse aufkauften, mit denen man selber zum Theil wenig anzufangen verstand, gern unentgeltlich oder gegen Grundzins Platz zur Anlage von Niederlassungen; anders dagegen die Machthaber der Städte und Reiche der Culturvölker des Orients. Es ist fraglich, ob es dort, ganz abgesehen von einzelnen Gewerbtreibenden und Krämern und von den phönizischen Ansiedelungen an der nordsyrischen Küste, in den Niederungen Kilikiens und den Hafenstädten an den Nilmündungen, vor der Perserzeit namhafte Phönizier-Colonien überhaupt gegeben hat. Weitreichende Handelsverbindungen haben die Phönizier allerdings auch im Orient angeknüpft und in Gang erhalten. Daß bereits vor Ezechiels Zeit selbst Erzeugnisse Armeniens zu den Waaren gehörten, die zu Tyros auf den Markt kamen, ist nicht zu bezweifeln. Eine vereinzelte Notiz bezeichnet eine Stadt an den Ufern des Euphrats Namens Ebdana als eine von Phöniziern gegründete Colonie. Das Binnenland Syriens und Palästina versorgten den Handel Phöniziens mit Waaren, die Einwohner mit Lebensmitteln, die Industrie und die Werften mit Rohmaterial und mit Arbeitern. Die Spezereien Arabiens gingen zu Herodots Zeit vorzugsweise durch die Hand der Phönizier und in Aegypten besaßen damals, wie er anführt, die Tyrier ein besonderes Stadtviertel, das „Tyrier-Lager“, in dessen Nähe der „fremden Aphrodite“, vermuthlich also der Astarte, ein Tempel errichtet war.¹⁾

3. Geschichte der Phönizier bis zur Perserzeit.

Als in der Zeit der Ramesseiden, der Nachfolger Ramses' III., die israelitischen Stämme im Westjordanlande, das seit dem Abnehmen der Macht Aegyptens gleichsam völlig herrenlos geworden war, die Herrschaft gewannen, hat sich das augenscheinlich vollzogen, ohne den Kanaanäern Phöniziens Anlaß zu irgend einer Einmischung zu geben. Selbst als der Stamm Dan aus seinem Standlager bei Kirjat Yearim sich aufmachte und die Bewohner von Laish überfiel, harmlose Leute vom Schlage der Sidonier, die um nichts in der Welt sich kümmerten als um ihre eigenen Angelegenheiten, hat keine Hand

1) Vergl. im übrigen Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 299. Ein kanaanäischer Gott, der in Aegypten schon zur Zeit der Ramesseiden verehrt wurde, ist auch der Baal Sefon (vergl. Zeitschrift f. ägypt. Sprache, XI., S. 14; G. Ebers, Durch Gosen zum Sinai, 2. Aufl., S. 524—526). Ueber das nördliche Delta vergl. G. Ebers, Aegypten und die Bücher Moses, I, S. 224—237. In der Nähe des Wadi Tumulat auf der Ostseite des Deltas lag eine Stadt, deren Name H. Brugsch (vergl. oben S. 42, Anm. 1), Bibailos (Byblos; Bebeis), Eduard Meyer (Gesch. d. alt. Aegypt., S. 307) Perbairrest liest. Vielleicht ist dieser Ortsname entstellt aus Per-Baalat-Isot, „Haus der Baalat Isis“, d. h., es ist für baalat belit gesprochen und geschrieben worden. Die als Isis dargestellte Baalat von Gebal würde dann ein Gegenstück zu dieser Baalat Isis sein.

sich gerührt, um die Niedermehelung der Einwohner von Laisch zu rächen.¹⁾ Ganz ungerechtfertigt ist, die Entstehung der phönizischen Ansiedelungen Nordafrikas auf Vertreibung der Kanaanäer durch die Israeliten zurückzuführen.²⁾ Als Zeitgenossen des Richters Jerubbaal³⁾ von Ophra scheint Philon von Byblos einen König von Berytos betrachtet zu haben, der den Namen Abbaal⁴⁾ führte. Von einer Zeit der Unterdrückung durch die Sidonier ist an einer Stelle des Buches der Richter die Rede, doch die Vorgänge, auf welche sich das bezieht, sind unbekannt. Im übrigen weist Alles auf ein friedliches Verhältniß zwischen beiden Völkern; für beide hatte es nur Vortheile.⁵⁾ Da, wo phönizisches Gebiet mit israelitischem sich berührte, haben ganze Theile israelitischer Stämme den Phöniziern sich so eng angeschlossen, daß ein nationales Sondergefühl ihnen abhanden gekommen ist (S. 28).

In Nordsyrien hatte der Wanderzug der Pursta durch Zertrümmerung des Reiches, welches die Cheta zusammenerobert hatten, aufs Neue haltlosen Kleinstaaten zum Dasein verholfen. Wie wenig Widerstandskraft es hier gab, ist daran zu erkennen, daß bereits um 1110 der Assyrerkönig Tiglatpilesar bis an das Mittelmeer vorzubringen vermochte. Arabos stellte ihm dort Schiffe zu einer Fahrt auf der See.⁶⁾ Ob von seinem Nachfolger Assur-bel-kala, wie vermuthet worden ist, eines der assyrischen Siegesdenkmäler am Nahr-el-Kelb herrührt, muß dahingestellt bleiben. Bis die Herrscher Assyriens in die Lage kamen, ernstlich an die Unterwerfung Phöniziens zu denken, verstrichen noch mehr als zweihundert Jahre.

Der unzugänglichen Inselstadt Tyros hatten offenbar die Pursta nicht beizukommen vermocht. Im Besitze des Tarshisch-Handels blieb sie die

1) Ausführlicheres in Stade's Geschichte des Volkes Israel, I, S. 167. Hervorzuheben ist, daß der Bericht über diesen Vorgang nicht dafür bürgt, daß Laisch eine Phönizier-Colonie war. Kanaanäer mögen die Einwohner gewesen sein.

2) Es geschieht das häufig auf Grund einer Aussage, welche Prokopios in seiner Geschichte des Vandalenkrieges (II, 10) machte, es habe zu Tigisis in Numidien zwei Säulen gegeben mit einer Inschrift in phönizischer Sprache, die lautete: Wir sind es, die entflohen vor dem Angesichte des Räubers Jesus, Sohnes des Naue. Den richtigen Standpunkt in der Beurtheilung dieser Behauptung, die von verschiedenen byzantinischen Autoren und mit tendenziös verändertem Wortlaute auch in der armenischen Geschichte des Moses von Choren wiedergegeben wird, hat bereits Gibbon: an die Säulen dürfe man glauben, an der Inschrift zweifeln und Alles, was daraus gefolgert werde, müsse man verwerfen.

3) Wenn es erlaubt ist, unter „Hierombaal, dem Priester des Gottes Jeto“, Jerubbaal zu verstehen; vergl. H. Ewald, Abhandlung über die phönizischen Ansichten von der Welterschöpfung, Göttingen 1851, S. 52; Wolf W. Graf Raubissin, Studien, I, S. 25.

4) So nach einer Correctur Noeldes für Abbalos.

5) Vergl. auch, was S. 102 über die Segnung Jafets gesagt ist, und Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, S. 141—142.

6) Hommel, Geschichte Assyriens-Babyloniens S. 531—532. — Hier und im Folgenden begnüge ich mich, wo es angeht, mit kurzen Verweisungen auf Hommels ausführlichere Darstellung der Begebenheiten, in welchen Assyrien die Hauptrolle spielt.

Fürstin der Meere, die Beherrscherin ferner Colonien, nachdem längst in den ägäischen Gewässern die Glanzzeit des Phönizierthums vorüber war, und gedieh zur mächtigsten unter den Städten der „Sidonier.“ Daß vorher Sidon einmal eine ähnliche Stelle eingenommen haben muß, davon verrathen zwar die Angaben der ägyptischen Denkmäler nichts, es geht aber wohl deutlich hervor aus der Thatsache, daß die Bezeichnung Sidonier bei den übrigen Kanaanäern und allem Anschein nach auch bei den Phöniziern selbst zum Gesamtnamen der Bewohner Phöniziens geworden ist. Tyros ist augenscheinlich in die Rechte Sidons eingetreten. Die Oberhoheit über die anderen Königsstädte Phöniziens, die es sich erworben hat, beruht einerseits wohl auf der Ueberlegenheit der Flotte und der Handelsmacht der Tyrier, andererseits aber auch auf allmählicher Ausdehnung der unmittelbaren Hoheitsrechte auf immer größere Landgebiete. Ob Verträge zu Stande gekommen sind, welche den Königen von Tyros ausdrücklich eine leitende Stellung in der Politik Phöniziens einräumten, ist nicht mehr zu ermitteln. Am meisten behauptet sich Arabos als ein ganz selbständiges Gemeinwesen.



Siegelstein in Sardonyx.
„dem Abibaal“ gehörig.
Florenz, Museum.
Doppelte Größe des Orig.

Dem zufälligen Umstande, daß die Königslisten von Tyros chronologische Anhaltspunkte für die Geschichte Israels gewährten (S. 134), hat man zu verdanken, daß Josephos in zweien seiner Werke mehrere aus Menanders Annalen von Tyros stammende Auszüge (S. 8) aufgenommen hat, so, wie er sie bei anderen Schriftstellern vorfand.¹⁾ Diese Nachrichten beginnen mit König Hirom (griechisch *Hiromos*; hebräisch *Hiram*), der als Sohn und Nachfolger des Abibaal²⁾ 969—936 v. Chr. zu Tyros herrschte. Hirom hat während seiner langen Regierung, die er in dem jugendlichen Alter von zwanzig Jahren antrat, viel für die Erweiterung und Verschönerung der Inselstadt gethan. Als sein Werk wird von Menander die Aufschüttung des „Eurychoron“ bezeichnet,

1) Nicht unmittelbar aus den Annalen von Tyros, sondern wohl lediglich aus dem Werke Menanders stammen die Nachrichten, in welchen Dios mit Menander übereinstimmt. Wo Dios von Menander abweicht, ist es mißlich, ihm zu vertrauen.

2) Movers Meinung, daß Tyros vor Abibaal von Suffeten beherrscht wurde und daß Abibaal der erste Monarch von Tyros gewesen sei, wird schon dadurch widerlegt, daß ein König dieser Stadt schon vorher nachzuweisen ist (vergl. oben S. 261). Unter den Oberhäuptern der Tyrier in der Weisheit des Seirach (46, 18) sind dem späteren Sprachgebrauche gemäß nicht die obersten Beamten der Stadt Tyros, sondern die Oberhäupter der Phönizier überhaupt zu verstehen. — Die Gemme mit dem Namen Abibaal, welche oben im Text abgebildet ist, hält der Herzog von Luyneß für das Siegel des Vaters des Hirom. Es ist diese Deutung jedoch sehr gewagt. Die Figur, welche auf der Gemme zu sehen ist, trägt zwar die ägyptischen Abzeichen der Königswürde, die Inschrift giebt jedoch dem Abibaal, welcher Besitzer des Siegelsteines gewesen ist, keinen Titel.

oder, wie es Dios umschreibt, des östlichen Stadttheils. Wenn Dios hinzufügt, das Heiligthum des Olympischen Zeus habe ursprünglich auf einer besonderen Insel gelegen, die erst Hirom durch Zuschütten des trennenden Meeresarmes mit der Hauptinsel vereinigt habe, so muß dahingestellt bleiben, was an dieser Nachricht Wahres ist. Es scheint fast, als gehe sie von der in römischer Zeit nachweisbaren hellenistischen Sage aus, Tyros sei ursprünglich auf zwei im Meere schwimmenden Bätülen, den „ambrosischen Felsen“, einem mythischen Vorbilde der beiden Herakles-Säulen, erbaut worden; nach Vollziehung eines Opfers bei dem gleichfalls im Meere herum schwimmenden heiligen Delbaume seien die Inseln zusammengewachsen und an fester Stelle geblieben, nach wie vor fließe jedoch unter ihnen die See.¹⁾ Ferner sorgte der König für die Gottheiten von Tyros. Im Heiligthume des „Zeus“, heißt es, stellte er eine goldene Säule auf. Hoch im Libanon ließ er Cedern fällen zu neuem Gebälk für die Tempel. Die Heiligthümer des Herakles und der Astarte ließ er neu aufbauen. Das Fest der Erwedung des Herakles (S. 232) soll er eingeführt haben. Die Kunde von den Bauten des Tyrierkönigs mag es gewesen sein, was David veranlaßt hat, sich von Hirom Cedernholz kommen zu lassen, auch Bauleute, die ihm zu Jebus (Jerusalem) ein Schloß aufzuführen mußten.²⁾ Hirom war darauf angewiesen, Frieden mit dem Reiche Davids zu halten, dessen Wehrkraft der Macht der Philistäer erfolgreich Abbruch gethan hatte und zugleich allein berufen zu sein schien, den Phöniziern gegen Damaskus den Rücken frei zu halten. Die Aussicht auf politische Vortheile hat dann auch Hirom bewogen, Salomo, als dieser den Thron Davids bestieg, sich zum Freunde zu machen.³⁾ Auf Salomos Bitte verfaß



Münze von Tyros aus der Zeit Gordians III.

Heiliger Delbaum zwischen den beiden „ambrosischen Steinen“. Berlin, Königl. Münz-Cabinet.

1) Die Sage geht, wie Movers richtig erklärt, von der Ueberzeugung aus, daß ein von Erdbeben so stark heimgesuchter Ort, wie es Tyros war, keinen festen Untergrund habe. Aber noch eine ganz andere Auffassung scheint mitgewirkt zu haben, eine Auffassung, die zu Jerusalem und zu Hierapolis nachweislich geherrscht hat: das Heiligthum stehe auf einem Spalte, der tief in das Innerste der Erde, in die Tiefe zu der das Opferblut hinabfließen sollte, hinabreiche, und dieser Spalt sei ein Ueberbleibsel aus den Tagen des Chaos, sei nur zugedeckt worden. In ihrer Art würden die beiden ambrosischen, d. h. von Natur gesalbten, Steine also ungefähr dasselbe bezeichnen, was der Omphalos von Delphoi bezeichnete, die heilige Stätte, welche als Heim einer weltregierenden Gottheit Mittelpunkt der Welt ist, nur daß hier zugleich die Anschauung gilt, daß die sichtbare Welt über einer unergründlichen Kluft sich zusammenschließt.

2) Vergl. hierüber Etades Geschichte des Volkes Israel, I., S. 270.

3) Nach den Auszügen aus Menander und Dios gipfelte freilich der Verkehr der beiden Monarchen darin, daß Salomo Räthsel aufgab, die Hirom zu lösen versuchte, was zwar ihm selber nicht gelang, wohl aber einem Tyrier Namens Abdeimon, oder,

er diesen gegen große Lieferungen von Weizen und Olivenöl mit Cedern- und Cypressenholz für den Bau des Libanonwaldhauses, des Palastes und Tempels, den Salomo auf seiner Burg zu Jerusalem unternahm, und erhielt nach Abschluß des Baues zwanzig Ortschaften Galiläas überwiesen.¹⁾ Das Libanonwaldhaus, ein Hallenbau, mag nach nordsyrischem Muster eingerichtet gewesen sein.²⁾ Der Grundriß des Tempels dagegen erinnert nach der Beschreibung, die davon entworfen wird, durchaus an die Veranlagung der ägyptischen Tempel. Die Ausschmückung hielt sich in der Mitte zwischen Ägyptischem und Assyrisch-Babylonischem. Die Erzarbeiten waren das Werk eines Tyriers Churamabi. Wie das berühmte eiserne Meer, das auf Stierfiguren ruhte, ein Gegenstück zu den großen und kleinen, mit Bildern von Stieren oder Stierköpfen gezierten Wasserbehältern ist, die in den Heiligtümern der phönizischen Gottheiten Verwendung fanden (S. 224), so mahnen die beiden großen Bronzesäulen Jakin und Boas, welche bei der Vorhalle des salomonischen Tempels aufgestellt waren, an das Säulenpaar des tyrischen Herakles und an die auf karthagischen Totivstelen paarweise abgebildeten Säulen, welche in Knäufe von der Gestalt des Granatapfels auslaufen.³⁾ Das Haus, welches der israelitische König dem Gotte seines Volkes weihte, sollte eben an Ausstattung nichts vermissen lassen, was in den kultivirteren Nachbarstaaten üblich war. Daß noch Vieles mehr entlehnt worden ist, würde sich vermuthlich zeigen, wenn die Nachrichten über Salomos Tempelbau einerseits und über die Einrichtungen der phönizischen Heiligtümer und das kanaanäische Ritual andererseits nicht so unvollständig wären. — Im übrigen ist über Hiroms Regierung noch bekannt, daß er die Colonie Utica, welche ihre Abgabenzahlungen einstellte, zur Unterwerfung gezwungen hat. Ein einfaches in Sarkophagform aus mächtigen Steinblöcken aufgebautes Denkmal, etwa sechs Meter hoch, das zwischen Tyros und Pana am Wege aufragt, ist

wie angeblich Menander berichtet haben soll, einem jüngeren Sohne Abdemons. Man sieht hieraus nur, daß Josephos selbst die Citate, welche er als Anführungen aus dem Werke Menanders bezeichnet, nicht aus erster Hand hat, sondern dieselben aus dem Werke eines Autors entnahm, der in der heiligen Schrift bewandert gewesen ist. — Ueber die Ophir-Expedition vergl. Stades Gesch. des Volkes Israel, I., S. 302 und 304; Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums, I., § 286.

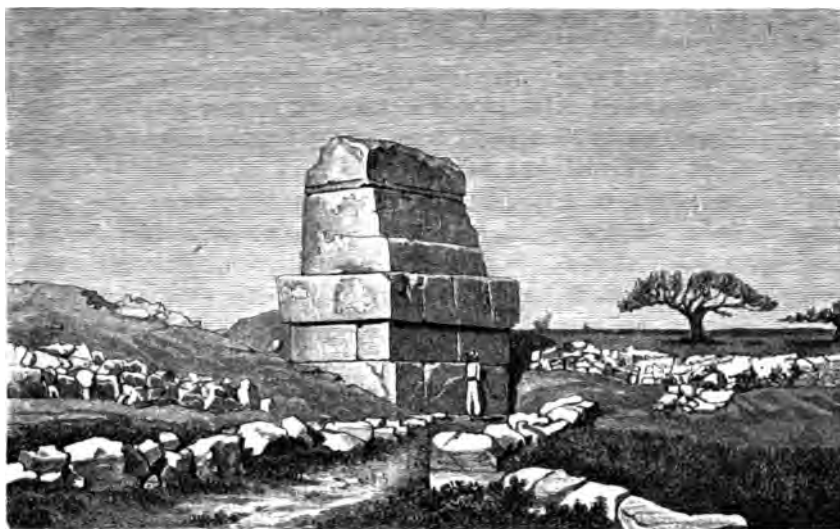
1) Ausführlicheres über Salomos Bauten in Stades Geschichte des Volkes Israel, I., S. 311—343; vergl. auch Perrot und Chipiez, Histoire de l'art, IV, S. 243—338, S. 403—410.

2) Wenigstens ist zu vermuthen, daß ähnlich wie dieses Waldhaus die Paläste angesehen haben, welche, wie die Inschriften einiger assyrischer Könige, z. B. Sargons angeben, auch in Assyrien nachgeahmt wurden und in der Sprache Nordsyriens bit chilani hießen. Ueber bit chilani vergl. auch J. Barth in der Zeitschr. für Assyriologie, III, S. 93—94.

3) Die Säulen Jakin und Boas mit ihren Kugelnäusen haben nicht als Träger eines Architravs dienen können, sondern haben für sich die Ausstattung des Heiligthums nach phönizischem Muster bereichern sollen. Auf die Aehnlichkeit mit den auf karthagischen Stelen dargestellten Säulen hat zuerst G. Perrot hingewiesen.

seit es bekannt wurde, vielfach als Grabmal Hiroms aufgefaßt worden. Der Name, den es führt, Kabr Hirom, „Hiroms Grabmal,“ ist jedoch nicht ohne Zutun der europäischen Reisenden aus der Benennung Kabr Hairan,¹⁾ die es vorher trug, entstellte worden, und über das Alter dieses Monuments läßt sich höchstens sagen, daß es vor der Römerzeit entstanden sein wird.²⁾

Hiroms Sohn Baalbazer (Balbazeros³⁾) starb nach siebenjähriger Regierung. Auf ihn folgte sein Sohn Abbastart (Adbastartos), der neun Jahre regierte. Im Alter von 29 Jahren wurde er das Opfer einer Palastrevolution.



Kabr Hairan, Grabdenkmal am Wege zwischen Tyros und Sana.

Die vier Söhne seiner Amme verschworen sich gegen ihn und räumten ihn aus dem Wege. Der älteste derselben, Metuastart (Methusastartos), Sohn

1) Vergl. E. Robinson, *Biblical Researches in Palestine*, III, S. 385; *Survey of Western Palestine*, I, Galilee, S. 61—62; *Mission de Phénicie*, S. 597—631.

2) Aus der Inschrift eines stark zertrümmerten Bronzebedens, welches auf Cypern (bei Limasol) ausgegraben ist, einer Inschrift, welche, nach der Form der Schriftzeichen zu urtheilen, die älteste unter allen vorhandenen phönizischen Inschriften sein würde, schließt man, daß Hirom den Titel „König der Sidonier“ geführt habe, weil darin von einem „Hirom Könige der Sidonier“ die Rede ist. Doch ist nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen Beherrscher Sidons handelt. Es spricht hierfür besonders, daß dieses Bronzebeden dem Baal des Libanon geweiht war, und auch der Fundort. Handelt es sich um einen König von Tyros, so würde vielleicht auch einer der Nachfolger des Sohnes des Abibaal gemeint sein können.

3) Das Folgende nach B. Nieses Ausgabe der Schrift des Josephos gegen Apion (I, 121—125), die mir noch vor Beendigung des Druckes zugeht.

des Bestart (?), bestieg den Thron und behielt die Herrschaft zwölf Jahre. Sein Nachfolger wurde einer seiner Brüder, Astharymos, der nach neun Jahren von seinem Bruder Phelles umgebracht wurde. Bereits nach acht Monaten ereilte diesen ein ähnliches Schicksal. Es ermordete ihn Ittobaal (Itthobalos),¹⁾ Priester der Astarte.

Mit Ittobaals Thronbesteigung traten wieder geordnete Verhältnisse ein. Mit dem nordisraelitischen Reiche knüpfte er freundschaftliche Beziehungen an, schloß mit ihm, wie es Amos nennt, den Bruderbund, und gab seine Tochter Tzebel dem streitbaren Könige Achab, dem Sohne Omri's, zur Gemahlin. Von der Dürre, die zu Achabs Zeit Nordsyrien heimgesucht hat, ist auch in den Annalen von Tyros die Rede gewesen; sie schränkten die Dauer derselben auf ein Jahr ein und schrieben das Aufhören einem Wittgange zu, den Ittobaal veranstaltete.²⁾ Das schwere Verhängniß, welches von Assyrien her über die Länder Syriens einbrechen sollte, rückte Phönizien unter seiner Regierung näher. Assurnasirpal zog (876 v. Chr.) mit seinem Heere vom oberen Drontesthale in die Küstenniederung Djun Akkar herab und drang, ihrem Verlaufe nach Süden folgend, bis zum Nahr el-Kelb vor, wo eines der assyrischen Felsreliefs von ihm herzurühren scheint. Die Städte Phöniziens³⁾ beeiferten sich, durch Geschenke sich loszukaufen und kamen für diesmal hiermit davon. Wohl in der begründeten Voraussicht, daß dieser Raubzug nicht der letzte bleiben werde, der diesen Weg einschlage, hat, wie es heißt, Ittobaal Botrys (S. 46) gegründet.⁴⁾ Der Uebergang über das Ras esch-Schakka konnte von hieraus besetzt werden. Daß die Pflanzstädte der Tyrier, die an der Küste Nordafrikas lagen, Ittobaal unterthan waren, ersieht man aus der Nachricht, Auza in Libyen sei von ihm gegründet worden.⁵⁾

Der Nachfolger Ittobaals war sein Sohn Baalazar (Balezoros), der sechs Jahre regiert hat, und dann dessen Sohn Mettenos (? Matton), der 29 Jahre die Herrschaft führte. Sie ging nach dessen Tode über auf Pygmalion. Mit diesem Könige, der 47 Jahre den Thron inne hatte, bricht die aus Menanders Werke im Zusammenhange überlieferte Königsliste von Tyros ab. Es ist nicht mehr davon als Ganzes erhalten, weil das siebente

1) 1. Kön. 16, 31 im masoretischen Bibeltexte Etbaal, im Septuaginta-Texte der Ausgabe de Lagardes Iethbaal. Die heilige Schrift bezeichnet ihn als König der Sidonier.

2) Vergl. Stade's Geschichte des Volkes Israel, I, S. 523—527.

3) Genannt werden Arabos, drei Städte Namens Rachallat, Malz und Kalz (wie Fr. Delißsch, Wo lag das Paradies, S. 282—283 vermuthet, bezeichnen die Assyrer damit Tripolis), Hhblös, Sidon und Tyros. Ausführliches bei Fr. Hommel, Geschichte Assyriens-Babyloniens, S. 581—584.

4) Vergl. hierüber George Rawlinson, History of Phoenicia, London 1889, S. 435.

5) Man vermuthet, daß mit Auza ein Ort gemeint ist, den die Römer Anzea, die Griechen Auzia nennen, in der Gegend des heutigen Kumale. Wahrscheinlicher ist, daß es weniger tief im Binnenlande lag und, wie A. v. Gutschmid will, derselbe Ort binnenwärts von Leptis ist, welcher bei Strabon und Ptolemaios Uzita heißt.

Regierungsjahr Pygmalions als Jahr der Gründung Karthagos aufgefaßt wurde, und die jüdischen Chronologen für dieses eine feste Zeitbestimmung zu besitzen glaubten — schwerlich eine andere als die des Timaios (= 814/813 v. Chr.). Von diesem Zeitpunkte aufwärts gewannen sie durch Addition der Regierungsjahre das Datum des 12. Regierungsjahres Hiroms, das Datum der Erbauung des Tempels Salomos (S. 133). In Wirklichkeit freilich hatte dieser König Pygmalion mit dem Bruder der mythischen Gründerin Karthagos, der Elissa-Dido, nichts gemein als den Namen und die Residenz Tyros.¹⁾

Welche Gefahr das Anwachsen der Macht Assyriens den Phöniziern brachte, scheint man in Baalazars Zeit zu Arabos und in den Nachbarstädten erkannt zu haben. In der Schlacht bei Karfar (854) fochten gegen Salmannassar II. auf Seiten Ahabs Mattonbaal (Matinbaal), König von Arabos, vielleicht auch Truppen von Usnu und von Sian,²⁾ zwei Ortschaften, welche die assyrischen Inschriften mit Simyra und Arabos zusammen zu erwähnen pflegen, und von Arka.³⁾ Es würden die Städte sein, deren Gebiet am wenigsten von Natur gegen Nordsyrien abgegrenzt war. Auf seinen Feldzügen gegen Hazael von Damaskus rühmt sich Salmanassar II. Tribut von Tyros, wo damals Metenes regierte, und Sidon (842 und 839 v. Chr.) und auch von Byblos (839) empfangen zu haben;⁴⁾ es mag das eine prahlerische Bezeichnung für freiwillig dargebrachte Geschenke sein. Abgabepflichtig scheinen Sidon und Tyros zu Pygmalions Zeit dem Assyrerkönige Ramman-nirari gewesen zu sein, dessen Eroberungszüge zweimal (804 und 803) Phönizien erreichten.⁵⁾ Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte es dann wieder Ruhe vor den Assyrern bis in die Zeiten Tiglatpilegars III. Die Inschriften dieses Königs berichten, daß er das Gebiet der Städte Simyra, Arka, Usnu und Sian verheerte, assyrische Feldhauptleute dort einsetzte und Colonisten, die aus entfernten Theilen seines Reiches herbeigehtolt waren, dort ansiedelte.

1) Vergl. D. Meißners Kritik der Gründungsjahre Karthagos in dessen „Geschichte der Karthager“, S. 111—141.

Geht man vom Jahre 814/813 v. Chr. als dem siebenten Regierungsjahre Pygmalions aus, so ergeben sich für die Könige von Tyros von Hirom bis auf Pygmalion die Regierungszeiten:

Hirom	969—936 v. Chr.	Phelles (8 Monate)	888 v. Chr.
Baalbazer	935—919 " "	Ittobaal	887—856 " "
Abastart	918—910 " "	Baalazar	855—850 " "
Metuastart	909—898 " "	Metenos	849—821 " "
Atharhymos	897—889 " "	Pygmalion	820—774 " "

2) Die Lesung Sian ist in diesem Falle nicht gesichert; man hat auch Sigan gelesen. Daß eine Ortschaft wie Sian 10000 Krieger gestellt haben soll, Arabos dagegen nur 200 ins Feld schickte, fällt sehr auf. Sian bezeichnen die Assyrer als eine Stadt der Meeresküste (Fr. Delitzsch, Wo lag das Paradies, S. 282).

3) Hommel, a. a. D., S. 608—611; Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, S. 528.

4) Fr. Hommel, Geschichte Babylonien-Assyriens, S. 612—613.

5) Fr. Hommel, a. a. D., S. 634.

Hirom (II.) von Tyros und Sibitbil von Byblos werden unter den Königen genannt, deren Huldigung er in Syrien entgegennahm, ein anderes Mal Mattonbaal (Matanbil) von Arabos, und Tyros hat ihm 150 Talente in Gold zahlen müssen.¹⁾ Arabos, Byblos und Tyros sind augenscheinlich in dieser Zeit die einzigen selbständigen Staaten Phöniziens.

Am unabhängigsten und mächtigsten blieb Tyros. Glulaios, der dort unter dem Namen Phas um 728—692 v. Chr. regierte,²⁾ vermochte noch im Anfange seiner Regierung die abtrünnig gewordenen Kitier mit Hilfe seiner Kriegsflotte sich zu unterwerfen. Unter ihm überzog jedoch Salmanassar IV., Tiglatpilears III. Nachfolger, ganz Phönizien mit Krieg. Es kam ein Friedensschluß zu Stande, bei dem Sidon, Arka, selbst Palaityros und viele andere Städte zu dem Assyrerkönige übertraten. Augenscheinlich kam es ihnen darauf an, von der Inselstadt sich unabhängig zu machen, sei es auch auf Kosten ihrer politischen Selbständigkeit. Da aber die Tyrier sich hiermit nicht zufrieden gaben, rückte Salmanassar nochmals in Phönizien ein und brachte dort, um der Insel feste beizukommen, 60 Schiffe mit 800 Rudern zusammen, augenscheinlich also Fahrzeuge von kleinen Dimensionen. Die Tyrier wehrten sich jedoch tapfer, zerstreuten mit zwölf Schiffen die Flotte des Gegners und machten dabei 500 Gefangene. Da zog der Assyrerkönig von dannen, ließ aber einen Theil seines Heeres zurück, welcher das Festland gegenüber von Tyros, den dort mündenden Fluß und die Wasserleitungen abgesperrt halten mußten und den Tyriern wehrten, sich mit Trinkwasser zu versorgen. Fünf Jahre soll diese Absperrung gedauert, sollen die Tyrier sich mit dem Wasser beholfen haben, das in Brunnen, die sie auf ihrer Insel gruben, sich sammelte. Zum Schluß scheinen diese dennoch des Widerstandes müde geworden zu sein. Daß die Bemühungen der Assyrer ganz erfolglos geblieben seien, ist offenbar in den Annalen von Tyros nicht behauptet worden. Man vermuthet, daß die Tyrier mit Sargon, der 722 den Thron Assyriens bestieg, 720 sich geeinigt haben, als dieser in Syrien erschien, um den Bund von Arpad, Simyra, Damaskus und Samarien niederzuwerfen. Sargon rühmt sich, die Foner wie Fische aus dem Meere herausgeangelt, Kilikien und Tyros beruhigt zu haben, spricht also von Tyros als einer ihm gehörigen

1) Diese Ereignisse fallen in die Jahre 740, 738, 734—732 v. Chr. Wie sie sich auf diese Jahre vertheilen, geht nicht deutlich aus den Inschriften hervor (vergl. Ausführlicheres bei Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens-Assyriens, S. 660—670). Die 150 Talente zahlt ein König von Tyros Namens Matton (Mitinna). Ob er vor Hirom regiert hat oder nach diesem, ist nicht festzustellen. Das Letztere ist das Wahrscheinlichere.

2) Die gräcisirte Namensform Glulaios ist abzuleiten von dem babylonisch-assyrischen Monatsnamen Glul, babylonisch Ulul. Daß in Phönizien damals die babylonisch-assyrischen Benennungen der Monate üblich gewesen sind, folgt hieraus nicht. Darin, daß dieser König von Tyros Glulaios heißt, zeigt sich vielmehr der Einfluß der politischen Stellung Assyriens. Ululai ist nämlich allem Anscheine nach der Name gewesen, den Salmanassar IV. als König von Babylonien geführt hat.

Stadt. Sieben Könige Cyperns schickten ihm eine Gesandtschaft nach Babylon, die im Jahre 710 dort eintraf.¹⁾ Auch ließ er eine Stele mit seinem Bilde und mit einer Inschrift, welche seine Kriegsthaten verherrlicht, auf Cypern aufstellen, wo sie auf der Stätte des ehemaligen Ritions aufgefunden worden ist.²⁾ Während seiner Regierung, welche den Höhepunkt der Macht Assyriens bezeichnet, verharteten die Phönizier in Unterwürfigkeit. Das besondere Mißvergnügen Senacheribs, seines Nachfolgers, erregte Luli, den die assyrischen Berichte König von Sidon nennen, denn dieser schloß dem Trugbündnisse gegen Assyrien sich an, welches zwischen Taharka von Aegypten, Hiskia von Juda und Bidpa von Askalon zu Stande kam. Als Lulis „starke Städte, Festungen, umwallt und umschlossen, seine Burgen“, werden jedoch nicht bloß „Groß-Sidon“ und „Klein-Sidon“, Bit-Szitti, Sarepta und Mahallib genannt, sondern auch Usu, Achib und Akko.³⁾ Auch muß ihm Tyros gehört haben und die Oberhoheit über Rition auf Cypern. Als nämlich 701 v. Chr. Senacherib zunächst mit seinem Heere gegen Luli sich wandte, ergriff dieser die Flucht und entkam, wie ausdrücklich bemerkt wird, von Tyros aus zu Schiffe nach Cypern. Augenscheinlich vermeiden also nur die Inschriften Senacheribs Luli als das zu bezeichnen, was er gewesen ist, als König von Tyros, weil Senacherib ihm diese Stadt nicht zu nehmen vermocht hat. Schwerlich war es ein anderer als derselbe König von Tyros, den Menander Glulaios nennt. Da dieser 36 Jahre regiert hat, aber erst um 728 v. Chr. den Thron bestiegen haben kann, ist anzunehmen, daß Glulaios-Luli, als Senacheribs Heer seinen fluchtähnlichen Rückmarsch aus Syrien antrat, nach Tyros zurückgekehrt ist und dort weiter regiert hat.⁴⁾ In Sidon hat Senacherib einen König Namens Tubaal, d. i. Ittobaal eingesetzt, dem er Bins auferlegte. Auch huldigten ihm Abdilit von Arabos und Urumilki von Byblos. Aus Syrien nahm er nach Ninive Arbeiter mit, welche ihm dort nach dem Muster der Fahrzeuge, die es in ihrer Heimath gab, Schiffe erbauen mußten. Mit tyrischen, sidonischen und auch mit griechischen, d. i. wohl kyprischen Seeleuten, wurden diese bemannt, damit er (694 v. Chr.) eine Kriegsfahrt auf dem Tigris unternehmen, der Leute von Bit Fakin und Elamiten „sammt

1) Hugo Winkler, Die Keilschrifttexte Sargons, I, S. XL.

2) Sie befindet sich gegenwärtig in den königlichen Museen zu Berlin.

3) Da die Aufzählung von Nord nach Süd geht, muß Bit-Sitti, d. i. „Delhaus“, „Delheim“, zwischen Sidon und Sarepta, Mahallib südlich von Sarepta, vielleicht schon in der Ebene von Tyros, und Usu (Uschu) nördlich von Achib gelegen haben. G. Maspéro trägt dem entsprechend auf der Karte Syriens, welche er der 4. Auflage seiner Histoire ancienne des peuples de l'Orient beigegeben hat, Usu (Uschu) in der Gegend von Islanderuna ein. Fr. Delissch sucht diesen Ort, wegen der Umstände, unter welchen derselbe von Assurbanipal erwähnt wird, südlich von Akko, wo es nach dem Talmud eine Ortschaft Namens Uscha gegeben hat.

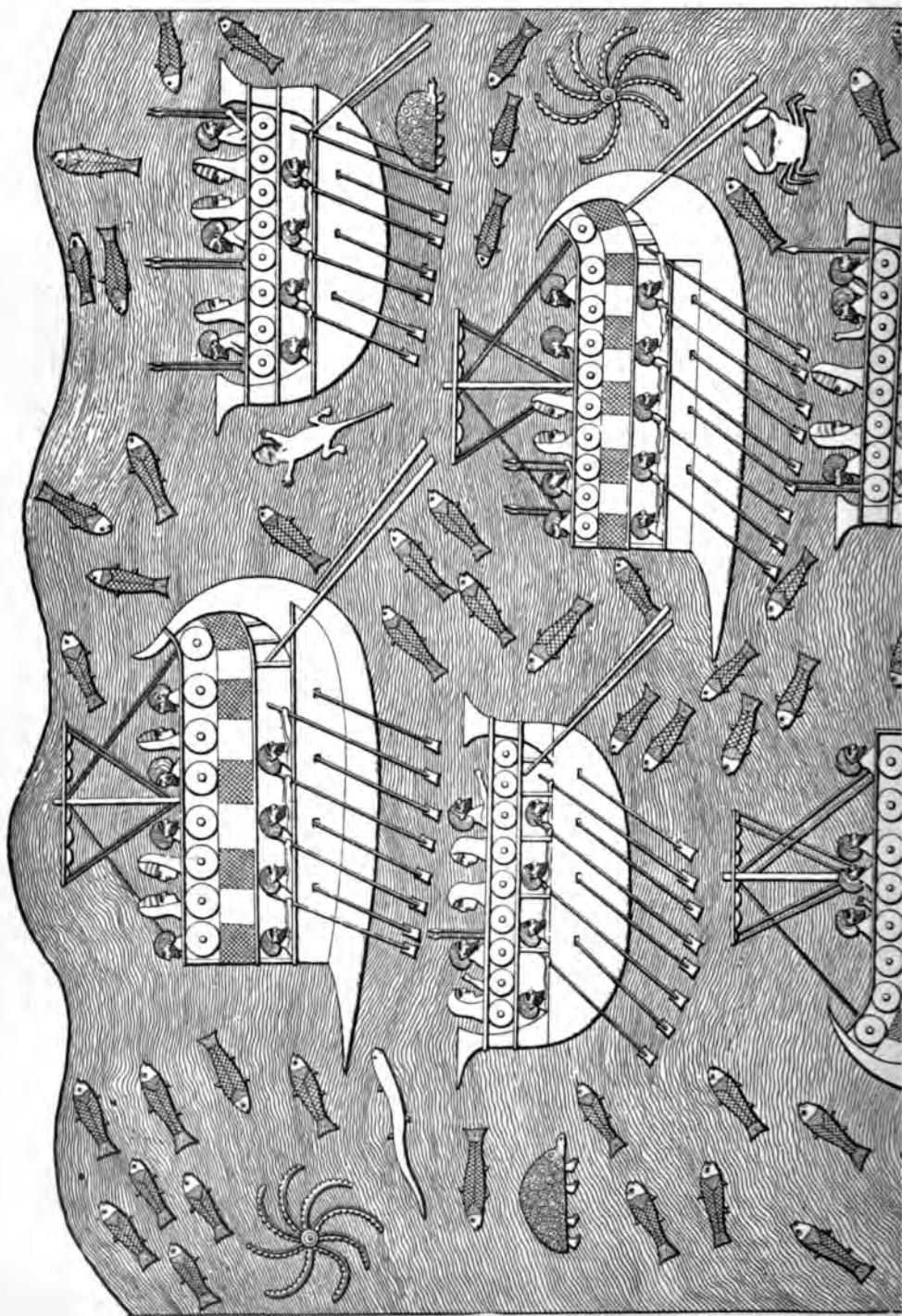
4) Ueber die Ereignisse Ausführlicheres bei Ed. Meyer, Geschichte des alten Aegyptens, S. 343—350; H. Stade, Geschichte des Volkes Israel, I, 614—621; Fr. Hommel, Geschichte Babyloniens-Assyriens, S. 704—705.

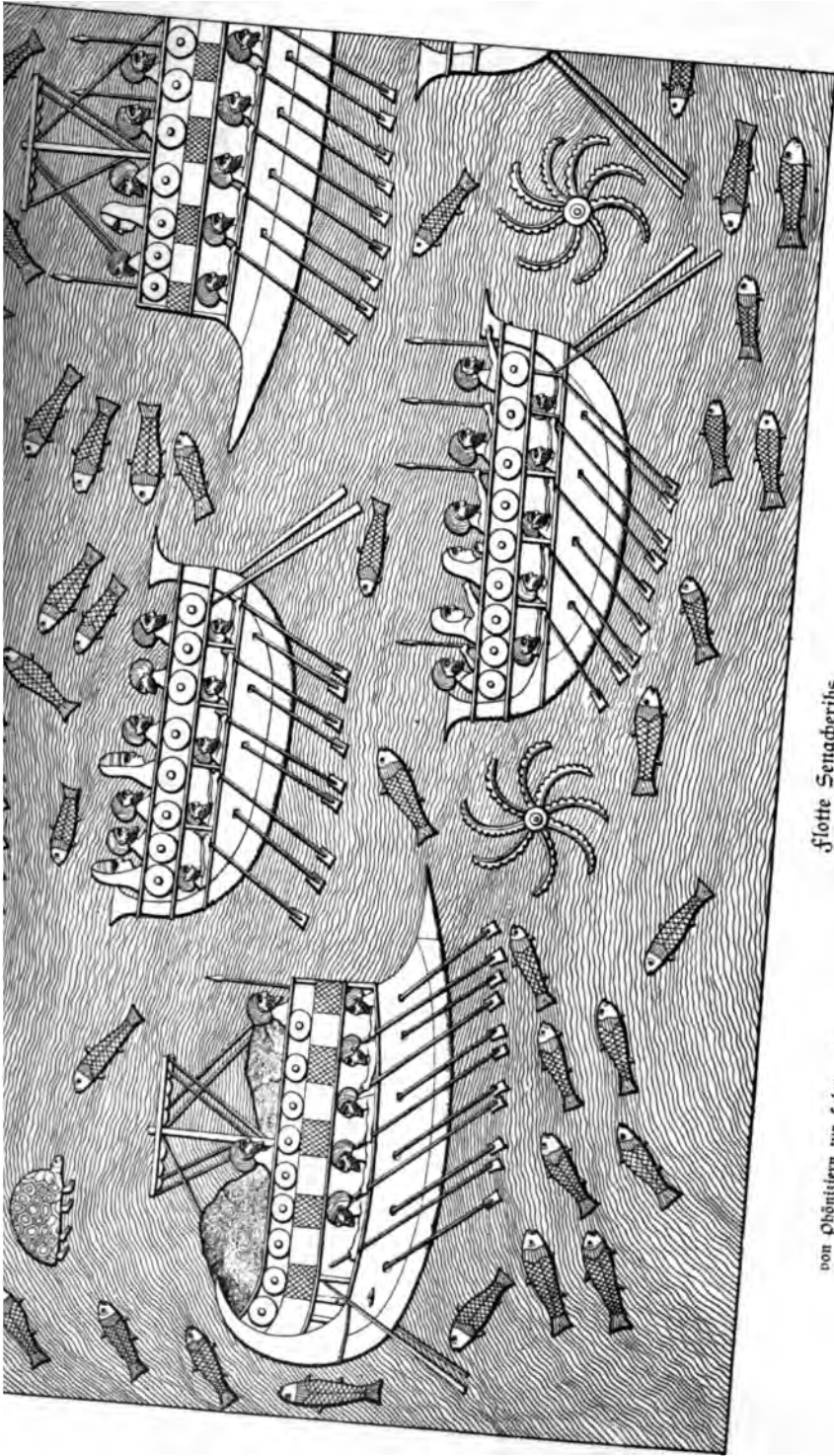
ihrer Götter“ sich bemächtigen und sie gefangen forttransportiren konnte.¹⁾ Auf einem Basrelief zu Kujundschiid sind diese Fahrzeuge dargestellt, runde Lastschiffe, kuffartig gebaut, mit aufwärts gebogenem Vorder- und Hintertheil, und Kriegsschiffe mit einem großen Kennsporne vor dem Bug. Beide Gattungen haben ein doppeltes Verdeck. Auf dem oberen sieht man hinter hohen Seitenrailingen, an deren Außenseiten die Krieger ihre Schilde aufgehängt haben, die Gefangenen und mit Speeren bewaffnete Mannschaften sitzen. Im Zwischenbedeck sitzen die Ruderer, den Rücken nach dem Vordertheil des Schiffes gekehrt. Zwei Ruderreihen über einander sind in Gang: statt des Steuers dienen zwei lange Ruderstangen, die zur Rechten und Linken des Hintertheiles angebracht sind.

Bald nach dem Regierungsantritte des Sohnes Sennacheribs, Asarhaddons, ließ sich Abdimilkut, König von Sidon, wie es scheint, der Nachfolger jenes Ittobaal, welchen Sennacherib dort eingesetzt hatte, verleiten, gemeinsam mit Sanduarri, dem Beherrscher zweier Städte Kundi und Sisu, welche im Binnenlande, östlich von Sidon, zu suchen sind, nach Unabhängigkeit zu trachten. Der Versuch schlug fehl. Sidon wurde 678 v. Chr. eingenommen, ausgeplündert, verwüstet; die Befestigungswerke wurden geschleift, die Einwohnerzahl wurde ins Exil geführt, und eine neue Ansiedelung auf der Stätte Sidons errichtet, welche zu Bewohnern Leute aus den östlichen Gebieten des Assyriensreiches und als Colonie den Namen Ir Assurachaidbin, die Stadt Asarhaddons, erhielt. Abdimilkut, der die Flucht ergriffen hatte, wahrscheinlich nach Cypern, wurde „aus der See eingefangen wie ein Fisch“ und hingerichtet. Auch sein Bundesgenosse wurde überwältigt und mußte das Leben lassen. Zur Verherrlichung des Sieges seiner Truppen ließ Asarhaddon die aus ihren eroberten Wohnsitzen gefangen fortgeschleppten Rebellen im Triumphe mit Musik durch die Straßen seiner Hauptstadt führen; zwei der Vornehmsten mußten dabei den abgeschnittenen Kopf ihres ehemaligen Gebieters um den Hals tragen (676 v. Chr.). Die Brutalität, mit welcher diese Empörung unterdrückt wurde, flößte den Fürsten Syriens aufs Neue Schrecken ein; um ihre Treue an den Tag zu legen, schickten sie Asarhaddon Gesandte mit Huldbigungsgechenken, lieferten ihm auch zu seinen Bauunternehmungen Materialien. Unter den Fürsten, die ihm ihre Unterthänigkeit erwiesen, werden genannt aus Phönizien Baal (Baalu) von Tyros, mit dem als dem mächtigsten der syrischen Vasallen die Aufzählung beginnt, Milkasaph (Milkaschapa) von Byblos und Mattonbaal von Arados, auch werden zehn Könige Cyperns mit den Namen ihrer Ortschaften aufgezählt.²⁾ Als jedoch 671 v. Chr. Asar-

1) Vergl. Fr. Hommel, *Gesch. Babyloniens-Assyriens*, S. 732; George Smith, *History of Sennacherib*, S. 91, S. 99, S. 102–103; Julius Oppert bei Perrot und Chipiez, *Histoire de l'art*, III, S. 34, Anm. 4; Fr. Delissch, *Wo lag das Paradies*, S. 249.

2) Die Namen zeigen, daß auch griechische Fürsten Cyperns sich betheiligten haben. Vergl. die Listen bei Ernst A. Budge, *The History of Esarhaddon*, S. 107–109;





Flotte Senacheribs,
von Phöniziern zur Fahrt auf dem Tigris und persischen Meerbusen erbaut. abgebildet auf einem ägyptischen Relief zu Kujundschif



haddon gegen Aegypten zu Felde zog, erwies Baal von Tyros im Vertrauen auf die Macht Taharkas sich ungehorsam. Wie zu Salmanassars Zeit wurde Tyros von den Assyren auf der Landseite von aller Verpflegungs- und Wasserzufuhr abgeschnitten. Ob Baal hierdurch zur Unterwerfung gezwungen wurde, wird nicht berichtet.¹⁾ Unter den syrischen Vasallen, die Assurbanipals Heerführern, als dieser um 668 v. Chr. Taharka in Theben angreifen ließ, sich botmäßig erwiesen haben, wird, wieder als der erste in der Reihe, Baal von Tyros genannt.²⁾ Vor 673 würde demnach unter günstigen Bedingungen für Baal ein Friede mit Tyros geschlossen sein. Viel Gewicht ist auf dieses Anzeichen aber nicht zu legen, da es aussieht, als sei einfach aus einer Inschrift Senacheribs das ganze Register der 22 syrischen und kyprischen Vasallen mit einigen zeitgemäßen Abänderungen von Assurbanipals Schriftgelehrten zur Verherrlichung ihres Gebieters copirt worden. Sicher ist, daß unter Assurbanipals Regierung Baal in seiner Inselstadt von den Assyren nochmals belagert worden ist. Wieder wurden am gegenüberliegenden Festlandufer Befestigungen aufgeführt. Zu Lande und zur See wurden alle Zugänge blockirt. Um ihren Durst zu stillen, sollen die Belagerten schließlich Brackwasser getrunken haben. Das Endergebniß war, daß Baal sich unterwarf und Garantien für künftiges loyaleres Verhalten anbot. Seine leibliche Tochter und die Töchter seiner Brüder überlieferte er dem Großkönige mit reichem Mitgift zu Nebenfrauen und überantwortete ihm als Geißel auch seinen Sohn Jahimilki (? Jehawmelek, Jehomilk). Es war das mehr, als Assurbanipal beanspruchte, er schickte Jahimilki seinem Vater wieder zu. Wohl mit Hülfe der Kriegsflotte Baals sind die Assyren dann zur Unterwerfung des anderen Inselkönigs Phöniziens, des Jafinlu von Arados, geschritten. Dieser wurde gleichfalls gezwungen, seine Tochter mit zahlreichen Geschenken nach Ninive zu übermitteln; für jede derartige Vergrößerung seines Harems war

C. P. Ziehl, *Babylonisch-assyrische Geschichte*, S. 346; Fr. Deligisch, *Wo lag das Paradies*, S. 292—294; Eberhard Schrader, *Keilschriften und Geschichtsforschung*, S. 78—79. Daß hierbei Kition unerwähnt bleibt, kann nicht auffallen, da es entweder zu Tyros gehört hat oder aus dem Besitze Abdimilkuts in den Asarhaddons übergegangen war.

1) Auf der noch unveröffentlichten Asarhaddonstele von Sendschirli, welche nach der Eroberung von Memphis (671 v. Chr.) errichtet ist, knien vor Asarhaddon zwei Gestalten, denen ein Strid um den Hals geschlungen ist, welchen der Großkönig mit der Hand hält; die eine stellt, wie die Negerphysiognomie lehrt, Taharka vor, die andere wahrscheinlich Baal. Nach der Eroberung von Memphis ist auch auf der Felswand an der Mündung des Nahr el-Kelb ein Gebetbild Asarhaddons ausgemeißelt worden. Vergl. *Transactions of the Society of Biblical Archaeology*, VII, S. 347; S. Bindler, *Untersuchungen zur altorientalischen Geschichte*, S. 97 u. S. 99—100.

2) Vergl. George Smith, *History of Assurbanipal*, S. 31—32; Eberhard Schrader, *Zur Kritik der Inschriften Tiglath-Pileasers II., des Asarhaddon und des Assurbanipal* (Abhandlungen der Akad. der Wissenschaften zu Berlin, Philos.-histor. Kl. 1879), S. 33.

Assurbanipal besonders empfänglich.¹⁾ Nachträglich fiel jedoch Sakinlu wieder in Ungnade und wurde abgesetzt, vielleicht nicht ohne Zuthun seiner zehn Söhne, die allesammt unter Ueberbringung werthvoller Geschenke sich an den Hof Assurbanipals begaben, um dort sich um den erledigten Thron zu bewerben. Es erhielt ihn einer von ihnen, der Azebaal hieß; die übrigen wurden mit Auszeichnungen abgesunden. In welche Zeit diese Ereignisse fallen, ist nicht genau festzustellen, es ist möglich, daß sie mit der Thatsache in Verbindung stehen, daß Assurbanipals Bruder Samasumukin die Vasallen im Westlande aufzuwiegeln gelang. Die Städte Ufu und Akko wurden im Anschlusse an einen Feldzug, der gegen den Araberfürsten Batiu gerichtet war, um 640 v. Chr. für säumige Entrichtung der Tribute und Gehorsamsverweigerung exemplarisch gezüchtigt.

Es mag das die letzte Kriegsthat gewesen sein, welche ein assyrisches Heer im Gebiete Phöniziens ausgeführt hat. Ein assyrischer Statthalter von Simyra mit dem Range eines Eponymos, eines Limmi, wird noch 636 v. Chr. erwähnt. Auf diese Zeit, auf die Zeit des Niederganges und Zusammenbrechens des gewaltigen Assyrerreiches wird sich eine Sage beziehen, die Justin erzählt. Nur nennt er statt der Assyrer die Perser als diejenigen, welche durch unausgesetzte Kriegsführung mit den Tyriern deren Macht gebrochen und deren Staatswesen zu innerer Zerrüttung gebracht haben sollen. Die Schwäche der Regierenden soll von den Sklaven der Tyrier zu einem Aufstande benützt worden sein. Daß derartige Vorgänge vorgekommen ist, wäre ja bei dem Mißverhältnisse erklärlich, in welchem gerade dort die Zahl der Sklaven und Besitzlosen zu der Zahl der Reichen und Vornehmen gestanden haben muß. Alle Freigeborenen wurden angeblich von den Verschworenen umgebracht bis auf die Frauen, welche die Sklaven zu Weibern nahmen, und bis auf einen gewissen Straton (Abdastart) und dessen Sohn, die ihr Sklave heimlich errettete. Straton wurde dann nachträglich von den ehemaligen Sklaven zum Könige gewählt. Geschichtlich wird hieran sein, daß die Dynastie, welche zu Tyros zur Perserzeit und bis auf Alexander den Großen regierte, von einem Könige Straton sich herleitete, welcher durch einen Sklavenaufbruch auf den Thron gelangt war; sie hat trotzdem von freigeborener Abkunft zu sein beansprucht; jene Legende von Stratons Rettung hat das erweisen sollen.²⁾

Von den Schicksalsschlägen, deren Wucht nach Assurbanipals Regierung das Assyrerreich zu Grunde gerichtet hat, sind auch Syrien und Palästina mit betroffen worden. Skythische Reiterhorden, Bogen und Wurfspeer führend,

1) Aus der Zeit der Einnahme von Arabos wird der Denkstein Assurbanipals herrühren, welcher Arabos gegenüber auf dem Festlande bei Tortosa gefunden worden ist (Proceedings of the Society of Biblical Archaeology, VII, 141—143).

2) Vergl. hierüber auch Alfred v. Gutschmids Bemerkungen in dem Artikel Phoenicia. Die Erzählung auf Menanders Nachrichten von der Herrschaft der Söhne der Amme zu beziehen, geht nicht gut an, da mit den Persern entschieden die Assyrer gemeint sind.]

brachen von Norden her ein und drangen vor bis an die Grenzen Aegyptens (um 625 v. Chr.). Geschenke Psammetichs I. sollen sie hier zur Umkehr bewogen haben. Bevor sie Syrien verließen, plünderten die Nachzügler das Heiligthum der Aphrodite zu Askalon. Es würde das in die Zeit fallen, in welcher Psammetich selber mit der Unterwerfung von Aschdod beschäftigt gewesen sein soll, da diese Stadt nach Herodot 29 Jahre (d. h. etwa von 640 bis 610) ihm Widerstand leistete, bis er sie einnahm.¹⁾ Jedenfalls erstarbte unter seiner Regierung die Kraft Aegyptens, da Psammetich vor Allem aus Karern und Jonern ein Söldnerheer sich schuf, wieder so weit, daß sein Sohn und Nachfolger Necho II. (608 v. Chr.) weiter vorgehn und den Versuch machen konnte, die Herrschaft, welche die Pharaonen des neuen Reichs in Syrien besaßen hatten, zu erneuern. Josia von Juda, der tollkühn bei Megiddo sich ihm entgegenstellte, wurde von ihm geschlagen. Bis zu den Grenzlanden des Euphrat scheint sich ihm Syrien unterworfen zu haben. Gaza leistete Widerstand, wurde jedoch eingenommen.

Nur kurze Zeit hat jedoch Necho II. sich als Eroberer fühlen dürfen. Der König von Babel, Nabopalassar, schickte seinen Sohn Nebukadnezar gegen ihn aus, und bei Karlamisch am Euphrat kam es 604 v. Chr. zu einer Schlacht, die Necho verlor. Den Sieg vermochte Nebukadnezar zunächst nicht völlig auszunutzen, da er nach Babel zurückkehren mußte, wo inzwischen sein Vater gestorben war. Doch hatten in Syrien nunmehr die Babylonier freie Hand. Necho wagte sich nicht wieder vor. Wie wenig auf Hülfe von ihm zu rechnen war, das konnten die Städte Phöniziens aus dem Schicksale entnehmen, das Jojakim von Juda ereilte, als dieser sich 597 gegen Nebukadnezar empörte und, von Necho im Stich gelassen, sich und seine Hauptstadt dem Chaldäerkönige übergeben mußte (596). Mit der Oberhoheit fremder Mächte hat sich abzufinden, hatten die Phönizier längst gelernt. Eine starke Partei, die als rathsam erkannte, Nebukadnezar als dem mächtigsten unter den Bewerbern um die Herrschaft über Syrien sich anzuschließen, scheint in Tyros noch am Kluder gewesen zu sein, als Apries in Aegypten zur Regierung kam. Erst als dieser sogleich nach seiner Thronbesteigung,²⁾ wie Herodot erwähnt, gegen Sidon zu Felde zog und den Tyriern eine Seeschlacht lieferte, scheint die Stimmung sich geändert und Tyros in Verhandlungen mit Aegypten sich eingelassen zu haben. Nebukadnezar würde sonst keinen Grund gehabt haben, 587 mit seinem Heere nicht allein aufs Neue zur Belagerung Jerusalems zu

1) In Arabos ist eine zertrümmerte ägyptische Statue gefunden worden, auf der eine Inschrift steht, in welcher Psammetichs I. Name vorkommt. Wann und auf welche Art die Figur dorthin gelangt ist, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls genügt dieser Fund allein nicht, um, wie man gemeint hat, zu beweisen, daß Phönizien zeitweilig im Besitze Psammetichs I. gewesen ist.

2) Später läßt sich dieser Feldzug nicht gut ansehen; die Erfolge, welche dabei Apries erreichte, werden es gewesen sein, was Hedekia von Juda den Muth gab, mit Aegypten ein Bündniß einzugehen und von Nebukadnezar abzufallen.

schreiten, sondern auch zugleich gegen Tyros vorzugehen. Apries wagte nicht, den Babyloniern entgegenzurücken und überließ die Juden und die Tyrier ihrem Schicksal. Bereits im Juli 586 wurde die Hauptstadt des Reiches Juda erobert; die Stadt wurde zerstört, das Volk ins Exil nach Babylonien geführt. Jerusalems Fall sollen nach Ezechiel zwar die Tyrier mit Jubel begrüßt haben: gesprengt sei das völkersperrende Thor, eine Handelsstraße mehr sei aufgethan. Nach Menander jedoch würde Nebukadnezar bereits 587 begonnen haben, Ittobaal II. (Itthobalos) auf seiner Insel einzuschließen. Länger als je zuvor leistete Tyros Widerstand, erst nach dreizehn Jahren (574) ergab sich Ittobaal, wohl nur gezwungen durch die Noth, in welche die Absperrung vom Festlande und das Aufhören aller Erwerbsthätigkeit seine Unterthanen verfezt hatte. Denn Lohn ist Nebukadnezar und seinem Heere nicht geworden für den harten Dienst, in dem sie sich abquälen mußten vor Tyros, versichert ausdrücklich Ezechiel, obgleich dabei „alle Häupter kahl wurden und alle Schultern zerschunden.“ Im Sturm genommen, geplündert, zerstört wurde die Stadt nicht. Ittobaals Familie mußte nach Babylon übersiedeln, damit es, für den Fall daß Baal II., dem Nebukadnezar Tyros zum Lehn gab, sich ungehorsam erweisen sollte, in der Hand der Babyloniern an Kronprätendenten nicht fehle.¹⁾ Um die Pharaonen von weiteren Versuchen zur Einmischung abzuschrecken, unternahm Nebukadnezar (568) einen Feldzug gegen Aegypten. Die Tyrier blieben gefügig. Noch Nabonid bezeichnet Gaza als die südöstlichste Grenzmarke seines Reiches.

Auf die Regierung Baals II., die zehn Jahre währt (bis 564), folgte ein Interregnum, eine Zeit, in der Tyros nicht unter Königen, sondern unter Richtern, unter Schofeten stand, d. h. unter Gewalthabern, die keine Legitimität für sich in Anspruch zu nehmen vermochten. „Und zwar waren Richter,“ heißt es in einem Auszuge aus Menander bei Josephos, „Etnibaal der Sohn des Waslech (Baalschillek) zwei Monate, Chelbes der Sohn des Abdaios zehn Monate, Abbar der Hohepriester drei Monate; Myttynos (Matton) und Gerastratos (Gerastart) Sohn des Abdelim waren Richter sechs Jahre, und zwischen diesen war König Balatoros ein Jahr.“ Tyros befand sich also in Anarchie. Nach dem Ableben des Balatoros drang schließlich eine Partei durch, die sich einen rechtmäßigen König aus Babylon kommen ließ, Maharbaal (griechisch Merbalos), der vier Jahre regiert hat. Ihm folgte sein Bruder Hirom (III.), der ebenfalls aus Babylon geholt wurde. In das vierzehnte Jahr der zwanzig Jahre währenden Regierung Hiroms III. (538 v. Chr.) verlegten die Annalen von Tyros den Uebergang der Macht an Kyros den Perser. Wie etwas Selbstverständliches wechselte, als Babel

1) Ueber eine Inschrift am Mahr el-Kelb, die aus Nebukadnezars Zeit zu stammen scheint, vergl. oben S. 49; über ein Denkmal dieses Königs im Wadi Driffa im Libanon-gebiete 45 Kilom. östlich von Tripolis s. Pognon in dem *Archives des missions scientifiques*, 3^e sér., XIV, S. 345—349.

in die Hand der Perfer gerieth, Phönizien wie das übrige Syrien seinen Oberherrn. Den letzten Rest von Unabhängigkeitsgelüsten hatte, wie es scheint, die langwierige Belagerung von Tyros unter Nebukadnezar, die darauf folgende Periode der Anarchie in den Tyriern ersticht. Für Hiroms passives Verhalten mögen Zweifel an der Sicherheit seines eigenen Thrones maßgebend gewesen sein, wenn nicht Rücksichten auf die in Babel weilenden Anverwandten seines Hauses, Befürchtungen vor der Ernennung eines Gegenkönigs durch Kyros, und besaß Hirom etwas von der Erbweisheit der früheren Fürsten von Tyros, die ja Ezechiel in ihrer Art „weiser als Daniel“ dünkten, so vermochte er auch die Perfer als dasjenige Volk zu würdigen, dem in Vorderasien die Zukunft gehörte.

Hatte noch um 585 Ezechiel mit farbenreichen Worten Tyros als den großen Weltbazar schildern, die tyrischen Kaufleute Fürsten des Meeres nennen und den Beherrscher der Inselstadt dem Kerub des Paradieses zur Seite stellen dürfen, der auf dem von feurigem Gestein rings umschlossenen Berge Gottes unnahbar einherwandelt, so waren doch damals schon selbst für Tyros längst die Zeiten des höchsten Glanzes und Reichthums vorüber. 1) Der bescheidenen Ausdehnung Phöniziens entsprach von vorn herein nicht die übergroße Zahl und entfernte Lage der Ansiedelungen, welche die Phönizier an fremden Gestaden, zunächst um ihre Handelsinteressen mit Erfolg wahrzunehmen, hatten anlegen müssen. Was dadurch dem Mutterlande an tüchtiger Bevölkerung und eigener Kraft entzogen war, wurde nicht ausgeglichen durch die Schätze, die im Mutterlande sich aufspeicherten, dessen Umgebung keine Gebietserweiterung zuließ, und dessen eigener Wohlstand bei jedem Versuche zu aggressiver Machtentfaltung für immer aufs Spiel gesetzt worden wäre. Mochte auch die Entsendung von Auswanderern in vielen Fällen der Uebersiedelung vorbeugen, so konnte doch nichts davor schützen, daß im Laufe der Zeit die Colonien den Interessen der Mutterstadt mehr und mehr sich entfremdeten und in eine Lage geriethen, in der sie ganz auf sich allein angewiesen waren. Um von der syrischen Küste bis nach Gades zu fahren, war man in griechischer Zeit achtzig Tage, vordem wahrscheinlich viel länger, unterwegs und hatte das ganze Mittelmeerbecken zu durchqueren. Wäre selbst Phönizien die anhaltende Bedrängniß durch Kriegsnoth erspart geblieben, so würde dennoch unmöglich

1) Die Gleichnisse, in welchen Ezechiel die Macht von Tyros beschreibt, werden oft wörtlicher ausgelegt, als sie gemeint sind, besonders 27, 8—10. So hat man beispielsweise daraus entnehmen wollen, Sidon habe vorzugsweise Ruderer, Arados Ruderer und Soldaten, Byblos Schiffsbauleute und Seefahrer geliefert. Mit den Redewendungen, aus welchen dies geschlossen wird, hat der Prophet in Wirklichkeit aber nur ausdrücken wollen, wie sehr Tyros an Macht und Ansehen Sidon, Arados und Byblos überragt hat. Gleich es selber einem stolzen, mit Schätzen überreich beladenen Meerschiffe, dessen Steuer die politische Einicht der Weisesten von Tyros regierte, so fiel den Machthabern von Sidon, Arados und Byblos nur die tief untergeordnete Rolle zu, welche den Lenkern der Galeere gegenüber die Zimmerer, die Bertheidigungs- und Bedienungsmannschaften, die Ruderknechte haben.

geworden sein, auf die Dauer die Herrschaft über die Colonien in ihrer ganzen Ausdehnung aufrecht zu erhalten, die Entfaltung der Selbständigkeit zu hindern. Mit dem Zeitraume aber, in welchem gerade Phönizien unter den Angriffen der Assyrer am meisten zu leiden hatte, in welcher die Bewohner von Tyros auf die Vertheidigung ihrer Seeburg sich beschränken mußten, fällt die Periode zusammen, in der die Hellenen auf Sizilien ihre Niederlassungen gegründet haben. Die unmittelbare Verbindung mit den Phöniziern des Westens ging dadurch verloren. Diese waren nunmehr gezwungen, auf eigene Hand und gleichsam mit völliger Veränderung der Front ihrer Widersacher sich zu erwehren. Zugleich ist im Tarschischlande im Anfange des siebenten Jahrhunderts unter einer einheimischen Dynastie, deren Repräsentant in der Sage der langlebige König Arganthonios ist, welcher das ansehnliche Alter von 150 Jahren erreicht haben soll, allem Anschein nach ein Reich entstanden, dessen Beherrscher nicht mehr ausschließlich die Handelsgeschäfte der Phönizier begünstigten. Als um 690 der Rauffahrer Kolaios von Samos dorthin gelangte, konnte er unbehelligt so viel Silber eintauschen, daß er bei dem Verkaufe sechzig Talente herausgeschlagen haben soll, und seinen Spuren folgten nunmehr namentlich pholäische Seefahrer. Ueberall, wo der hellenische Kaufmann und Seefahrer zugelassen war, begann er den phönizischen in Schatten zu stellen, und als unter Psammetichs I. Regierung Aegypten mehr als je zuvor dem Verkehr mit dem Auslande sich erschloß, hatten am meisten Vortheil davon nicht die Phönizier, sondern die Hellenen, wenn es auch wahr sein mag, daß in Nekhos Aufträge phönizische Seefahrer zum ersten Male die Umschiffung Afrikas versucht und glücklich ausgeführt haben. In Kilikien hatte bereits vor der Perserzeit die hellenische Cultur angefangen sich einzubürgern, und ungefähr um dieselbe Zeit, in welcher Phönizien Tyros unterthan wurde, kamen die Städte Cyperns, welches längst zum größten Theile hellenisch geworden war, wenn auch nur vorübergehend, unter die Oberhoheit Aegyptens. Von hier ab bis zur Zeit Alexanders des Großen bildet die Geschichte Phöniziens einen Theil der Geschichte des Perserreichs, die Geschichte der Phönizier des Westens aber gestaltet sich seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts v. Chr. immer mehr zur Geschichte der Stadt, welche dort thatkräftig zur Gebieterin über die Colonien sich aufwarf, verknüpft sich aufs Engste mit den Schicksalen Karthagos.

Verzeichniß der Illustrationen.

Im Text.

- Seite 14: Karthagische Münze. Originalgröße. (Nach dem Original im königl. Münz-
cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 15: Münzen römischer Procuratoren Judäas. Originalgröße. a. Aus dem
39. Jahre des Kaisers Augustus. b. Aus dem 4. Jahre des Kaisers
Tiberius. (de Saulcy, Numismatique de la terre sainte.)
- „ 35: Karte des nördlichsten Abschnittes des syrischen Küstenlandes. (Nach
Dr. Rich. Pietschmann's Entwürfe gezeichnet von C. Dpiß.)
- „ 37: Reste der Mauern des ehemaligen Arabos. (E. Renan, Mission de
Phénicie.)
- „ 43: Die Schlucht des Nahr Radischa, mit Ausblick auf Tripolis. (Ebers und
Guthe, Palästina.)
- „ 45: Karte des syrischen Küstenlandes von Tarabulus bis Beirut. (Nach
Dr. Rich. Pietschmann's Entwürfe gezeichnet von C. Dpiß.)
- „ 47: Quelle des Adonisstromes bei Afta. (Le Tour du Monde, 1882.)
- „ 52: Münze von Berytos aus der Zeit Hadrians. Originalgröße. (Nach dem
Original im königl. Münz-cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 53: Karte der Küste von Beirut bis Ras Serafend. (Nach Dr. Rich. Pietsch-
mann's Entwürfe gezeichnet von C. Dpiß.)
- „ 55: Plan der Umgebung von Saïda (Sidon). (Ebenso.)
- „ 59: Karte des Küstengebietes von Ras Serafend bis zur tyrischen Treppe.
(Ebenso.)
- „ 62: Plan der Umgebung von Sur (Tyros). (Ebenso.)
- „ 63: Münze des Pnytagoras von Salamis. (Tyche; Revers: Adonis). Original-
größe. (Revue numismatique. Nouv. série. X.)
- „ 73: Ras el-Ab, ab. (Ebers und Guthe, Palästina.)
- „ 74: Drei laodizeische Münzen. Originalgröße. a. Aus der Zeit Demetrios II.
(Reichardt in der Numismatischen Zeitschrift, Wien. II). b. Aus der Zeit
Antiochos IV. (Catalogue of Greek Coins in the British Museum:
The Seleucid Kings of Syria.) c. Mit dem Bilde des Gottes Men.
(F. de Saulcy, Numismatique de la terre sainte.)
- „ 77: Ras en-Nakura. (Ebers und Guthe, Palästina.)
- „ 78: Karte des südlichsten Theiles der Küstenländer Syriens. (Nach Dr. Rich.
Pietschmann's Entwürfe gezeichnet von C. Dpiß.)
- „ 79: Afta von Säben gesehen. (Ebers und Guthe, Palästina.)
- „ 83: Ruinen von Casarea. (Ebb.)

- Seite 87: Münze von Astalon. Originalgröße. (de Sauley, Numismatique de la terre sainte.)
- „ 105: Münze von Sidon. Originalgröße. (Catalogue of Greek Coins in the British Museum: The Seleucid Kings of Syria.)
- „ 127: Feuersteinmesser aus Grotten in der Nähe des Naḥr el-Keḥb. (de Luyne, Voyage d'exploration à la mer morte.)
- „ 140: Münzen von Byblos. Originalgröße. (a. Choix de monnaies grecques du cabinet de Imhoof-Blumer. b. Nach dem Original im königl. Münz-cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 145: Dagon auf einer phönizischen Münze, vermuthlich von Arabos. (Ebb.)
- „ 149: Aegyptische Darstellung der Göttin Anat. (Wilkinson, the manners and customs of the ancient Egyptians.)
- „ 150: Aegyptische Darstellungen des Gottes Reschuf. (a. Ebb.) b. Lajard, Recherches sur le culte du cypres pyramidal. (Mémoires de l'Institut, Académie des Inscriptions, XX.)
- „ 151: Siegel-Cylinder mit Darstellungen des Gottes Reschuf. (Collection de Clercq. Catalogue méthodique et raisonné. Antiquités assyriennes, cylindres orientaux, cachets, briques, bronzes, bas-reliefs etc. Publié par M. de Clercq et M. J. Menant.)
- „ 159: Grabrelief späten, griechisch-römischen Stils aus Tyros. (Nach dem Original im königl. Museum zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 173: Münze von Byblos. Originalgröße. (de Luyne, Numismatique des satrapies et de la Phénicie.)
- „ 175: Darstellungen auf einer Silberchale von Furion auf Cypern. (Clermont-Ganneau, l'imagerie phénicienne. I^{re} partie: la coupe phénicienne de Palestrina.)
- „ 177: Sag, weiblicher Greif; Sefer ober Seref. Greif, Darstellungen in einem alten ägyptischen Grabe. (Champollion, Monuments de l'Égypte, IV.)
- „ 178: Relief aus Ruad (Arabos) in weißem Marmor. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 179: Gepard, der auf dem Rücken ein Menschenhaupt zwischen einem Flügel-paar trägt. Darstellung in dem Chnemhotep-Grabe zu Beni Hassan in Aegypten. (Champollion, Monuments de l'Égypte, IV.)
- „ 189: Darstellungen auf einer Schale in vergoldetem Silber aus Larnaka. Paris, Louvre-Museum. (Musée Napoleon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 190: Münze von Berytos. (Nach dem Original im königl. Münz-cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 197: Borj el-Bezzâf, „Schnecken-thurm.“ Grabdenkmal bei Amrit. (E. Renan, Mission de Phénicie.)
- „ 200: Tempel von Byblos auf einer Münze aus der Zeit des Kaisers Macrinus. (Nach dem Original im königl. Münz-cabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 201: Grundriß des Tempels von Byblos. (Entworfen von Dr. Rich. Pietschmann nach der Abbildung des Tempels.)

- Seite 204: Goldschmuck aus der phönizischen Nekropole von Tharros auf Sardinien. (Catalogo della raccolta archeologica Sarda del Giov. Spano.)
- „ 205: Motivstein von Hadrumetum. (Gazette archéologique. IV. 1884.)
- „ 210: Motivstein von Hadrumetum. (Ebd.)
- „ 213: Münze von Arados aus der Zeit Elagabals. (Nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 214: Abbild des Gottes Baal Hammon, den heiligen Baum in der Hand haltend. (Recueil de notices et de mémoires de la société archéologique de Constantine. Vol. XVIII.)
- „ 219: Darstellung auf einem Starabäus in grünem Jaspis: Gott in Gestalt des ägyptischen Gottes Besa, einen erlegten Löwen auf den Schultern, einen erlegten Eber in der Hand tragend. Ueber dem Kopfe des Löwen das Bild des Mondes. Paris, Louvre-Museum. (Revue d'assyriologie et d'archéologie orientale publiée sous la direction de M. J. Oppert et M. E. Lédrain. I.)
- „ 222: Wasserbehälter in porösem Kalkstein aus Amathus auf Cypern. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 223: Stierbild im Henkel der großen Kalksteinvase von Amathus. (Ebd.)
- „ 224: Kyprische Münze. (Ebd.)
- „ 225: Marmorvase aus Sidon. (Nach dem Original im königl. Museum zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 225: Marmorvase aus Sidon: Darstellungen auf den Außenseiten. (Ebenso.)
- „ 227: Siegelstein und dessen Abdruck. (Ebenso.)
- „ 233: Gottheit eine erlegte Löwin haltend. Statue in porösem Kalkstein. Konstantinopel, Ottomanisches Reichsmuseum in Eschinli-Kidsch. (Gazette archéologique. 1879.)
- „ 234: Margaia-Deifeto in ihrem Haine, umgeben von mit ihr über ihren Fehltritt klagenden Frauen. Relief in grauem Marmor. Paris, Louvre-Museum. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 235: Münze von Arados aus der Zeit Gordians III. Originalgröße. (Nach dem Original im königl. Münzcabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 236: Grabdenkmäler zu Amrit, genannt Meghâzil, die „Spindeln“. (E. Renan, Mission de Phénicie.)
- „ 240: Phönizische Purpur-Muscheln: a. b. Murex trunculus. c. Purpura haemastoma. d. Murex brandaris. (Lovel Augustus Reeve, Conchologia iconica. Vol. III.)
- „ 241: Conglomerat aus zerbrochenen Murex-Gehäusen. (W. R. Wilde, Narrative of a voyage to Madeira, Teneriffe and along the shores of the Mediterranean.)
- „ 246: Silberchale gefunden in einem Grabe bei Meluscha (Melusja) in der Nähe von Athieno auf Cypern. (Nach dem Original im königl. Museum zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 247: — — Darstellungen auf der Innenseite derselben. (Ebenso.)

- Seite 256: Aegyptische Abbildungen syrischer Prachtvasen. (Rosellini, Monumenti dell' Egitto, II.)
- „ 257: Aegyptische Darstellung eines Tribut bringenden Bewohners des Westlandes. (Ebd.)
- „ 266: Weibliche Gottheiten nach der Darstellungsweise der babylonisch-assyrischen Kunst auf Thieren thronend. a. Münze von Rhosos. b. Münze, vermuthlich von Aschod. Originalgröße. (Nach den Originalen im königl. Münzcabinet zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 267: Figur in assyrischer Priesterkleidung. Darstellung auf einem Siegelcylinder. (Collection de Clercq. Catalogue méthodique et raisonné. Antiquités assyriennes, cylindres orientaux, cachets, briques, bronzes, bas-reliefs etc. Publié par M. de Clercq et M. de Menant. vol. I.)
- „ 268: Darstellungen auf einem Siegelcylinder. (Ebd.)
- „ 270: Brust-Panzerbeden von syrischer Arbeit. Darstellung in einem Grabe zu Theben in Aegypten. (Champollion, Monuments de l'Égypte, III.)
- „ 273: Fünf geschnittene Steine von phönizischer Arbeit. Doppelte Größe der Originale. (Nach den Originalen im königl. Museum zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 274: Säule aus Tyros in weißem Marmor. Paris, Louvre-Museum. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Text explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 274: Torso einer Statue in röthlich grauer Lava. Paris, Louvre-Museum. (Ebd.)
- „ 275: Aegyptische Darstellung eines Fabelwesens, Djef oder SebJ genannt. (Champollion, Monuments de l'Égypte, IV.)
- „ 275: Malerei auf einem Straußenei, gefunden zu Vulci in Etrurien. (G. Perrot et Ch. Chipiez, Histoire de l'art dans l'antiquité, III.)
- „ 276: Relief aus Ruad (Arados) in weißem Marmor. Paris, Louvre-Museum. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 277: Zwei tyrische Kapitäle in Kalkstein. Paris, Louvre-Museum. (Ebd.)
- „ 281: Darstellung eines phönizischen Tempels mit dreifachem Portale. In Goldblech gepreßt. Aus Mykenae. (Schliemann, Mykenae.)
- „ 288: Ohrgehänge aus Gold mit Filigranarbeit, in ägyptischem Geschmack. Giovanni Spano's Sammlung. (Catalogo della raccolta archeologica Sarda del Giov. Spano.)
- „ 289: Grabdenkmäler, sogenannte Nuraghi, auf Sardinien. (Giov. Spano, Memoria sopra i nuraghi di Sardegna.)
- „ 289: Altarische Grabdenkmäler, sogenannte Rigüm („Steinhausen“) im Wadi Thirba. (Doughty, Travels in Arabia Deserta.)
- „ 294: Siegelstein in Carbondy. Florenz, Museum. (de Luynes, Numismatique des satrapies et de la Phénicie.)
- „ 295: Münze von Tyros aus der Zeit Gordians III. Originalgröße. (Nach dem Original im königl. Museum zu Berlin gezeichnet von A. Lütke.)
- „ 297: Kabr Hairan, Grabdenkmal am Wege zwischen Tyros und Rana. (E. Renan, Mission de Phénicie.)

Vollbilder.

- Seite 5: Die Metropolis von Saïda (Sidon) bei Mogharet Ablun. (de Luynes Voyage d'exploration à la mer morte. I.)
- „ 48: Küstenstraße mit Fels-Sculpturen an der Mündung des Nahr el-Kelb. (Joseph Bonomi in den Transactions of the R. Society of Literature. III. Part I.)
- „ 54: Ansicht von Saïda (Sidon). (de Luynes, Voyage d'exploration à la mer morte. I.)
- „ 61: Ansicht von Sur (Tyros). (Ebd.)
- „ 181: Botivstein aus Karthago. (Gazette archéologique. 1880.)
- „ 235: Terracotten aus Phönizien. (Musée Napoléon III. Choix de monuments antiques pour servir à l'histoire de l'art en Orient et en Occident. Texte explicatif par Adrien de Longpérier.)
- „ 278: Darstellungen auf einer Silberschale aus der Metropole von Amathus auf Cypern. New-York, Metropolitan-Museum. (Clermont-Ganneau, l'imagerie phénicienne. I^{re} partie: la coupe phénicienne de Paestrina.)

Doppelvollbild.

- „ 302: Flotte Senacheribs. (A. H. Layard, Monuments of Ninive. Second series.)



Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

	Seite
1. Abgrenzung der Aufgabe. Quellen der phönizischen Geschichte . . .	3
2. Eigenart der Geschichte der Phönizier	9
3. Der Name Phönizien	13
4. Naturbeschaffenheit des Landes	17
5. Die Küstenlandschaften Syriens und deren Städte	35
6. Abstammung der Phönizier	87
7. Herkunft der Phönizier	109

Zweiter Abschnitt.

1. Anfänge der Geschichte und Cultur Phöniziens	127
Entwicklungsgang der Religion der Phönizier	152—237
2. Geschichte der Phönizier bis zum Niedergange der Herrschaft Aegyptens. Die Colonien	245
3. Geschichte der Phönizier bis zur Perserzeit	292
 Verzeichniß der Illustrationen	 309









